Viktor Cathrein S. J.

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Die Naturvölker
Einheitlichkeit, Abgrenzung
und Ursachen

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung

170.9
C287

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins
der Menschheit

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Eine ethnographische Untersuchung

von **Viktor Cathrein S. J.**

Drei Bände. gr. 8° *M* 36.–; geb. in Leinwand *M* 40.–

I. Band: Die Kulturvölker. Die Naturvölker Europas, Asiens und Afrikas (nördliche Hälfte).

II. Band: Die Naturvölker Afrikas (Südhälfte) und Nordamerikas.

III. Band: Die Naturvölker Südamerikas, Australiens und Ozeaniens.

Die drei Bände können auch für sich bezogen werden (Bd I zu *M* 13.–, geb. *M* 14.40; Bd II zu *M* 12.–, geb. *M* 13.40; Bd III zu *M* 11.–, geb. *M* 12.20), jedoch verbindet die Abnahme eines Bandes auch zum Bezug der übrigen

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Eine ethnographische Untersuchung

von

Viktor Cathrein S. J.

Dritter (Schluß-) Band

Die Naturvölker Südamerikas, Australiens und Ozeaniens

ALMA COLLEGE
LIBRARY
Alma, California

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1914
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

184

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 30 Maii 1914

✠ **Thomas,** Archiepp̃s

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Vierter Teil.

Die Naturvölker Amerikas.

Zweiter Abschnitt.

Die Eingebornen Südamerikas.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen auf den Kleinen Antillen und in Guayana.

Seite

1. Die Kariben auf den Kleinen Antillen 1
2. Die Eingebornen Französisch-Guayanas im 17. Jahrhundert . . . 7
3. Die Kariben in Britisch-Guayana 12
4. Die Arawaken in Britisch-Guayana 15
5. Die Makuschis 19
6. Die Buschneger in Surinam (Niederländisch-Guayana) 22
7. Die Angaben de Laets über die Eingebornen Guayanas 26

Zweites Kapitel.

Die Eingebornen Venezuelas.

1. Die Wilden im Gebiete des Orinoko 27
2. Die Eingebornen im Norden von Venezuela 34

Drittes Kapitel.

Die Eingebornen von Colombia und Ecuador.

1. Die Indianer an der Nordküste Colombias im 16. Jahrhundert . . . 39
2. Die Indianer im Innern Colombias zur Zeit der Entdeckung . . . 40
3. Die wilden Indianer in den colombianischen Kordilleren 49
4. Die Jivaros in Ecuador 53
5. Die Mainas am oberen Marañon 57

Viertes Kapitel.

Die Indianer an der Küste und im Marañongebiete Brasiliens.

1. Die Tupis 66
2. Einige Völkerstämme am Marañon 77
3. Die Siusi am Aiarý 85
4. Die Kobeua am Rio Cuduiarý (am oberen Rio Negro) 93
5. Die Muras, Jumanas, Miranhas und Mundrucus 97

Fünftes Kapitel.

Die Eingebornen Südbrasiliens.

1. Die Botokuden 102
2. Dei Bororos 108

Seite
3. Die Coroados und verwandten Stämme am Rio Xibotó 115
4. Die Cayuas 121
5. Die Carajás 123
6. Die Apiacas, Chambioas und Chavantes 127
7. Die Neger Brasiliens 129

Sechstes Kapitel.

Die Indianer Paraguays, Nordargentiniens und Bolivias.

1. Die Guaranis 133
2. Die Guaykurus 137
3. Die Mokobier 146
4. Die Abiponer 152
5. Die Chiquitos 161
6. Die Tobas 165
7. Die Guatos 167
8. Die Calchaquis 168
9. Die Chiriguanos 171
10. Die Chanés 176
11. Die Chorotis und die Aſhluslays 181
12. Die Matakos (Mataguayos) 186
13. Die Guarayos 188
14. Die Manaziker 192
15. Die Moxos 195
16. Die Indianer von Tumupaſa in der bolivianiſchen Provinz Caupolican . 201
17. Die Virakaner 203
18. Die Eingebornen der Provinz Santa Cruz de la Sierra 205
19. Die Cianen 208
20. Die Diagiten 209
21. Die Yurakares (Yukares) 209

Siebtes Kapitel.

Die Eingebornen Chiles und Südargentiniens.

1. Die Araukaner 212
2. Die Patagonier 224
3. Die Feuerländer 230
I. Die Ona 232
II. Die Yagan 236
III. Die Alacaluf 238

Fünfter Teil.

Auſtralien und Ozeanien.

Vorbemerkung 240

Erſter Abſchnitt.

Das auſtraliſche Feſtland und Tasmanien.

Erſtes Kapitel.

Die Eingebornen Südoſt-Auſtraliens.

1. Allgemeine Charakteriſtik der ſüdöſtlichen Auſtralneger 241
2. Über einige Stämme von Neuſüdwales im beſondern 255

Seite
3. Die Euahlayi 260
4. Die Bungyarlee, Parkungi und verwandte Stämme nördlich vom Darling River 268

Zweites Kapitel.

Die Eingebornen im Süden und Westen Australiens.

1. Die Südaustralier 272
2. Die Westaustralier (südlicher Teil) 284
3. Die Westaustralier (nördlicher Teil) 289

Drittes Kapitel.

Die Australier an der Nord- und Ostküste.

1. Die Australier im Westen des Nördlichen Territoriums 299
2. Die Australier am Carpentariagolf 303
3. Die Australier an der Moretonbai 309

Viertes Kapitel.

Die Eingebornen Zentralaustraliens.

1. Die Dieri 311
2. Die Aranda und Loritja 319

Fünftes Kapitel[1].

Die Tasmanier.

Die Tasmanier 334

Zweiter Abschnitt.

Die Ozeanier.

Erstes Kapitel.

Die Melanesier.

1. Die westlichen Stämme der Torresstraße 342
2. Die Eingebornen von Daudai (Britisch-Neuguinea) 348
3. Die Papuaner in der Nähe der Insel Yule (Britisch-Neuguinea) . . 350
4. Die Mafulu (Britisch-Neuguinea) 360
5. Die Eingebornen der Dufaure-Insel, des Papuagolfs usw. 368
6. Die Papua im Mimikadistrikt (Holländisch-Neuguinea) 371
7. Die Monumbo und die Walman in Deutsch-Neuguinea (Kaiser-Wilhelmsland) 374
8. Die Bewohner der Insel Rook 384
9. Die Einwohner von Neupommern 388
   I. Die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel 388
   II. Die Baining auf der Gazellehalbinsel 391
   III. Die Stämme des mittleren Teiles von Neupommern 395
10. Neumecklenburg 398
11. Die Admiralitätsinsulaner 402
12. Die Salomoner 408

[1] Durch Versehen ist S. 384 der Titel des Kapitels ausgefallen.

Seite
13. Die Neukaledonier 415
I. Die Bewohner der Belepinseln 415
II. Die Eingebornen der Hauptinsel Neukaledonien 420
14. Die Neuhebridener 425
15. Die Banksinsulaner 435
16. Die Fidschi-Insulaner 440

Zweites Kapitel.

Die Mikronesier.

1. Die Bewohner der Marianen 448
2. Die Karoliner 454
3. Die Palau-Insulaner 467
4. Die Marshallaner 470
5. Die Gilbertiner 475

Drittes Kapitel.

Die Polynesier.

1. Die Maori auf Neuseeland 483
2. Die Tonganer 493
3. Die Futunier 505
4. Die Wallisinsulaner 510
5. Die Samoaner 516
6. Die Tahitier 526
7. Die Paumotu 532
8. Die Gambier 539
9. Die Osterinsulaner 545
10. Die Bewohner der Markesasinseln 548
11. Die Hawaii-Insulaner 552

Schlußergebnis 563

Alphabetisches Verzeichnis der behandelten oder erwähnten Völker und Stämme (Religionsgemeinschaften) 579

Personen- und Sachregister 584

Vierter Teil.

Die Naturvölker Amerikas.

Zweiter Abschnitt.

Die Eingebornen Südamerikas.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen auf den Kleinen Antillen und in Guayana.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas bewohnten die Kariben (Karaiben) die Kleinen Antillen und das angrenzende südamerikanische Festland. Sie werden als ein wildes, kriegerisches und grausames Volk geschildert, das den Schrecken der Indianer auf den Großen Antillen bildete. Sie unternahmen weite kriegerische Streifzüge, auf denen sie viele niedermetzelten und andere, besonders Frauen und Kinder, als Gefangene in die Sklaverei schleppten. Fast allgemein werden sie von den ältesten Schriftstellern: Petrus Martyr, Oviedo, Gomara usw., als Menschenfresser bezeichnet. Auch Sodomie wird ihnen vorgeworfen. Auf den Rat der Beamten und Theologen erließ Ferdinand der Katholische das Gesetz, man solle den Kariben das Evangelium predigen, und wenn sie bereit seien, ihre Abgötterei, Menschenfresserei und unnatürlichen Laster aufzugeben, so solle man ihnen ihre Freiheit und ihr Eigentum lassen; wenn sie aber in ihren Lastern verharrten, könne man sie zu Sklaven machen[1]. Das gab gewissenlosen Beamten und Abenteurern Veranlassung, dem Namen Kariben die weiteste Ausdehnung zu geben. Man war geneigt, überall mit den genannten Lastern behaftete Kariben zu finden, dann konnte man die Wilden nach Belieben zu Sklaven machen. Deshalb ist es fast unmöglich, nach den ältesten Berichten die eigentlichen Kariben von andern Völkern zu unterscheiden. Wir wollen zuerst

1. die Kariben auf den Kleinen Antillen

betrachten, von denen wir — allerdings erst aus dem 17. Jahrhundert — ganz zuverlässige Nachrichten haben. Nach P. du Tertre O. P.[2] behaupteten die Kariben auf den Antillen, von den Galibis (Kariben) auf der Nordküste

[1] Gomara, Historia de las Indias 189.

[2] Histoire générale des Antilles habitées par les Français, 4 Bde, Paris 1667 bis 1671.

Südamerikas abzustammen. Ihr Stammvater Kaligano soll es überdrüssig geworden sein, noch länger unter seiner Nation zu leben, und sich mit den Seinigen auf San Domingo niedergelassen haben. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Tradition betrachtet du Tertre die noch zu seiner Zeit bestehende Verschiedenheit der Sprache der Männer und der Frauen. Denn, sagen die Kariben, die Galibis hätten die Männer auf den Inseln getötet und deren Frauen und Töchter den jungen Männern der eigenen Nation gegeben.

Dieselbe Ansicht hatte schon Pierre Pelleprat S. J. im Jahre 1655 geäußert. Obwohl es, schreibt er, verschiedene Ansichten über den Ursprung der Kariben und ihres Bündnisses mit den Galibis gibt, scheint mir doch die folgende die wahrscheinlichste. Als die Galibis, ein mächtiges und zahlreiches Volk auf dem Kontinent, schon vor mehreren Jahrhunderten die Igneris, die ehemaligen Bewohner dieser Inseln, mit Krieg überzogen, erlangten sie solche Vorteile, daß sie nach der Gewohnheit der Wilden dieser Gegenden alle Männer und männlichen Kinder töteten und die Frauen und Mädchen am Leben erhielten. Bald gaben sie diese Gefangenen den jungen Männern ihrer Nation zu Frauen, und daher ist es gekommen, daß die Männer die Sprache der Galibis redeten, die Frauen aber die der Igneris. Die diesen Ehen entsprossenen Kariben bedienen sich deshalb zweier Sprachen, die eine ist den Frauen, die andere den Männern eigen. Man findet noch jetzt auf einigen Inseln Gebeine der ersten Einwohner, welche die Kariben sehr wohl von denen ihrer eigenen Nation zu unterscheiden wissen[1]. Auch die Gleichheit der Sitten, Religion und der Sprache der Galibis auf dem Festland und der Kariben auf den Inseln beweist ihm ihre Zusammengehörigkeit.

Von der Religion der Kariben und der ihnen nicht verwandten Eingebornen der Antillen sagt Petrus Martyr[2]: Quid utraque gens praeter coelum atque eius lumina adoret, non satis exploratum est. Später behauptet er speziell von den Kariben auf San Domingo: Nihil adorare praeter coeli numen creduntur[3]. An letzterer Stelle sagt er von der Anbetung von Sonne und Mond (coli lumina) nichts, an beiden Stellen behauptet er, daß sie den Himmel (coeli numen) anbeten. Unter dem Himmel haben wir ohne Zweifel Gott, den Herrn des Himmels, zu verstehen. Das geht klar aus dem hervor, was du Tertre berichtet. Die Kariben, sagt er[4], haben eine dunkle Kenntnis von einem Gott, der mächtiger ist als alle diejenigen, von denen die Rede sein wird, und sie kommen darin mit uns überein, daß er den Himmel erschaffen hat und daß er dort wohnt; doch behaupten einige, der Gott der Franzosen habe den Himmel der Franzosen, und der Gott der Inseln den Himmel der Kariben geschaffen; andere jedoch machen diese Unterscheidung nicht. Sie gestehen auch, Gott sei so gut, daß er niemand etwas Böses zufüge, sie erweisen ihm aber keine Ehre und richten alle ihre

[1] Relations des Missions des Pères de la Compagnie de Jésus dans les Iles et la Terre ferme de l'Amérique méridionale. Zuerst erschienen im Jahre 1655, neu herausgegeben in dem Werke Mission de Cayenne et de la Guyane française, Paris 1857, 3 ff.

[2] De rebus oceanicis et orbe novo decades tres, Basileae 1533, 2.

[3] Ebd. l. 2, f. 4, p. 2. [4] Histoire générale II 364.

Opfer an die Wesen, von denen sie Gutes erhoffen oder Böses fürchten. Den Namen dieses Gottes gibt du Tertre nicht an. Auch der Ordensgenosse du Tertres, P. Labat O. P., berichtet, daß die Kariben wenigstens dunkel zwei Prinzipien anerkennen, ein gutes und ein böses; von dem ersteren sagen sie, da es gut und aus sich wohltätig, sei es unnütz, zu ihm zu beten oder ihm zu danken, es gebe unaufhörlich und ohne daß man darum bitte, alles, was wir nötig haben[1]. Nach Labat haben die Kariben keinen Namen für dieses gute Wesen, das böse aber nennen sie Manitu. Wenn wir dem P. Lafitau glauben dürfen, hatten sie doch einen Namen für das gute Prinzip, sie nannten es Chemiin[2]. Möglicherweise reden beide Schriftsteller nicht von denselben Stämmen. Nach Gumilla hatten die Kariben an der Mündung des Orinoko eine Idee von Gott, den sie „Quiyumocon", d. h. „Unser Großer Vater", nannten. Die Missionäre vermieden aber diesen Ausdruck, weil es ihnen noch nicht ausgemacht schien, ob sie damit die erste Ursache der Dinge oder ihren Stammvater bezeichnen wollten. Der Streit drehte sich also nicht um die Sache, sondern bloß um den Namen, denn daß die Kariben eine dunkle Idee von Gott hatten, gilt Gumilla als ausgemacht.

Außer dem höchsten Wesen nahmen die Kariben zwei Arten von Geistern oder untergeordneten Götzen an, von denen die einen, die Icheiri, gut sind, die andern aber, die Maboya oder Mapoya, böse. Diese Götzen bestehen aus beiden Geschlechtern, pflanzen sich fort und sind einst Menschen gewesen wie die Kariben, aber aus verschiedenen Nationen. Wenn sie von den Boyes (Zauberern) gerufen werden, bringen sie zuweilen ihre Kindeskinder mit. Sie glauben, diese Geister hätten die Macht, dem Maniok Wachstum zu verleihen, Krankheiten zu heilen, Orkane zu verursachen, zu vergiften und zu töten. Die Zauberer, die mit diesen Geistern verkehren, können kaum Priester genannt werden, da sie keine eigentlichen Opfer darbringen. Die meisten Boyes werden von Jugend auf ihrem Dienste gewidmet und sozusagen geweiht. Sie müssen zu dem Zweck lange fasten und sich Blut abzapfen lassen, indem man sie von allen Seiten mit Akontizähnen kratzt. Wenn ein Zauberer einen andern zum Boye machen will, so läßt er nach langem Fasten seinen Geist herabkommen. Das geschieht im großen Gemeindehaus, an dessen Eingang ein kleiner Tisch steht, auf dem sich das gewöhnliche Opfer, bestehend in frischer Kassave und in Uicyka, in frischen Kalebassen befindet. Jetzt ruft der Boye seinen Geist an und fällt dann wie leblos in der Hütte hin, wo man eine eigens für ihn bereitete Hängematte hinhängt und ihm die bereit liegenden Opfer darbringt. Nun beginnt der Boye eine Rede und bittet um einen Gott (Geist) für seinen Kandidaten, der sich ebenfalls durch strenges Fasten vorbereitet hat. Der Geist des Boye gibt nun diesem auch einen Geist, der in menschlicher Gestalt erscheint.

---

[1] Voyage du P. Labat O. P. aux Isles de l'Amérique. Wir zitieren nach der Ausgabe in 4°, La Haye 1724, II 3, 123.

[2] Mœurs des Sauvages Américains I (1724) 126. Nach C. de Rochefort (Historische Beschreibung der Antilleninseln II, Frankfurt a. M. 1668, 337) nannten die Männer Gott Icheiri, die Weiber dagegen Chemiin. Zitiert bei Theod. Koch, Zum Animismus der südamerikanischen Indianer 1900, 25. Supplement zu Bd XIII des Internationalen Archivs für Ethnographie (Leiden).

Auch die Frauen können als Zauberinnen eine weibliche Gottheit erhalten. Die Boyes heilen die Krankheit mit den Geistern, die in sie hineinfahren, wie sie behaupten. Sie begeben sich zum Kranken, saugen an ihm, pressen, tun, als ob sie Knochen und Schlangenzähne aus ihm heraussögen, und geben dann vor, diese Dinge seien die Ursache der Krankheit gewesen[1].

Die Wilden machen auch kleine Holzstatuen, von denen sie behaupten, es seien Bilder der Maboyas, die ihnen erschienen seien und sie mißhandelt haben. Sie tragen dieselben am Hals, um sich vor neuen Mißhandlungen zu schützen. Bei einer Mondfinsternis glauben sie, die Maboyas verzehrten den Mond, deshalb heulen und schreien sie während derselben in die Luft hinaus. Bei verschiedenen Gelegenheiten fasten sie aus Aberglauben, z. B. wenn ein Knabe oder ein Mädchen ins heiratsfähige Alter kommt, wenn die Kinder Vater und Mutter verlieren oder einer Frau der Mann stirbt, und besonders wenn das junge Ehepaar als erstes Kind einen Knaben bekommt. Bei solchen Gelegenheiten dürfen sie oft mehrere Tage weder essen noch trinken. Aus Aberglauben essen sie auch manche Speisen nicht, z. B. Schweinefleisch, Schildkröten, Salz usw.

Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Sie meinen aber, jedermann habe drei Seelen: eine im Herzen, eine im Kopf und eine im Arm. Die, welche im Herzen wohnt und sich durch ihr Klopfen offenbart, geht, sagen sie, nach dem Tode direkt in den Himmel, um dort glücklich zu sein; die, welche im Kopf und Arm wohnen und sich durch die Muskelbewegung offenbaren, werden Maboyas genannt; diesen schreiben sie alles Böse zu, das ihnen widerfährt[2]. — Bei der Niederkunft der Frau muß sich der Mann in die Hängematte legen, und da besucht man ihn wie einen Kranken. Er muß einige Tage lang streng fasten und sich noch nachher vieler Speisen enthalten. Nach vierzigtägiger Fastenzeit kommen die Verwandten zu einem Fest zusammen, bei dem der Mann mit Akontizähnen zerkratzt wird, so daß reichlich Blut fließt, und zuweilen wird noch Pfeffer in die Wunden gestreut. Alles das muß er schweigend ertragen, so daß er manchmal aus einem eingebildeten ein wirklicher Kranker wird. Acht Tage nach diesem Fest ladet der Vater seine intimsten Freunde ein, um Paten des Knaben oder, wenn es ein Mädchen ist, Patinnen zu sein; dann durchbohrt man dem Kinde die Ohrlappen und die Nasescheidewand und gibt ihm einen Namen. Die Mütter lieben ihre Kinder zärtlich und sind sehr für sie besorgt.

Wenn der Mann sich von der Frau trennt, behält sie alle kleinen Kinder bei sich; sind aber die Kinder schon älter, so folgen die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter. Von einer Erziehung der Kinder ist kaum eine Spur. Die Kinder werden auch nicht angehalten, die Eltern zu ehren, und wenn sie deren Befehle ausführen, geschieht es mehr aus Laune als Ehrfurcht vor den Eltern. Ja sie mißhandeln manchmal die Eltern, und die meisten werden wegen eines solchen Verhaltens nicht einmal getadelt. Kommen die Kinder ins heiratsfähige Alter, so müssen sie sich langen Fasten und verschiedenen Peinigungen unterziehen. Will man einen Knaben in den Rang der Krieger aufnehmen, so muß er sich einen Raubvogel (mancefeuil) verschaffen und ihn ernähren bis zur

[1] Histoire générale usw. 366 ff. [2] Ebd. 372.

Zeit der Feier. An diesem Tage ladet der Vater die besten Freunde ein, setzt seinen Sohn auf einen kleinen Stuhl, ermahnt ihn, im Kampfe tapfer zu sein, sich an seinen Feinden zu rächen, und zerschlägt dann auf seinem Kopf den Kopf des Vogels, und trotz aller Schmerzen darf der Knabe nicht zucken; er wird dann noch am ganzen Leibe geschnitten, mit Pfeffer eingerieben und erhält endlich das Herz des Vogels zur Speise, damit er mutig werde.

Vom Freien oder Hofmachen vor der Hochzeit haben die jungen Kariben keine Idee. Wollen sie ein Mädchen heiraten, das ihnen nicht schon von Rechts wegen gehört, z. B. die Tochter der Tante, so verlangen sie es vom Vater; denn selten heiraten sie gegen den Willen ihrer Eltern, woraus wir sehen, daß sie die elterliche Autorität doch nicht vollständig mißachten. Auf die Verwandtschaftsgrade nimmt man wenig Rücksicht. Es ist nach du Tertre sogar vorgekommen, daß Ehen zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn stattfanden; doch geschah das sehr selten; dagegen kommt es häufig vor, daß ein Mann zwei Schwestern oder auch eine Mutter und ihre Tochter zugleich heiratet. Will ein Mädchen einen Kapitän (Krieger) heiraten, so wird sie von ihren Eltern zu dem betreffenden Manne geführt und bringt das Mittagessen für diesen mit. Beide essen nun mitten im Hause, auf dem Boden sitzend, zusammen, und die Ehe gilt als geschlossen; das Mädchen bleibt bei dem Mann. Heiratet ein Nichtkapitän ein Mädchen, so zieht er in die Wohnung des Schwiegervaters; in einem solchen Fall haben die Mädchen den Vorteil, mit jedermann reden zu dürfen, während der Mann es nicht wagt, mit den Schwiegereltern zu reden, und deshalb jede Begegnung mit ihnen vermeidet.

Die Polygamie ist allgemein, manche haben sechs oder sieben Frauen. Der Mann baut jeder seiner Frauen eine eigene Hütte und besucht sie der Reihe nach. Die Frauen scheinen keine Eifersucht zu haben. Den Ehebruch verzeiht der Mann zuweilen seiner Frau, aber nie dem Verführer. Der Mann darf die Ehe scheiden, sobald er will, die Frau aber nur mit Einwilligung des Mannes. Heiratet der Mann eine im Krieg erbeutete Sklavin, so gehört sie zwar zu seinen Frauen, aber sie wird geschoren wie ein Knabe und kann vom Mann nach Belieben getötet werden; doch kommt das selten vor, oft werden diese Sklavinnen bis ins hohe Alter zärtlich geliebt und ihre Kinder denen der andern Frauen gleichgestellt[1].

Helfen den Kranken die angewandten Heilmittel oder die Zaubereien der Boyes nicht, so laufen die Verwandten, besonders die verheirateten, davon; doch lassen sich zuweilen einige aus Mitleid bewegen, die Kranken zu besuchen. Ist ein Mann gestorben, so waschen die Frauen den Leichnam, bemalen ihn vom Kopf bis zu den Füßen und schmücken ihn mit den besten Kleidern. Dann wird er in eine noch nicht gebrauchte Hängematte gehüllt, und man schaufelt ein Grab im Hause, in dem er gestorben ist, oder man baut ein eigenes Haus dafür; denn sie begraben ihre Toten nie unter freiem Himmel. Beim Tode eines Familienhauptes schneiden sich seine Frauen und Kinder die Haare ab und fasten einen Monat lang bei Wasser und Brot. Sie tun das nicht, weil sie meinten, das nütze der Seele des Verstorbenen, sondern weil sie fürchten, sonst krank zu

[1] Ebd. 379.

werden oder in die Hände der Feinde zu geraten. Die Sklaven des Verstorbenen werden getötet, wenn sie nicht frühzeitig die Flucht ergreifen[1]. Die Verwandten, die beim Begräbnis nicht zugegen waren, kommen später, um das Grab zu besuchen, und sie müssen dann weinen wie die andern, auch wenn sie keine Lust dazu verspüren. P. Labat O. P., der kurze Zeit nach P. du Tertre zehn Jahre auf den Kleinen Antillen zubrachte, bestätigt durchweg die Angaben seines Ordensgenossen und fügt manche Einzelheiten hinzu[2].

Als Kleidung haben die Männer nur einen Gürtel, der zwischen den Schenkeln durchgeht und an dem vorn ein Stück Tuch hängt, um das Notwendigste zu bedecken. Die Frauen tragen ein etwas breiteres Stück Tuch, das vorn am Gürtel herunterhängt; doch sind sie sehr zurückhaltend und bescheiden, dabei offen und heiter. Die Mädchen erhalten, sobald sie zwölf Jahre alt werden, außer der Camisa, dem Schamgürtel, noch eine Art Strümpfe. Von da an leben die Mädchen mit den Knaben nicht mehr in derselben Vertraulichkeit wie früher, sie leben zurückgezogen mit ihren Müttern und entfernen sich nie von ihnen. Wir haben oben erwähnt, daß die Knaben das Recht haben, verwandte Mädchen zu Frauen zu nehmen. Genauer gesprochen haben nach P. Labat die Eltern das Recht, ihre weiblichen Verwandten dem Sohne zu Frauen zu geben. Es ist gegen die Gewohnheit, daß ein Bruder seine Schwester oder eine Mutter ihr Kind heirate, aber außerhalb dieser Grade haben sie die größte Freiheit, wenn sie wollen[3]. Die Männer betrachten die Frauen nur als ihre Dienerinnen, und wie groß auch die gegenseitige Freundschaft sei, dieselbe geht nie so weit, daß sie die Weiber von den Dienstleistungen und der Ehrfurcht gegen den Mann dispensiert. Es ist unerhört, daß eine Frau mit ihrem Manne oder auch nur in dessen Gegenwart ißt.

Bei Mord oder Totschlag tritt Blutrache ein, der sich der Täter nur durch die Flucht entziehen kann. Drei große Fehler haben die Kariben. Sie sind sehr eifersüchtig auf ihre Frauen und töten dieselben beim geringsten Verdacht; außerdem sind sie äußerst rachsüchtig und vergessen nie eine erlittene Unbill. Endlich sind sie dem Trunk ergeben, bei dem es oft zu Schlägereien kommt. Es ist nach Labat nicht die Gewohnheit der Kariben, ihre Gefangenen zu mißhandeln, am wenigsten die Frauen und Kinder. Sie behandeln die Gefangenen milde und betrachten sie bald als Angehörige ihrer Nation; nur ihre erste Wut ist zu fürchten. Es ist auch ein Irrtum, zu glauben, die Kariben auf den Inseln seien Anthropophagen oder sie zögen zu dem Zweck in den Krieg, um Gefangene zu machen und sie dann gelegentlich zu verspeisen. „Ich habe", sagt Labat[4], „klare Beweise für das Gegenteil. Zwar habe ich oft von Freibeutern gehört, daß es gegen den Isthmus von Darien, bei Bocca del Toro usw., herumschweifende Wilde gebe, die nie mit andern Verkehr unterhalten und alle Gefangenen unbarmherzig auffressen. Aber wie kann man das wissen, wenn sie mit andern keinen Verkehr haben? Übrigens wenn es auch wahr wäre, so sind doch jene Kariben von denen der Inseln in vielen Dingen sehr verschieden, vielleicht auch in diesem Punkt". Labat gibt allerdings zu, daß

[1] Du Tertre, Histoire générale usw. 412.
[2] Voyage du P. Labat usw. [3] Ebd. I 2, 4. [4] Ebd. 107—108.

in einigen außerordentlichen Fällen die Kariben Fremde getötet und aufgezehrt haben, und zwar aus Rache für die Ungerechtigkeiten der Europäer, von denen sie ihrer Ländereien beraubt und mißhandelt wurden. Es ist ferner wahr, daß sie einen Feind töten und seine Glieder dörren und mit deren Fett Kalebassen füllen, die sie mit sich herumtragen, aber das ist eine Siegestrophäe und ein Beweis ihrer Tapferkeit, wie bei andern Wilden die Skalpe. Und wenn sie auch die erwachsenen Männer, die sie mit den Waffen in der Hand antreffen, töten, so behandeln sie doch die Frauen und Kinder milde.

Die Leichen werden nach Labat in der Sterbehütte und stets in sitzender Stellung begraben; die Ellenbogen ruhen auf den Knien und die Hände stützen die Wangen. Dem Mann werden seine Bogen, seine Pfeile und seine Keule ins Grab gelegt. Die Leiche wird so hoch mit Erde ringsum gestützt, daß sie in sitzender Stellung bleibt.

2. Die Eingebornen Französisch-Guayanas im 17. Jahrhundert.

Da wir von den Kariben des Festlandes erst aus neuerer Zeit ausführliche und zuverlässige Nachrichten besitzen, schildern wir hier zuerst die Eingebornen Französisch-Guayanas (Cayennes) an der Hand des Berichtes, den der Missionär Pierre Pelleprat S. J. im Jahre 1655 verfaßte[1].

Zahlreich waren die Stämme, die damals das Land bevölkerten; am Uarabiche (Ouarabiche) allein zählte man an die 60 verschiedene Nationen, unter denen besonders die Galibis, die Arawaken (Arouagues), die Saimagoten, die Parias, die Arikuris usw. hervorragten. Das Land war stark bevölkert. Eine eigentliche staatliche Organisation existierte kaum, doch hatte jedes Dorf oder jede Niederlassung seinen Häuptling. Nur ein Verbrechen wurde öffentlich bestraft: der Mord. War ein Mord begangen worden, so versammelten sich die Häuptlinge, um dem Verbrecher den Prozeß zu machen. Gewöhnlich wurde er zum Tod durch einen Keulenschlag auf den Kopf verurteilt. Da es aber Sitte war, die Vollstreckung des Urteils drei oder vier Monate hinauszuschieben, und keine Gefängnisse existierten, so hatte der Verurteilte Gelegenheit zu entfliehen, und die Folge war, daß die Strafe schließlich auf ewige Verbannung aus dem Lande hinauskam. Doch war diese Strafe immerhin sehr schwer, da der Schuldige genötigt war, seine Heimat und seine Verwandten zu verlassen und mit seiner Familie sich anderswo niederzulassen[2].

Die Kinder gehorchen den Eltern nur soweit es ihnen gefällt, denn die Eltern strafen sie nie, ja drohen ihnen nicht einmal mit Worten. Sie suchen sie nur mit Liebe und Güte zu leiten. „Trotzdem ist der Gehorsam und die Ehrfurcht der Kinder so groß, daß ich nicht glaube, er sei irgendwo in der Welt exemplarischer." Zum Häuptling einer Niederlassung wurde derjenige gewählt, der sich durch Heldentaten im Krieg oder auf der Jagd ausgezeichnet

[1] Relations des Missions des Pères de la Compagnie de Jésus dans les Iles et la Terre ferme de l'Amérique méridionale, par le P. Pierre Pelleprat S. J., 1655. Der Bericht wurde neu herausgegeben in dem Werke Mission de Cayenne et de la Guyane française, Paris 1857, 3 ff.

[2] Ebd. 133.

hatte. Er mußte einen Monat lang bei Kassave und Wasser fasten, mehrmals mit vollen Kellen Tabaksaft trinken und wurde außerdem mit großen Peitschen (macoali) grausam geschlagen. Ertrug er das alles mutig und ohne Zeichen des Schmerzes, so war er Häuptling. In ihrem Aberglauben meinen die Indianer, ohne diese Zeremonie würden ihre Häuptlinge im Kriege nie Glück haben. Der Krieg besteht auch hier wie bei allen Indianern nicht in offenen Schlachten, sondern in heimlichen Hinterhalten und plötzlichen Überfällen. Alle Männer und männlichen Kinder werden vom Sieger erschlagen, die Frauen und Mädchen werden zu Sklaven gemacht, doch werden dieselben gut behandelt und oft zu Frauen genommen. Sie haben auch den Grundsatz, ihre Toten nie in den Händen der Feinde zu lassen, und setzen sich, um dieselben mitzunehmen, den größten Gefahren aus, so daß sie oft bei diesem Anlaß mehr Leute verlieren als im eigentlichen Kampf.

Feuerwaffen hatten die Eingebornen damals noch nicht, ihre Waffen waren Bogen und Pfeil und eine Keule (butu). Eigentlich grausam waren sie nicht, sie mißhandelten die Feinde nie, sondern begnügten sich, sie mit der Keule zu erschlagen. „Einige haben behauptet, daß sie ihre Feinde essen, wie dies bei mehreren amerikanischen Nationen der Brauch ist; ich habe diese Sitte bei unsern Wilden nicht wahrgenommen; nur schneiden sie zuweilen dem toten Feinde eine Hand oder einen Fuß ab, dörren dieselben an einem kleinen Feuer, um sie ohne Verwesung aufzubewahren; sie tun das nicht aus Gefräßigkeit oder Grausamkeit, sondern nur aus einer Art Prahlerei, um ihre Tapferkeit zur Schau zu tragen. In ihren Versammlungen bringen sie diese Überreste hervor und reichen davon den Vornehmsten ein ganz kleines Stücklein auf einer Messerspitze, aber die meisten weigern sich, davon zu essen.“ [1]

Will ein Jüngling ein Mädchen heiraten, so muß er um die Einwilligung der Eltern nachsuchen. Stimmen diese zu, so werden alle Wilden der Nachbarschaft zu einem Feste eingeladen. Nachdem man reichlich getrunken hat, setzt sich der Bräutigam auf die Hochzeitsbank, dann führt ihm die Jugend die Braut zu, und damit ist die Ehe geschlossen. Diese ist aber nicht unauflöslich, nach der Gewohnheit des Landes darf der Mann die Frau verstoßen; doch kommt dies sehr selten vor. Die Trennung der Güter ist nicht gebräuchlich, da bei diesen Völkern in gewissem Sinne alles Gemeingut ist. Obwohl Vielweiberei gestattet ist, begnügen sich die meisten mit einer Frau, nicht aus Liebe zu einer Tugend, die sie nicht kennen, sondern aus Besorgnis, nicht mehrere Frauen ernähren zu können. Die jungen Männer müssen außerdem den Schwiegervätern wie Sklaven dienen, so daß ihnen das Halten mehrerer Frauen teuer zu stehen kommt. — Trotz der Vielweiberei ist der Friede in den Familien sehr groß; ohne Eifersucht und Streitigkeiten lieben und achten die Frauen einander und suchen in Eintracht zu leben. „Ich zweifle nicht, daß die Achtung vor dem gemeinsamen Mann der Kitt ihrer Freundschaft ist, der sie antreibt, die Kinder der andern Frauen wie ihre eigenen zu lieben. Die Frauen haben eine so hohe Achtung vor ihren Männern, daß sie ihnen dienen und gehorchen, als ob sie ihre Sklavinnen wären. Sie bereiten ihnen die Nahrung und bringen

[1] Pelleprat, Relations usw. 136.

dieselbe an den öffentlichen Platz, wo die Männer gewöhnlich ihre Mahlzeit halten, und während die Männer essen, bleiben die Frauen bei ihnen stehen, um sie zu bedienen. Nachdem die Männer gegessen, nehmen sie, was übrig bleibt. Am Abend bringen sie ihnen die Hängematte in den Wald, und am Morgen tragen sie dieselbe in die Hütte zurück."

Diese Indianer haben nämlich in jedem Dorfe oder jeder Niederlassung (carbet) einen gemeinsamen Saal, wo sie während des Tages arbeiten und sich unterhalten und wo die Fremden empfangen werden. „Was mich am meisten wundert, ist, daß die Frauen alle diese Dienste den Männern mit großer Sanftmut und ohne jedes Zeichen der Unzufriedenheit leisten. Die Männer ihrerseits mißbrauchen ihre Gewalt nicht; sie achten und lieben ihre Frauen zärtlich." [1]

Ihre Toten beklagen sie zwei bis drei Tage lang und beerdigen sie mit großem Pomp. Stirbt eine Frau oder ein Kind oder ein Mann aus dem gewöhnlichen Volk, so wird die Leiche auf einem kleinen Stuhle sitzend in ein tiefes und enges Grab gesenkt, das sie in dem Hause schaufeln, in dem der Tote gestorben. Das Grab wird mit Blättern und Zweigen zugedeckt, und dann wird etwas Erde darauf geschüttet. Mehrere Monate wird um das Grab herum ein Feuer unterhalten, um den üblen Geruch zu verhindern und die Luft zu reinigen. Viel feierlicher sind die Zeremonien beim Tode eines Häuptlings oder Kriegers. Mehrere Tage werden ihre Leichen unter lautem Wehklagen aufbewahrt, und dann werden sie verbrannt. Ihre Asche trinkt man, indem man sie in den Uicu, ein aus Maniok, Bataten, Bananen und Zuckerrohr bereitetes Getränk, mischt. Der Tanz, der sonst als Zeichen der Freude gilt, ist bei diesen Indianern oft der Ausdruck der Trauer. Beim Begräbnis einer Galibifrau sah der Missionär, wie einige in der Hütte bei der Leiche wehklagten, während die andern draußen Trauerlieder sangen, die Worte mit Schluchzen und Weinen unterbrachen und sehr bescheiden auf Stöcke gestützt tanzten [2]. Wie die Tänze sind auch die Tränen bei diesen Wilden oft der Ausdruck der Freude; wenn z. B. Fremde ankommen, bezeigt man durch lautes Weinen die Freude. Ihre Tänze sind sehr anständig; die Kariben bedecken sich vorn mit einer kleinen Schürze, wenn sie mit den Galibis tanzen; außerdem tanzen nur die Männer, nie die Frauen und Mädchen. Männer und Frauen tragen an den Ohren, der Unterlippe und dem Nasenknorpel verschiedene Metallgehänge.

Als Kleidung tragen die Männer vorn am Leib und die Frauen vorn und hinten ein kleines Stück Wolltuch. Ihre Hauptkleidung besteht in der Bemalung des Leibes mit Palmöl, das mit Rocu, dem roten Samen eines Baumes, vermischt wird. Da diese Malereien gegen die Moskitostiche nichts nützen, haben die Indianer in ihren Niederlassungen gewöhnlich zwei Arten von Hütten; die eine befindet sich in der Niederlassung selbst und ist auf der Vorderseite ganz offen; hier weilt man während des Tages; die andere liegt im Wald, ist verschlossen und den Moskitos unzugänglich; hier schläft man während der Nacht.

---

[1] Ebd. 139. [2] Ebd. 141.

Die Eingebornen verstehen es ausgezeichnet, die verschiedensten Hausgeräte: Töpfe, Platten, Teller usw., aus Erde zu verfertigen und mit verschiedenfarbigem Firnis zu überziehen. Besonders aber zeigt sich ihre Kunstfertigkeit bei der Herstellung ihrer Fahrzeuge, deren sie zwei Arten besitzen. Die Pirogen sind 50—60 Fuß lang und 5—6 Fuß breit und bestehen aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm, der sehr leicht ist und von den Würmern verschont wird, vielleicht wegen der Bitterkeit des Holzes. In diesen Pirogen, in denen 50—60 Männer Platz haben, unternehmen sie ihre weiten Kriegszüge. Die Kähne (kanus) sind kleiner, in der Tiefe rund und kippen leicht um, was aber den Wilden, die ausgezeichnete Schwimmer sind, wenig Sorge macht.

Um die Kinder von früher Jugend an geduldiges und mutiges Ertragen von Schmerzen zu gewöhnen, sammeln diese Wilden große Ameisen, die sie in ein eigens hierzu bestimmtes Bett in dem gemeinsamen Saale legen. Mehrmals im Jahre müssen sich die Kinder vom 3. bis zum 18. Jahre in dieses Bett legen, wo sie von den Ameisen grausam gequält werden, so daß die Haut stark anschwillt. — Die Männer sind sehr arbeitsam; sie gehen auf die Jagd oder den Fischfang, errichten und verbessern ihre Hütten, verfertigen Möbel zum Gebrauch der Familie. Noch fleißiger sind die Frauen, denen der Haushalt und die Küche obliegt und die den Uicu und das Salböl bereiten, Tücher weben. Männer und Frauen arbeiten gemeinsam am Wollspinnen; die Hängematten bereiten aber die Männer allein.

Schon Barthol. de Las Casas hat dem Charakter und der Ehrlichkeit dieser Indianer ein vielleicht etwas übertrieben glänzendes Zeugnis ausgestellt. Gott habe, sagt er, diese unzähligen Völker ohne Hinterlist und Bosheit, sehr gehorsam und treu, demütig, geduldig und friedfertig geschaffen, so daß Zank, Streit, Haß und Rachsucht bei ihnen kaum vorkommen. Pelleprat führt dieses Zeugnis an, damit man nicht etwa seine eigenen Angaben für übertrieben halte[1]. Diese Völker, sagt er, leben in einer solchen Unschuld und zeigen so wenig Hang zum Laster, daß man glauben sollte, sie hätten nicht in Adam gesündigt[2]. Er gibt zwar zu, daß sie verschiedene abergläubische Gebräuche haben, daß sie zuweilen im Übermaß trinken und dann diejenigen, mit denen sie Streit bekommen, verwunden und töten, man könne sie aber in etwa entschuldigen, im Aberglauben folgten sie den Kenntnissen, die sie von ihren Ahnen ererbt, und in ihrer Unwissenheit sähen sie im übermäßigen Trinken nichts Böses.

Eine geordnete Religion haben diese Wilden nicht. Sie meinen, die Welt mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen, Hitze und Kälte, Krankheit und Gesundheit, Leben und Tod habe von jeher so bestanden wie heute. „Sie haben aber den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und einige sind der Ansicht, die guten Leute gingen nach dem Tode in den Himmel, die Bösen dagegen unter die Erde; andere jedoch nehmen eine Art Seelenwanderung an.“ Die letzteren behaupten, bei ihrem Tode gehe ihre Seele in den Leib eines Kindes, das zur Welt komme.

---

[1] Relations 150—151. [2] Ebd. 152.

Sie wissen, daß es Teufel und übelwollende Geister gibt, die die Feinde der Menschen sind, aber sie täuschen sich, weil sie dieselben für die Urheber aller Krankheiten halten und der Meinung sind, die Boïayes (piayes), ihre Medizinmänner, die zugleich die Teufelsaustreiber spielen, hätten die Gewalt, sie zu vertreiben. Sie wähnen auch, ihre Boïayes würden nicht die Gewalt der Teufelsaustreibung besitzen, wenn sie nicht durch harte Prüfungen für dieses Amt erzogen würden; ihre Kinder würden nicht gedeihen und ihre Häuptlinge würden nicht siegreich werden, wenn sie nicht ähnliche Strengheiten durchmachten. Die Boïayes müssen sich auch ihr ganzes Leben hindurch verschiedener Fleischarten enthalten.

Andern Aberglauben hat der Missionär nicht entdeckt, und er meint, es werde leicht sein, die Eingebornen für das Christentum zu gewinnen. Da sie an Geister glauben, so wird man ihnen leicht die Überzeugung beibringen, daß es auch gute Geister gibt und besonders einen höchst guten, der der Schöpfer aller Dinge ist[1]. Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß nach der Meinung Pelleprats die Indianer nur an verschiedene böse Geister glaubten. Daß das aber nicht allgemein richtig war, geht aus den Berichten der späteren Missionäre hervor, besonders aus dem Tagebuche des P. Grillet, der im Jahre 1674 bis 1675 das Innere Guayanas bereiste. Dieser schreibt u. a.[2]: „Die Nuragen und Acoquas stimmen in ihren religiösen Anschauungen mit den Galibis überein. Sie anerkennen einen Gott, beten ihn aber nicht an. Sie sagen, er wohne im Himmel, wissen aber nicht, daß es ein Geist ist, und scheinen ihn eher für körperlich zu halten. Die Galibis nennen Gott Tamucicabo, d. h. den Alten des Himmels. Die Nuragen und die Acoquas nennen ihn Maire und reden nur in fabelhaften Ausdrücken von ihm. Sie haben viele Arten von Aberglauben, es sind lauter Ammenmärchen, doch trifft man keine eigentliche Abgötterei bei ihnen an. Ich habe viel Grund zum Verdacht, daß die Medizinmänner die Frauen und Mädchen durch ihre Schwindeleien hintergehen."

Die Wilden dieser Gegenden, fährt P. Pelleprat fort, lieben die Ehrbarkeit so sehr, daß ich nie etwas Anstößiges bei ihnen bemerkt habe. Sie waren auch leicht davon zu überzeugen, daß es schicklich sei, sich zu bekleiden. Bei meiner Abreise von Uarabiche baten mich die Galibis, ihnen Hanf und Lein zurückzubringen, damit sie sich Kleider machen könnten. — „Zwei Laster haßten die Wilden besonders: die Lüge und den Zorn; sie betrachten die Lügner und die Zornigen als böse Menschen; ertappen sie jemand auf einer Lüge, so trauen sie ihm nicht mehr. Während der ganzen Zeit, wo ich bei ihnen war, habe ich nur einen einzigen zornig gesehen." Der Missionär lobt auch sehr ihre Gastfreundschaft. Wenn ein Fremder zu ihnen kommt, bereiten sie ihm drei Tage lang ein Festessen und geben ihm zu jeder Mahlzeit eine frische Kassave. Sie sind so liebevoll gegeneinander, daß sie sozusagen nichts Eigenes besitzen und jeder das Recht hat, im Garten des andern zu holen, was ihm gefällt. Besitzt jemand Wildbret, so haben die Nachbarn das Recht mitzuessen, und zwar ohne eingeladen zu sein[3].

---

[1] Ebd. 154. [2] Ebd. 260. [3] Ebd. 160.

3. Die Kariben in Britisch-Guayana.

Über die Kariben in Britisch-Guayana besitzen wir erst aus dem 19. Jahrhundert ausführliche und zuverlässige Nachrichten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts bewohnten sie die Küstengegenden, besonders die Ufer des Pomeroon; außerdem hatten sie Niederlassungen am Essequibo, Massaruni usw. und weiter im Innern am Rupununi und Quitaru. Von diesen Kariben schreibt K. F. Appun[1], der mehrere Jahre Guayana bereiste: Sie sind ein kriegerisches und industriereiches Indianervolk, das aber gegen die Fremden einen lächerlichen Stolz zur Schau trägt. In früheren Zeiten unternahmen die Kariben häufige Raubzüge in das Innere Guayanas und verhandelten die dabei Gefangenen als Sklaven an die Holländer und Engländer, behielten aber die schönsten Frauen und Mädchen für sich, worauf sich wohl, wie Appun meint, die Behauptung einiger Reisenden gründet, daß die Weiber der Kariben eine von den Männern ganz verschiedene Sprache redeten. Daß sie in Guayana eingewandert seien und ihre Vorfahren einst Inseln bewohnt hätten, ist eine bei ihnen noch jetzt verbreitete Überlieferung. Seit der Sklavenemanzipation haben die Kariben ihren Menschenhandel aufgeben müssen, doch findet man noch jetzt unter ihnen Sklaven, die sie Poitis nennen[2].

Heute wehren sich die Kariben mit aller Entschiedenheit gegen die Anschuldigung des Kannibalismus, und Appun glaubt nach vieljährigem Umgang mit ihnen, daß in neuerer und neuester Zeit kein Kannibalismus bei ihnen herrschte. Die gewöhnliche Kleidung der Kariben ist ein Lendentuch oder eine Schamschürze[3]. Anstatt der kleinen Schamschürzen aus Glasperlen und Wollfransen, welche die Frauen der andern Indianerstämme tragen, haben die karibischen Weiber eine unsern Badehosen ähnliche Bekleidung, die eng anliegend von den Hüften bis zur Hälfte der Schenkel reicht. Gleich den meisten Indianern färben die Kariben Gesicht und Körper mit roten und schwarzen eckigen Figuren. In der Fabrikation von Tongefäßen, die einen ihrer hauptsächlichen Tauschartikel ausmachen, zeichnen sich die Frauen vorzüglich aus, die auch im Spinnen und Weben sehr geschickt und fleißig sind. Die Sprache der Kariben ist nach Appun kräftig und männlich, und sie sprechen die Worte mit einer gewissen Schärfe, oft in einem förmlich gebieterischen Tone aus. Der Mann zeigt sich höchst tyrannisch gegen seine Frauen, denen alle Haus- und Feldarbeiten obliegen, während er sich mit Jagd, Fischfang und dem Verfertigen von Corials (Kähnen aus ausgehöhlten Baumstämmen) beschäftigt. Die Waffen der Männer bestehen in Bogen, Pfeilen und Kriegskeulen. Sie sind sämtlich dem Trunk ergeben und sprechen bei ihren vielen und langdauernden Trinkfesten dem Paiawari bis zum Exzeß zu[4].

Ihre Toten begraben sie außerhalb der Hütten, in sitzender Stellung; neben die Leiche legt man die Habseligkeiten und Waffen des Verstorbenen und

[1] Ausland 1871, 182 ff. [2] Ebd. 183.

[3] „Die Meinung, daß man erwachsene Indianer antreffe, die ohne jede Bekleidung bleiben, ist ein großer Irrtum", schreibt der Missionär Van Coll C. SS. R. in Zeden en Gewoonten der Indianen in onze nederlandsche Kolonie Suriname, Gulpen 1886, 9.

[4] Ausland 1871, 185.

außerdem Brot, Früchte und getrocknete Fische. Nach einiger Zeit jedoch wird das Grab wieder geöffnet, und man nimmt die Gebeine heraus, die unter die Angehörigen verteilt werden. Oder sie legen die Leiche in eine Hängematte, in der sie sorgfältig vor Beunruhigung durch Raubtiere und Insekten bewacht wird. Ist die Fäulnis genug vorgeschritten, so reinigen die Weiber die Knochen, bemalen sie und legen sie zu sorgfältiger Aufbewahrung in ein Körbchen, das bei einer Veränderung des Wohnsitzes stets mitgenommen wird. Die Leichen angesehener Personen werden, in ihren Hängematten liegend, geräuchert und entweder in diesem Zustand aufbewahrt oder verbrannt und die in einem Korb gesammelte Asche vergraben.

Die jungen Häuptlinge wie die Jünglinge, welche heiraten wollen, müssen vorher einem langen, äußerst strengen Fasten sich unterwerfen, das damit schließt, daß der Ausgehungerte eine große Kalebasse, mit starkem Absud von Capsicum gefüllt, austrinken muß, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Besteht der zum Häuptling Erwählte diese Probe glücklich, so wird er in eine mit großen Ameisen angefüllte Hängematte gelegt, und diese wird über ihm fest zusammengebunden, damit die Peiniger nicht entlaufen können. Ohne Seufzer und ohne sich bewegen zu können, bleibt er in dieser Weise stundenlang den Angriffen der gereizten wütenden Insekten ausgesetzt, wird aber, wenn er auch diese Probe standhaft ertragen, unter großem Jubel als Herrscher anerkannt. Ebenso werden die Mädchen, sobald sie zur Mannbarkeit gelangen, den grausamsten Operationen unterworfen; außerdem werden sie lange Zeit als unrein von den übrigen abgesondert, müssen strenge fasten und werden von den Müttern mehrmals mit dünnen Ruten bis aufs Blut gegeißelt, wobei sie keinen Schmerzenslaut äußern dürfen. Doch sind heute diese Gebräuche sehr gemildert und zum Teil abgeschafft worden. Die Kariben sind neben den Arawaken die intelligentesten Indianer Guayanas und übertreffen die letzteren in vielem, besonders im Feldbau. Ihre Pflanzungen sind sorgfältig angelegt. Ich habe, schreibt Appun, nirgends herrlichere Anpflanzungen gesehen als bei den Kariben. Die in der Nähe der Weißen oder Farbigen lebenden Kariben treiben mit ihren Felderzeugnissen einen bedeutenden Handel, so daß man bei ihnen, was sonst selten der Fall ist, ziemlich bemittelte Indianer antrifft. Die Hütten der Kariben ähneln denen der Arawaken; sie sind meist viereckig und bestehen oft nur aus einem hohen, fast bis zur Erde herabreichenden, auf Pfosten ruhenden Palmendach. Im Innern herrscht große Reinlichkeit.

Während die Kariben an der Küste und an den Ufern des Pomeroon meist zum Christentum übergetreten sind, hängen die im Innern lebenden noch am alten Heidentum. Sie glauben wie alle andern Indianer dieser Gegenden an ein höchstes Wesen, den Schöpfer der Welt und der Menschen, der über alle Dinge erhaben, wesentlich gut und wohlwollend ist, aber sich um die einzelnen Menschen wenig zu kümmern scheint[1]. Dieses gute Wesen heißt bei den Kariben „Tamusikabie", bei den Warrau „Kwarisabarotis", bei den Arawaken „Kururumanui" (Kulimina)[2]. Auch der

[1] Ausland 1869, 281.

[2] Appun im Ausland 1871, 160; vgl. weiter unten S. 18.

Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und an ein überaus glückliches Leben im Jenseits ist in Guayana allgemein. Von einer Scheidung der Guten und Bösen hören wir jedoch nichts. Wie es scheint, verehrten die Kariben auch Sonne und Mond, vielleicht nur als Wohnung und Äußerung des höchsten Wesens. Nach neueren Schriftstellern glaubten die Kariben auch an einen Kultur-Heros, der sie im Landbau und verschiedenen Gewerben unterrichtete und dann verschwand[1]. Das ist aber kaum richtig, denn dieser vermeintliche Heros ist Gott selbst. Auf Grund eigener langjähriger Beobachtung und Mitteilungen seiner Mitarbeiter schreibt der schon erwähnte Missionär van Coll[2] über die Kariben in Niederländisch-Guayana (Surinam): „Trotz ihrer Unwissenheit ist doch die Idee einer höheren überirdischen Ordnung, eines Gott-Schöpfers des Universums und der Pflicht, ihm zu gehorchen, endlich die Furcht vor bösen Geistern und vor einer unglücklichen Zukunft im Jenseits diesen Indianern nicht fremd. ... Den Begriff von Gott, Tamoesi oder Kapu-Tamoesi, dem senex coeli, haben selbst die rohesten Heiden. Ihre Idee von Lohn und Strafe möge das Folgende erläutern. Ein karibisches Mädchen, das an Halluzinationen litt, behauptete vor allen ihren Stammesgenossen, es habe den Himmel und die Hölle gesehen und an beiden Orten Indianer angetroffen. Diese eingebildeten Visionen machten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie ein unerlaubtes Liebesverhältnis aufgab. Sie fuhr stets fort, alle zu ermahnen, sie sollten die Vielweiberei, die Trunksucht und die Zauberei aufgeben. Ihre Worte machten tiefen Eindruck. — Auch einer von den Häuptlingen glaubte die Stimme seines verstorbenen Sohnes zu hören, die rief: ‚Die Zauberei hat mich getötet', und der Erfolg war, daß er sein gewinnbringendes Gewerbe aufgab. Hätten sie nicht in ihrem natürlichen Verstand den Begriff von einem Gott, dem Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen, so hätten sie unmöglich auf diese Idee kommen können und noch viel weniger hätten diese angeblichen Visionen auf sie einen solchen Eindruck machen können, da sie von der geoffenbarten Religion nichts wissen oder jedenfalls viel zu wenig, als daß diese Kenntnisse eine solche Wirkung hätten hervorbringen können."

Da nach den Kariben von dem wohlwollenden höchsten Wesen nur Gutes kommen kann, führen sie alles Böse, wie Krankheiten und Unfälle aller Art, auf schadenfrohe Geister zurück, die den Menschen beständig nachstellen. In jedem Dorfe findet man neben dem Häuptling einen Zauberer (Piaï oder Piache), dem die Macht zugeschrieben wird, durch allerlei Künste die bösen Geister zu vertreiben oder sich dienstbar zu machen.

Die Polygamie gilt als zulässig, kommt aber ziemlich selten vor. Die Kinder werden oft schon in früher Jugend von den Eltern verlobt, diese Verlobung kann aber bis zur Zeit der Reife der Braut rückgängig gemacht werden. In der Brautzeit muß der Bräutigam den Schwiegereltern dienen und der Braut verschiedene Geschenke machen. Beim Eintritt in die Pubertät gilt das Mädchen als unrein, es wird von den übrigen abgesondert, muß fasten und sich andern peinlichen Zeremonien unterwerfen, so z. B. wird es nach dem

[1] Vgl. Encyclopedia of Religion and Ethics II 836.
[2] Zeden en Gewoonten der Indianen usw. 25 ff.

ersten Bade in der Nacht von der Mutter mit dünnen Ruten bis aufs Blut gegeißelt und darf keinen Schmerzenslaut von sich geben; auch den Stichen von Ameisen wird es ausgesetzt. Ebenso muß der in die Reihe der Männer eintretende Jüngling durch manche schmerzhafte Proben seinen Mut beweisen. Nach der Verheiratung, die in der Überführung der Braut in das Haus des Bräutigams besteht, wird diese fast die Sklavin des Mannes und hat alle beschwerlichen Arbeiten zu verrichten. Bei der Geburt eines Kindes muß der Mann sich der Kuvade unterwerfen, er darf sich nicht weit von der Hütte entfernen, nicht jagen oder Bäume fällen u. dgl. Meist bringt er diese Zeit müßig in der Hängematte zu.

Die Zugehörigkeit zum Stamme wird nie vom Vater, sondern stets von der Mutter hergeleitet. Der Onkel väterlicherseits darf nicht seine Nichte heiraten, da diese, abgesehen von den Geschwistern, als die nächste Verwandte gilt; dagegen darf jeder die Tochter seiner Schwester und die Frau seines verstorbenen Bruders ehelichen.

4. Die Arawaken in Guayana.

Schon die ältesten Schriftsteller berichten uns von dem Volke der Arawaken, das neben den Kariben im heutigen Guayana und südlich davon bis gegen den Amazonenstrom hin wohnte. Noch heute leben dort neben den Kariben, Arekunas, Wavrans usw. die Arawaken, die zum guten Teil ihre alten Sitten bewahrt haben. Nach K. F. Appun[1] sind die Arawaken, besonders die an der Meeresküste von Britisch-Guayana, von allen dortigen Indianerstämmen die gewerbfleißigsten und für das Christentum empfänglichsten. Sie sind ein schöner Menschenschlag. Polygamie ist unter ihnen heimisch, und oft besitzt ein Mann vier bis fünf Frauen. Ihre Wohnungen sind große, viereckige, meist offene Hütten mit hohem, fast bis zur Erde herabreichendem Palmdach, in deren Innerem große Reinlichkeit und Ordnung herrscht. Die zum Christentum bekehrten Arawaken gehen bekleidet; jedoch werfen sie ihre Kleider leicht weg und behalten nur wie die Heiden ihren kleinen Lederschurz. Stirbt ein Ehemann, so werden seinen Frauen die Haare kurz geschnitten, und sie müssen die Kleider ablegen, welche sie erst wieder anlegen dürfen, wenn das Haar eine bestimmte Länge erreicht hat und damit die Trauerzeit zu Ende ist. Der nächste Verwandte besitzt das Anrecht auf die Witwe. Will ein anderer sie heiraten, so muß er sie von dem Verwandten kaufen; heiratet er sie ohne dessen Einwilligung, so kommt es zu blutigen Zwisten. Die Blutrache herrscht bei ihnen, wie bei allen Indianerstämmen. Alle Familien, aus welchen der Stamm besteht, werden in ihrer Abstammung nach der weiblichen Linie benannt, so daß ein verheiratetes Weib den Namen ihrer Mutter behält, welcher Name dann auf die Kinder übergeht; streng verboten ist es, sich mit Individuen zu verheiraten, die den gleichen Namen tragen.

Will ein Arawake heiraten, so unterhandelt er zuvor mit den Verwandten der Braut, um sicher zu sein, daß er nicht abgewiesen wird. Hat er die Gewißheit, daß ihm das Mädchen wohl will, so macht er seinen Besuch bei den Eltern der Braut, um ihnen sein Anliegen vorzutragen. Setzt nach dieser Unter-

[1] Ausland 1871, 123 ff.

redung das Mädchen dem jungen Manne Essen vor, so gilt dies als Zeichen ihrer Einwilligung; er ißt das ihm Vorgesetzte, und damit ist die Heirat geschlossen. Die Zeremonie endet damit, daß am Abend durch die Mutter die Hängematte der Tochter aufgeschlagen wird. Ist das Mädchen zu jung, so daß der Bräutigam noch einige Jahre auf sie warten muß, so gibt ihm der Schwiegervater für diese Zeit eine Witwe oder ein älteres unverheiratetes Mädchen der Familie, die nach seiner Verheiratung mit der eigentlichen Braut in das Verhältnis einer Magd zurücktreten. Will dagegen der Vater für seine Tochter einen Mann haben, so läßt er dem Auserkorenen bei seinem Besuche durch seine Tochter Essen vorsetzen, und wenn dieser es annimmt, wird die Heirat als geschlossen betrachtet; selten kommt es vor, daß das Essen vom jungen Manne abgelehnt wird, da sich der Familienvater vorher erkundigte, ob der gewünschte Bräutigam Neigung zu seiner Tochter habe. Meistens werden die Ehepaare schon als Kinder von den Eltern füreinander bestimmt, und der junge Mann hat alsdann bis zum Eintritt der Mannbarkeit seiner Braut bei deren Eltern Knechtsdienste zu leisten[1]. Weil hier wie anderwärts bei den Indianern das Los der Frauen elend ist, sollen viele Mütter ihre neugebornen Töchter ermorden, um sie vor gleichem Jammer zu bewahren[2].

Ihre Toten legen sie in ausgehöhlte Baumstämme und begraben sie in ihren Hütten, die sodann im Stich gelassen werden. Nach Verlauf mehrerer Monate wird ein Trinkfest mit einem blutigen Totentanz gefeiert. Sämtliche Männer der Niederlassung stellen sich mit langen Peitschen bewaffnet in zwei Reihen auf und empfangen jeden Ankommenden mit den kräftigsten Peitschenhieben auf die Waden. Dieser darf aus Höflichkeit nicht ausweichen, sondern muß auch das andere Bein hinstrecken, bis er blutrünstig geschlagen ist. Während dieser Zeit wird fortwährend Paiwari (Baiwar) herumgereicht, bis alle Gäste versammelt sind, die nunmehr berauscht untereinander eine allgemeine Geißelung veranstalten, bei der das Blut die geschwollenen Waden herabströmt und Streifen von Haut und Muskeln herabhängen. Eine solche Totenfeier, sagt Appun, versetzt den Fremden in jene Zeiten, wo noch Kannibalismus und blutige Menschenopfer bei diesen Völkern im Gebrauche waren. Die Sitten der südamerikanischen (wilden) Indianer haben sich seit der Entdeckung Amerikas nur wenig geändert. Bei Wohlhabenden werden derlei Totenfeste mehrmals wiederholt. Zum Schluß der Feste graben die Hinterbliebenen ein Loch in die Erde, legen des Toten Pegall (geflochtenen Korb), Pfeil, Bogen, Fischereigeräte usw. nebst den beim Feste gebrauchten Peitschen hinein, verbrennen alles und werfen darauf das Loch zu, womit das Andenken des Verstorbenen der Vergessenheit übergeben ist.

Daß der Mann bei der Niederkunft seines Weibes die Wochenzeremonien (Kuvade) abhalte, wie dies bei manchen Indianerstämmen der Fall ist, bestreitet Appun, wohl aber ist dem Manne einige Wochen nicht erlaubt, sich weit von seiner Hütte zu entfernen, auf die Jagd zu gehen usw., weil sonst nach dem herrschenden Aberglauben das Kind krank oder bald sterben würde.

---

[1] Appun im Ausland 1871, 124.

[2] Vgl. Burkhardt, Die evangelische Mission unter den Indianern in Nord- und Südamerika, 2. Aufl. von R. Grundemann, Bielefeld und Leipzig 1876, 226.

Die Mütter säugen ihre Kinder mehrere Jahre und übergeben die älteren, im Fall während dieser Zeit wieder frischer Zuwachs gekommen ist, zu gleichem Zweck der Großmutter. Mit fehlerhaften Gliedern geborene Kinder lassen sie bald umkommen, weshalb man unter den Erwachsenen nur wohlgestaltete Leute sieht. Die Mütter hängen mit wahrer Affenliebe an ihren Kindern, bis diese mannbar sind[1].

Unter sich benehmen sich die Arawaken höflich und bescheiden, besonders erweisen jüngere Leute den älteren die größte Achtung[2]. Zänkereien und Streitigkeiten, sagt Appun, habe ich bei ihnen nie bemerkt, außer ein einzigesmal bei einem Trinkfest, wo zwei berauschte Männer sich heftig stritten, aber schließlich von den Weibern zur Ruhe gebracht und in ihre Hütten abgeführt wurden. Während einer Unterhaltung sehen sich die Redenden einander nie an, sondern drehen einander den Rücken zu oder stellen sich so, daß sie einander nicht ins Gesicht sehen, indem sie glauben, daß dies der Würde des Menschen zuwider sei. Bei Besuchen in andern Niederlassungen geht der Eigentümer der Hütte nach den ersten Begrüßungen hinaus und setzt sich vor dieselbe, so daß er dem Gast im Hause den Rücken kehrt. Dann nimmt die eigentliche Unterredung ihren Anfang. Bei festlichen Besuchen wird gemeiniglich der Besuchende zuerst angeredet, und es fehlt nicht an beiderseitigen Komplimenten und Artigkeiten. — Die Frauen essen nie in Gemeinschaft mit den Männern, sondern stets nach denselben. Die Arawaken sind sehr reinlich und baden täglich verschiedene Male. Die Frauen beschäftigen sich mit der Verfertigung von baumwollenen Hängematten, von Töpferwaren usw.; die Männer besitzen eine große Geschicklichkeit im Flechten von buntfarbigen Matten und Körben.

Abstoßend ist, was von der Behandlung der Kranken berichtet wird, selbst wenn diese nahe Verwandte oder sogar die Eltern sind. Niemand nimmt sich des Kranken an, niemand äußert zu ihm ein Wort des Trostes oder der Teilnahme; niemand erkundigt sich nach seinen Bedürfnissen und Wünschen, und seine Verwandten glauben genug zu tun, wenn sie etwas Essen oder eine Kalebasse mit Wasser neben seiner Hängematte hinstellen. Doch bedarf diese Behauptung einiger Einschränkung. Appun selbst berichtet, daß bei Krankheiten unverzüglich der Piaï (Zauberer) herbeigerufen wird, der nun mit allerlei Zauberkünsten die Krankheit zu vertreiben sucht[3]. Daß sie dann, wenn diese Künste nicht helfen, den Kranken sich selbst überlassen, hängt offenbar mit ihrem törichten Wahn zusammen, jede Krankheit sei die Wirkung eines bösen Zaubers, sei es nun von seiten eines Dämons oder böswilliger Menschen, und könne deshalb durch natürliche Mittel nicht gehoben werden. Gelingt es dem Piaï nicht, den bösen Dämon auszutreiben und so den Kranken zu heilen, so schiebt er nicht selten die Schuld davon auf eine Vergiftung durch einen andern Indianer und hat so ein Mittel, sich an seinen Feinden zu rächen. Im Falle des Todes bezeichnet er die Stelle, wo der Verstorbene durch einen unsichtbaren giftigen Pfeil getroffen wurde. Um den Mörder ausfindig zu machen, gebraucht er verschiedene

[1] Appun a. a. O. 125. [2] Burkhardt-Grundemann a. a. O. 228.
[3] Ebd. 159.

geheimnisvolle Zeremonien und bezeichnet dann den Urheber des Todesfalles, und dieser verfällt nun der Blutrache der Verwandten des Verstorbenen.

Religion. Die Arawaken nennen nach Appun den Schöpfer der Männer „Kururumanui", den der Weiber „Kulimina"[1]. Ersterer hat bei ihnen den Vorzug und ist ein gutes Wesen, das ihnen weder Gutes tut noch Böses zufügt. Nachdem er die Menschen geschaffen, so lautet die Tradition, sei er einmal auf die Welt heruntergekommen (er scheint also droben im Himmel zu wohnen), um zu sehen, was sie machten. Die Menschen wären aber so schlecht gewesen, daß sie ihn hätten umbringen wollen, weshalb er ihnen die Unsterblichkeit genommen und sie den Tieren, die sich häuten, den Schlangen und andern Reptilien, gegeben[2]. Ferner erzählen sie von einer Finsternis, die über das ganze Land gekommen und so stark gewesen sei, daß ihre Vorfahren beständig in den Hütten bleiben mußten und weder fischen noch jagen konnten. Den bösen Geist, den sie sehr fürchten und gegen den der Piaï fortwährend zu kämpfen hat, nennen sie Yawahu[3]. Es hält schwer, meint Appun, von den Wilden etwas Ausführlicheres zu erfahren, da sie Fremden keine Mitteilungen machen wollen; jedenfalls scheint bei den Arawaken an der Küste die Religion völlig Nebensache zu sein. Man darf aber nicht vergessen, daß sie seit langem mit den Europäern umgehen. Appun hat gefunden, daß die Küsten-Arawaken infolge des Umgangs mit den Ausländern schlechter und verlogener geworden sind als die im Innern wohnenden[4].

Zu den Arawaken gehören nicht nur viele Küstenstämme in Britisch-Guayana und am Orinoko-Delta, sondern auch zahlreiche Völkerschaften im Innern des Landes und weit nach dem Süden hin bis zum Amazonas und dem oberen Paraguay, so z. B. die Piris am Uccayalifluß, die Canamaris am Purus, die Manaos am Rio Negro ꝛc. Über die Religion dieser Stämme entnehmen wir einer zusammenfassenden Darstellung von Lewis Spence[5] folgende Angaben. Die Arawaken von Guiana (Guayana) glauben, Aimon Kondi habe die Welt mit Feuer gepeitscht, die überlebenden Menschen hätten in einer unterirdischen Wohnung einen Zufluchtsort gesucht. Dann kam eine große Flut, aus der sich Marerewana mit seinen Leuten in einem Kanoe rettete. Daß die Menschen aus einer unterirdischen Welt stammen, ist unter den Arawaken weit verbreiteter Glaube. In dieser Unterwelt war der Tod unbekannt, aber der Leiter des Menschengeschlechts entdeckte zufällig die obere Welt und warnte bei seiner Rückkehr die Leute, denn auf dieser oberen Welt herrsche zwar das Sonnenlicht, aber auch der Tod. Trotz dieser Warnung suchten viele diese obere Welt auf; doch leben noch immer sehr viele tief unten in Seligkeit.

Eine andere Schöpfungssage der Arawaken erzählt, der Große Geist habe sich, nachdem er Himmel und Erde vollendet, an einem Flusse auf einen un-

[1] Ausland 1871, 160. Ferner Ausland 1869, 281: Die Arawaken „nennen das höchste Wesen ‚unsern Vater', ‚unsern Schöpfer' und den ‚in der Höhe Wohnenden'". Die Behauptung Appuns läßt sich vielleicht darauf zurückführen, daß die Männer einen andern Namen für Gott hatten als die Weiber.

[2] Vgl. Burkhardt-Grundemann, Die evangelische Mission 229.

[3] Ausland 1871, 160. Nach Burkhardt-Grundemann (a. a. O.) nennen die Arawaken den Teufel Jawahi; sie glauben auch an viele böse Geister.

[4] Ebd. 161. [5] In der Encyclopedia of Religion and Ethics II 835—837.

geheuern Silberwollbaum gesetzt, dessen Rinde in Stücke geschnitten und umhergeworfen; die Stücke, welche das Wasser berührten, wurden Fische, die, welche die Luft berührten, wurden Vögel, und die, welche auf die Erde fielen, wurden Tiere und Menschen. Ein großer Gott der Arawaken in Brasilien ist der gute Jurupari, der auf geheimnisvolle Weise aus einer Jungfrau geboren wurde. Sein Kult ist mit vielen Geheimnissen umgeben, und die Frauen sind von demselben ausgeschlossen. Am Tage des großen Juruparifestes ziehen die Männer laut mit Pfeifen und Flöten spielend rings umher, und die Frauen müssen sich alle in ihren Hütten verbergen, sonst sind sie unfehlbar des Todes. Die Priester stellen dann zwei sonderbare Götzenbilder, die Symbole des Jurupari, aus. Die Hauptzeremonie bei diesem Fest ist die Einweihung der jungen Männer; es werden auch Geißelungen vorgenommen, und am Ende des Festes kommen die Weiber, und den Schluß bilden abscheuliche Saturnalien der betrunkenen Wilden. Der eigentliche Hauptgott der brasilianischen Arawaken ist aber Tupan, den viele den Altvater nennen und als den Schöpfer aller Dinge, auch des Jurupari, ansehen. Dieser wohnt mit Tupan im Himmel. Wenn die Menschen auf Erden den Jurupari verehrt haben, gehen sie nach dem Tode zu ihm, um bei ihm zu wohnen; wenn sie ihn nicht verehrt haben, so gehen sie auf dem Wege von der Erde zum Himmel zu Grunde. Im Himmel des Jurupari jagen, fischen und trinken die Verstorbenen. Trauer und Langeweile sind dort unbekannt. Die Männer, welche auf dem Wege zum Himmel verloren gehen, kommen schließlich in die Hölle und führen dort ein schattenhaftes Leben, das dem Leben auf Erden gleicht. Bei dem Arawakenstamm der Uapes ist die Kaste der Priester (Pages) streng hierarchisch gegliedert; ein Oberpriester (Affu) steht an ihrer Spitze. Sie haben viele Geheimnisse, die sie wie eine Freimaurersekte streng bewahren. Einige fungieren als Ärzte, andere vermitteln den Verkehr mit den Dämonen oder rufen die Verstorbenen an. Von einem eigentlichen Fetischismus findet man bei diesen Wilden nichts. Die Figuren und symbolischen Darstellungen sind nicht Jurupari selbst, sondern nur seine Bilder, sagen die Pages.

5. Die Makuschis.

Neben den Arawaken, Kariben und andern Indianerstämmen im Innern Guayanas nehmen die Makuschis (Makusis), welche die große Savanne zwischen dem Pacaraima- und Canucugebirge und den Flüssen Rupununi und Parima bewohnen, eine hervorragende Stellung ein. Manche halten sie für einen Zweigstamm der Kariben; Appun leugnet diese Verwandtschaft, da sie sich von den Kariben in Sprache und Sitten allzusehr unterscheiden[1]. Sie sind von Figur schlank und wohl proportioniert. Gesicht und Körper bemalen sie täglich. Das Hauptkleidungsstück besteht bei Männern und Frauen in einer Schamschürze. Die Hauptwaffe ist die Kriegskeule, ein langes Messer, Bogen und Pfeil, die so schön gearbeitet sind, daß man in ihnen das Werk des besten europäischen Handwerkers zu sehen vermeint[2].

[1] Ausland 1871, 425 ff. [2] Ebd. 428.

Die Makuschis zeichnen sich durch ihren friedliebenden, heitern und gefälligen Charakter sowie durch Ordnungsliebe vorteilhaft vor den meisten andern Indianern aus. Doch sind sie sehr stolz und verachten die andern Indianer. Die Polygamie ist ihnen gestattet, kommt aber nur sehr selten vor. Ihre Hütten sind in der Regel rund und bestehen aus einer nur acht Fuß hohen Lehmmauer, auf welcher ein hohes Palmdach ruht. Ein kleiner Türeingang ist die einzige Öffnung, so daß drinnen tiefe Finsternis herrscht, die nur durch das beständig unterhaltene Feuer ein wenig erhellt wird. Jede Niederlassung besitzt auch ein Tapui, d. h. eine Hütte mit einem großen fast zur Erde herabreichenden Palmdache, die zur Aufnahme von Besuchern und Durchreisenden bestimmt ist. Im Innern der Hütte hängt an den Hängematten die Toilette des Eigentümers. Der Hauptbalken ist mit den Jagdtrophäen der Männer geschmückt[1].

Die Toten bestatten sie in der Nähe ihrer Hütten in der offenen Savanne. Sobald der Kranke gestorben, feuern seine Verwandten vor der Hütte einige Schüsse ab, um den bösen Geist, der den Tod herbeiführte, zu verscheuchen. Der Tote selbst wird gleich nach dem Ableben in sitzender Stellung in eine Hängematte gebracht, die Oberschenkel werden mit den Unterschenkeln zusammengebunden, so daß die Knie ziemlich bis an das Kinn heranreichen. In dieser sitzenden Stellung wird der Tote am folgenden Tage auf die Savanne gebracht und in ein Grab gelegt. Dann wird eine mit dem Milchsaft einer giftigen Pflanze gefüllte Kalebasse über ihn ausgegossen, ihm Kassavebrot, sein Feuerzeug, der dicke Stengel der eben erwähnten Giftpflanze (einer Aroidee) zur Abwehr gegen den bösen Geist und außerdem eine Quantität Brennholz ins Grab gegeben. Dieses wird mit Gras ausgefüllt, und dann wird Erde darauf geworfen. Das Brennholz und Feuerzeug sowie ein Bogen mit Pfeilen werden ihm auf seine weite Reise nach den jenseitigen Jagdgefilden mitgegeben, damit er während der Reise seine Nahrung erjagen und rösten könne[2]. Gleich nach dem Verscheiden eines Makuschis beginnen die Verwandten ein Trauergeheul, das nur während des Begräbnisses stockt und nachher drei Wochen fortgesetzt wird. Während der Trauerzeit müssen die Witwe und alle nahen weiblichen Verwandten des Toten allen Schmuck ablegen und ihr langes Haar kurz schneiden.

Die Heiraten werden durch keine religiösen Zeremonien geweiht und meist schon in der frühesten Jugend von den Eltern beschlossen, in welchem Fall der junge Mann verpflichtet ist, den zukünftigen Schwiegereltern bis zur Pubertät seiner Braut zu dienen. Doch kann eine solche Verlobung bis zur Reife des Mädchens von beiden Teilen jederzeit rückgängig gemacht werden. Bevor der junge Mann die Braut heimführen darf, muß er sich vor den älteren Männern des Stammes einigen Proben unterwerfen: in einer bestimmten kurzen Zeit einen großen Baum fällen, ein ihm zugewiesenes Stück Land urbar machen usw. Erst wenn er die Proben zur Zufriedenheit bestanden, darf er in der Versammlung der Männer erscheinen und heiraten. Ist die Heirat nicht von den Eltern vereinbart worden, so folgen die jungen Leute ihren Neigungen. Sobald der junge Mann genügende Proben seiner Geschicklichkeit im Jagen, Fischen usw. abgelegt hat, geht er zum Vater der Auserwählten, hält mit leiser Stimme um

[1] Ausland 1871, 445. [2] Ebd. 446.

die Tochter an und bringt einige Geschenke. Der Auserkorenen verrät er seine Gefühle nicht, um im Falle einer abschlägigen Antwort nicht ausgelacht zu werden. Hat er das Jawort erhalten, so zieht er mit all seinen Habseligkeiten in die Hütte des Schwiegervaters, um ihm auf der Jagd, beim Fischen usw. zu dienen. Ist er nicht tätig genug, so kann der Schwiegervater das Verhältnis auflösen, wie es dem Schwiegersohn freisteht, seine Frau zu entlassen oder selbst zu verkaufen, wenn sie nicht arbeitsam genug ist. Besitzt jedoch ein Ehepaar schon Kinder, so gehört eine Trennung — abgesehen vom Falle des Treubruchs — zu den Seltenheiten.

Der Onkel väterlicherseits darf nicht seine Nichte heiraten, da sie nach den Geschwistern als nächste Verwandte angesehen wird, und dieser gleich dem Vater „Papa" genannt wird; dagegen ist jedem erlaubt, sich mit der Tochter seiner Schwester, der Frau seines verstorbenen Bruders oder mit seiner Stiefmutter nach dem Tode seines Vaters zu verheiraten. Der Witwer muß so lange um seine Frau trauern, bis das bei ihrem Tode gepflanzte Kassavefeld reif ist (etwa 9—10 Monate).

Das höchste Wesen, der Schöpfer Himmels und der Erde, heißt bei den Makuschis wie bei den Akkawais und Arekunas: Makunaima; der Böse dagegen heißt Hori-uch. Nachdem Makunaima die Erde mit Bäumen und Pflanzen geschaffen hatte, stieg er auf einen hohen Baum und hieb Stückchen Rinde von demselben ab, die er in den Fluß warf und dadurch in allerlei Tiere verwandelte; dann erschuf er den Mann, der bald in einen tiefen Schlaf fiel. Beim Erwachen sah er ein Weib an seiner Seite stehen. Der böse Geist erhielt jedoch die Oberhand über die Menschen, und Makunaima sandte große Wasser, um sie zu vertilgen; nur ein Mann rettete sich in einem Corial vor der gewaltigen Überschwemmung und sandte später eine Ratte, um zu sehen, ob die Wasser gefallen; diese kehrte mit einem Maiskolben zurück. Dadurch, daß dieser einzige gerettete Mann Steine hinter sich warf, bevölkerte sich die Erde von neuem. Dieser Mythus scheint christlichen Einfluß zu verraten, „beruht jedoch", wie Appun schreibt, „bei den Makuschis auf den ältesten Traditionen, die durch die alten Frauen, die fast bei allen Indianerstämmen die Stelle der alten Barden vertreten, von Generation zu Generation sich fortgepflanzt haben. Von Götzendienst und Fetischanbetung habe ich bei den Makuschis nicht die geringste Spur gefunden. Alle Naturerscheinungen, welche die Ruhe und Behaglichkeit der Makuschis nicht stören, sind durch Makunaima bewirkt; sobald sie das Gegenteil veranlassen, sind es Einwirkungen des bösen Geistes, den sie auf alle Art, besonders durch den Piaï, zu versöhnen trachten, während sie sich um den guten Geist wenig kümmern, da er in ihren Augen die Verpflichtung hat, für ihr Wohl zu sorgen"[1].

Jeder Niederlassung der Makuschis steht ein Häuptling vor, dessen Macht jedoch unbedeutend ist und sich auf die Bestimmung der Feste, Tänze usw. beschränkt. Er würde auch in Friedenszeiten wenig zu entscheiden haben, „da Streitigkeiten unter diesem Volk zu den größten Seltenheiten gehören. Das Eigentum jedes einzelnen, seien es die Hütte, die Gerätschaften oder das

[1] Ebd. 447.

Feld, ist heilig und Verletzung desselben nicht möglich". An einer andern Stelle sagt Appun: „Überhaupt kann man es den Makuschis und den meisten Indianerstämmen zur Ehre nachsagen, daß sie nicht stehlen, was ich von den Küstenstämmen nicht so sicher behaupten mag." [1] Kommen aber Streitigkeiten vor, so entscheidet eine vom Häuptling zusammenberufene Versammlung der Männer darüber, und die streitenden Parteien unterwerfen sich willig deren Ausspruch. Kränkungen an Ehre, Frau und Kind werden durch Blutrache ausgeglichen. Über den ganzen Makuschistamm herrscht ein großer Häuptling; aber auch dieser hat in Friedenszeiten nur geringe Macht; in Fehdezeiten mit andern Stämmen dagegen ist er unumschränkter Herrscher. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten mit andern Stämmen geht keine Kriegserklärung vorher, sondern die die Offensive ergreifende Partei überfällt die feindliche Niederlassung, der sie sich während der Nacht genähert hat, bei Anbruch des Tages; deren Bewohner fliehen in der Regel unter Zurücklassung der Kranken, worauf die Sieger das Dorf in Brand stecken. Selten treten die Kämpfenden in offenem Felde einander entgegen. Beim Rückzug aus dem Kampf sucht jede Partei vor allem ihre Toten aus den Händen der Feinde zu retten.

Eine sonderbare Sitte der Makuschis ist die, daß sich alle Männer, sobald der Neumond sichtbar wird, vor die Türe ihrer Hütten stellen und ihre Arme in Intervallen nach ihm ausstrecken und zurückziehen, wodurch sie glauben, für die Jagd gestärkt zu werden.

6. Die Buschneger in Surinam (Niederländisch-Guayana).

Unter Buschnegern versteht man Abkömmlinge von Negern, die aus Afrika als Sklaven nach Guayana gebracht wurden, aber dann in die weiten und sumpfigen Wälder im Innern entflohen und sich mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit seitens der holländischen Kolonialregierung erkämpften [2]. Sie gliedern sich in vier verschiedene Stämme: die Aukas oder Aukaner, zu denen auch die Boninegger gehören, die Saramakaner, die Matuari und Kurenti. In der äußeren Erscheinung, in Sitten, Anschauungen und religiösen Vorstellungen stimmen die verschiedenen Stämme in allem wesentlich so sehr überein, daß man sie in dieser Beziehung als ein gemeinsames Ganzes betrachten kann. Eine Schilderung der Sitten dieses Volkes ist besonders deshalb interessant, weil sie uns einen Rückschluß auf die sittlichen Anschauungen ihrer afrikanischen Urheimat gestatten.

In Gestalt und Farbe weisen sie den bekannten Negertypus auf. Die Kleidung besteht bei allen nur in einem Lendenschurz, den Kindern wird auch dieser erlassen. Auch Tätowierung ist vielfach im Gebrauch. Ihre Sprache ist ein sonderbares Gemisch aus afrikanischen, portugiesischen, holländischen und besonders englischen Wörtern. Ihre Ansiedlungen finden sich nur an Flüssen und

[1] Ausland 1871, 449.

[2] Über das Folgende vgl. G. H. Schneider, Die Buschneger Surinams, im Beiblatt zur Allgemeinen Missionszeitschrift, Gütersloh 1893, Nr 1—4; ferner Jules Crevaux, Reisen im Innern von Guayana 1876—1877, im Globus XXXVII (1880) 35 ff.

Bächen. Die Größe der Niederlassungen ist verschieden und schwankt zwischen 4—5 bis zu 40—50 Wohnungen. Einem jeden Dorfe steht ein Kapitän vor, der vom Granman, dem Oberhäuptling des Stammes, ernannt wird. Neben jeder Hütte befindet sich noch gewöhnlich ein Vorratshaus, meist auf Pfählen errichtet und von allen Seiten geschlossen, zu dem man auf einer Leiter hinaufsteigt. Sie pflanzen Reis, Kassave, Yams, Maniok und Bananen; daneben bieten Jagd und Fischfang reichen Ertrag. Sie treiben heute auch Handel, besonders Holzhandel mit den Kaufleuten an der Küste, was Anlaß zu verderblichem Vagabundieren gibt[1]. Bei den Boninegern wenigstens ist nach Crevaux die Würde des Granman erblich; d. h. derselbe bezeichnet denjenigen unter seinen Söhnen oder Brüdern, der ihm nachfolgen soll. Er, von einigen Stellvertretern unterstützt, hat die Exekutivgewalt. Alle allgemeinen Angelegenheiten, ebenso Streitigkeiten innerhalb des Stammes werden von einem Rate der Notabeln verhandelt, aus welchem Männer unter 30 Jahren ausgeschlossen sind. Bei Zwistigkeiten unter Angehörigen verschiedener Stämme wird der Rat aus beiden genommen. Alle sitzen während der Beratung, nur wer spricht, steht aufrecht. Ein des Mordes Angeklagter muß den Gifttrank nehmen, der aber nach Crevaux ganz unschädlich ist. Stürzen manche nach dem Genuß nieder, so ist das nur eine Folge des bösen Gewissens. Überführte Mörder werden lebendig auf dem Ratsplatz verbrannt[2].

Der Neger ist nicht gewohnt, sich Zwang anzutun, sondern gibt seinen Empfindungen den offensten Ausdruck. Er ist ebenso neugierig wie gesprächig und mitteilsam, dabei stets heiter und sorglos und sehr gastfrei, so daß er leicht das Vertrauen der Fremden gewinnt. Doch ist er gewinnsüchtig, bettelhaft, zudringlich und infolge der Erfahrungen, die er in der Kolonie gemacht, äußerst mißtrauisch, argwöhnisch und rachsüchtig, und er versteht es meisterhaft, sich zu verstellen.

Während die Wilden sonst ihre Kinder verzärteln, halten die Buschneger die ihrigen in strenger Zucht. Die Stellung der Frau ist eine freiere und ehrenvollere als bei vielen andern Naturvölkern. Der junge Buschneger, der heiraten will, muß sich der Zustimmung des betreffenden Mädchens und seiner Eltern versichern. Die Mädchen heiraten oft schon im Alter von 13—16 Jahren. Nach Jules Crevaux sind bei den Buschnegern Heiraten zwischen Geschwisterkindern häufig, zwischen Bruder und Schwester selten. Letztere werden auch von den Negern nicht gebilligt. Der Granman läßt junge Männer erst heiraten, wenn sie ein Feld mit Maniok bepflanzt und eine Hütte errichtet haben[3]. Ehescheidung gilt grundsätzlich als zulässig, wenn auch tatsächlich eheliche Treue bis zum Tode nicht selten ist. Die Blutsverwandten des einen Gatten, namentlich die der Frau, haben nähere Rechte an diesen als der andere Gatte, und dies steht einer höheren Auffassung der Ehe sehr im Wege. Der Bruder, der Onkel, die Tante und die Großmutter jedes Gatten besitzen die Befugnis, nach Belieben eine Ehe, die ihnen nicht behagt, selbst wider den Willen beider Gatten, aufzulösen. Ehebruch ohne vorherige Lösung der bestehenden Ehe gilt zwar als

---

[1] Schneider a. a. O. 15. [2] Globus XXXVII (1880) 38.
[3] Vgl. ebd. 35.

Verbrechen, doch kommt die Sühnung desselben nicht durch gerichtliches Verfahren zu stande, sondern bleibt den gekränkten Ehegatten oder dessen Familie überlassen. Um letztere dazu anzuspornen, nimmt sich der gekränkte Ehegatte gelegentlich sogar das Leben. Seine Familie hält sich aber nicht bloß an den Verführer, sondern auch an dessen ganze Verwandtschaft und sucht Blutrache zu nehmen. In vielen Fällen wird jedoch schließlich die Sache durch Vermittlung Unbeteiligter mit einer Geldbuße beglichen. „Dürfen wir den Aufzeichnungen Johannes Kings, eines bekehrten Heiden, Glauben schenken (und wir haben allen Grund dazu), so scheinen zwar einerseits die heidnischen Buschneger das Bewußtsein zu haben, daß sie unrecht tun, wenn sie Ehebruch und andere fleischliche Ausschweifungen begehen. Anderseits scheint dieses Bewußtsein nicht stark und tief genug zu sein, um sie von den Wegen des Lasters zurückzuscheuchen.“ [1] Nun, das ist selbst bei Christen oft genug der Fall, die doch über mehr Gnadenmittel verfügen als die Heiden.

Die Vielweiberei kommt bei den Buschnegern vor, ist aber eher eine Ausnahme. Hauptsächlich reiche und einflußreiche Männer, vor allem die Granmans und Kapitäne, nehmen mehrere Frauen; gewöhnlich aber pflegen dann die Nebenfrauen in andern Kamps oder Niederlassungen zu wohnen. „Man hat oft behauptet, daß die sittlichen Zustände in der unter christlichem Einfluß und einer geordneten Gesetzgebung stehenden ‚Kolonie‘ viel schlimmer seien als unter den heidnischen Buschnegern. Wir glauben das, wir glauben sogar, daß das von der ‚Kolonie‘ ausgehende Beispiel der Verlotterung entnervend und verführend auf die Bewohner des Urwaldes zurückgewirkt hat.“

Die Buschneger sind sehr dem Aberglauben und der Abgötterei ergeben, trotzdem haben sie eine Idee von einem einzigen Gott, Grangado, der alles geschaffen hat. Aber er ist fern, unzugänglich, ohne Interesse für die Erdenbewohner[2]. Diese hat er vielmehr an eine Reihe von Untergottheiten gewiesen, z. B. an den Gott des Waldes, Banko oder Amuku, an den Gott des Wassers, Bumba oder Toni, an eine ganze Unzahl von Geistern und Dämonen (Bakru), die teils unsichtbar umherschweifen, teils sich in gewissen Gegenständen, Tieren, Bäumen und Gesträuchen verkörpert haben. Von Grangado ist der ganze Götzendienst und der weitere abergläubische Apparat eingeführt worden. Er hat denselben aber für die Neger bestimmt, nicht für die Weißen. Unter den Tieren werden einige Arten der in Surinam häufigen Schlangen verehrt, z. B. die Boa constrictor. Sie wird nie absichtlich getötet, sondern wenn sie in einen Kamp kommt, mit Schmeichelworten gebeten, sich wieder zu entfernen[3]. Dringt sie in eine Hütte, so hegt und ätzt man sie, ja die Be-

[1] Schneider, Die Buschneger Surinams 19.

[2] Ebd. 21. Von den Boninegern sagt Crevaux (ebd. 35): Sie glauben an einen guten Gott, Gadu, welcher die Menschen, die Brüllaffen, den Reis, die Pekaris und den Maniok geschaffen hat; seine Frau heißt Maria, sein Sohn Jest Kisti. So berichtete ihm ein Häuptling im Dorfe Kotika. Nach dem Tode, meinte er, gingen die guten Menschen zum Gadu, die bösen zum Dibibi oder Teufel. Das sind wohl Reminiszenzen aus der Zeit, als die Vorfahren der Bonis Sklaven bei den Weißen waren. Vielleicht hat auch der Häuptling dem christlichen Reisenden nach dem Munde geredet. Denn die Missionäre berichten nichts von Maria und Jest Kisti.

[3] Vgl. oben: I 602; II 371.

wohner verlassen eher das Haus, als daß sie dem Tier Gewalt antäten, wozu sie bei andern Schlangen schnell bereit sind. Tötet man aus Versehen eine solche heilige Schlange, so verwahrt man den Kadaver in einem Sarg so lange, bis der Verwesungsgeruch unerträglich wird. Dann begräbt man ihn unter Totenklagen und allerlei abergläubischen Zeremonien, ja man führt einen Schlangentanz auf, um den Geist des Getöteten zu versöhnen. Auch die Kaimans und die weißen Holzameisen sind den Negern heilig und unverletzlich, desgleichen manche Bäume und Gewächse[1]. Manche Pflanzen dienen als Zaubermittel gegen Krankheiten, Vergiftungen, Diebstähle usw. Auch in ihren Fetischen weisen die Buschneger auf ihre afrikanische Heimat hin.

Beim krassen Aberglauben der Buschneger darf es nicht wundernehmen, daß die Zauberdoktoren, die Wissiman, Obiaman, Wintiman oder, wenn es sich um eine Frau handelt, Wintimama usw. heißen, eine mächtige Rolle spielen. Sie stellen die Fetische, Götzenbilder und Obias her und lassen sich dafür gut bezahlen. Sie sind auch Giftmischer, verfügen, wie die Neger annehmen, über übernatürliche Zauberkräfte und werden deshalb bei wichtigen Unternehmungen stets um Rat gefragt. Bei Ausübung ihrer Zauberkünste geraten sie oft in eine Art Besessenheit, in der sie laut schreien und flehen: „Ach, unser Vater, tue uns kein Leid an, verschone uns, wir wollen dir Opfer bringen", und dann die Opfer bezeichnen, die verlangt werden. Die Zauberer heilen auch die Krankheiten, die nach diesen Wilden nie eine natürliche Ursache haben. Entweder hat Gott seine Hand an den Kranken gelegt und, wenn letzterer stirbt, eine Kette vom Himmel herunterhangen lassen, um den Toten daran heraufzuziehen, oder der Winti (böse Geist) oder einer der Jorkas, der Geister der Abgestorbenen, ist in ihn hineingefahren, oder endlich ein persönlicher Feind hat ihm Wissi (Gift) beigebracht. Das letztere wird mit Vorliebe angenommen. Der Zauberer sucht nun auf verschiedene Weise, z. B. durch Betrachtung der Eingeweide von Hühnern, die Todesursache zu ermitteln. Zuweilen bezeichnet er aus Rachsucht oder Gewinnsucht einen ganz Unschuldigen als Urheber des Todes, und dieser wurde früher in der grausamsten Weise mißhandelt und umgebracht. Auch heute noch müssen diese Unglücklichen Mißhandlungen erdulden, wenn es ihnen nicht gelingt, zu entfliehen oder die Angehörigen des Verstorbenen durch Geschenke zu versöhnen[2].

Die Leichen werden 6, 8, 10 und mehr Tage nach dem Tode nicht beerdigt, damit man lange am Sarge trauern könne. Morgens und abends wird um die einen entsetzlichen Geruch verbreitende Leiche gesungen, getanzt, geheult und mit Flinten geschossen. Der Wintiman leitet alle diese Gebräuche. Kommt endlich die Beerdigung, so gibt man der Leiche noch Kleidungsstücke und allerlei Geräte mit ins Grab, in dem Glauben, alles das folge dem Toten in die andere Welt und verbessere dort sein Los. Ein großes Totenfest zu Ehren des Verstorbenen mit Tänzen, Spielen und Mahlzeiten beschließt fürs erste die Totenfeier. Stirbt jemand in der Ferne, so wird zwar die Leiche am

---

[1] Nach Crevaux (ebd. 35) hatte jede Familie ihr besonderes heiliges Tier (Totem?), diese den Brüllaffen, jene die Schildkröte, eine dritte den Kaiman usw.

[2] Schneider a. a. O. 28.

Orte des Todes bestattet, aber ein Teil des Haupthaares wird ihr abgeschnitten und in die Heimat des Toten gebracht, um dort eingegraben zu werden. Das Haar eines jeden verstorbenen Aukaners wird dagegen in den Kamp des Granmans gesandt. Dort hat nämlich die Granmama, die Urahne des ganzen Stammes, gewohnt, dort hat sie ein aus Afrika mitgenommenes Samenkorn in den Boden gesteckt, aus dem ein großer Baum entstanden ist. Unter diesem Baume werden nun alle Haare der Aukaner begraben, denn die Granmama will keines ihrer Kinder missen. Am Jahrestag des Todes veranstaltet man unter Leitung der Wintimäner große Feste zum Gedächtnis der Abgeschiedenen [1].

7. Die Angaben de Laets über die Eingebornen Guayanas.

Diesen neueren Nachrichten über die Eingebornen in Guayana fügen wir zur Ergänzung einige Angaben bei, die wir bei de Laet[2] über die Bewohner an der Küste von Cayenne (Guayana) finden. Außer den Kariben nennt er als Einwohner dieses Landes die Jajoi (Jaoi?), Sapazoi, Arwakken, Maji usw. Sie alle leben in beständigen Kriegen miteinander. Im Innern leben noch andere wilde Stämme, die noch wenig erforscht sind, da sie oft ihre Wohnsitze ändern. Sie sind träg, verabscheuen den Ackerbau und begnügen sich mit dem, was ihnen die Natur von selbst bietet. Sie haben fast keine politische Organisation, nur hat jede Provinz, ja jedes Dorf seinen König oder Kaziken, dem man aber nur gehorcht, solang man will. Nur zwei Verbrechen sollen sie durch eigens dazu bestellte Henker bestrafen: den Mord und den Ehebruch. Jeder Mann hat mehrere Frauen und wacht sehr eifersüchtig über die Keuschheit derselben. Ertappt er eine auf dem Ehebruch, so schlägt er ihr und dem Schuldigen den Schädel ein, ohne sich um ein Gerichtsverfahren zu kümmern. Viele Weiber zu besitzen, gilt als große Ehre und als ein Beweis des Reichtums. Denn besonders die älteren Weiber müssen wie Sklaven dienen und alle Hausarbeiten verrichten, während der Mann nichts tut oder sich amüsiert.

Von den Stämmen an der Küste sagt de Laet, Männer und Frauen bleiben meist nackt, nur verhüllen sie zuweilen die Schamteile, mehr aus Liebe zum Schmuck als aus Scham. Daran darf man wohl billig zweifeln. Übrigens, wenn sie es mehr aus Liebe zum Schmuck als aus Scham tun, so spielt auch diese dabei eine Rolle. Religion haben sie keine, meint de Laet. Sie verehren zwar Sonne und Mond, die sie für lebende Wesen halten, aber sie beten sie nicht an und bringen ihnen auch keine Opfer dar, soweit man bisher beobachten konnte. Sie haben auch keine religiösen Zeremonien, ausgenommen vielleicht bei den Begräbnissen der Toten. Denn bei der Bestattung der Kaziken halten sie mehrere Tage lang Trinkgelage, bei denen sie sich mit Pornouw betrinken, während die Frauen inzwischen den Toten mit lautem Geheul beklagen und dabei, wie es scheint, einige abergläubische Gebräuche beobachten. Wie keine

[1] Schneider, Die Buschneger Surinams 29.

[2] Novus orbis seu descriptionis Indiae occidentalis libri XVIII, Lugduni Batav. 1633, l. XVII, c. 10, p. 640 ff.

Opfer, so haben sie auch keine eigentlichen Priester, sondern nur Wahrsager und Zauberer, die sie Peaien nennen und von denen sie betrogen werden. Denn diese Peaien behaupten, mit dem Teufel, den sie Wattipa nennen, häufig zu reden und von ihm zu erfahren, was in entfernten Gegenden geschehe oder in Zukunft geschehen werde. Sie halten diesen Geist für böse, und nicht mit Unrecht, da sie nicht selten von ihm gegeißelt werden. Einige von den Unserigen haben auch beobachtet, daß mehrere von diesen Barbaren, besonders die Jai (Jaji) eine Gottheit verehren, die Tamucu heißt und von der sie glauben, daß sie in der höheren Luftregion wohne und die Dinge hienieden nach Belieben lenke. Am Morgen und am Abend pflegen sie dieselbe anzubeten. Doch scheint das eine ausschließliche Eigentümlichkeit dieser Barbaren zu sein. — Die meisten glauben an die Unsterblichkeit der Seele und meinen, die Verstorbenen, die gut gelebt haben, zögen in den Himmel hinauf, den sie Caupo nennen, diejenigen aber, die schlecht gelebt, würden in das Innere der Erde hinabgestoßen, das sie Soy nennen. Deshalb pflegen sie, wenn ein Kazike oder ein Vornehmer stirbt, einen seiner Sklaven oder, wenn er keinen hat, einen der Diener zu töten, damit dem Verstorbenen im andern Leben die Bedienung nicht fehle.

Diese Wilden sind nach de Laet sehr furchtsam, argwöhnisch und rachsüchtig, deshalb können ihnen auch die Peaien leicht die Überzeugung beibringen, wenn jemand frühzeitig starb, der Tod sei von diesem oder jenem beschleunigt worden, woraus sich viele Feindschaften und nicht selten Totschläge und andere Übel ergeben[1].

Zweites Kapitel.

Die Eingebornen Venezuelas.

1. Die Wilden im Gebiete des Orinoko.

Südlich vom Orinoko bis in das Innere von Guayana lebte schon im 16. Jahrhundert das zahlreiche und mächtige Volk der Epuremeer. Von ihnen berichtet Walter Raleigh[2], sie haben dieselbe Religion, welche die Inkas, die Kaiser aus Peru, mit sich gebracht haben. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, beten die Sonne an und lassen ihre liebsten Weiber lebendig mit sich begraben zugleich mit ihren Schätzen. Von den Orekoponi an den Ufern des Orinoko sagt derselbe Raleigh, sie würden nach dem Tod nicht mit ihren Weibern begraben, wohl aber würden sie mit allen ihren Kostbarkeiten bestattet, von denen sie hoffen, sie nach der Zeit wieder zu besitzen und zu genießen. Die Arawaken pflegen, wenn ein Vornehmer oder auch eine von ihren Frauen gestorben und das Fleisch verwest ist, die Gebeine zu

---

[1] Ebd. 642.

[2] Wahrhaftige Beschreibung des goldreichen und herrlichen Königreichs Guayana, zu dieser Zeit bewohnt von den alten Einwohnern von Peru usw., allesamt erfunden im Jahre 1595 und 1596 durch Walt. Raleigh; deutsch durch Aug. Cass. Reinius, Frankfurt a. M. 1599, 46.

Pulver zu zerstoßen und dieses Pulver in alle ihre Getränke zu mischen. Alle Männer nehmen mehrere Weiber, die Herren fünfmal so viel als der gemeine Mann. Die Weiber essen nie mit den Männern oder in Gesellschaft von Männern, sie bedienen dieselben beim Essen und speisen nachher allein an einem abgesonderten Ort. Die Frauen, welche ihre jungen Jahre hinter sich haben, backen das Brot, bereiten den Trank, verfertigen die baumwollenen Hängematten und verrichten sonst alle Arbeiten; denn wenn die Männer nicht im Kriege sind, tun sie nichts anderes als jagen, fischen, Kurzweil treiben und trinken. — Die Sitte, die Toten mit allen Kostbarkeiten zu begraben, war an der Mündung des Orinoko allgemein. Raleigh erfuhr, daß ein Kazike im Tal Ameriocapana kurz vor der Ankunft der Engländer mit einem goldenen Sessel begraben wurde, der von schöner Arbeit und zu Manoa oder Mercareguarai gemacht worden war.

Genauere Nachrichten über die Indianer am Orinoko, besonders im Innern, haben wir erst aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Vor allem hat sich P. Jos. Gumilla[1] S. J. lange bei diesen Wilden aufgehalten und ihre Sitten eingehend geschildert. Allgemein klagen die Missionäre über die gänzliche Verwahrlosung, in der man die Indianer antraf. Wie es scheint, gingen viele vollständig nackt, Männer und Weiber, und sie traten in diesem paradiesischen Kostüm mit solcher Unbefangenheit auf, daß man hätte glauben sollen, das Schamgefühl sei ihnen vollständig fremd, und doch war dem nicht so. Es handelt sich hier eher um eine Verirrung als um ein Fehlen des Schamgefühls. Einige Missionäre teilten unter die Indianer, besonders unter die Weiber, etwas Leinenzeug aus und suchten sie zu überreden, sich wenigstens ein bißchen anständig zu bedecken. Aber umsonst. Sie warfen die Leinwand in den Fluß oder versteckten sie, um sich nicht bedecken zu müssen. Und als man sie fragte, warum sie dies täten, antworteten sie, sie schämten sich, sich zu bedecken[2]. Sie wollten nicht auffallen und nicht ausgelacht werden. Doch es dauerte nicht lange, so änderte sich das, und bald hatten die Missionäre nicht Leinwand genug, um allen Bedürfnissen zu entsprechen.

Außerdem ist zu beachten, daß sich die Indianer mit Öl und Fett am ganzen Leibe salbten und diese Prozedur die Kleidung in gewisser Beziehung ersetzte. Als ein Missionär einige Indianer bei der Christenlehre vermißte und sie holen ließ, kam der Bote mit der Nachricht zurück, sie könnten nicht kommen, weil sie nackt seien. „Aber wie", fragte der Missionär, „es sind ja alle andern auch nackt?" „Jawohl", lautete die Antwort, „aber diese sind gesalbt." Es scheint also das Salben und Bemalen des Leibes bei den Indianern die Stelle der Kleidung einzunehmen[3].

Eigentliche Gesetze und geordnete politische Einrichtungen scheinen bei den heidnischen Orinoko-Indianern — und nur von ihnen reden wir im folgenden — nicht vorhanden gewesen zu sein. Doch verrieten sie einige dunkle Kenntnisse des natürlichen Sittengesetzes, das Gott in die menschliche Natur

[1] Historia natural, civil y geografica de las Naciones situadas en las Riveras del Rio Orenoco. Das Werk erschien zuerst im Jahre 1741 und hat mehrere Auflagen erlebt. Wir zitieren nach der Ausgabe von Barcelona 1791—1792, 2 Bde.

[2] Ebd. I 122. [3] Ebd. 123.

gelegt. Deshalb erkennt der Mörder seine Missetat, wenn der Getötete nicht erklärter Feind seiner Nation ist, und wegen des bösen Gewissens oder aus Furcht vor Vergeltung verbirgt sich der Täter. Alle diese wilden Völker verabscheuen die Räuber, aber alle haben eine große Neigung zum Stehlen, obwohl es nicht viele und wichtige Dinge sind, nach denen sie verlangen. Den Ehebruch der Weiber empfinden sie alle als Unrecht, aber nur die Kariben strafen die Ehebrecher streng, indem das ganze Volk auf öffentlichem Platze sie tötet. Bei andern Stämmen besteht die ganze Rache des beleidigten Ehemannes darin, daß er so oft der Frau des Ehebrechers beiwohnt, als dieser sich mit seiner Frau vergangen hat. Jeder Ehebrecher sieht es als selbstverständlich an, daß der Beleidigte sich auf diese Weise Satisfaktion verschafft. Es gibt sogar Wilde, die sich für bestimmte Monate die Weiber gegenseitig leihen; nach Ablauf der bestimmten Zeit kehren die Weiber zu ihren Männern zurück, und sie scheinen das Naturwidrige eines solchen Vertrages gar nicht zu empfinden.

Die einzelnen Stämme sind Abkömmlinge von einer Familie, und sobald eine Familie zu zahlreich wird, trennen sich die Söhne und bilden einen neuen Stamm. Alle Indianer derselben Sprache nennen sich Brüder, doch wird diese Brüderschaft nicht durch eigentliche Gesetze gestützt, nur besteht ein stillschweigender Vertrag, kraft dessen sie bereit sind, sich zu verteidigen und andere anzugreifen, wenn sie das für gut finden, und dann erklingt die Kriegstrommel oder wird durch Boten und Aufpflanzen eines Pfeiles an einem öffentlichen Ort das Zeichen zum Ergreifen der Waffen gegeben. Im Krieg herrscht, obwohl sie ihre Kaziken oder Häuptlinge anerkennen, keine Unterordnung und Disziplin. Der Krieg besteht, da sie zu feig sind, um handgemein zu werden, fast nur im Auflauern aus den Hinterhalten und allerlei Listen.

Die großen Häuptlinge haben oft zehn bis zwölf und mehr Weiber, meist eher aus Großtuerei und Prachtliebe als aus andern Gründen. Von Ordnung und Regierung ist in diesen Häusern keine Rede, ebensowenig von Erziehung der Kinder. Solange diese klein sind, werden sie von ihren Vätern mit übertriebener Liebe behandelt, und das beste Mittel für die Missionäre, um diese rauhen und harten Wilden zu bezwingen, ist, ihren Kindern recht liebevoll zu begegnen, sie zu liebkosen und sie auf die Arme zu nehmen. Und wenn sie diese zerstreuten Familien an einen Ort gesammelt haben und der Missionär die Kinder für die Schule und die fähigsten für die Musik auswählt, so ist das eine Gunst, welche endlich die Väter an sie fesselt. — Aber diese übertriebene Zärtlichkeit der Väter für die Kinder wandelt sich in Härte, sobald diese anfangen größer zu werden; sie behandeln sie dann, als ob sie sie nie gekannt hätten. Sie befehlen ihnen nichts, sie tadeln sie nicht wegen ihrer Fehler, ja sie fürchten sich vor ihnen.

Als ein Junge in Gegenwart eines Spaniers seinem Vater einen Schlag versetzte, forderte der Spanier entrüstet den Vater auf, den Sohn zu züchtigen. Aber derselbe antwortete ihm: „Unsere Söhne sind nicht wie die eurigen; wenn ich jetzt meinen Sohn züchtige, so wird er mich, wenn er noch älter geworden, töten.“ Einen ähnlichen Fall erzählt Gumilla aus seiner eigenen Erfahrung. Es war im Jahre 1716. Das ganze Volk, das man erst vor kurzem aus den

Wäldern gesammelt hatte, trug Balken zum Bau der Kirche herbei. Die Kinder und Knaben waren schon getauft. Die Erwachsenen wünschten getauft zu werden, und manche von ihnen hatten die Taufe erhalten, die nur als Gunst nach Proben der Beharrlichkeit erteilt wird. Bei dergleichen öffentlichen Arbeiten hilft sonderbarerweise kein Indianer dem andern, und wäre es selbst sein Vater oder Bruder. Jeder tut das, was ihm der Missionär durch den Häuptling befiehlt, der allein eine wenn auch geringe Autorität hat. Auch ein schon getaufter alter Mann, mit Namen Longinus, verrichtete die ihm aufgetragene Arbeit. Da kam sein erwachsener und ebenfalls getaufter Sohn Paul und sagte zu ihm: „Das, was du tust, ist meine Sache." Aber der Greis antwortete: „Du irrst, das ist meine Arbeit." Diese sanfte Antwort ärgerte den Sohn, und in seinem Zorn versetzte er dem Vater eine so schallende Ohrfeige, daß es viele, die an der Arbeit waren, hörten. Die Knaben der Christenlehre und der Schule erhoben ein Geschrei. Der Vater ergriff seinen Sohn und zog ihn weinend bei den Haaren zu mir herbei, das übrige Volk klagte den Paul an, der sich verteidigte und behauptete, die andern lögen, er habe den Vater nicht geschlagen. Der Greis aber hörte nicht auf zu weinen. Da ich die Spuren des Schlages am Kopfe sah, sagte ich zu Paul: „Wie kannst du es leugnen, da hier das klare Zeichen deiner sündhaften Tat sichtbar ist?" „Ja, er hat mich geschlagen", rief der Alte; kaum aber hatte er das gesagt, so gab ihm sein Sohn im Zorn einen neuen Schlag. Da ließ ich vier starke Indianer kommen, um den bösen und grausamen Sohn zu ergreifen, gab dem Vater eine Geißel in die Hand und befahl ihm, diese Missetat zu züchtigen, indem ich allen Anwesenden erklärte, das sei Gottes Gebot, und wenn die Väter ihre Söhne nicht straften, würde Gott selbst die Strafe in die Hand nehmen. Der Vater gab dem Sohne drei Hiebe auf die bloßen Schultern. Da ich das Stillschweigen der ganzen Menge sah und bemerkte, daß der Schuldige die Buße stillschweigend ertrug, so legte ich mich ins Mittel und bat den Alten, dem Sohn zu verzeihen, was er tat. Der Sohn küßte ihm kniend die Füße, dann die Hände, bat ihn um Verzeihung und machte so durch das gute Beispiel das Ärgernis wieder gut. Der Greis zeigte sich befriedigt, nicht aber Gott, wie es scheint. Denn wenige Tage darauf fiel Paul in eine schwere Krankheit, die ihn zu einem Skelett abmagerte. Als aber der Vater ein Jahr später starb, erholte sich Paul wieder, und heute gibt er dem ganzen Volk ein sehr gutes Beispiel[1].

Was bei diesen Wilden am meisten wirkt, das ist — nächst der Verkündigung des Gesetzes Gottes — die gute Erziehung, welche der Missionär ihren Kindern zuteil werden läßt. Während sie selbst ohne Erziehung aufgewachsen sind, freuen sie sich, zu sehen, wie ehrfurchtsvoll und gehorsam ihre Kinder ihnen begegnen. Ganz besonders verwundern sie sich, wenn die Kinder bei der Heimkehr aus der Christenlehre und der Schule Gott loben, bevor sie durch die Türen eintreten und nachher ihren Vätern und Müttern ehrfurchtsvoll die Hände küssen. Das öffnet ihnen die Augen, und sie sehen, daß das zivilisierte

[1] Gumilla, Historia natural usw. 138.

Leben doch besser ist als ihr früheres wildes, und sie gewinnen das Christentum lieb, das so gute Lehren bringt.

Die Kinder ihrerseits helfen den Missionären sehr viel, ohne es zu wissen; denn sie geben den Eltern die für die Christenlehre bezeichneten Stunden an, damit sie denselben beiwohnen; sie erklären ihnen, was sie nicht verstanden, sie benachrichtigen die Missionäre, wenn einer erkrankt oder wenn ein Kind geboren ist, damit es getauft werde. Kein Wunder deshalb, daß der Missionär diese unschuldigen, in der Christenlehre wohlunterrichteten Kinder, die er in den Wäldern mit Mühe und Schweiß zusammengesucht, besonders schätzte und liebte.

Ein besonderes Lob spenden die Missionäre fast allgemein den Salivas, die in mancher Beziehung besser waren als die meisten andern Stämme am Orinoko [1]. Zwar hatten auch sie die allen Wilden gemeinsamen Fehler: sie waren unwissend, unmäßig und zum Teil dem Trunk ergeben usw.; aber sanftmütig, beständiger als die andern und sehr gastfreundlich. In Bezug auf Vielweiberei und Ehescheidung gleichen sie den übrigen Indianern. Sie sind aber mehr als die andern auf ihren Nutzen bedacht und halten viel auf den Besitz zahlreicher und kostbarer Waffen, doch wagen sie dieselben kaum zu gebrauchen. Wenn man sie ermahnt, sich zur Wehr zu setzen, so antworten sie: Unsere Ahnen kämpften nicht, deshalb tun auch wir es nicht. Hierin liegt der Grund, warum sie sich von den Kariben haben unterjochen lassen und an Zahl sehr zurückgegangen sind. Die Männer der Salivas sind viel mehr verweichlicht als die Weiber, das zeigt sich sogar im Reden. Sie reden leise in näselndem Ton, während die Weiber laut und unbefangen reden. Die Last der Arbeit, sowohl im Haus als auf dem Feld, ruht ganz auf den Schultern der Weiber, mehr noch als bei den andern Stämmen. Diese müssen morgens und abends den Männern das Haar kämmen und flechten, sie salben und bemalen, womit sie viel Zeit verlieren.

Gumilla klagt sehr über die sittliche Verwahrlosung der Orinoko-Indianer; trotzdem, fügt er bei, „erkennen die Nationen, über die ich schreibe, die sittliche Schlechtigkeit des Mordes, des Ehebruchs und des Diebstahls, und die Schuldigen fliehen entweder oder verbergen nach Möglichkeit ihre Verbrechen; sie gehen auch keine Ehen zwischen Brüdern und Schwestern ein, und bei einigen Stämmen finden unter den Verwandten bis zum vierten Grade keine Ehen statt. Bei Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten richten sie ihre Blicke zum Himmel und gebrauchen einige ihrer Sprache eigentümliche Ausrufe, z. B. Ayaddi! Acaya! Ayo! Paya! Guayamijideya! und andere ähnliche, mit denen sie sich um Schutz oder Gunst nach oben wenden.“ [2] Sie können sich über diese Dinge nicht klar ausdrücken, es handelt sich, wie Gumilla meint, um eine natürliche Regung, mit der sich das Geschöpf in seinem Leiden an die erste Ursache wendet, nach den Worten Ciceros [3]: Quid potest esse tam apertum cum coelum suspeximus quam esse aliquod numen praestantissimae mentis, quo haec regantur?

Beim Stamm der Achaguas existierte auch die Überlieferung von der Sündflut, die sie Catena Manóa, d. h. allgemeine Überschwemmung der Erde,

[1] Ebd. 185 ff. [2] Ebd. II 6. [3] De natura Deorum l. 2.

nannten. „Drei andere Stämme haben auch ein Wort, mit dem sie in ihrer Weise Gott bezeichnen (hoffentlich werden Zeit und Erfahrung das auch bei andern Stämmen aufdecken, die bis jetzt noch keine Spur verrieten, daß sie ihn kennen oder einen Namen für ihn besitzen), doch hat man bisher noch keine äußeren Zeremonien der Gottesverehrung entdeckt; auch sind die Worte, mit denen sie nach Verschiedenheit ihrer Sprache Gott bezeichnen, nicht so klar bestimmt, daß man eine ganz sichere und bestimmte Bedeutung festsetzen könnte. Deshalb gebrauchen wir in der ‚Christenlehre', die wir in ihre Sprache übersetzen, das Wort Dios und die übrigen spanischen Wörter, die zur Erklärung der Geheimnisse unseres heiligen Glaubens nötig sind."

Die Kariben nennen Gott Quiyumocón, d. h. „Unser Großer Vater", aber es ist nicht klar, ob sie damit nicht die erste Ursache aller Dinge oder den ältesten ihrer Ahnen bezeichnen; deshalb vermieden die Missionäre, wie schon bemerkt wurde[1], dieses Wort, wenn von Gott die Rede war. Die Salivas sagen, der Puru habe alles Gute gemacht, er lebe im Himmel, sein Sohn habe jene Schlange getötet, welche die Leute umbrachte. Die Betoyes sagten vor ihrer Bekehrung, die Sonne sei Gott, und sie nennen in ihrer Sprache Gott Theos wie die Griechen, aber keiner von diesen drei Stämmen erweist dem Puru, Theos oder Quiyumocón irgend welche Verehrung oder Anbetung.

Nirgends in diesen weiten Länderstrichen, schreibt Gumilla, haben wir bis heute eine Spur von Götzenanbetung (Idolatria) gefunden. Das ist ein Hindernis weniger für die Bekehrung. Nur bei den Betoyes hatte ich in dieser Beziehung etwas Schwierigkeit. Sie hielten früher die Sonne für Gott und wollten dem Missionär nicht glauben, daß sie Feuer sei. Da nahm er eine Kristallinse, ergriff die Hand des gescheitesten Häuptlings und fragte ihn, ob die Sonne Gott sei. Als er ja sagte, rief der Missionär: „Wann werdet ihr mir endlich glauben? Die Sonne ist nur Feuer." Dann hielt er die Linse zwischen die Sonne und den Arm des Häuptlings, so daß die Sonne ihm den Arm verbrannte und eine starke Hautblase entstand. Jetzt rief der Häuptling: „Wirklich, die Sonne ist Feuer." Alle Wilden wollten nun dasselbe Experiment durchmachen; von da an sagten sie nie mehr, die Sonne sei Gott, sondern die Sonne sei Feuer[2].

Der Missionär erzählt auch folgende Begebenheit, aus der sich klar der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ergibt. Er sagte den Wilden oft, wenn sie nicht an seine Lehre glaubten, so würden sie einst ewig im Hause des Feuers gequält, wo die Teufel wohnen (Demonios ist der Ausdruck, den sie in ihrer Sprache gebrauchen). Einst kam ein Indianer, namens Cagiali, zu ihm, um sich über diesen Punkt noch mehr belehren zu lassen. Als der Missionär ihm alles erklärt hatte, fing Cagiali an zu weinen und rief: „O Pater, wie konnte Gott das tun? Dann sind alle meine Voreltern verloren und werden jetzt im Feuer gequält, weil Gott ihnen nicht die Väter geschickt hat, um sie zu belehren." Der Missionär hatte Mühe, ihn zu trösten und ihm klar zu machen, daß die Ursache der Verdammnis nicht Gott, sondern die Sünden der Voreltern gewesen seien, wegen deren sie unwürdig waren, daß

[1] Vgl. oben S. 3. [2] Gumilla, Historia natural usw. II 8—9.

ihnen Gott Prediger schickte[1]. Übrigens war die Antwort des Missionärs zu streng. Auch ein Heide kann mit der Gnade Gottes gerettet werden, wenn er tut, was an ihm liegt, und das natürliche Sittengesetz befolgt, soweit er es kennt.

Der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode ergibt sich auch klar aus den Totengebräuchen der Orinoko-Indianer. Die Totenklage dauerte, wenigstens wenn der Verstorbene ein Häuptling gewesen, sehr lange und wurde am Jahrestage des Todes wiederholt. Der Tote wurde mit seinen Waffen und Gerätschaften begraben. Vor der Ankunft der Missionäre scheinen die Wilden beim Begräbnis der Vornehmen auch eine Frau des Verstorbenen mitbegraben zu haben, damit sie ihrem Manne im Reich der Toten diene. Etwas Genaueres über die Vorstellungen der Indianer, betreffend das Los der Verstorbenen, erfahren wir nicht.

Der Missionär lobt die große Umwandlung in den Sitten der Wilden seit ihrer Bekehrung. Wenn sie ihr späteres Leben mit dem früheren verglichen, sagten sie oft: „Gott wird es dir lohnen, Pater; denn dir verdanken wir es, daß wir jetzt ein vernünftiges Leben führen." Viele Indianer begingen nach ihrer Bekehrung kaum mehr eine schwere Sünde. Gefragt, ob sie etwas Böses getan, antworteten sie oft: „Nein, seitdem ich weiß, daß Gott durch die Sünden beleidigt wird und daß er sie bestraft, tue ich nichts Böses mehr."

„Ich habe schon im vorigen Kapitel gesagt", schreibt Gumilla, „daß auch bei den am meisten verwahrlosten Wilden die wenn auch verdunkelte Kenntnis vorhanden ist, kraft deren sie das Gute und Böse, das Erlaubte und Unerlaubte unterscheiden." Nach Gregorio Garcia und andern Schriftstellern hatten die Mexikaner und Peruaner vor der Eroberung durch die Spanier die Gebote des Dekalogs klar erkannt und ihre Übertretung streng bestraft. Er erzählt einige auffallende hierauf bezügliche Beispiele. Der berühmte Apostel Brasiliens, Joseph Anchieta, hatte sich einst verirrt und kam nach langem Umherirren in einer Wüste zu einer Hütte, in der ein alter Indianer, das leibhaftige Bild des Todes, lag. Anchieta erforschte den Kranken und fand, daß er das natürliche Sittengesetz genau beobachtet hatte. Er unterrichtete ihn, und kaum getauft starb derselbe, als ob er nur auf die Taufe gewartet hätte, um zu einem besseren Leben einzugehen[2]. Eine ähnliche Geschichte erzählt Cinaloa in seiner Geschichte der Apostolischen Mission der Jesuiten in Neuspanien. Durch Zulassung oder Fügung Gottes hatten sich zwei Patres verirrt. Sie fanden einen alten Indianer, und eine eingehende Prüfung ergab, daß derselbe keine schwere Sünde auf dem Herzen hatte, sondern nur die Erbschuld und die kleinen Fehler, die mit der Schwäche der menschlichen Natur fast notwendig verbunden sind. Sie hatten noch Zeit, ihn zu unterrichten und zu taufen, bevor er starb. Andere derartige Fälle erzählt Gumilla noch mehrere[3].

Die Indianer am Orinoko glauben alle an den Teufel, den die Achaguas Tanasimi, die Betoyes Memelu, die Guajibas Duati, die Guaraunos Jebo nennen; sie erweisen ihm aber keine Verehrung und halten ihn für den Anstifter von allem Unheil: von Krankheiten, Tod, Mißernte usw.[4] Es gibt

[1] Ebd. 10. [2] Ebd. 13. [3] Ebd. 14. [4] Ebd. 24.

unter ihnen schlaue Betrüger oder Medizinmänner, von denen behauptet wird, daß sie mit dem Teufel verhandeln; sie sind geachtet und gefürchtet und wissen sich auf Kosten der Leute zu bereichern.

Mit Ausnahme der Guajiba- und Chiricoastämme, die nur von Fischfang, Jagd und wilden Früchten leben und deshalb beständig auf Wanderung begriffen sind, bebauen die Indianer bis zu einem gewissen Grade den Boden. Sie pflanzen etwas Mais, Maniok und Pfeffer. In den schon christlichen Gemeinden geht man in folgender Weise zu Werk. Bevor man das Feld besät, wird es abgebrannt, dann wird ein Tag bestimmt für das Saatfeld des Kaziken, eine Arbeit, bei der alle gern mithelfen. Nach der Arbeit bereitet die Frau des Kaziken ein Mahl für alle, die sich an der Arbeit beteiligten. Nach dem Mahl sagt der Kazike, wessen Feld am folgenden Tage bepflanzt werden solle; sind die Felder der Verheirateten besorgt, so kommen die der armen Witwen an die Reihe; zuletzt arbeitet man für die Kirche bzw. für die Schulkinder und die kleinen Waisen der Christenlehre. So lernen sie füreinander arbeiten und haben immer alle genug zum Leben. — Alle übrige Arbeit auf den Feldern überlassen die Indianer den Weibern.

Interessant ist, wie sich viele Orinoko-Indianer bei einer Mondfinsternis benehmen. Sie glauben dann, der Mond sei sterbenskrank, und fangen an zu schreien und zu weinen, und die Weiber halten Feuerbrände in den Händen, um sie unter dem Sand oder unter der Erde zu verbergen. Der Mond merke das, werde durch die Tränen gerührt und bewogen, am Leben zu bleiben.

Die Ehe kommt durch eine Art Brautkauf zustande. Der Bräutigam muß dem Vater der Braut einen Preis bezahlen, der aber gewöhnlich sehr klein ist. Bei einigen Stämmen wird auch, wenn ein Knabe geboren ist, auf die Geburt des nächsten Mädchens gewartet, und sobald dies geboren ist, kommen die Väter überein, die Kinder zu verheiraten, da eines dem andern bei der Geburt gefolgt sei, und damit ist die Ehe geschlossen. Sobald der Knabe anfängt, Waffen zu tragen, bringt er alles, was er in seine Gewalt bekommt, dem Mädchen; eine Art Tribut, den er bezahlen muß, bis man ihm zu seiner Zeit das Mädchen zur Frau gibt.

Die Vielweiberei scheint allgemein erlaubt gewesen zu sein, aber nur wenige besaßen tatsächlich mehrere Weiber, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht mehrere erlangen konnten. Die Ehescheidung war, wie es scheint, ganz in das Belieben der Ehegatten gegeben, die aus jeder kleinsten Ursache einander verließen.

2. Die Eingebornen im Norden von Venezuela.

1. Von den Eingebornen am Golf von Paria, wo Kolumbus zuerst das südamerikanische Festland betrat, sagt Gomara, sie seien in ihren Sitten, ihrer Religion und ihren Gebräuchen ganz ähnlich den Bewohnern der Küste bei Cumana, im heutigen Venezuela. Wir könnten deshalb die Schilderung, die Gomara von Cumana entwirft, als für die ganze Nordküste von Bermudez geltend ansehen. —

Die Männer dieses Landes (Kariben?), sagt Gomara[1], gehen nackt, nur binden sie die Schamteile nach innen oder bedecken sie mit Kürbisstielen, Muscheln, Röhren, Baumwollstreifen oder kleinen Goldröhrchen. Im Kriege tragen sie wollene Decken und Federbüsche, bei Festen und Tänzen beschmieren und bemalen sie sich und schmücken sich mit verschiedenfarbigen Federn. Die Barthaare rupfen sie aus, die Zähne schwärzen sie; diejenigen, die weiße Zähne haben, nennen sie Weiber. Die ledigen Mädchen bleiben ganz nackt, und auf die Jungfräulichkeit wird kein Wert gelegt. Doch fügt Gomara hinzu: Die Vornehmen sperren ihre Töchter zwei Jahre vor der Heirat ein; während dieser Zeit gehen sie nie aus und schneiden sich die Haare nicht. Das kann wohl keinen andern Zweck haben als den Schutz der Reinheit. Die verheirateten Frauen tragen eine Art Hose oder Schürze und leben ehrbar. Im Falle des Ehebruchs werden sie verstoßen und der beleidigte Ehemann züchtigt den Verführer. Die vornehmen und reichen Männer halten so viele Frauen, als sie wollen, die gewöhnlichen nur eine oder nur wenige Frauen. Die Reichen leihen dem Gast, der in ihr Haus kommt, die schönste Frau.

Zur Hochzeit ladet man alle Verwandten, Nachbarn und Freunde ein; die Frauen bringen alles, was man an Speise und Trank für die Feier braucht, und die Männer das Holz und Stroh, das zum Bau einer Hütte für das Brautpaar notwendig ist. Die Frauen singen und tanzen der Braut und die Männer dem Bräutigam zu Ehren; dabei wird viel gegessen und getrunken. Bei Anbruch der Nacht wird die Braut an der Hand dem Bräutigam zugeführt, und nun sind sie verheiratet. Diese Hochzeitsfeier gilt übrigens nur für die ersten und rechtmäßigen Frauen, nicht für die andern. Die rechtmäßigen neuvermählten Frauen werden den Götzenpriestern zugeführt, die man für heilige Männer hält, so daß es als eine große Ehre gilt, wenn sie mit der jungen Braut zuerst Umgang haben[2].

Die Frauen laufen, springen, schwimmen und schießen mit dem Bogen so gut wie die Männer, die sehr gewandt und behend sind. Sie bebauen das Feld und besorgen das Hauswesen, die Männer dagegen fischen und jagen, wenn kein Krieg ist; doch sind sie träg, eitel, rachsüchtig und verräterisch; ihre Hauptwaffen sind die vergifteten Pfeile. Sie essen alles, was überhaupt eßbar ist, wenn auch noch so ekelhaft, obwohl es ihnen an Fleisch, Fisch, Brot und Wein nicht fehlt. Sie umzäunen die Gärten und Erbgüter mit einem einzigen Wollfaden oder einer Art Liane in der Höhe des Gürtels. Es gilt für ein großes Verbrechen, über oder unter diesem Seil in den eingeschlossenen Raum einzudringen, und sie glauben, wer dasselbe zerreiße, werde bald sterben.

Im Kriege sind sie sehr grausam. Sie verzehren die Feinde, die sie töten oder gefangen nehmen, oder auch die Sklaven, die sie kaufen. Die Hauptvergnügen der Cumaner sind das Tanzen und Trinken; oft dauern diese Tänze und Gelage acht Tage; besonders feierlich wird das Fest der Krönung des Königs oder irgend eines hohen Herrn begangen. Bei diesen Festen berauschen sich die Männer oft sinnlos, und dann kommt es zu Streit, Zank und Schlägerei;

[1] Historia general de las Indias (Historiadores primitivos de Indias I) 205.
[2] Ebd. 206.

dazu ziehen sie durch die Nase den berauschenden Rauch einer Pflanze ein. Bei gewissen Festen, wo sich die Männer alle zu betrinken pflegen, stehen die Frauen und auch die Töchter bereit, um ihre betrunkenen Männer, Väter oder Brüder heimzubringen[1].

Die Cumaner sind sehr eifrige Götzenanbeter. Sie beten die Sonne und den Mond an und halten diese Gestirne für Mann und Frau und für große Götter. Sie fürchten die Sonne sehr, besonders wenn es donnert und blitzt, weil sie glauben, sie sei erzürnt. Bei Finsternissen fasten sie, besonders die Frauen; die verheirateten Frauen reißen sich die Haare aus und zerkratzen sich, und die Mädchen zerfleischen sich mit Fischbeinen die Arme; sie glauben, der Mond sei von der Sonne wegen irgend eines Ärgers verwundet worden. Zur Zeit eines Kometen machen sie einen furchtbaren Lärm mit Schreien, Trommeln und Pfeifen, um ihn dadurch zu vertreiben. Sie sehen die Kometen als Vorzeichen großer Übel an. Unter den Bildern und Götzen, die sie als Götter anbeten, haben sie auch eine Art Andreaskreuz und ein Zeichen wie die Unterschrift eines Notars, das viereckig geschlossen und von einer Ecke bis zur andern die Form eines Kreuzes darstellt; viele Mönche und andere Spanier sagten, es sei ein Kreuz und die Eingebornen bedienten sich desselben, um sich in der Nacht gegen die Gespenster zu verteidigen; sie legten es auch den Kindern bei der Geburt auf[2].

Ihre Priester nennen sie Piatsches (piaches); diese sind zugleich Ärzte, Zauberer und Wahrsager; sie rufen den Teufel an und heilen die Krankheiten mit gekochten und geriebenen Kräutern und Wurzeln, mit dem Fett der Vögel und Fische und andern Mitteln, die nur ihnen bekannt sind; dabei murmeln sie geheimnisvolle Worte, die sie selbst nicht verstehen, und gebrauchen allerlei Zaubereien. Sie lecken und saugen an der kranken Stelle, um die schlechten Säfte, welche die Krankheit verursachen, herauszuziehen. Wenn die Krankheit zunimmt, so sagen sie, der Kranke habe Geister im Leibe, und durch Reiben, Schreien, Lärmen und allerlei lächerliche Zeremonien suchen sie dieselben auszutreiben. — Sie sagten auch das Eintreten der Finsternisse, das Erscheinen von Kometen und andere Dinge, z. B. die Ankunft spanischer Schiffe, voraus, die richtig eintrafen, so daß sich die Spanier selber wunderten. Um den Teufel anzurufen, verschlossen sie sich in dunkler Nacht in einer Höhle oder einer finstern Kammer und nahmen beherzte Jünglinge mit sich, die ohne Furcht die Fragen stellten. Dort setzte sich der Zauberer nieder, während die andern standen; dann fing er an zu rufen, zu schreien, zu trommeln usw., bat und flehte, bis er endlich glaubte und vorgab, vom Teufel besessen zu sein, und dies zu erkennen gab. Jetzt stellten die Umstehenden Fragen an ihn und er antwortete. Der Dominikaner Peter de Cordoba wollte sich über den Sachverhalt erkundigen. Als der Piatsche, vom Teufel besessen, wie er vorgab, auf dem Boden lag, nahm der Missionär das Kreuz, die Stola und Weihwasser, ging zu ihm hinein, machte das Kreuzzeichen über ihn, legte ihm die Stola auf und beschwor ihn lateinisch und spanisch, und der Piatsche antwortete ganz

[1] Gomara, Historia general de las Indias 208.

[2] Ebd. und bei Herrera, Historia general de los hechos de los Castillanos usw. decade III, l. 4, c. 10.

zutreffend. Schließlich fragte er ihn, wo die Seelen der Indianer hinkämen. Der böse Geist antwortete: „In die Hölle." Dieses verursachte dem Piatsche so viel Kummer, daß er sich bitter darüber beklagte, so lange betrogen und gequält worden zu sein.

Diejenigen, die Piatsches werden wollen, lernen schon in der Jugend die Medizinkunst und die Zauberei. Zwei Jahre müssen sie ganz abgeschlossen in Höhlen oder in Hütten im Walde leben; sie essen während der Zeit nichts, was Blut enthält, dürfen auch keine Frauen, selbst nicht ihre Mütter, und auch die Väter nicht sehen; in der Nacht gehen die alten Zauberpriester zu ihnen, um sie zu unterrichten. Ist die Zeit des Stillschweigens und der Absonderung zu Ende, so erhalten sie von einem alten Priester ein Zeugnis und fangen nun die Ausübung ihrer Kunst an. „Alles, was ich gesagt habe", schreibt Gomara[1], „und noch viel mehr berichteten der Fray Thomas Ortiz und andere Dominikaner- und Franziskanermönche im Rate von Indien; und auf ihr Zeugnis nahm man als gewiß an, daß der Teufel zuweilen in diese Menschen fahre und durch ihren Mund wahre Antworten gebe."

Die Toten betrauern sie, indem sie in Liedern ihre Heldentaten und ihr Leben besingen; dann begraben sie dieselben im Hause oder sie dörren die Leiche am Feuer, binden sie zusammen und bewahren sie auf. An der frischen Leiche wehklagen sie viel. Ist der Begrabene ein Vornehmer, so kommen nach einem Jahre viele Leute, die dazu eingeladen werden, zusammen; jeder bringt sein Essen mit sich. Sobald es dunkelt, wird die Leiche unter lautem Klagen ausgegraben. Sie legen die Hände an die Füße und den Kopf zwischen die Beine, drehen sich im Kreis herum, lösen den Kreis, stampfen mit den Füßen, schauen zum Himmel empor und schreien und klagen dabei laut. Die Gebeine des Toten verbrennen sie und das Haupt geben sie der ersten (legitimen) Frau, damit sie es als Relique zum Andenken an ihren Mann aufbewahre. „Sie glauben, daß die Seele unsterblich ist, daß sie jedoch in dem Land, wohin sie geht, ißt und trinkt und daß sie im Echo dem antwortet, der zu ihr redet und ruft."[2]

2. Wir fügen noch einige Angaben über die Eingebornen an der nordwestlichen Küste des heutigen Venezuela, am Golf von Maracaibo, bei, über die uns Oviedo mitteilt, was er von dem ersten Bischof dieser Provinz, Rodrigo de Bastidas, der lange sich daselbst aufgehalten, erfahren hat[3].

Die Indianer dieses Landes haben die Gewohnheit, bevor sie in den Krieg ziehen oder ein Opfer darbringen oder sonst ein wichtiges Unternehmen beginnen, eine Reihe von Tagen hintereinander zu fasten, so daß sie den ganzen Tag nichts essen und trinken und, wenn sie eine Kollation halten, nur wenig und nichts Substantielles zu sich nehmen. Sie sind nach Ablauf dieser Fasttage matt und blaß und haben es notwendig, gut genährt zu werden, um wieder die früheren Kräfte zu erlangen. Dieses Fasten halten nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Söhne und alle im Hause mit Ausnahme der ganz kleinen Kinder.

---

[1] A. a. O. 209. [2] Ebd.

[3] Oviedo, Historia general y natural de las Indias l. 25, c. 22 (II 329).

Die Eingebornen sind durchschnittlich von kräftiger Leibesgestalt, Haare und Nägel schneiden sie nie; sie sind schmutzig und sinnlich. Der Bischof de Bastidas erzählt, er habe einst einen vornehmen Eingebornen wegen einiger unehrbaren und schimpflichen Handlungen und wegen des häufigen Lügens getadelt und ihn ermahnt, es nicht mehr zu tun, besser zu leben und tugendhaft zu werden, und ihn endlich gefragt, warum er denn diese Dinge tue. Da habe ihm der Indianer geantwortet: „Siehst du denn nicht, daß ich Christ werde?" als wollte er sagen: Ihr Christen seid so schlecht wie wir. Der Bischof sagte ihm nun: „Höre, der Christ, der tut, was du tust, kommt in die Hölle, und ich muß ihn strafen, wenn ich weiß, daß er schlecht ist." Er fügt dann hinzu, es sei traurig, daß die Christen, die durch ihr Beispiel die Wilden zu einem guten Leben antreiben sollten, oft der Grund ihres Verderbens seien. Die erwachsenen Männer tragen die Scham in dem hohlen Stiel eines Kürbisses, binden sie mit einer Schnur und bedecken sie auf diese Weise. Die Frauen tragen eine Art Hose oder ein Stück Tuch, das sie am Gürtel befestigen und zwischen den Beinen durchziehen, so daß die Scham verhüllt wird. Auch die Mädchen bedecken sich und lassen an der Tracht erkennen, daß sie noch Jungfrauen seien. Diese Tracht sei ein sichereres Unterpfand der Keuschheit bei diesem sinnlichen Volk als die Zeichen, mit denen die europäischen Mädchen ihre Reinheit zur Schau tragen. Kein Mädchen, das unerlaubten Umgang mit einem Manne gehabt, würde es wagen, diese Tracht zu behalten[1]. Nach Gomara[2] galt es für eine Frau als der größte Schimpf, wenn man ihr diese Schamhülle wegnahm.

Eine andere eigentümliche Gewohnheit dieses Volkes ist die militärische Organisation. Je nach dem Maße der Heldentaten, die er vollbracht, steigt der Mann von Stufe zu Stufe bis zum höchsten Adel empor, und dementsprechend darf er sich auch der Reihe nach den Körper bemalen und tätowieren, und zwar in einer genau geregelten Reihenfolge, so daß derjenige, der durch fortwährende Heldentaten zur Bemalung des ganzen Leibes gekommen ist, auf dem Gipfel der Macht und Ehren steht[3]. Nach Gomara war die Sodomie ein weitverbreitetes Laster. Zauberpriester gab es wie bei den andern Indianern. Wenn sie den Kranken nicht heilen, so schreiben sie dem Patienten oder den Göttern die Schuld zu. Wenn ein Vornehmer stirbt, so beweinen ihn die Eingebornen in der Nacht und besingen seine Heldentaten; sie braten und zerreiben ihn und mischen davon in den Wein; das gilt als große Ehre. Zu Zompachai begraben sie die Vornehmen mit viel Gold, Steinen und Perlen, und auf dem Grab errichten sie vier Pfähle im Quadrat, schmücken dieselben und legen Waffen, Federn und reichen Vorrat zum Essen und Trinken hinein[4], woraus ihr Glaube an das Fortleben nach dem Tode erhellt.

---

[1] Oviedo, Historia general usw. l. 25, c. 22.
[2] Historia general de las Indias 202.
[3] Oviedo a. a. O. (II 330). [4] Gomara a. a. O. 203.

Drittes Kapitel.

Die Eingebornen von Colombia und Ecuador.

1. Die Indianer an der Nordküste Colombias im 16. Jahrhundert.

An der Küste des heutigen Staates Colombia bei Santa Marta lebten zur Zeit der spanischen Eroberung Kariben, von denen Oviedo[1] sagt, sie seien Bogenschützen und essen Menschenfleisch. Das letztere schloß man daraus, daß man in einigen Häusern Stücke Menschenfleisch und menschliche Glieder, wie Hände, Füße usw., antraf, die schon gesalzen und zum Essen hergerichtet waren, ferner fand man Halsbänder mit Menschenzähnen, die ihnen als Schmuck dienten, und endlich Menschenschädel, die vor der Türe des Hauses auf Pfählen steckten als Siegeszeichen. Oviedo wirft diesen Wilden vor, sie seien abscheuliche Sodomiter; er wisse das nicht mehr bloß aus Konjekturen, sondern es sei ihm gewiß, denn er habe ein großes Stück Gold gefunden, das in guter Arbeit zwei Männer in sodomitischer Stellung zeigte; Oviedo selbst zerschlug das Goldstück mit einem Hammer. Auch Gomara nennt die Indianer der Gegend von Santa Marta Sodomiter, die sich ihrer Ausschweifung rühmten. Sie trugen am Hals als Juwel den Gott Priapus und zwei Männer in unzüchtiger Stellung[2]. Sie gehen nackt, doch verhüllen die Männer die Scham mit einer Art Trichter aus Kürbis oder mit Goldröhren; die Frauen umgürten sich mit einer Schürze. Von der Religion der Einwohner von Santa Marta erfahren wir nur, daß sie der Abgötterei ergeben waren, aber da sie sowohl von Oviedo als Gomara als Kariben bezeichnet werden, so wird ihre Religion derjenigen von Cumana gleich gewesen sein, wie wir schon angedeutet haben.

Interessant ist, was uns Gomara über die Eingebornen am Fluß Sinu (Zinu, Zenu), der in den Golf von Darien mündet, sagt, weil es uns zeigt, welch scharf entwickeltes Rechtsgefühl diese Indianer hatten. Im Jahre 1509 landete der Spanier Enciso an diesem Fluß. Es kamen ihm bald viele bewaffnete Indianer entgegen, um ihn anzugreifen. Enciso suchte ihnen durch einen Dolmetscher zu verstehen zu geben, er und seine Leute seien christliche und friedfertige Spanier, die nur gekommen seien, um Proviant zu holen und Tauschgeschäfte zu machen. Die Indianer antworteten ihnen, es sei wohl möglich, daß ihre Absichten friedfertig seien, aber der Schein spreche dagegen; sie möchten lieber das Land verlassen, denn sie würden in keiner Weise die Exzesse dulden, welche bewaffnete Leute in fremden Ländern zu begehen pflegten. Darauf hielt Enciso eine Rede, in der er von der Bekehrung der Indianer, von der Taufe, von dem Glauben an einen Gott sprach und am Ende hinzufügte, der Heilige Vater in Rom, der Stellvertreter Jesu Christi auf der ganzen Erde und höchste Fürst über die Seelen und die Religion, habe diese Länder alle seinem Herrn, dem mächtigen König von Kastilien, geschenkt, und er (Enciso) komme, um in dessen Namen von diesen Ländern Besitz zu ergreifen. Er wolle sie aber in ihrem Besitz lassen, wenn sie dem König einige Abgaben und Gold bezahlten.

[1] A. a. O. l. 26, c. 10 (II 355). [2] Ebd. 201.

Darauf antworteten die Indianer lächelnd, was von dem einen Gott gesagt worden sei, scheine ihnen sehr gut, sie möchten jedoch nicht darüber disputieren, noch auch ihre Religion aufgeben. Der Heilige Vater müsse aber in fremden Sachen sehr freigebig oder aufrührerisch sein, da er das verschenke, was nicht ihm gehöre; der König seinerseits müsse ziemlich arm sein, da er bettle, und auch unverschämt, da er Leuten drohe, die er gar nicht kenne. Er solle nur kommen und das Land in Besitz nehmen, sie würden seinen Kopf auf einen Pfahl stecken, wie sie es bei vielen andern von ihren Feinden getan hätten. Dabei zeigten sie mit dem Finger nach dem Ort[1].

Die Indianer konnten mit vollem Recht so antworten. Der Papst hatte kein Recht, rechtmäßiges Privateigentum einzelner Personen oder Stämme wegzunehmen und zu verschenken. Er hat es auch gar nicht getan, wie wir schon an einer andern Stelle bemerkt haben[2].

2. Die Indianer im Innern Colombias zur Zeit der Entdeckung.

1. Von den Pantsches (Panches), einem Indianervolk am unteren Rio Grande (Magdalenenstrom) im heutigen Staate Colombia, sagt Oviedo: Sie sind sehr wild und kriegerisch. Sie tragen böse Waffen: Pfeile, Schleudern, Spieße, Keulen wie Schwerter und runde Schilde. Sie fressen sich gegenseitig auf, sogar roh, da sie sich nicht viele Mühe geben, die Erschlagenen, auch wenn sie zur selben Nation gehören, zu braten und zu kochen. Wegen der großen Hitze des Landes gehen sie nackt. Diese Pantsches und die Bewohner von Bogotá führen grausame Kriege miteinander, und wenn die Pantsches Indianer von Bogotá fangen, so töten sie sie und verzehren sie nachher; töten oder fangen aber die Leute von Bogotá einige Pantsches, so nehmen sie deren Köpfe mit in ihr Land und legen sie in ihre Gebetshäuser. Die lebendig gefangenen Knaben bringen sie auf hohe Hügel; dort nehmen sie mit ihnen verschiedene Zeremonien vor und opfern sie und singen dabei viele Tage der Sonne Lieder; denn sie sagen, die Sonne verzehre das Blut dieser Knaben und liebe es sehr; sie erfreue sich mehr an den Opfern von Knaben als an solchen von Männern[3]. Die Pantsches hatten nach Oviedo wenig Vernunft im Vergleich zu den Eingebornen von Bogotá. Sie kennen den Schöpfer nicht und beten nichts an. Man darf aber nicht übersehen, daß die Pantsches ihre Unabhängigkeit bewahrten und daß zur Zeit Oviedos ihre sittlichen und religiösen Anschauungen nur unvollkommen bekannt sein konnten. Da sie wahrscheinlich zu den Kariben gehörten,

---

[1] Gomara, Historia general de las Indias 199.

[2] Vgl. oben I 187. Gerade weil man die Bulle Alexanders VI. mißverstanden, schärfte Paul III. am 2. Juni 1537 in einem Rundschreiben an alle Gläubigen ein, man solle die Indianer und alle andern Heiden, auch wenn sie den christlichen Glauben noch nicht angenommen, weder ihres Privateigentums noch ihrer Freiheit berauben, um sie zu Sklaven zu machen, und alles, was gegen diese Verordnung geschehe, sei null und nichtig. Das Schreiben ist abgedruckt bei Vasconcellos, Chronica da Companhia de Jesus do estado do Brasil I, Lisboa 1865, xcv.

[3] Oviedo, Historia general usw. l. 26, c. 11 (II 367).

ist es aus dem, was wir von andern Karibenstämmen wissen, ganz unglaublich, daß sie keine religiösen Begriffe gehabt hätten.

Nach Oviedo verzehrten die Pantsches die erschlagenen Feinde aus Rache; was sie im Feldlager nicht auffressen konnten, nahmen sie mit nach Hause, um es gemeinschaftlich mit ihren Frauen und Kindern zu verspeisen[1]. Hatten sie einmal den Krieg begonnen, so wollten sie von Waffenstillstand und Frieden nichts mehr hören. War es absolut nötig, Frieden zu schließen, so durfte nie ein Mann um Frieden bitten. Die Frauen, sagten sie, seien mehr geeignet, die Freundschaft zu gewinnen und die Gegner zum Frieden zu bewegen. Auch hätten die Männer eine größere Pflicht, für die Frauen zu sorgen als für andere Leute, und es sei besser, daß die Frauen lögen als die Männer.

2. Die Chibchas. Südlich von den Pantsches im Tale des Magdalenenstromes, etwa zwischen dem 2. und 4.° n. Br., wohnten zur Zeit der Entdeckung die Chibchas, auch Muiscas oder Mozcas genannt, ein zahlreiches Volk, das auf einer ziemlich hohen Kulturstufe stand. Wie Oviedo[2] berichtet, war es damals in zwei voneinander unabhängige und oft einander befehdende Reiche geteilt, die nach ihren Königen oder Oberkaziken Bogotá und Tunja genannt wurden. Der Herrscher von Bogotá war imstande, mehr als 100 000 Krieger ins Feld zu stellen. Beide Herrscher hatten zahlreiche Kaziken unter sich, von denen jeder einem Dorfe vorstand. In ihren Sitten und Gebräuchen, namentlich in der Religion, waren die beiden Völker einander sehr ähnlich.

Die Leute kleideten sich in feingearbeitete und gefärbte Baumwolldecken, die teils um den Leib befestigt, teils um die Schultern geworfen wurden. Die Hauptgebäude der Vornehmen waren nach Oviedo[3] sehr sehenswert. Sie waren aus Holz gebaut und wie eine Festung mit mehreren labyrinthartigen Umzäunungen umgeben. Die Hauptnahrungsmittel des Volkes bestanden aus Mais, Yuka, Pataten und besonders aus einer Art Trüffeln, die sie zu allen Speisen hinzufügten; außerdem lieferten Jagd und Fischfang den nötigen Vorrat.

Seinen Vorgesetzten und Herren erweist das Volk große Ehrfurcht und Unterwürfigkeit; es schaut ihnen nicht in das Angesicht, und wenn jemand mit ihnen redet, darf er ihnen nicht das Gesicht zukehren und sie anschauen, sondern muß das Gesicht abwenden oder senken, mag er nun sitzen oder stehen. Wenn Bogotá, der Herrscher, ausspucken wollte, warfen sich ein oder zwei Vornehme auf die Knie, wendeten das Gesicht ab und hielten mit ausgestreckten Armen ein Handtuch hin, auf das der Herr spuckte; denn der Speichel der Monarchen durfte, weil er als heilig galt, nicht den Boden berühren, und der, welcher ihn mit einem Tuche aufgefangen hatte, entfernte sich damit sehr befriedigt über die empfangene Gnade[4].

Die Leute haben guten Verstand, sind leicht zu überzeugen und für den Frieden zu gewinnen, aber wie alle Indianer lügen sie viel und sagen selten die Wahrheit. Sie heiraten so oft sie wollen, und halten so viele Weiber, als sie ernähren können. Es gibt Kaziken, die 20, 30 und 50 Weiber haben, einer hatte sogar 100. Die gewöhnlichen Männer haben wenigstens zwei oder

---

[1] Ebd. l. 26, c. 30, p. 408—409. [2] Ebd. c. 11, p. 366.
[3] Ebd. c. 23, p. 389. [4] Ebd. c. 23, p. 390.

drei Weiber, die, wie Oviedo behauptet, in Eintracht untereinander leben, da sich alle freudig dem Willen des Mannes unterwerfen.

3. Die Tunjer (Tunjas) waren, wie es scheint, kriegerischer als die Bogotenser und kämpften in geschlossenen Reihen. Ihre Begräbnisse unterschieden sich von denen der Bogotenser. Während diese die Leichen in der Erde begruben mit Ausnahme derjenigen der Oberkaziken, die sie in einen goldenen Sarg verschlossen und in eine Lagune warfen, legten jene die Leichen der Kaziken und anderer vornehmen Personen mit all dem Gold, das sie besaßen, in ihren Heiligtümern oder Gebetshäusern auf eine Art Bett, welches die Spanier Barbacoas nannten. Das Bett ruhte auf Stangen über der Erde erhöht; dort blieb die Leiche mit allen Kostbarkeiten, die man an ihr befestigt oder daneben gelegt hatte. Sonst sind die Gewohnheiten in beiden Provinzen gleich. Beide Völker treiben viel Handel und haben in jedem Dorfe Märkte, bei denen an bestimmten Tagen viele Leute zusammenkommen, um zu kaufen und zu verkaufen und ihre Geschäfte zu besorgen[1]. Wenn sie einen Krieg beginnen wollen, so singen sie zuerst einen Monat lang Lieder oder bitten die Sonne, die sie für ihren Gott halten, daß sie ihnen den Sieg verleihe. In diesen Liedern geben sie ihr den Grund an für den Krieg, den sie unternehmen wollen. Sie würden es nicht wagen, einen Krieg zu beginnen, ohne ihn sorgfältig bei ihr als ihrem Gott zu rechtfertigen. Ihr Krieg besteht darin, daß sie sich gegenseitig totschlagen; die Sieger verbrennen die Dörfer der Besiegten, nehmen ihre Frauen gefangen und schleppen alles Gold fort, das sie besitzen. Die Spanier fanden in vielen Heiligtümern oder Gebetshäusern große Mengen von Gold und schlossen daraus, daß die Tunjer in ihrer Art sehr fromm sein mußten. Oviedo glaubt, weil dieses Gold nur für den abgöttischen Dienst der Sonne oder des Teufels war, hätten es die Spanier mit Recht weggenommen. Nach Beendigung des Krieges hielten die Tunjer ebenso wie die Bogotenser einen Monat lang religiöse Feste mit Liedern. Sind sie Sieger geblieben, so danken sie der Sonne für den Sieg; sind sie unterlegen, so sagen sie, sie hätten nicht recht gehabt, bitten um Verzeihung für ihren Übermut und ihre schlechte Entschließung. Während die einen singen, wehklagen die andern, bekennen und bereuen ihre Schuld[2]. In den Krieg nehmen sie oft die Überreste ihrer verstorbenen Verwandten mit, die sich durch Tapferkeit auszeichneten; denn sie glauben, daß diese den Lebenden Mut machen, und da die Toten nicht fliehen, wäre es für die Lebenden eine große Schande, diese ehrwürdigen Überreste in den Händen der Feinde zu lassen.

Das Jahr teilten die Chibchas in Monate ein und die Monate in drei Teile. An den ersten zehn Tagen des Mondes aßen sie während eines Teiles des Tages und während der ganzen Nacht ein Kraut, das sie Hayo nannten, gemischt mit einem andern, das sie als Medizin zur Erhaltung der Gesundheit betrachteten. Während dieser Zeit hatten die Männer keinen Umgang mit den Frauen und schliefen in getrennten Gemächern. Die folgenden zehn Tage beschäftigten sie sich mit ihren Anpflanzungen und Handelsgeschäften; die letzten zehn Tage endlich waren der Erholung und dem Umgange mit den Frauen

[1] Oviedo, Historia general usw. l. 26, c. 27 (II 398).
[2] Ebd. c. 30, p. 408.

gewidmet. In einigen Teilen des Landes kürzten sie die Zeiteinteilung, so daß der Wechsel der oben genannten Beschäftigungen nach je zwei oder drei Tagen eintrat[1].

Von der Religion der Chibchas sagt Oviedo, sie beten die Sonne und den Mond an; das gilt sowohl von Bogotá als von Tunja. Sie halten diese beiden Planeten für Mann und Frau und für die Schöpfer aller Dinge. Sie hielten die ersten Christen für Söhne dieser Gestirne und nannten sie deshalb Usachies, weil die Sonne Usa und der Mond Echia hieß. In ihren Häusern hatten die Chibchas einige besondere Götzen, die sie anbeteten. Die spanischen Soldaten nannten sie Heiligtümer, weil die Indianer angaben, dieselben seien ihre Fürbitter und sie beteten durch ihre Vermittlung zur Sonne um Regen für ihren Mais und um alles, was ihnen sonst notwendig sei.

Alle obigen Angaben sind Oviedo entnommen, dem ältesten Schriftsteller, der uns eingehende Nachrichten über die Chibchas übermittelt hat. Eine willkommene Ergänzung derselben bringen Joaquin Acosta[2] und Ezechiel Uricoechea[3], welchen viele alte Berichte zur Verfügung standen. Die Regierung war ganz despotisch. Der Monarch gab Gesetze, sprach Recht und befehligte die Heere. Jeder verbotene Umgang mit den Frauen des Fürsten wurde mit dem Tode bestraft, doch konnte der Schuldige sich durch Geld loskaufen. Den Thron erbte der Schwestersohn des Regenten. Der Thronerbe wurde im Alter von 16 Jahren in ein Haus gebracht, wo er während seiner Lehrjahre streng fasten mußte. Mord und Raub wurden mit dem Tode bestraft. Heiraten im ersten und teilweise auch im zweiten Grade waren verboten. Der Blutschänder wurde lebendig eingescharrt, um durch Hunger und giftiges Gewürm unterzugehen. Sodomie wurde am Pfahle gebüßt. Die Steuern wurden dadurch eingetrieben, daß man einen jungen Tiger oder ein anderes Tier an dem Haustore des schlechten Zahlers festband, welcher diese Einquartierung so lange füttern mußte, bis er seiner Pflicht nachkam. Wer sich im Felde feig bewiesen, mußte Weiberkleider tragen und fortan Frauenarbeit verrichten. War eine Frau des Ehebruchs angeklagt, so fand eine Art Gottesgericht statt. Sie mußte eine tüchtige Portion Aji (spanischen Pfeffer) verschlucken. Gestand sie ein, so wurde sie getötet, bezwang sie aber ihren Durst, so galt sie als unschuldig.

Wenn ein Chibcha ein Mädchen zur Ehe begehrte, schickte er den Eltern einen Mantel. Erhielt er diesen innerhalb acht Tagen nicht zurück, so schickte er einen zweiten und konnte seine Werbung als genehmigt betrachten. In einer der nächsten Nächte setzte er sich an das Haustor der Braut und gab irgend ein Zeichen seiner Anwesenheit. Es öffnete sich dann die Türe und die Braut erschien mit einem Kruge Chicha, kostete zuerst und reichte dann den Krug dem Bräutigam. Die Hochzeit wurde vor dem Priester gefeiert, welcher die Braut fragte, ob sie den Bochica (eine Gottheit, von der gleich die Rede sein wird)

[1] Ebd. c. 26, p. 390.

[2] Compendio histor. del descubrimiento y colonization de la N. Granada, Paris 1848.

[3] Memoria sobre las Antiquedades Neo-Granatinas, Berlin 1854. Wir zitieren nach dem Auszug aus den beiden Werken im „Ausland" 1855, 877 ff.

mehr liebe als ihren Mann, diesen mehr als ihre Söhne, ihre Söhne mehr als sich selbst, und ob sie sich der Speise enthalten wolle, während ihr Mann hungern müsse; dann wendete er sich an den Mann und fragte ihn, ob er diese Frau als Weib nehmen wolle, worauf die Feier schloß. Obwohl jeder so viele Frauen nehmen konnte, als er zu ernähren vermochte, wurde doch nur eine als die rechtmäßige Gattin betrachtet.

Wenn der König gestorben war, nahmen die Priester die Eingeweide aus der Leiche und füllten die Höhlung mit geschmolzenem Harz. Die Mumie wurde dann in einen ausgehöhlten Palmstamm, der inwendig und auswendig mit Goldblech beschlagen war, eingesargt und an einem verborgenen Orte beigesetzt. Mit den Leichen der vornehmen Chibchas wurden ihre Lieblingsfrauen und einige ihrer Leibeigenen begraben. Man gab ihnen Lebensmittel, einen Vorrat von Chicha, Waffen und Schmuck mit ins Grab, beweinte sie sechs Tage lang und feierte die jährliche Wiederkehr des Todestages. Um Bogotá herum hat man einige dieser Mumien gefunden und dabei viel Gold erbeutet. Die Leichen fand man sämtlich in sitzender Stellung und die Daumen der beiden Hände zusammengebunden.

Die Chibchas hatten weder Herden noch Eisen. Sie bestellten die Felder mit hölzernen und steinernen Gerätschaften. Sie besaßen auch Goldmünzen — der einzige Fall dieser Art, der bisher bei den alten Völkern Amerikas entdeckt worden sein soll. Man goß nämlich Gold in kleine Scheiben nach gleichen Formen; der Wert der Münze bestimmte sich nach ihrem Durchmesser, denn Gewichte kannte man nicht. Die Chibcha waren ein handeltreibendes Volk und verschiedene Salinen lieferten ihnen einen vielbegehrten Ausfuhrartikel.

Wir haben schon oben von Oviedo gehört, daß die Chibchas allgemein Sonne und Mond anbeteten und für die Schöpfer aller Dinge hielten. Nach andern Schriftstellern aber glaubten sie, am Anfange der Welt sei das Licht in einem Ding verschlossen gewesen, das sie Chiminigagua oder den Schöpfer nannten, von dem sie aber nichts näheres wußten. Aus diesem unbeschreiblichen Ding flogen zuerst schwarzgefiederte Vögel, und aus deren Schnäbeln strahlte ein glänzender Äther, der die Erde beleuchtete. Doch verehrten die Chibchas neben jenem Schöpfer auch Sonne und Mond. Kurz nach dem Anbruch des ersten Tages stieg aus dem See von Iguaque eine schöne Frau, namens Bachue, mit ihrem dreijährigen Knäblein. Sie zogen hinab in die Ebene, bis der Knabe, mannbar geworden, mit Bachue das Menschengeschlecht erzeugte. Mutter und Knabe wurden von den Chibchas hoch verehrt und in goldenen Figuren dargestellt.

Die Seelen der Verstorbenen stiegen nach der Meinung dieser Völker in das Innere der Erde hinab durch schwarze Felsenschluchten und fuhren in einem Nachen aus Spinngeweben über einen großen Strom. Dies ist der Grund, warum die Spinne als heiliges Tier nicht getötet werden durfte.

Eine gemeinsame Gottheit aller Chibcha war der Bochica, der Wohltäter der Menschheit, welcher die ersten Keime des Ackerbaues mitbrachte und sein zerstörungssüchtiges Weib in den Mond verwandelte. Dem Regenbogen unter dem Namen Cuchavira wurde die Heilung mancher Krankheiten zugeschrieben, und die Frauen riefen ihn in der Stunde der Geburt an. Man dankte dieser

Gottheit mit Geschenken von Smaragd und Goldschmuck. Der Gegensatz des Bochica war Chibchacum. Dieser war erzürnt über das sündhafte Betragen der Bewohner in der Ebene von Bogotá, lenkte die Ströme Sopo und Tibito in das flache Land und überschwemmte weit und breit die Fluren. Die Chibchas flüchteten auf die Höhen, wo ihnen eines Abends bei Sonnenuntergang Bochica, auf einem Regenbogen thronend, erschien und mit den Völkern Rat pflog. Der Gott versprach ihnen Erlösung, ohne die Flüsse zu vernichten, die noch weiter nützlich sein könnten. Mit seiner goldenen Rute traf er die Felsen von Tequendama, so daß sich die Flüsse in prächtigen Wasserfällen über die Wände herabgießen konnten und in der trockenen Ebene fruchtbaren Schlamm hinterließen. Den Chibchacum aber strafte die Gottheit, indem sie ihm die Felsen und Gebirge auf seine Schultern legte. Wenn die Berge dem Chibchacum zu schwer werden, so sucht er die Last von der einen Schulter auf die andere zu legen, und dadurch entstehen die Erdbeben.

Nach den ältesten Quellen tritt neben Bochica und von ihm ganz verschieden eine merkwürdige sagenhafte Persönlichkeit auf, die Nemterequetaba oder auch Xue oder Chimzapagua (der Gottgesandte) hieß. Später wurde er, wie es scheint, mit Bochica identifiziert. Interessante Notizen über diesen Erlöser finden wir in einem alten Manuskript aus dem Ende des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts, das sich in einem Privatarchiv befindet und einen ungenannten Jesuitenmissionär zum Verfasser hat[1]. Nach einer alten Überlieferung der Indianer, so heißt es dort, soll vor uralter Zeit ein heiliger weißer Mann mit weitem Gewand und rotem Haare von Osten her zu ihnen gekommen sein, um sie den Weg des Heiles zu lehren. Er ritt auf einem Kamel, wie man kein anderes je in dieser Gegend gesehen hat und das sie mit Zeichen malen. Er lehrte sie unter anderem die Kinder taufen, und daher stammt die noch heute bei ihnen bestehende Gewohnheit, die neugebornen Kinder zum Fluß zu tragen und dort zu baden. Dieser heilige Mann wurde von ihnen hoch verehrt, und wenn er von einem Ort zum andern zog, um dort zu predigen, bereitete man ihm die Wege und das Volk begleitete ihn dahin. Diese Wege, sagt der anonyme Verfasser, bestehen noch heute; er will zwei dieser Wege selbst gesehen haben und beschreibt sie. Aus Ehrfurcht gebrauchte man diese Wege nicht mehr. Der heilige Mann soll in Sagamoso gestorben sein; dort soll auch seine Leiche ruhen und ebenso die des Kameles. Ähnliche Sagen hat man in Peru und Paraguay. Nach dem Tode des Heiligen kam nach der Überlieferung ein Dämon in das Land. Er hatte die Gestalt einer alten Frau, und diese Frau nennen sie die Göttin Bague; sie gilt als die Mutter aller ihrer Götter. Sie predigte gegen die Lehren des oben genannten heiligen Mannes und suchte aus ihren Herzen alles zu vertilgen, was dieser gelehrt hatte.

Doch erinnern sich die Indianer nicht mehr an die einzelnen Lehren der beiden, nur behaupten sie, das genannte Weib habe viele Söhne gehabt, die nach ihrem Tode als Götter verehrt wurden und denen man Statuen und Bilder errichtete, Opfer darbrachte und Tempel baute mit großen Weihegeschenken

---

[1] Descripción de el Nuevo Reyno de Granada de las Indias occidendales usw. (Novum Regnum et Quit. Histor. I 14).

an Gold und Edelsteinen, Mais und Früchten. Die Indianer dehnten die Verehrung dieser Götter auf ihre verstorbenen Kaziken und Herren aus und fingen an, diese mit allerlei abergläubischen und schrecklichen Zeremonien zu feiern. Sie haben eine große Zahl Priester, die sich durch lange Fasten und große Bußübungen auf ihre Würde vorbereiten müssen; sie dürfen nicht verheiratet sein und ihre Würde geht erblich vom Onkel auf den Neffen über. Sie reden vertraut mit dem Teufel bis auf den heutigen Tag; doch bringen sie keine blutigen Menschenopfer dar[1], nur stürzen sie sich in einen Abgrund, wenn der Dämon es ihnen befiehlt. Die Heiligtümer und die Opfergaben, die sie seit alter Zeit darbringen, sind so zahlreich, daß die Spanier damit eine große Masse Gold zusammenbrachten und noch heute zusammenbringen. Wenn die Indianer diese Opfergaben machen, sprechen sie mit dem Teufel in seiner eigenen Gestalt. Die gewöhnlichen Götzenbilder sind von Gold, andere von Stein, Holz, schönen Federn ꝛc. Wieder andere tragen sie wie Medaillen auf der Brust oder dem Kopf in einer kleinen Scheibe aus Gold, die sie Chagualas nennen. Sie verehren manche von diesen Götzen als Helfer in verschiedenen Krankheiten, andere werden verehrt als Beschützer der Saaten, der Häuser, der Geburten, der Wege usw. Sie nennen alle diese Götzen Tunjos nach einem ihrer großen Kaziken, der Herr von Tunja hieß.

Oben war die Rede von der Art, wie sich die Kandidaten des Priestertums auf ihre Würde vorbereiten mußten. Darüber schreibt der anonyme Verfasser: Derjenige, der nach dem Recht der Erbschaft Priester werden soll, muß ein bestimmtes Alter haben; dann schließen ihn die Priester in eine Höhle ein, wo er kein Licht sieht. Dorthin bringen sie ihm jeden dritten Tag ein kleines Maß von Maiskörnern und ein wenig Wasser. Dieses Leben dauert sieben Jahre ohne Unterbrechung; die Haare werden ihm nicht geschnitten, nie darf er sein Gefängnis verlassen oder mit einem menschlichen Wesen reden; man lehrt ihn, sich mit einem gewissen Tabakrauch zu berauschen, und in diesem Zustand erscheint ihm der Teufel, schließt mit ihm einen Vertrag, unterrichtet ihn in den Dingen, die zu seinem Dienst gehören, und gewährt ihm fortan seinen vertrauten Umgang. In diesen sieben Noviziatsjahren schließen sie mit dem Kandidaten ein Mädchen ein, dem er sich aber nicht nahen darf. Hat er alle Prüfungen zur Zufriedenheit der andern alten Priester, deren Erbe er ist, bestanden, so erhält er den Grad mit einer bestimmten kleinen Mütze, einer Art Doktorhut, aus der Hand eines großen Kaziken, welchen sie für den Oberpriester halten. Nun kann er als approbierter Priester sein Amt ausüben. Alle Indianer ihres Bezirkes sind verpflichtet, den Priestern alles Gold zu geben, das sie für ihre Götzen und Heiligtümer fordern, und niemand weiß, wo diese sind, damit man sie nicht stehle, und der Priester sagt es nicht bis zur Stunde des Todes, wo sie jemand erben muß.

In einem Dorfe erhielt der Missionär Kunde von einem Tempel oder einer Einsiedelei, die dem größten Götzen dieser Indianer, dem Cuza, gewidmet ist.

[1] Öffentlich, denn im geheimen wurden noch solche Opfer dargebracht, wie aus einem Briefe hervorgeht, der im Auftrage des Erzbischofs von Santa Fe de Bogotá, Don Fernando Arias, im Jahre 1620 an den Papst gerichtet wurde (vgl. Nov. Regn. et Quit. Histor. I 14 [26]).

Dieses Heiligtum fand sich hinter einem Ofen, den man gebaut hatte, um den Götzen zu verbergen; der Götze war mit allerlei Federn geschmückt. Derselbe Missionär entdeckte zwei mehr als 400 Jahre alte Götzen, von denen die Überlieferung erzählte, daß sie unter den Wurzeln uralter Bäume verborgen seien. Man grub danach und fand zwei rohe Bilder aus massivem Gold, von denen die Indianer sagten, es seien die Göttin Bague und ihr Sohn. Sie waren sehr erschrocken, als man diese Götzen entdeckte; als man aber noch mehr solcher Götzen fand, kamen sie zur Erkenntnis, diese Götzen seien falsch, da sie es nicht verstanden hätten, sich wirksam zu verbergen.

4. Neyva ist eine andere Provinz Colombias, die bei der Ankunft der Spanier ein eigenes Reich mit einem eigenen Fürsten bildete. Die Bewohner dieses Reiches, berichtet Oviedo [1], sind ihren Götzen, der Sonne und dem Mond, ebenso ergeben wie die Bogotenser und Tunjer, obwohl man in der letzteren Provinz größere Schätze in die Heiligtümer legt als in Neyva; in beiden Ländern gibt es eine große Anzahl reich ausgestatteter Heiligtümer. Von den Haupthäusern der Kaziken und Vornehmen führen enge Straßen mit Verschanzungen zu beiden Seiten eine halbe Meile weit zu den Türen der Heiligtümer. „Dorthin gehen die genannten Herren, um zu beten und ihre Opfer darzubringen." Die Bewohner dieser Provinzen opfern mit Blut, Feuer, Wasser und Erde in verschiedenen Weisen. Mit Feuer opfern sie die verschiedenen Rauchwerke, die sie zugleich mit Gold und Smaragden ins Feuer werfen. „Wie sie sagen, bringen sie diese Rauchwerke dar, damit ihnen die Sonne ihre Sünden und Missetaten verzeihe." Als die Christen zuerst in das Land kamen, zogen ihnen am Eingang jedes Dorfes die Indianer entgegen und verbrannten Rauchwerk, weil sie die Christen für Söhne der Sonne hielten. Wenn sie mit den Spaniern gekämpft hatten, kamen sie am andern Tag, um Freundschaft mit ihnen zu schließen, und bevor sie mit ihnen zusammentrafen, verbrannten sie Weihrauch und sangen rings um das Feuer Lieder, wie sie es in ihren Heiligtümern zu tun pflegen, damit sie (die Spanier) ihnen das Geschehene verziehen. Mit Blut opfern sie viele Vögel, die sie in ihren Heiligtümern oder Gebetshäusern schlachten und deren Köpfe sie als Opfer darbringen. Menschenopfer bringen sie nur in zwei Fällen dar. Wenn sie gegen die Pantsches in den Krieg ziehen wollen, suchen sie einen oder mehrere Knaben zu fangen, bringen sie in ihr Land, singen dann drei Tage lang Lieder mit verschiedenen Zeremonien, und am dritten Tage töten sie sie in ihren Heiligtümern und schlagen ihnen die Köpfe ab. Außerdem opfern sie gewisse Knaben, die sie Mojas nennen und in einem fernen Land kaufen, wo die Leute, wie sie sagen, mit der Sonne reden. Diese Knaben kaufen sie fünf oder sechs Jahre alt; dieselben sind am Nabel beschnitten, weil in jenem Lande, wie sie angeben, die Leute beim Reden mit der Sonne von dieser den Befehl erhalten, Kindern bei der Geburt den Nabel abzuschneiden, weil sie das dabei herausfließende Blut trinkt. Diese Knaben werden nach Bogotá oder Tunja gebracht und mit großer Ehrfurcht behandelt. Sie sind die ersten Sänger in ihren Heiligtümern, und wenn sie singen, wehklagen die Indianer. Jeder Kazike hält solche Mojas, und

[1] Historia general l. 26, c. 28 (II 400 ff).

sobald sie in das Alter der Geschlechtsreife gelangen und noch keinen Umgang mit Frauen gehabt haben, wird ihnen im Heiligtum der Kopf abgeschlagen, und das vergossene Blut dient als Opfer. Hat aber infolge nachlässiger Aufsicht dieser Moja schon Verkehr gehabt mit einer Frau, so wird er nicht getötet, weil sie sagen, daß sein Blut nichts mehr wert sei als Opfer, und es liegt ihnen nichts mehr daran, ihn auf Grund seiner Verdienste als Fürbitter und Mittler bei der Sonne zu gebrauchen. Haben sie einen Moja getötet, so lassen sie einen andern holen, und so haben wenigstens die Hauptkaziken stets solche Mojas. Mit Wasser opfern sie, indem sie das Wasser mit vielerlei Zeremonien durch das Heiligtum ausgießen. Mit Erde opfern sie, indem sie die Erde mit vielen Zeremonien in die Hand nehmen und durch Röhren unter die Heiligtümer bringen und zugleich Gold und Smaragde als Opfer dazu werfen.

Jede vornehme Person, ob Mann oder Frau, muß in der Jugend eine Reihe von Jahren in einem ihrer Heiligtümer eingesperrt leben, ohne die Sonne zu sehen, und je vornehmer die Person ist, um so länger muß sie darin bleiben; nach Verlassen des Heiligtums erlangen sie die Erlaubnis, die Ohren zu durchbohren und sich mit Gold zu schmücken, was ihnen vorher nicht gestattet war. Es ist bei diesen Indianern allgemeine Regel, daß sie, um die Sonne nicht zu beleidigen, zu bestimmten Jahreszeiten kein Salz essen und während derselben Zeit keinen Verkehr mit den Frauen haben. In Bogotá finden unter Verwandten bis zum zweiten Grade keine Ehen statt, in Tunja dagegen achtet man nicht darauf. Sie bestrafen sehr streng die Verbrechen, besonders die öffentlichen, wie Totschlag, Diebstahl, und das abscheuliche Vergehen gegen die Natur; denn in dieser Sache ist das Volk rein, und deshalb werden viele gehenkt. Andere geringere Verbrechen ahnden sie mit körperlichen Strafen, aber nicht mit dem Tode, so z. B. durch Abhauen der Hände, Ohren oder der Nase oder durch Peitschenhiebe. Bei den Vornehmen sind diese Strafen nicht zulässig, dafür aber andere im Gebrauch, so z. B. werden ihnen die Ärmel abgerissen oder die Haare abgeschnitten und beides zur Schande des Schuldigen im Heiligtum aufgehängt. — In ihren Heiligtümern sind auch Idole aufgestellt, die sie für ihre Heiligen ansehen, und außerdem hat jeder Indianer, besonders in Tunja, in seinem Privathause sein hölzernes Idol, das hohl und so groß ist wie der Arm vom Ellenbogen bis zur Hand; innen ist ein anderes Idol aus massivem Gold, das in seinem Bauch Smaragden hat. Diese Götzen nehmen sie auf ihren Reisen, oder wenn sie in den Krieg ziehen, mit sich. Sie unternehmen auch nichts Wichtiges, ohne diese Götzen zu befragen. Zu diesem Zweck essen sie gewisse Kräuter und behaupten nach einer bestimmten Zeit, die Sonne befehle ihnen, dieses oder jenes zu tun, worüber sie gefragt haben[1].

Merkwürdig ist, daß in diesem Lande nicht die Söhne erben, sondern die Brüder, und wenn deren keine vorhanden sind, die Neffen; die Söhne sind vollständig von der Erbschaft ausgeschlossen[2]. In Colombia wird die Heirat durch die Väter geschlossen, die ihre Töchter einem Manne übergeben; jeder kann so viele Frauen haben, als er will. Der Fürst von Bogotá soll gegen 400 Frauen gehabt haben.

---

[1] Oviedo, Historia general usw. l. 26, c. 28. [2] Ebd. c. 29, p. 404.

Nach Berichten von Reisenden findet man noch heute in vielen Orten Colombias, besonders in der Provinz Antioquia, alte und große Begräbnisstätten, die schöne Töpfer- und Goldschmiedearbeiten enthalten. Das Volk in diesen Gegenden scheint das einzige gewesen zu sein, das seine Toten in hohen Grabhügeln bestattete. Man findet, schreibt ein englischer Reisender[1], solche Grabhügel noch heute zu Hunderten, von denen manche 40 Fuß hoch und oft noch viel breiter sind. Der Eingang zu diesen Gräbern befindet sich immer auf der Seite der aufgehenden Sonne. Die Gräber wurden verschieden gebaut, je nach dem Rang der Toten. Die ärmeren Klassen wurden auf den Boden gebettet, der aus einer besondern Erde bestand, dann legte man neben sie ihre Waffen, Werkzeuge und einige Vorräte und schichtete darüber den Grabhügel aus Erde auf. Andere, wahrscheinlich die Reichen, wurden durch ein rohes Gewölbe geschützt und auf gepflasterten Boden gelegt. Die Toten wurden mit allem versehen, was ihnen für die Reise in das jenseitige Land notwendig war. Welche Ideen die Eingebornen über das jenseitige Leben hatten, sagen die alten Berichte nicht. Nach einer allgemeinen Überlieferung wurden mit den Kaziken ihre Frauen lebendig begraben. Gewiß ist, daß man manche Skelette in sitzender Stellung rings um ein liegendes Skelett gefunden hat. Wahrscheinlich ist das liegende Skelett das des Häuptlings und die übrigen sind die seiner Frauen. Aus der großen Zahl der noch heute zum Teil erhaltenen Gräber schließt man mit Recht, daß die Gegend einst dicht bevölkert gewesen sein muß. Von den Wohnungen sind fast keine Spuren aus alter Zeit erhalten, da sie aus sehr hinfälligem Material gebaut wurden[2].

Die Nachkommen dieser Indianer leben noch heute zum Teil in ihrem halbwilden Zustande, und, obwohl sie der colombianischen Regierung unterstehen, regieren sie sich doch in ihrer eigenen Weise. Mit Ausnahme eines Schamgürtels gehen sie nackt, außer wenn sie in den Städten erscheinen. Sie bemalen sich den Leib mit roter und blauer Farbe, und obwohl sie gern Flinten gebrauchen, dient ihnen bei der Jagd gewöhnlich das Blasrohr mit vergifteten Pfeilen als Waffe. Sie pflanzen Mais, halten Pferde, Kühe und Schweine, kommen aber zum Handel nur dann in die Städte, wenn sie einen Artikel haben wollen, den sie sonst nicht erwerben können. Sie sind sehr mißtrauisch, und selbst wenn man sie gut aufnimmt und zur baldigen Wiederkehr einladet, kehren sie selten bald zurück. Sie scheinen zu fürchten, man könne ihnen eine Falle legen. Ist ein Artikel nicht zum Handel bestimmt, so verkauft ihn der Indianer um keinen Preis. Ihre alte Religion und Begräbnisstätte haben sie, wie es scheint, ganz aufgegeben; sie richten sich jetzt nach den Bräuchen des Landes.

3. Die wilden Indianer in den colombianischen Kordilleren.

Zwischen den großen linken Nebenflüssen des Marañon, dem Caqueta und Putumayo, im Süden Colombias, leben noch heute wilde Kannibalen, die den Namen Huitotos oder Guitotos führen und in etwa 50 unabhängige

[1] Siehe The Journal of the Anthropological Institute usw. XIII (1883) 241.
[2] Ebd. 242.

und sich oft befehdende Stämme zerfallen. Die Missionäre schätzen ihre Gesamtzahl auf 50000. Der Kapuziner-Missionär P. Hyazinth[1] schreibt über sie:

„Sie bauen sich außergewöhnlich große Häuser, wovon jedes 20—30 Familien, oft sogar den ganzen Stamm faßt. Bei Festlichkeiten gleicht das Innere einer großen Markthalle, in der bis tausend Indianer spielen, tanzen und trinken. An ihrer Basis sind diese Wohnungen fast kreisrund, nach oben spitzen sie sich kegelförmig zu. Von oben bis unten sind sie mit Stroh oder Blättern bedeckt. Balken, Fenster und Türen bemerkt man von außen keine; doch sind so viele Türen, als Familien vorhanden sind, und dazu noch ein besonderer Eingang für die Besucher. Hat er sich beim Eintritt an die drinnen herrschende rauchige Dunkelheit angepaßt, so glaubt der Uneingeweihte sich plötzlich in eine Mörderhöhle versetzt. Grausen erfaßt ihn beim Anblick der Totenschädel, die ihm von der Spitze einiger Pfähle entgegengrinsen, und der wilden, ganz nackten Gestalten, die ihn johlend und lachend umringen und mit hundert Fragen überschütten, die er nicht versteht. An dem Holzwerk nach innen sind nach allen Richtungen Hängematten gespannt, oft vier bis fünf übereinander; jeder Insasse hat seine eigene. Einzelne Pfosten grenzen den jeder Familie gehörigen Raum ab. Abends lagert jede Familie um das Herdfeuer herum, das sie auf dem Erdboden zwischen einigen Steinen anzünden. Zu einer bestimmten Stunde nachts werden auf ein Zeichen des Stammesältesten alle Feuer ausgelöscht, worauf noch ein schauerlicher Schlafgesang ertönt.

Ihre Toten begraben diese Indianer im Hause. Hat der Fußboden schon manche Leiche geborgen, so verlassen sie die Wohnung und bauen sich eine neue. Sie sind wilde Nomaden, die fast beständig herumziehen und von der Jagd und dem Fischfang leben. Selten trifft man Stämme, die sich mit Landbau abgeben. In Ermanglung von etwas Besserem essen sie auch Schlangen, Frösche, Krokodile usw. Am liebsten ist ihnen Menschenfleisch, das sie sich durch Kriege mit Nachbarstämmen verschaffen. Als Waffen dienen ihnen Pfeile, Lanzen und Säbel aus hartem Palmholz, deren Spitzen sie in das fürchterliche Gift „Curare" tauchen, welches sie aus der gleichnamigen Schlingpflanze gewinnen. Zum Kriege rufen sie mit dem Maguare (Holztrommel), einem großen hohlen Baumstrunk, an dessen geschlossenen Enden je ein keilförmiger Resonanzboden angebracht ist, der durch ein Schalloch mit dem Innern des Baumstrunks in Verbindung steht. Der mit Gummi oder Kautschuk auf dieses Instrument ausgeführte Schlag erzeugt einen dumpf dröhnenden Ton, der bis auf 4—5 Meilen vernehmbar ist. Auch bei Tänzen und Festlichkeiten spielt das Maguare eine Hauptrolle. Im Kampf sucht man zuerst den Häuptling zu töten oder gefangen zu nehmen, weil dann dessen Krieger meist fliehen. Die Gefangenen werden mit teuflischer Grausamkeit mißhandelt und dann verzehrt. Die Schädel der Opfer werden als Siegestrophäen auf Pfähle gesteckt, und aus ihren Zähnen machen die Sieger Halsketten. Bei einigen dieser Kannibalenstämme herrscht noch die scheußliche Sitte, einen Stammesgenossen zum Schlachtopfer zu bestimmen, wenn sie lange keinen Menschenbraten mehr verkostet haben. Drei Tage Frist gestatten sie dem Unglücklichen, um sich

[1] Katholische Missionen 1911—1912, Nr 12, S. 297 ff.

im Walde zu verstecken. Dann macht sich der ganze Stamm auf, um ihn zu suchen. Findet man ihn, was meist der Fall ist, so wird er geschlachtet und verzehrt, wobei auch seine Angehörigen mitmachen. Diese grausame Sitte nennen sie bezeichnenderweise Tigerspiel.

Große Angst stand P. Hyazinth einmal bei dem Stamm der Fayajenes aus. Die meisten von ihnen hatten, scheint es, noch nie einen Missionär gesehen. Kaum betrat er ihr Haus, als alle lachend auf ihn zusprangen und ihn von allen Seiten betasteten. Die Frau des Kaziken fuhr ihm sogar unter die Kleider an die Waden und zeigte sie lachend den andern mit dem Rufe: Mare, mare, d. h. schmackhaft, gut. Dem Missionär lief es eiskalt über den Rücken. Der Häuptling aber redete heftig auf seine Frau ein, wobei der Pater wiederholt das Wort Jusiñamuy (Gott oder Gottgesandter) hörte. Als er später einen Kaziken fragte, warum sie noch keinen Missionär verspeist hätten, antwortete er lachend, den Jusiñamuy (so nennen sie den Missionär) dürfe man nicht essen, sonst müßten alle sterben.

Trotz ihrer Wildheit glauben nämlich diese Indianer alle, wenn auch in unklarer und verworrener Weise, an ein unsichtbares, mächtiges Wesen, welches das Gute belohnt und das Böse bestraft. Von ihm kommt auch alles Gute. Alles Unheil dagegen, wie Krankheit, Plage, schlechte Jagd usw., schreiben sie einem bösen Geiste zu, Taise genannt, vor dem sie große Angst haben. Auch an einen Ort ewiger Qual glauben sie und an einen andern, wo ewige Freude herrschen wird bei guter Gesundheit und ertragreicher Jagd und Fischerei. Diesen Ort nennen sie Mona (Himmel) [1].

Das Haupthindernis der Bekehrung dieser Wilden sind die Zauberer, deren es bei allen Stämmen, zuweilen auch noch bei den halbchristlichen, gibt. Sie bilden einen besondern Stand, den nur die schlimmsten Gesellen ergreifen. Zu diesem Zweck begeben sie sich eine Zeitlang zu einem berühmten Zauberer eines befreundeten Nachbarstammes, der sie in die Geheimnisse der Schwarzkunst einführt. Die Guitotosindianer tun ihren Zauberern alles zulieb und heucheln ihnen Zuneigung und Vertrauen, nur um von ihnen nicht geschädigt zu werden. In Wirklichkeit aber verabscheuen sie sie. Das zeigt sich beim Tode des Zauberers. Dann herrscht große Freude. Sein Grab wird zwei- bis dreimal tiefer gemacht als gewöhnlich, und über dem Leichnam stampfen sie die Erde fest, damit der Verhaßte nicht mehr zum Vorschein komme.

Eigenartig ist das Vorgehen der Guitotos bei der Verheiratung. Hat sich der Jüngling das Mädchen seiner Neigung erspäht, und zwar in einem andern Stamm, nie im eigenen, so erscheint er eines Tages in der Wohnung der Erkorenen mit einem Säckchen Coca und hängt dasselbe, ohne auch nur zu grüßen, an den Pfahl, um welchen herum die Stammesältesten ihre Beratungen zu halten pflegen. Stumm entfernt er sich wieder. Die Insassen des Hauses wissen sofort, um was es sich handelt. Am Abend halten dann die Alten mit dem Vater des Mädchens Rat über diese Angelegenheit. Nimmt nach dieser Beratung der Vater das Säckchen vom Pfahl an sich, so heißt das, er soll sie haben. Nach etwa acht Tagen erscheint der Freier wieder stumm an

[1] Ebd. 298.

der Türe des Hauses. Sieht er das Säckchen nicht mehr am Pfahl, so ist seine Freude groß, seine Zunge löst sich, er tanzt wie von Sinnen im Hause herum, alle Bewohner herzlich grüßend und umarmend. Er muß jetzt seinem Schwiegervater eine Zeitlang dienen, dann erst darf er die Braut zu seinem Stamme bringen, wo ein großes Hochzeitsfest gefeiert wird. Findet aber der Heiratslustige bei seiner Rückkehr das Cocasäcklein noch am Pfahl, so nimmt er es traurig oder zornig wieder zu sich, um sein Glück in einem andern Stamm zu versuchen. Polygamie und Konkubinat kommen bei den Guitotos selten vor, schon wegen ihrer Armut. Die weißen Händler dagegen, welche in ihrer Nähe leben, geben ihnen auch in diesem Punkte oft ein verderbliches Beispiel.

Die Waisenkinder werden bei diesen Wilden ganz vernachlässigt und meist sogar im Walde ausgesetzt, wo sie verhungern oder wilden Tieren zur Beute fallen. Auch das Schicksal der ganz alten Indianer ist recht beklagenswert. Nicht selten töten die eigenen Kinder sie, um sich von ihnen zu befreien. Der Häuptling der Fayajenes z. B. packte in einem Wutanfall seinen alten Vater bei den Haaren und zerrte ihn herum, bis der Arme mit gebrochenem Genick tot hinfiel, und das nur, weil ihm der Vater befohlen hatte, Coca zu mahlen. Daß diese Wilden, Männer und Frauen, fast alle ganz nackt herumgehen, ist, wie die Missionäre versichern, weniger eine Folge ihrer Wildheit und Verdorbenheit als ihrer Armut. Sobald sie von einem Händler oder Missionär ein Stück Zeug erhalten, verteilen sie es unter sich und bedecken sich notdürftig. Auch folgender Vorfall bestätigt das Gesagte. In dem Stamm der Mericienes hatte P. Hyazinth von den Indianern erreicht, daß sie ihm ihre kleinen Kinder, unter denen die schwarzen Pocken schrecklich hausten, zur Taufe brachten. Auf ein Zeichen mit dem Maguare sollten alle kommen; aber es erschienen in kurzen Zwischenräumen immer nur sechs Indianerinnen mit ihren Säuglingen, und zwar alle diese Frauen mit kurzen Lendentüchern bedeckt. Als der Pater fragte, warum sie nicht alle zusammen kämen, erfuhr er, daß im ganzen Stamm nur sechs Indianerinnen im Besitz von Lendentüchern waren, die sie nun ihren Gefährtinnen liehen. Ein Missionär hatte ihnen früher das Zeug dazu geschenkt [1].

All die genannten wilden Indianerstämme sind leider in rascher Abnahme begriffen. Einen Teil der Schuld daran tragen gewiß ihr regelloses Leben, ihre Menschenfresserei und die vielen Kriege, die sie untereinander führen. Die Hauptschuld trifft die gewissenlosen Kautschukhändler, wie alle Missionäre versichern. Da noch in großen Massen ausgezeichneter Kautschuk vorhanden ist, der teuer bezahlt wird, kommen skrupellose Abenteurer aus allen Nationen der Welt hierher. Die Wilden, die sich ihnen widersetzen, werden niedergeknallt. Wehe den gutmütigen Indianern, die sich Tauschwaren aufdrängen lassen. Für immer geraten sie in schimpfliche Sklaverei. Sie schleppen eine Last Kautschuk nach der andern herbei, kommen aber nicht mehr aus der Schuld heraus. Stirbt einer, so müssen seine Frau und seine Kinder Kautschuk bringen. Befehden sich Indianerstämme, so benutzen gewissenlose Händler das zu ihrem Vorteil. Sie helfen einen Stamm nach dem andern vernichten. Natürlich

[1] Katholische Missionen 1911—1912, Nr 12, S. 299.

bleibt der Sieger ihnen für immer tributpflichtig. Sogar richtige Sklavenjägerei kommt vor. Wehrlose werden ergriffen, weggeführt und in Brasilien verkauft. Ein Indianer, der auf diese Weise seine Frau und ein Söhnchen verloren hatte, erzählte diese Tatsache weinend dem P. Hyazinth.

4. Die Jivaros in Ecuador.

Das Indianervolk der Jivaros (Schivaros, Xivaros) oder Schuaras, wie es sich selbst nennt, wohnt zwischen den Flüssen Bomboiza, Rio Chuchumbleza und Rio Zamora im östlichen Ecuador. Dem Italiener E. Festa, dem Franzosen Dr Rivet[1] und den Salesianer-Missionären verdanken wir eine eingehende Beschreibung derselben[2].

Die Jivaros sind von kleiner, untersetzter Statur und angenehmem Äußern; doch verrät der Blick ihre wilde, rohe Natur. Sie haben eine ziemlich breite Stirn, schwarze Augen, im allgemeinen etwas eingedrückte Nase. Von den Stämmen am Rio Zamora haben manche Individuen einen fast kaukasischen Typus mit einer Adlernase. Diese sind wahrscheinlich Abkömmlinge spanischer Weiber, die von diesen Wilden bei der Zerstörung der Städte Zamora, Logrono und Sevilla de Oro zu Sklavinnen gemacht wurden.

Im Verkehr mit den Europäern bedienen sie sich eines spanischen Kauderwelsches. Die erste Frage, die sie an den Fremden richten, ist, ob er Geschenke mitgebracht habe und welche. Sie sind nämlich überzeugt, daß jeder Fremde, der sie besucht, sie reich beschenken müsse; dabei sind sie herausfordernd und neugierig. Die Kleidung der Männer besteht in einem Stück Leinwand, Tupi genannt, das sie um die Lenden tragen und das bis zu den Knien reicht. Das Tupi ist sehr stark, wird von den Jivaros selbst verfertigt und mit roten und schwarzen Streifen gefärbt. Die Männer schmücken sich mit Halsketten aus Muscheln, Tierzähnen usw. Die langen schwarzen Haare tragen sie in drei Zöpfen, zwei kürzeren an beiden Seiten und einem langen in der Mitte. Außerdem haben sie am Halse eine gestickte Tasche, Huambaschi genannt, in welcher sie Messer, Feuerstein, Feuerschwamm, Stahl usw. mit sich nehmen. Sie pflegen ihr Gesicht mit roten und schwarzen Punkten zu bemalen, viele auch Brust und Arme.

Die Weiber bekleiden sich mit dem Tarachi, einer Art Hemd oder Mantel aus schwarzem Baumwollstoff, der den Körper bis zu den Knien fast ganz bedeckt. Sie schmücken sich mit Halsketten und Armbändern von Muscheln und Perlen. Die Knaben gehen fast immer nackt bis zu ihrem zehnten oder zwölften Lebensjahre, während die Mädchen schon als Säuglinge mit dem Tarachi bekleidet sind.

Die Häuser der Jivaros sind geräumig, isoliert und stehen gewöhnlich auf einer Anhöhe in der Nähe einer Quelle. Wenn eine Familie ein Haus bauen will, ladet sie die Freunde ein, ihr beim Zurechtrichten des Bodens zu helfen.

---

[1] Les Indiens Jibaros in der Zeitschrift L'Anthropologie Bd XVIII—XIX; vgl. Globus XCV (1909) 61—62.

[2] Vgl. die Zeitschrift „Salesianische Nachrichten", Turin 1910, 64 ff 93 ff.

Die Eingeladenen roden dann eine große Fläche, um Platz für das Haus und die nötigen Pflanzungen zu gewinnen. Die Häuser sind länglichrund. Das Dach ruht auf sechs aus Stämmen der Chonta gearbeiteten Säulen, die symmetrisch zu zwei und zwei aufgestellt sind. Die Wände sind aus Leisten der Chonta hergestellt und das Dach aus Blättern, die kunstvoll zusammengefügt und mit Lianen durchflochten sind. Zwei an beiden Enden der großen Achse der Ellipse angebrachte Türen führen in das Innere des Hauses. Dieses ist ein einziger großer Raum und zur Hälfte für die Männer, zur Hälfte für die Frauen bestimmt, ohne aber besonders abgeteilt zu sein. Der Besucher eines Jivarohauses muß durch die für die Männer bestimmte Türe eintreten und sich in dem von diesen bewohnten Teil des Hauses aufhalten. Es wäre ein schwerer Verstoß gegen den Anstand, durch die Türe auf der Frauenseite einzutreten oder sich dort aufzuhalten. Die Frauen kommen nie in den für die Männer bestimmten Teil, außer wenn sie zu irgend einer Dienstleistung gerufen werden.

Rings an den Pfahlwänden sind die Lager angebracht; die der Weiber sind sonst denen der Männer ähnlich, nur sind sie durch zwei aus Rohr gebildete Wandschirme nach Art von Zellen abgeschlossen, die bloß nach vorn eine Öffnung zeigen.

Die bevorzugteste Waffe des Jivaro ist die Lanze. Er gebraucht sie auf der Jagd und im Krieg, auch wenn er Flinten besitzt. Früher waren die Lanzen ganz aus hartem Holz, heute ist die Spitze meistens aus Stahl, den sie von den Weißen eintauschen. Auch einen rundlichen Schild verwenden sie im Kriege. Auf der Jagd gebrauchen sie das Blasrohr (Bodoquera), durch das sie kleine, 25—30 cm lange, pfeilartige Geschosse mit solcher Gewalt und Sicherheit blasen, daß sie auf 30—40 m Entfernung kleine Vögel damit erlegen und, wenn sie vergiftete Pfeile haben, auch Schakuhühner, Affen und Hirsche.

In Bezug auf politische Organisation scheint bei den Jivaros fast Anarchie zu herrschen. Jede Familie hat zwar ihr Oberhaupt, das aber in Wirklichkeit wenig Autorität besitzt. Nur während des Krieges übt das Familienhaupt eine gewisse Suprematie aus. Nicht einmal der Vater hat Autorität über seine Kinder. Wenn diese 14—15 Jahre alt sind, betrachten sie sich als unabhängig und tun, was sie wollen.

Die Frauen sind stets den Männern unterworfen. Während sie noch ledig sind, hängen sie von den Eltern ab, und nach der Heirat stehen sie unter der Herrschaft ihres Mannes. Wenn der Mann stirbt, geht die Witwe in den Besitz seiner Brüder über. Die Ehe besteht in einfacher Übergabe des Mädchens von seiten des Vaters an den Bewerber. Oft ist der Bräutigam verpflichtet, einige Zeit dafür bei dem Schwiegervater im Dienst zu bleiben. Die Hochzeit wird erst gefeiert, wenn der Bräutigam die Braut in sein eigenes Heim einführt. Der, welcher als Priester der Zeremonie vorsteht, gibt den Brautleuten einen Tabakaufguß zu trinken; hierauf wird getanzt, gegessen und besonders viel Chicha getrunken.

Bei diesen Wilden herrscht noch die Vielweiberei. Die Frau ist die Sklavin des Mannes; sie muß ihm auf den Reisen folgen und nicht nur die Lebensmittel, sondern auch die Handelsgegenstände nachtragen, während der

Gebieter vorausgeht und nur die eigenen Waffen trägt. Sie muß das Feld bestellen und die Haustiere pflegen, das Haus rein halten, Brennholz beschaffen und die Küche besorgen. Wenn sie ihren Herrn nicht befriedigt, wird sie unbarmherzig geschlagen. Oft heiraten erwachsene Männer Mädchen von acht bis zehn Jahren, um sie, wie sie sagen, nach ihrem Geschmack zu erziehen. Doch darf man keineswegs glauben, daß die Wilden für die Liebe zum Familienleben gänzlich unempfindlich sind.

Von Religion kann bei den Jivaros kaum die Rede sein, doch glauben sie an ein künftiges Leben, an einen guten Geist, der Pflanzen und Tieren Wachstum und Gedeihen gibt, und an einen bösen Geist, den sie Iguanchi (Iguantschi) nennen[1]. Dieser erscheine ihnen, sagen sie, im Schlaf unter der Gestalt eines schwarzen Affen, besonders wenn sie von dem Natama getrunken haben, das durch Abkochen einer Liane gewonnen wird und das sie eben zu dem Zweck trinken, um solche Erscheinungen zu haben. Sie haben Priester oder Zauberer (Medizinmänner), die ihren Festen mehr als Zeremonienmeister denn als Priester vorstehen. Ihre Hauptaufgabe ist, die Krankheiten zu vertreiben, denn die Jivaros sehen in jeder Krankheit das Werk irgend eines Feindes. Diese Priester, Bruchos (Brujos) oder Huischinu genannt, sind freche Betrüger, die ihre Arbeit im Dunkel der Nacht verrichten und immer zuerst bezahlt sein wollen, bevor sie ihre Arbeit beginnen. Durch eine Art monotonen Gesanges rufen sie die Hilfe des Iguanchi an; dann beschreiben sie dessen Ankunft, wie er durch die Wände in das Haus eindringt. Schließlich legen sie ihren Mund an die kranke Stelle des Patienten und zeigen dann, wenn die Lichter wieder angezündet sind, den Umstehenden einen Schweinezahn, eine Stecknadel oder sonst einen Gegenstand, von dem sie versichern, sie hätten ihn aus dem Leibe des Kranken gesogen und er sei die Ursache der Krankheit gewesen.

Wenn der Brucho merkt, daß der Kranke schon dem Tode nahe ist, verweigert er seine Hilfe und sagt, der Feind habe den verderblichen Gegenstand so tief in das Herz des Kranken eingedrückt, daß es unmöglich sei, ihn zu entfernen. Denn sollte der Kranke nach der Kur doch sterben, so muß der Brucho seine Unerfahrenheit mit dem Leben bezahlen. Um den Namen des Urhebers der Krankheit zu erfahren, betrinkt sich ein Angehöriger der Familie mit Natama, zieht sich dann in eine eigens zu diesem Zweck im Walde errichtete Hütte zurück, wo ihm in seiner wild erregten Phantasie der Iguanchi erscheint und den Namen des Feindes mitteilt. Von dem Augenblick an ist

[1] Dr Rivet sagt von den religiösen Vorstellungen der Jivaros: „Sie kennen ein höchstes Wesen Iguanchi, welches die Missionäre in den Teufel umgewandelt haben. An Stelle des Iguanchi haben sie den Yusa gesetzt, verdorben aus Jesus. Der Iguanchi aber ist noch der allmächtige Gott, den man in allen wichtigen Fragen in Anspruch nimmt. . . . Um mit Iguanchi in Verkehr treten zu können, dazu bedarf es des Getränkes Natama." Die Missionäre müßten doch sehr töricht gewesen sein, wenn sie Iguanchi, den Namen des allmächtigen Gottes, auf den Teufel übertragen hätten, und ebenso töricht, wenn sie Jesus als den Namen Gottes eingeführt hätten. Jesus bedeutet in der christlichen Religion nicht Gott, sondern den gottmenschlichen Erlöser. Auch die Art und Weise, wie die Zauberer durch ein betäubendes Getränk mit Iguanchi in Verkehr treten, zeigt deutlich, daß dieser Iguanchi der Teufel ist.

dieser dem Tode geweiht; oft wird ihm jahrelang nachgestellt; doch wird er unfehlbar getötet.

Diese Rache bewirkt, daß die Wilden ein sehr unglückliches Leben führen, da sie in beständiger Angst sein müssen und die verschiedenen Familien sich gegenseitig fortwährend bekriegen. Die Feindseligkeiten haben aber außer den angegebenen noch andere abergläubische Ursachen. Der kriegerische Instinkt dieser Wilden ist sehr entwickelt. Selten kommen sie zusammen, ohne von Krieg und Blutvergießen zu reden. Die Eltern tun alles mögliche, um den Kindern einen tiefen Haß gegen die Feinde der Familie einzuflößen. Wenn die Jivaros einen Stamm oder eine feindliche Familie überfallen wollen, verbergen sie sich in großer Zahl in der Nähe der Wohnung des Feindes. In den ersten Stunden nach Mitternacht umzingeln sie das Haus, werfen angezündete Büschel auf das Dach, wodurch dieses bald in Brand gerät. Die Flammen und der Rauch nötigen die Bewohner, das Haus zu verlassen. Im Freien spielt sich dann ein wilder Kampf ab, bei dem die Überfallenen, noch schläfrig und vom Rauch geblendet, leicht überwunden und getötet werden. Die Sieger schneiden den Opfern die Köpfe ab und nehmen sie nach Hause, um eine Schanza (Shanza) daraus zu verfertigen. Zu diesem Zweck ziehen sie vorsichtig die Haut vom Schädel, tauchen sie in siedendes Wasser, stülpen sie dann über heiße Steine von immer geringerer Größe, welche die Haut zusammenziehen, bis sie nur noch die Größe einer Orange hat. Dann nehmen sie den Stein heraus, füllen die Haut mit heißer Asche und nähen den Mund und die Öffnung am Halse zu. Der so behandelte Kopf bewahrt mehr oder weniger die Ähnlichkeit mit dem Toten; die Haare bleiben unversehrt erhalten.

Diese besondere Trophäe gibt den Jivaros, die darauf stolz sind, Gelegenheit zu einem ihrer größten Feste, zu dem alle Verwandten und Freunde von nah und fern eingeladen werden und das volle fünf Tage dauert. Mit Essen, Trinken, Tanzen und Musik wird die Zeit zugebracht. — Die Schanza wird fast immer an Weiße verkauft, die sie gewöhnlich mit einer Flinte bezahlen. Die ecuadorianischen Gesetze verbieten zwar diesen unwürdigen Handel, aber er scheint doch unter der Hand fortzubestehen.

Leichenbestattung. Wenn ein Jivaro stirbt, beweinen die Verwandten seinen Tod während mehrerer Tage mit lautem Wehklagen. Handelt es sich um ein Kind, so wird es in dem Hause selbst begraben. Ist der Verstorbene ein Erwachsener, so wird in einem der um das Haus gelegenen Gärten eine kleine Hütte errichtet. In der Mitte derselben dient ein Baumstamm als Sitz, auf welchen sie den Leichnam mit über der Brust gekreuzten Armen niedersetzen. Um ihn herum werden Pfähle in den Boden eingerammt, die sie dann mit Laub bedecken und mit zähen Lianen so umwinden, daß das Ganze eine Art Zylinder von einem halben Meter Durchmesser bildet. Die Öffnung wird mit einer großen Holzplatte zugedeckt, auf die man einen schweren Stein legt. Im Innern der Hütte hängen mehrere Körbe mit Speisewaren sowie mit Chicha gefüllte Gefäße, damit der Verstorbene nicht Hunger leiden müsse während der Reise, die er nach ihrer Ansicht machen muß, um an den Ort der Glückseligkeit, ihr Paradies, zu gelangen, wo er jede Art von Freuden genießen wird, ohne arbeiten zu müssen. Der Missionär, dem wir diesen Bericht entnehmen,

fügt hinzu: Schon zur Zeit meiner Reise pflegten einige Jivarofamilien, welche in dem Tal von Gualaquiza wohnten, ihre Verstorbenen in die Mission zu tragen, damit sie in geweihter Erde bestattet würden[1].

Die Zahl dieser Wilden ist in rascher Abnahme begriffen, deren Hauptursachen in der Kindersterblichkeit, in den beständigen Kriegen und in den epidemischen Krankheiten, besonders in den Pocken, liegen. In den Gegenden, wo sie mit den Weißen in Berührung kommen, tritt zu diesen Ursachen noch der Alkoholgenuß hinzu, dem sie in hohem Grade ergeben sind. Auf die Bekehrung der Erwachsenen setzen die Missionäre wenig Hoffnung. Sie lassen sich zwar gern taufen, behalten aber ihre wilden, tierischen Gewohnheiten bei. Die Missionäre richten deshalb ihr Augenmerk vorzüglich auf die Erziehung der Kinder, die bessere Früchte versprechen.

Nach dem Reisenden A. Simson haben die Jivaros auch den Brauch des sog. männlichen Kindbettes, während die Mutter gleich nach der Geburt wieder alle häuslichen Arbeiten verrichtet. Das Kind, glauben sie, würde nicht gedeihen, wenn der Vater nicht mehrere Tage nach der Geburt desselben untätig in der Hängematte verharrte[2]. Ferner sollen die Jivaros am Pintuc die Sitte beobachten, fast jeden Morgen sich künstlich (mit Hilfe einer Feder) zu erbrechen. Sie meinen, daß Speisen, die über Nacht im Magen geblieben sind und nicht verdaut wurden, für den Körper ungesund seien und entfernt werden müßten[3].

5. Die Mainas am oberen Marañon.

Unter dem Namen Landschaft von Mainas (Maynas) verstehen die älteren Missionäre in ihren Berichten allgemein das Gebiet des oberen, spanischen Marañon, das sich südlich vom Putumayo von den Kordilleren bis an die Grenzen Brasiliens ausdehnt und das heutige östliche Ecuador und einen Teil des nordöstlichen Peru umfaßt. In diesem weiten Gebiet lebten unzählige Volksstämme, die verschiedene Sprachen redeten, aber in Körpergestalt und Sitten einander ziemlich ähnlich waren. Zur Zeit der Entdeckung waren diese Völkerschaften meist sehr zahlreich, aber am Ende des 18. Jahrhunderts waren von manchen Stämmen nur noch kümmerliche Überreste vorhanden. Die Missionäre klagen allgemein über das Zusammenschmelzen dieser Stämme, kamen aber nie vollständig ins klare über dessen Ursachen[4].

Weil von vielen Stämmen nur wenige Familien vorhanden waren, sahen sich die Missionäre oft genötigt, mehrere Stämme in einem Dorfe zu vereinigen. Die Folge davon war, daß nicht selten in einem Dorf drei oder vier verschiedene Sprachen geredet wurden. Bei einem solchen Sprachgewirre war eine ersprießliche Missionstätigkeit fast unmöglich, und deshalb führten die Missionäre nach

---

[1] „Salesianische Nachrichten" 1910, 100.

[2] Vgl. Globus XXXVIII (1880) 160. [3] Ebd.

[4] Ausführlich handelt über diese Ursachen P. Franz Xaver Veigl, der viele Jahre Missionär in jenen Gegenden war, in seiner Schrift: „Gründliche Nachrichten über die Verfassung der Landschaft von Maynas in Südamerika bis zum Jahre 1768", abgedruckt bei C. G. v. Murr, Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika, Nürnberg 1785.

Möglichkeit überall die allgemeine Peruanersprache, das Quichua (Kitschua) ein, das sehr wohlklingend und leicht zu erlernen war. Doch kostete es ihnen viele Mühe, diese Sprache zur Herrschaft zu bringen, weil die Leute zäh an ihrer Muttersprache festhielten, obwohl sie leicht fremde Sprachen lernten. „Die Wilden zu gewinnen", sagt P. Veigl[1], „ist nichts geeigneter, als wenn sie ein Fremdling in ihrer eigenen Sprache, obwohl sehr mangelhaft, anredet."

Über die Sitten und die Gebräuche dieser Mainasindianer, wie sie allgemein nach einem Hauptstamme derselben genannt wurden, unterrichtet uns eingehend P. José Chantre y Herrera in seiner Historia de las Misiones de la Compañía de Jesús en el Marañon español[2].

Alle diese Nationen pflegten den Leib zu bemalen und sich in lächerlicher Weise durch Durchbohren der Nasen, Ohren oder Lippen usw. zu entstellen. Meistens gingen Männer und Frauen nackt, nur trugen sie gewöhnlich eine Schamhülle am Gürtel, die bis zu den Knien herabreichte. Doch gab es auch Stämme, die jede Bedeckung verschmähten, aber sich leicht überreden ließen, eine Hülle anzulegen, wenn man sie ihnen schenkte[3].

Eine eigentliche Regierung mit geordneten Gesetzen gab es bei diesen wilden Völkern zur Zeit ihrer Barbarei nicht, doch waren sie nicht alle gleich. Die meisten hatten keine Dörfer oder größere Niederlassungen, sondern zogen in kleinen Trupps in den Wäldern und an den Flüssen umher und errichteten zeitweilig ihre Hütten aus Stangen und Palmblättern, wo sie gerade gute Gelegenheit zum Jagen oder Fischen antrafen. Als Lager dienten ihnen Hängematten. Abgesehen von diesen Hängematten, bestand das ganze Mobiliar aus einigen Kochgeschirren und Platten, einem großen Topf zum Aufbewahren des Getränkes und einem Trinkgefäß. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus Pisangfrucht, Mais, Juka, wilden Wurzeln und Affenfleisch, wenn sie es haben konnten. Sie essen zweimal im Tag, am Morgen gegen 8 Uhr und am Abend zwischen 4 und 5 Uhr. Männer und Frauen essen getrennt.

Die Beschäftigung der Männer besteht in der Besorgung der Anpflanzungen, wenn sie eine Familie zu ernähren haben, im Jagen, Fischen und Herstellen der Werkzeuge und Waffen für Jagd, Fischfang und Krieg. Alles übrige bleibt den Frauen überlassen, die mühsam arbeiten, während die Männer einen großen Teil der Zeit mit Nichtstun zubringen. Die Kinder bleiben, sobald sie laufen können, sich selbst überlassen, tun, was sie wollen, ohne sich um die Befehle der Eltern zu kümmern; sie werden auch nie gestraft. Die Männer geben den Frauen keine Befehle, sondern bitten sie; die Frauen würden auch keine andere Sprache von seiten der Männer dulden. Von einer eigentlichen Gerechtigkeitspflege

[1] Gründliche Nachrichten usw. 128.

[2] Das Werk war schon am Ende des 18. Jahrhunderts im Manuskript fertig, wurde aber erst im Jahre 1901 zu Madrid von P. Mera S. J. im Druck veröffentlicht, der in der Vorrede bemerkt, von allen Schriften über das Mainaland übertreffe keine die des P. Chantre y Herrera an Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit. Der Verfasser war zwar nicht selbst in Amerika, aber bei Abfassung des Werkes standen ihm beständig mehrere Missionäre hilfreich zur Seite, die lange am Marañon gewesen waren, namentlich P. Manuel Uriarte, der langjährige Obere der Mainasmission, P. Martin Iriarte u. a. Außerdem standen ihm zahlreiche Dokumente von Missionären zur Verfügung.

[3] Chantre y Herrera a. a. O. 65.

ist keine Idee. Jede Familie und jedes Individuum beansprucht volle Unabhängigkeit. Sind die Söhne und Töchter groß und heiratsfähig geworden, so trennen sie sich von den Eltern, und auch die Brüder trennen sich voneinander und lassen sich dort nieder, wo es ihnen gefällt. Es gilt schon als Zeichen großer Freundschaft, wenn sie sich nur eine Tagereise weit voneinander niederlassen. Hat ein Indianer den andern beleidigt oder geschädigt, so verschafft sich der letztere selbst Genugtuung, indem er den Gegner zu töten sucht.

Obwohl die Stämme oder bestimmte Abteilungen einen Kaziken haben, besitzt dieser doch im Frieden keine Autorität; er ist nur ihr Führer im Kriege, sonst regiert sich jeder selbst, und wenn es ihm bei einem Kaziken nicht mehr gefällt, so geht er zu einem andern. Die Kapitäne sind meistens Männer, die sich durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet haben. Um sich Autorität zu verschaffen, spielen sie oft die Rolle großer Zauberer. Vor den Zauberern als den Herren über Gesundheit und Leben haben die Eingebornen große Furcht, und sie tun alles, um ihnen nicht zu mißfallen. Oft aber bezahlen diese Zauberer früher oder später ihre Macht mit dem Leben, indem derjenige, der von ihnen geschädigt zu sein glaubt, blutige Rache an ihnen nimmt. Daß bei einer solchen Ordnung oder Unordnung der Dinge alle Laster und Verbrechen in schamlosester Weise sich breit machten, darf nicht wundernehmen.

Die Ehe wird in folgender Weise abgeschlossen. Der Jüngling, der ein Mädchen heiraten will, legt einige Zeit täglich etwas Holz vor die Türe des Hauses, in dem die Erkorene wohnt, und entfernt sich, ohne ein Wort zu sagen. An den ersten Tagen gibt sich das Mädchen den Anschein, sich nicht darum zu kümmern, nimmt aber das Holz in das Haus hinein. Endlich macht der Vater oder die Mutter oder ein älterer Bruder sie auf die Bedeutung des Geschehenen aufmerksam. Jetzt wartet sie, wenn sie dem Brautwerber günstig ist, bis dieser wieder Holz bringt, und läßt das Holz in ihrer Gegenwart niederlegen, ohne daß dabei ein Wort gesprochen wird. Von jetzt an bringt der Bräutigam jeden Abend einige Fische an einer Schnur und hängt sie an der Türe auf, ohne jemand etwas zu sagen. Diese Zeremonie dauert wenigstens einen Monat, und während dieser Zeit dürfen sich die Brautleute öffentlich kein Zeichen der Zuneigung geben und nicht miteinander sprechen, obwohl sie sich genau verstehen und wissen, wie es mit den Heiratsaussichten steht. Am Ende dieser Zeit läßt der Vater der Braut oder der ältere Bruder oder sonst ein naher Verwandter von ihr den Bräutigam in das Haus rufen und lobt ihm nun die Braut, indem er sagt, sie sei sehr arbeitsam, verstehe Getränke zu machen, Gürtel zu flechten, Töpfe zu verfertigen usw. Der Bräutigam rühmt sich selbst und sagt, er sei ein Jäger, verstehe sich auf das Fischen und die Arbeit, sei nicht träge im Säen und Besorgen der Pflanzung, er sei stark und mutig und wohl imstande, sich und seine Frau zu ernähren und diese aufmerksam zu behandeln. Bei den Imaguas ist aber das Gegenteil der Fall. Der Vater der Braut sagt, sie sei ein müßiges und unnützes Weib und tauge zu nichts, der Bräutigam dagegen lobt sie und preist ihre guten Eigenschaften. Alle Bewohner des Hauses hören diesen Reden zu. Nach Vollendung derselben erhebt sich der Bräutigam von seinem Sitz und legt, ohne ein Wort zu sagen, eine Korallenschnur, die als Armband dient, in die Hand der Braut. Diese bleibt mit gesenkten Augen

sitzen, während der Bräutigam auf seinen Platz zurückkehrt. Er erhebt sich dann zum zweitenmal und gibt ihr zu trinken. Alles das geschieht, ohne daß die Brautleute ein Wort sagen. Jetzt folgt noch die Schlußzeremonie, die nicht bei allen Stämmen gleich ist. Bei einigen besteht die Gewohnheit, eine Hängematte mitten im Zimmer aufzuhängen, die Braut setzt sich zuerst hinein, so daß sie den Männern den Rücken zukehrt, dann setzt sich der Bräutigam hinein, so daß er der Braut den Rücken zukehrt. Jetzt nimmt eine alte Frau ein Gefäß mit Trank, gibt es der Braut, die sich halb umwendet und es dem Manne hinreicht mit den Worten: „Nimm und trink." Dieser nimmt es an und sagt: „Ich werde trinken", und trinkt. Durch die Hand der Braut kehrt das Gefäß zur alten Frau zurück, die es zum zweitenmal füllt und es der Braut gibt und sagt: „Nimm und trink, wie dein Mann getrunken hat." Sie tut es, und damit ist die Ehe besiegelt. Bei andern Stämmen ist die Schlußzeremonie etwas verschieden[1].

Man sieht daraus, daß sie die Ehe an sich als streng für das Leben bindend betrachten. Doch kommt die Ehescheidung, namentlich wenn keine Kinder vorhanden sind, leicht vor, was bei dem wankelmütigen Charakter dieser Wilden nicht wundernimmt. Wenn die Frau, die der Mann im Stiche läßt, schwanger ist, so rächt sie sich am Kinde, indem sie es gleich nach der Geburt töten läßt oder es selbst lebendig begräbt und dabei mit Schmähungen überhäuft, weil es das Kind eines Menschen sei, der sie verlassen habe, und es nicht verdiene, mit ihr zu leben.

Bei dem Stamm der Iquitos und Zameos bestand die Gewohnheit, daß Männer kleine Mädchen annahmen, sie selbst erzogen, um sie später zu heiraten. Der Mann nahm das Mädchen in sein Haus und behielt es beständig an seiner Seite; er trug es auf seinen Armen, es folgte ihm auf der Jagd und beim Fischfang, und er erzog es ganz nach seinem Geschmack, und es wurde ihm meist sehr anhänglich. Die Missionäre wollten diesen Brauch beseitigen, begegneten aber den größten Schwierigkeiten. Die Männer versicherten, daß sie bis zur Heirat nie die Grenzen der Zärtlichkeiten überschritten, die ein guter Vater seiner Tochter erweist, und tatsächlich konstatierten die Missionäre, daß die auf diese Weise zustande gekommenen Ehen am dauerhaftesten waren.

Die Vielweiberei, sagt P. Chantre, ist bei den Eingebornen am Marañon nicht so häufig, wie manche Schriftsteller behaupten. Sie ist meist nur eine Auszeichnung der Kaziken und selbst bei diesen nicht allgemein; selten haben sie zwei, drei oder mehr Weiber, und zwar halten sie so viele Frauen nicht aus sinnlicher Neigung, sondern weil sie dieselben zur Bereitung der Getränke für die Bewirtung der Gäste nötig haben. Bei einigen Stämmen ist es Sitte, daß beim Tode des Erstgebornen, wenn er keine Kinder hinterläßt, der Zweitgeborne die Witwe heiraten muß, um die Nachfolge zu sichern. Denn wenn der Kapitän oder Kazike gestorben ist, so folgt ihm der nächstältere Bruder, der seine Frau heiratet und seine Kinder adoptiert.

Krüppelhafte oder mißgestaltete Kinder wurden getötet, auch von Zwillingen wurde einer getötet, weil man solche Geburten auf den Einfluß des Teufels

[1] Chantre y Herrera, Historia de las Misiones usw. 71—72.

zurückführte, und deshalb galten sie als eine Schande für die Eltern. Diese entschuldigten den Mord auch mit der Behauptung, eine Mutter könne nicht gleichzeitig zwei Kinder ernähren. Bei einigen Stämmen wurden nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, die durch einen Unfall mißgestaltet, krüppelhaft oder blind geworden waren, getötet, wenn sie nicht besonders geliebt waren oder sich ihr Leben erkämpften.

Die Indianer am Marañon waren fest überzeugt, daß es keinen natürlichen Tod gebe. Sie stützten diese Meinung durch das, was sie an den Landtieren, den Vögeln und Fischen beobachteten; diese würden nach ihrer Meinung sehr lange leben, wenn sie nicht einander verfolgten oder von den Menschen getötet würden. Infolge dieser Überzeugung hüten sie sich nicht vor der Sonne, vor Luft oder Regen oder Wasser, schlafen in Sümpfen, bei Leichen u. dgl. Auch wenn die Ursache des Todes klar zu Tage liegt, fragen sie, wer ihn durch Zauber verursacht habe, und gewöhnlich wird die Schuld einem Angehörigen einer andern Nation, zuweilen aber auch einem Glied desselben Stammes zugeschrieben. Eine Kleinigkeit genügt zu einem solchen Verdacht. Die Zauberer unterstützen diese Ansicht, indem sie denen mit Zauber drohen, die nicht tun, was sie wollen. Sie behaupten auch, mit dem Dämon in Verbindung zu stehen und mit seiner Hilfe jeden krank machen, töten oder sonstwie schädigen zu können. Doch sind alle ihre Künste nur listige Betrügereien. Zwei der berühmtesten Zauberer, die von den Missionären bekehrt wurden, gestanden später oft, daß außer einigen Kenntnissen der Heilmittel alle ihre Praktiken nur Betrügereien gewesen seien. Einer gestand offen, er habe oft andere durch Zauber töten wollen, es sei ihm aber nie gelungen[1].

Bei allen Stämmen finden sich viele derartige Zauberer, zu denen die furchtsamen und argwöhnischen Indianer oft mit der Frage kommen, warum dieses oder jenes Unglück sie getroffen habe. Um zu antworten, haben die Zauberer die verschiedensten Praktiken. Manche ziehen sich in eigens zu dem Zweck errichtete Hütten im Walde zurück, wo sie angeblich fasten, den Teufel durch Beschwörungen herbeirufen und bewegen, ihnen das mitzuteilen, was sie zu erfahren wünschen. Kein Indianer wagt es, diesen Hütten zu nahen, während der Zauberer darin ist. Nur von ferne hören einige zu, wie er schreit und sich abmüht. Nach einigen Tagen kommt der Zauberer heim und teilt nun sein Orakel mit, das er den Umständen anzupassen weiß und oft zum Schaden seiner Feinde einrichtet. Anderwärts gebraucht der Zauberer oder Wahrsager eine ganze Nacht zu seinen Gaukeleien. Er versammelt alles Volk, trinkt dann etwas von einem berauschenden Getränk, schreit und springt und ruft: „Das tue ich nicht", als ob ihm der Teufel etwas Schreckliches zu tun befehle, und gibt endlich sein Orakel von sich. Man fürchtet die Zauberer und flieht sie, und doch nimmt man immer wieder Zuflucht zu ihnen.

Manche Indianerstämme haben eine Art Adel, d. h. eine Anzahl Familien, die von den übrigen als höherstehend anerkannt werden und sich in etwa von den andern abschließen. Selten wird ein Jüngling oder ein Mädchen aus diesen Familien sich mit einer Person aus den gewöhnlichen Familien verheiraten.

[1] Ebd. 77—79.

Solche Adelsfamilien existieren bei den Cavachis, Ticunas, Pevas und Omaguas[1]. Diese haben auch eigene Feierlichkeiten, durch die öffentlich die Kinder der Familien als zum Adel gehörig erklärt werden. Mit diesen Feierlichkeiten sind gewöhnlich Trinkgelage verbunden, bei denen es nicht selten zu den schimpflichsten Ausschweifungen kommt.

Die Waffen, deren sich die Eingebornen bedienen, sind Lanzen und Speere aus hartem Holz, Schilde und besonders das Blasrohr mit vergifteten Pfeilen. Der Krieg besteht fast nur in Hinterhalten und plötzlichen Überfällen und war bei vielen von diesen Stämmen eine nahezu stehende Einrichtung. Oft wurden aus reiner Rauf- und Mordlust Kriege unternommen, oft auch bloß, um den eigenen Weibern die Tapferkeit zu beweisen, meistens aber war die Rachsucht die eigentliche Triebfeder der Kriegszüge, weil jeder Todesfall dem bösen Zauber irgend eines Angehörigen eines benachbarten Stammes zugeschrieben wurde. Auch Frauenraub gab oft Anlaß zum Krieg. Es werden nach Chantre mehr Mädchen als Knaben geboren, aber es sterben auch mehr Mädchen als Knaben, und infolge davon fehlt es oft den Jünglingen an heiratsfähigen Mädchen im eigenen Stamm, und da friedliche Verhandlungen mit den Nachbarstämmen fast nicht vorkommen, begeben sich die jungen Männer auf den Kriegspfad, um Frauen zu rauben. Die beraubte Nation hat nun ebenfalls Mangel an Frauen und sucht demselben durch Raubzüge abzuhelfen. Bei der Heimkehr von solchen siegreichen Feldzügen, auf denen man einige Feinde erschlagen hat, werden große Siegesfeste gefeiert. Einige Nationen gebrauchen die Schädel der erschlagenen Feinde als Trinkgefäße, andere stecken sie auf ihre Lanzen und bewahren sie als Siegestrophäen auf. Das ist nach Chantre vielleicht der Grund, warum die Eingebornen am oberen Marañon für Kariben und Menschenfresser ausgegeben wurden. Aber, wie es scheint, ganz mit Unrecht. Sicher ist, daß man seit Anfang der Mission unter den Mainas im Jahre 1740 keinen einzigen Fall von Menschenfresserei entdeckte, und die Missionäre, die genau nachforschten, kamen zu dem Ergebnis, daß man die Eingebornen ohne Grund der Antropophagie beschuldigt habe. Nur die Mayorunas, die eigentliche Kariben sind, fressen sich gegenseitig und töten sogar die Kranken, die dem Tode nahe sind, um sie zu verzehren[2].

Religion. Eingehend untersucht P. Chantre die Frage, ob die Mainasindianer einen öffentlichen religiösen Kult hatten. P. Franz Fuentes, der als einer der ersten in einer Denkschrift an den König von Spanien diese Völker beschrieben, sagt, sie haben nur wenige Arten der Abgötterei. Einige opfern in einem Tempel (adoratorio), den sie Haus der Sonne nennen, zu bestimmten Zeiten der Sonne Gold und Silber. Ebenso schreibt Rodriguez in seiner Geschichte der Entdeckung des Marañon, nachdem er gesagt, die Gebräuche dieser Völker seien einander sehr ähnlich: Sie beten mit der Hand gemachte Idole an, aber sie nehmen nur zur Zeit des Krieges zu ihnen ihre Zuflucht. Dagegen behaupten alle Missionäre, die in einem Zeitraum von 138 Jahren ununterbrochen in diesen Gebieten arbeiteten, sie hätten nie Spuren oder Überreste einer öffentlichen Anbetung bei diesen Nationen entdeckt. Nur bei den Zetes, einer

[1] Chantre y Herrera, Historia de las Misiones usw. 83. [2] Ebd. 90.

Abteilung der Omaguas, fand ein Missionär in einem Winkel ein kleines Götzenbild aus Lehm, um das sich aber die Eingebornen nicht kümmerten. Die oben erwähnte Behauptung des P. Fuentes braucht deshalb nicht falsch zu sein, da er von einem weiteren Gebiete und nicht speziell von den Mainasindianern redet. P. Cristobal de Acuña berichtet allerdings[1], die Indianer am Marañon hätten mit der Hand gemachte Götzenbilder angebetet und den einen Macht über die Wasser, den andern Macht über die Saaten oder die Schlachten zugeschrieben; diese Götter seien vom Himmel herabgekommen, um sie zu begleiten und ihnen Gutes zu tun, doch hätten sie keinerlei Zeremonien, um sie anzubeten, nur zur Zeit der Not oder des Krieges legten sie diese Götzen auf den Vorderteil des Schiffes, um von ihnen Hilfe zu erlangen. Aber de Acuña redet ebenfalls vom ganzen Marañongebiet, und seine Reise ging vom Rio Napo bis zur Mündung des Amazonenstromes, also vorwiegend durch damaliges portugiesisches Gebiet.

„Obwohl aber", schreibt Chantre, „unsere Indianer keinen Kult, keine Zeremonien hatten, die man als Religion oder Götzenanbetung ansehen konnte, so darf man doch nicht glauben, sie hätten in einer vollständigen und unüberwindlichen Unkenntnis Gottes gelebt. Denn es ist schwer zu begreifen, daß ein vernünftiges, mit Freiheit in seinem Handeln ausgestattetes Geschöpf nicht so viel Urteil und Unterscheidung habe, um nicht wenigstens im allgemeinen und konfus das Gute und Böse, das der Natur und der Vernunft Entsprechende oder Widersprechende zu erkennen; ich sage nicht in allen Dingen, denn das hieße zu viel verlangen, aber wenigstens in Bezug auf einige Handlungen, die klar und unmittelbar aus den ersten Vernunftgrundsätzen folgen. Gott ist nicht fern von uns, sagt der Apostel, und seine Erkenntnis drängt sich uns durch die ersten und allgemeinen Vernunftgrundsätze und das Gewissen auf, die jedem vernünftigen Menschen gemein sind. Durch sie kommt auch der verdunkeltste Verstand irgendwie zur Erkenntnis des Schöpfers aller Dinge in irgend einer Eigenschaft oder einem Attribut, das nur Gott und keinem Geschöpfe zukommen kann, wie z. B. in der Eigenschaft des Richters oder Schöpfers oder Gesetzgebers usw.

„Um aber allgemeine Betrachtungen auf sich beruhen zu lassen, so bieten sich mir zwei Dinge dar, die mich davon überzeugen, daß unsere Indianer am Marañon nicht in so allgemeiner und vollständiger Unkenntnis Gottes lebten, wie jemand glaubte. Vor allem zeigte die Erfahrung den Missionären ganz allgemein, daß schon, als sie zum erstenmal das Dasein Gottes, des Schöpfers aller Dinge, der die Guten nach diesem Leben in seinem Himmel belohne und die Bösen drunten im ewigen Feuer strafe, predigten, die Indianer diese Wahrheiten ganz leicht annahmen, gleich als ob sich die Keime derselben schon in ihrer Seele vorgefunden hätten. Und wenn die Indianer nicht immer den Glauben annahmen oder nicht darin verharrten — so kam das nicht daher, weil ihnen diese Wahrheiten nicht gefielen, sondern weil sie sich nicht entschließen

[1] In seiner Schrift Nuevo descubrimiento del Gran Rio de las Amazonas, die im Jahre 1641 erschien und im Jahre 1891 zu Madrid neu herausgegeben wurde (Colección de libros que tratan de America raros o curiosos II 86—87).

konnten, in einem Dorfe vereint zu leben, in dem sie ihre alte Freiheit verloren hätten und genötigt gewesen wären, ihren Lastern, besonders der Ausschweifung und der Trunksucht, zu entsagen. Hierzu kommt noch ein anderes. Wie roh sie auch waren, so empfanden sie doch die Gewissensbisse, die sie beunruhigten, besonders wenn sie gewisse, mehr als gewöhnlich enorme Sünden begangen hatten. Zeuge dafür ist ein berühmter Kazike der Encebellados, mit Namen Zamaroa. Durch die Güte Gottes gelang es dem P. Manuel Uriarte, ihn zu bekehren, und zwar schon Jahre vor der Vertreibung der Missionäre aus jenen Gegenden. Derselbe hatte einen Diener des P. Uriarte getötet. Einst, als er in einem friedlichen Gespräch mit dem Missionär begriffen war, sagte er: ‚Ach, Pater! Seitdem ich diesen Mord begangen habe, ist mein Herz unruhig und ich finde keinen Frieden mehr!' Dieser Stachel und Vorwurf des Gewissens mahnte ihn wenigstens dunkel daran, daß es einen höchsten Richter gebe, der einst von seinen Handlungen Rechenschaft fordern und seine Missetaten strafen werde." [1]

Klarer und bestimmter war die Kenntnis, welche diese Indianer vom Teufel hatten. Alle Stämme hatten in ihrer Sprache einen besondern Namen, um ihn zu bezeichnen. Sie behaupteten auch, daß er ihnen oft in Gestalt eines weißen Mannes erscheine und sie an der Taufe verhindern wolle [2].

Welch edle Seelen es unter diesen Indianern gab, ersehen wir aus einem Briefe des P. Luzero, den P. Richter in einem Schreiben aus dem Jahre 1685 mitteilt [3]. Die Pest war in der Missionsstation ausgebrochen und raffte viele Indianer hin. Weil alle Mittel und Gebete nichts halfen, ergriff die Neubekehrten eine solche Panik, daß sie auf Kähnen davonfuhren und dem Missionär von ferne zuriefen: „Pater, rette dich, die Pest wird dich töten." Dann weinten sie laut und sagten: „Wir fliehen nicht vor dir, sondern vor der Pest, denn du hast uns lieb. Gott sei mit dir, tapferer Mann, und bewahre dich." Dann fuhren sie davon. Ganz trostlos eilte P. Luzero in die Kirche und betete dort inbrünstig viele Stunden lang. Weil sogar die Zurückgebliebenen sich nicht mehr sehen ließen, so argwöhnte er, man habe im Sinn, ihn zu töten. Plötzlich aber kamen viele in die Kirche und riefen laut: „Gelobt sei das heilige Sakrament." Dann küßten sie dem Missionär die Hände und sagten: „Wir sehen, daß du dich sehr betrübst über die Völker, welche geflohen sind, nachdem du sie mit so großer Mühe und Geduld aus den Wildnissen in eine Gemeinde versammelt hattest. Wir sind gekommen, um dich zu trösten und bei dir zu bleiben. Wenn die Pest auch diesen Ort ergreift, so wollen wir doch dich nicht verlassen; denn wenn wir auch sterben, wir wissen, daß wir von dieser Erde in den Himmel übergehen werden, da wir als Leute sterben, die an Gott glauben und ihre Sünden bereuen. Diejenigen aber, welche die Pest überleben werden, sind bereit, alle die, welche dich verlassen haben, wieder bei dir zu versammeln."

---

[1] Chantre y Herrera, Historia de las Misiones usw. 116—117.
[2] Ebd. 117. [3] Vgl. Der Neue Welt-Bott Nr 21 (I 61).

Viertes Kapitel.

Die Indianer an der Küste und im Marañongebiete Brasiliens.

Von den Ufern des Rio de la Plata bis zur Mündung des Orinoco bestand die Hauptbevölkerung an der Küste aus den sprachlich und anthropologisch miteinander verwandten und weitverzweigten Stämmen der Tupis und Guaranis, die nach einer alten indianischen Überlieferung von einem Brüderpaar Tupi und Guarani abstammten. Die Sprache der Guaranis wurde die allgemeine Verkehrssprache im Süden und wird noch heute in Paraguay und in der argentinischen Provinz Corrientes gesprochen; das Tupi dagegen wurde die Verkehrssprache unter den Eingebornen Brasiliens, ist aber heute fast in Vergessenheit geraten, nur die Eingebornen und Mischlinge (Cholos) des Amazonengebietes verständigen sich noch durch eine mit zahlreichen Tupiwörtern gemengte portugiesische Mundart.

Nach einer uralten Legende, die noch heute am Amazonas erzählt wird[1], zog Tupi vom Norden her nach Para. In der Hand trug er den Bogen und die Pfeile und auf den Schultern den klugen Papagei Maita. Guarani folgte den Spuren seines älteren Bruders, um den Maita zu stehlen, weil Toryba („das Glück") beschlossen hatte, dem Besitzer dieses Vogels seine schöne Tochter Marica als Gattin zu geben. Maita war ein kluger Vogel. Mit allen Zauberkünsten vertraut, sprach er mit seinem Herrn, zeigte ihm, wo Wild und Früchte zu finden seien und entdeckte ihm die Feinde. Marica war seit langem in den jüngeren Bruder verliebt und sagte eines Tages am Parastrom zu ihm: „Warte auf mich, in drei Tagen werde ich dir den Maita bringen oder Tupis Gefangene sein." Sie nahte sich nun dem Tupi, und obwohl von Maita gewarnt, rief dieser doch das Mädchen zu sich und versprach, es zu heiraten. Marica aber antwortete: „Du lügst, schenke mir den Papagei, und ich werde es dir glauben." Tupi konnte ihrem Zauber nicht widerstehen und befahl dem Vogel, auf die Schulter seiner neuen Gebieterin zu fliegen. Als das Tier nicht folgte, holte Tupi zum Schlage nach demselben aus. Dieses aber entfloh auf den Gipfel einer hohen Palme, während Marica im Dickicht verschwinden wollte. Tupi eilte ihr nach; plötzlich aber stand Guarani zwischen den beiden. Die Rivalen stürzten aufeinander los und umfaßten sich fest, während Marica auf den Baum zum Maita kletterte und dort dem Kampf zusah. Mit feuersprühenden Augen und mit blutigem Schweiß bedeckt hielten die Brüder einander umklammert. Da flehte Marica weinend zum Altvater der Menschheit: „Sei gnädig, großer Tupan." Tupan, der Allmächtige, erhörte das Gebet des Mädchens und befahl der Windsbraut, die Brüder zu trennen. Es entstand ein gewaltiger Orkan, und die Brüder hielten im Kampf inne. In der Hoffnung, Marica zu erreichen, sprang Tupi auf einen schwimmenden Baumstamm. Tupan, der Weise, lenkte die Fahrt auf das jenseitige Ufer. Dort ließ er sich nieder und ward zum Stammvater zahlreicher Indianervölker: der Pitiguaras, Pupinakis, Tabajares ꝛc.; Guarani zog gegen Süden. Seine Nachkommen sind die Guaranis, Guayanas, Carijos, Tapes u. a.

[1] Vgl. Globus XCVII (1910) 160—161.

1. Die Tupis.

Die verschiedenen Tupistämme bewohnten zur Zeit der ersten Entdeckung des Landes durch die Portugiesen die Küstengebiete Brasiliens südlich vom Amazonenstrom. Es hält sehr schwer, auf Grund der alten Berichte die verschiedenen Stämme auseinanderzuhalten. In Bezug auf Religion und Sitten scheint aber große Ähnlichkeit unter den verschiedenen Stämmen geherrscht zu haben.

Zu den ältesten Schriftstellern, die die Sitten der Eingebornen Brasiliens eingehend beschrieben haben, gehört der bekannte Reisende Johann Staden, der im Jahre 1549 auf einem portugiesischen Schiff nach Brasilien kam und im folgenden Jahr in die Gefangenschaft der Tupin Imbas geriet, die damals um den 24.° s. Br. die brasilianische Küste bewohnten und mit den umliegenden Völkern, den Tupin Ikin (Tupiniquin), den Karaye, Wayganna usw. in beständigen Kriegen lebten. Er schreibt u. a.[1]: Sie errichten ihre Wohnungen gern an Orten, wo sie Wasser, Holz, Wild und Fische in der Nähe haben. Wenn sie ihre Hütten bauen wollen, versammelt ein Oberster (Häuptling) unter ihnen eine Schar von 40 Personen, Männer und Weiber, so viele er bekommen kann; es sind meistens seine Verwandten und Freunde. Diese errichten eine ungefähr 14 Fuß breite und wohl 150 Fuß lange Hütte, je nach der Zahl der Personen. Die Hütte ist ungefähr 2 Klafter hoch, oben rund wie ein Kellergewölbe und mit Palmzweigen zugedeckt. Das Innere besteht aus einem einzigen Raum ohne Gemächer. Jedes Paar, Mann und Weib, hat einen Raum von 12 Fuß Länge und ein eigenes Feuer. Der Häuptling wohnt in der Mitte der Hütte. Diese hat gewöhnlich drei kleine Öffnungen auf derselben Seite, die so niedrig sind, daß man sich bücken muß, um aus- und einzugehen. Wenige Dörfer haben mehr als sieben Hütten; diese liegen meist um einen Platz herum, auf dem die Eingebornen ihre Gefangenen totzuschlagen pflegen. Um die Hütten errichten sie einen Palisadenzaun und zwischen dem Zaun und den Hütten eine Anzahl Holzwände, welche die Bewohner gegen die feindlichen Pfeile schützen, aber kleine Öffnungen haben, um die Feinde beschießen zu können.

Sie schlafen in Hängematten aus Baumwollgarn, die an zwei Pfählen befestigt sind, und unterhalten während der Nacht stets das Feuer. Zur Nachtzeit verlassen sie nicht gern die Hütte, ohne Feuer mit sich zu nehmen, „so sehr fürchten sie sich vor dem Teufel, welchen sie Jmgange nennen und ihn oftmals sehen“[2]. Zum Feueranmachen bedienen sie sich zweier Holzstücke, die sie aneinander reiben, so daß Holzstaub entsteht, der sich infolge der durch die Reibung entstandenen Hitze entzündet. Staden lobt die Geschicklichkeit der Tupin Imbas im Jagen und Fischen. Sie schießen auf die Fische und wenige Schüsse gehen fehl. Er lobt auch ihre Gestalt. Es ist ein feines Volk von Leib und Gestalt, beide, Frau und Mann, nur daß sie von der Sonne gebrannt sind, „denn sie gehen alle nackt, jung und alt, haben auch gar nichts vor den Schämen (Scham-

[1] Brasilia durch Johann Staden von Homberg aus Hessen. Aus eigener Erfahrung in Teutsch beschrieben.... Alles von neuem mit künstlichen Figuren in Kupfer gestochen und an Tag gegeben durch De Bry von Lüttich, jetzt Bürger zu Frankfurt a. M., 1593, 69 ff.

[2] Ebd. 71.

teilen), und sie verstellen sich selbst mit Vermalen, haben keine Bärte, denn sie pflücken sie aus, so oft er ihnen wächst, machen Löcher in Mund und Ohren, daran hängen sie Steine, das ist ihre Zierat, und behängen sich mit Federn“ [1]. Als Werkzeuge gebrauchen sie geschliffene Steine und Schweinezähne. Erst von den Europäern scheinen sie Eisen erhalten zu haben.

Eine eigentliche politische Verfassung hatten die Eingebornen nicht. Jede Hütte hatte einen „Obersten, der ist ihr König“. Nur im Krieg scheinen sie einen Anführer gehabt zu haben. Sonst habe ich, schreibt Staden, kein sonderlich Recht unter ihnen vernommen, außer daß die Jüngsten den Eltern in dem gehorchen, was ihre Sitte mit sich bringt. Wenn einer den andern tötet, so sind seine Freunde bereit, jenen wieder zu töten, obwohl dies selten geschieht. Dem Häuptling der Hütte sind alle gehorsam; was er befiehlt, tut man ohne Zwang oder Furcht, allein aus gutem Willen [2]. Eingehend schildert Staden die Art und Weise, wie die Eingebornen ihre Früchte pflanzen, ihre Nahrung bereiten, wie die Frauen aus Ton Töpfe und Gefäße verfertigen, und besonders wie sie das Lieblingsgetränk (Cauin) aus Mandiokawurzeln bereiten, das sehr berauschend, aber auch nahrhaft ist. Obwohl sie bei ihren Trinkgelagen viel Lärm machen, singen und tanzen, besonders wenn sie betrunken sind, „sieht man doch wenig, daß sie uneins werden. Sie sind auch untereinander sehr günstig; was der eine mehr hat von Essensspeis denn der andere, teilet er ihm mit“ [3]. In ihrer Nahrung sind sie wie alle Wilden nichts weniger als wähleriſch. Sogar das Ungeziefer am eigenen Leibe verschlingen sie.

Von Jugend auf haben sie nur einen Namen, aber so manchen Schlauwen (Sklaven) die Männer töten, so manchen Namen geben sich die Weiber und auch die Männer, wie wir gleich hören werden. Die Weiber tragen ihre Kinder auf dem Rücken in einer Art Netz, „tun ihre Arbeit mit ihnen, die Kindlein schlafen und sind wohl zufrieden, wie sehr sie sich auch mit ihnen bücken und regen“. — Die meisten Männer haben nur ein Weib, etliche auch mehr, einige Könige 13—14. Die erste Frau ist die oberste. Jede hat ihre eigene Wohnung in der Hütte und eigenes Feuer. Zu essen gibt dem Mann die Frau, bei der er gerade weilt. Wenn die Knaben groß geworden, ziehen sie auf die Jagd, und was sie heimbringen, gibt jeder seiner Mutter. Die kocht es und teilt dann den andern mit, und die Weiber vertragen sich wohl untereinander. Sie haben auch den Gebrauch, daß einer dem andern ein Weib schenkt, so er eines müde ist. Auch schenkt der eine dem andern etwa eine Tochter oder Schwester. Ihre Töchter verloben sie, wenn sie noch jung sind. Kommen sie ins heiratsfähige Alter, so schneidet man ihnen die Haare ab und tätowiert sie. Nach dieser Zeremonie überliefert man sie ohne weitere Feier dem, der sie haben will. „Mann und Weib halten sich auch gebührlich und machen ihre Sache heimlich.“ Nach Staden ging ein Häuptling früh am Morgen durch alle Hütten und stach die Kinder mit einem scharfen Fischzahn in die Beine, um sie zu erschrecken, damit, wenn sie unleidlich würden, die Eltern sie durch die Drohung, jener Mann werde kommen, zum Schweigen bringen könnten.

---

[1] Ebd. 72. [2] Ebd. 74. [3] Ebd. 76.

Güterteilung (d. h. strenges Privateigentum) gibt es unter ihnen nicht, sie wissen auch nichts von Geld. Ihre Schätze bestehen in Vogelfedern; wer deren viele hat, ist reich, und wer seine Steine in den Lippen hat, der ist auch der Reichsten einer. Ein jedes Ehepaar hat seine eigenen Wurzeln, davon es ißt. Aus dieser Bemerkung und aus dem von Staden über die Wohnung der Frau Gesagten geht hervor, daß ihnen der Eigentumsbegriff keineswegs fehlte, wenn auch das Privateigentum sehr gering war, da es für sie tatsächlich wenig Bedeutung hatte.

Als größte Ehre gilt es bei den Tupis, viele Feinde gefangen und getötet zu haben und für jeden Erschlagenen sich einen neuen Namen hinzuzufügen. Deshalb haben die Vornehmsten die meisten Namen.

Über die Religion der Tupis sagt Staden, sie glauben an ein Ding, das wächst wie ein Kürbis, ist so groß wie ein halber Maßkrug und inwendig hohl. Sie stecken ein Stöcklein hindurch, schneiden ein Loch darein wie einen Mund und legen kleine Steine hinein und rasseln damit, wenn sie singen, und heißen es Tammaraka. Jeder Mann hat ein solches. Eine Art Wahrsager, die bei den Tupis in Achtung stehen, ziehen jährlich einmal durch das Land in alle Hütten und behaupten, ein Geist sei bei ihnen gewesen, der von weither gekommen. Der habe ihnen die Macht verliehen, nach ihrem Willen die Rasseln zum Reden zu bringen und durch sie zu erlangen, was man wolle. Ein jeder will nun diese Macht in seiner Rassel haben. Zu dem Zweck veranstalten sie ein großes Fest mit Trinken, Singen, Weissagen und vielen Zeremonien. An einem bestimmten Tag kommen die Männer in einer leeren Hütte, in der keine Weiber und Kinder bleiben dürfen, zusammen und bringen ihre Tammaraka mit. In der Hütte setzen sich die Wahrsager obenan und stecken ihre Tammaraka in die Erde; die andern stecken die ihrigen, mit einem Erkennungszeichen versehen, daneben. Jetzt nimmt der Wahrsager jede Tammaraka einzeln, beräuchert sie, hält sie an seinen Mund und sagt zu ihr: „Laß dich hören, bist du darin?" Dann antworten sie so leise, daß man nicht merken kann, ob die Rassel oder der Wahrsager redet. Aber das Volk meint, die Rassel habe geredet. Ein jeder glaubt nun, seine Rassel habe große Macht. Der Wahrsager gebietet ihnen, in den Krieg zu ziehen und Gefangene zu machen, denn die Geister in dem Tammaraka verlangten Sklavenfleisch zu essen. Jeder nimmt nun seine Rassel, nennt sie „lieber Sohn", macht ihr ein eigenes Häuslein, worin er (der Geist) steht, setzt ihm zu essen vor und begehrt von ihm alles, was ihm notwendig ist.

Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Tupis an einen oder mehrere sehr mächtige und wohlwollende Geister glaubten. Um den wahren Gott aber, sagt Staden, kümmerten sie sich nicht; Himmel und Erde, meinten sie, seien von jeher gewesen. Doch haben sie eine alte Sage von der Sündflut, d. h. einem großen Wasser, in dem alle ihre Vorväter ertranken mit Ausnahme von einigen, die entweder in einem Nachen oder auf hohen Bäumen entkamen.

Wenn man einen Feind lebendig gefangen hatte, so nährte man ihn gut und gab ihm eine Frau, die ihn bediente und mit ihm Umgang pflog. Wurde diese schwanger, so zog man das Kind groß, um es gelegentlich zu erschlagen und aufzuzehren. War der Gefangene „gemästet", so erschlugen sie ihn, schleppten

ihn an das Feuer und verspeisten ihn, und zwar, wie Staden bemerkt, nicht aus Hunger, sondern aus großem Haß und Neid[1].

Kurze Zeit nach Staden, im Jahre 1557, kam Joh. Lery nach Brasilien. Seine Schilderung der Tupis stimmt im wesentlichen mit der von Staden überein, ergänzt sie aber in manchen Punkten[2]. Auch er berichtet, daß die Tupin Imbas vollständig nackt gehen, Männer und Weiber; aber er fügt hinzu, er habe alte Männer gesehen, die mit Blättern ihre Scham bedeckten und mit Fäden verbanden oder auch Tücher dazu gebrauchten. „Hieraus kann man spüren, daß in ihnen noch ein Fünklein der natürlichen Schamhaftigkeit sei, sofern solches Verbinden aus der Ursache geschieht", denn er habe der Sache nie gründlich nachgeforscht[3]. Auf die Aufforderung, sich zu bekleiden, weigerten sich die Tupis, dies zu tun, denn alle benachbarten Völker seien nackt und sie gingen so oft zum Baden ins Wasser, daß es ihnen zu lästig sei, sich immer aus- und anzukleiden. Lery bemerkt auch, daß die völlige Nacktheit der Wilden sie keineswegs zur Wollust reize. Die Wahrheit sei vielmehr, daß die Männer durch die Blöße der Weiber weniger aufgeregt werden, als dies bei uns (in Europa) der Fall sei; ja er meint, daß die Art und Weise, wie die europäischen Weiber sich zieren und schmücken, viel mehr Böses stifte, denn die nackten Weiber der Wilden[4].

Die Tupin Imbas essen und trinken nie gleichzeitig wie die Europäer, sondern wenn sie essen, trinken sie nicht, und wenn sie trinken, essen sie nicht. Sie essen „gar tüchtig, etliche waschen sich Mund und Hand vor und nach dem Essen". Während des Essens schweigen sie; sie spotteten über die Europäer, die während des Essens miteinander redeten. Fast alle Trinkgelage sind von Tänzen begleitet, doch tanzen die Frauen nie mit den Männern, sondern allein. Viele Kriege hatten die Tupin Imbas mit ihren Feinden, den Tupin Ikin und besonders den Markayas, und deshalb auch mit den Portugiesen, deren Bundesgenossen. Die Wilden führen nur Krieg, um den Tod ihrer Eltern und Freunde zu rächen, die von den Feinden getötet und verzehrt wurden[5]. Obwohl bei ihnen alle an Würde einander gleich sind, so halten sie doch die Ältesten wegen ihrer Erfahrung in Ehren und geben ihnen den Vorzug. Deshalb wird in allen Dörfern den Alten gebührend gehorcht. Zum Krieg kommen oft 8000—10000 Personen zusammen, darunter auch Weiber, welche die Kriegsrüstung und den Proviant tragen. Sie machen diejenigen zu Obersten, welche die ältesten sind und am meisten Feinde „erschlagen und gefressen haben". Im Krieg sind die Tupis nach Lery sehr streitbar und tapfer und laufen nie davon. In der Schlacht, die er beschreibt, blieben sie Sieger und machten 30 Gefangene, die sie zum Teil den Franzosen verkauften; die andern wurden geschlachtet, gebraten und verzehrt. Wir übergehen die Schilderung dieser Scheußlichkeiten, an denen

---

[1] Staden, Brasilien usw. 81.

[2] Schiffart in Brasilien in America, darinnen des Autoris Reis, auch viele fremde Thiere und Gewächs, den unseren ganz unbekannt, beschrieben werden. Durch Joannem Leryum Burgundum selbsten verrichtet und beschrieben, beid in Frantzösisch und Latein, jetzt aufs new verteutscht durch Teucrium Annaeum Privatum, Frankfurt a. M. 1593. Das französische oder lateinische Original stand uns nicht zu Gebote.

[3] Ebd. 139. [4] Ebd. 146. [5] Ebd. 184.

sich die Weiber in hervorragender Weise beteiligten. Die Köpfe der Erschlagenen wurden als Siegestrophäen aufbewahrt und vorgezeigt.

Von der Religion der Tupin Imbas sagt Lery: Sie kennen den wahren Gott nicht, haben auch keine Idole, keinen Gottesdienst, keine Tempel, wo sie zum Gebet zusammenkommen. Sie wissen auch nichts von der Erschaffung der Welt. „Doch damit ich auch vermelde, wieviel Verstand ich bei ihnen gefunden habe, die doch gar in der Finsternis stecken, so sage ich, daß sie nicht allein glauben an ein ewig Leben der Seelen, sondern sie glauben auch hart und fest, daß die Seelen derjenigen, die sich der Tugend beflissen haben (sie halten aber das für eine Tugend: nämlich an denen, welche sich an vielen Feinden gerochen und deren viele gefressen haben), nach dem Absterben über die allerhöchsten Berge hinüberfliegen zu ihrer Väter und Großväter Geistern und daselbst miteinander in schönen lustigen Gärten in ewigen Freuden, Wollust und Springen ein fröhliches Leben führen." [1] „Welche aber nach keiner Ehre gestrebt und für das Vaterland nicht männlich gestritten haben, die selbigen führe der Teufel Aygnan davon (denn dieser ist ihr böser Geist), mit dem selbigen müssen sie in ewiger Pein und Qual leben." Bei Schilderung des großen Rasselfestes erwähnt Lery auch die Lieder, in denen die Tupin Imbas ihre verstorbenen Helden besangen, doch sich trösteten in der Hoffnung, daß sie nach diesem Leben wieder zu ihnen kommen würden an einem Ort der Freuden....

Von der Heirat sagt Lery: Keiner nimmt seine Mutter, Schwester oder Tochter zur Ehe, sonst besteht kein Ehehindernis. Doch darf keiner die Tochter oder Schwester eines Aturassap heiraten. Aturassap heißt derjenige, der mit einem andern ein Freundschaftsbündnis geschlossen hat, so daß die Güter beider einander gemeinsam sind und sie der eine wie der andere gebrauchen kann [2]. Ehezeremonien bestanden keine. Wenn jemand eine Jungfrau oder Witwe zur Ehe begehrt und deren Zustimmung erlangt hat, so geht er zu deren Eltern oder Freunden und bittet sie um ihre Einwilligung. Erlangt er diese, so führt er seine Braut ohne weitere Zeremonien heim, sonst unterbleibt die Heirat. Jeder kann so viele Frauen haben, als er will, und je mehr Frauen einer hat, als um so tapferer und vornehmer gilt er. Den Ehebruch verabscheuen sie. Die Ehebrecherin kann der Mann töten oder verstoßen, wie er will. Auf die Keuschheit der Mädchen achten sie wenig, doch sind sie und die Burschen nach Lery nicht besonders zur Unzucht geneigt. Freilich, fügt er hinzu, habe er gehört, daß diese im Streit einander Bubenschänder nannten, woraus zu entnehmen, daß ihnen dieses Laster nicht unbekannt war, aber auch, daß es als schimpflich galt. Er berichtet auch, daß die Eltern auf ihre Kinder fleißig achtgeben und daß die Männer der natürlichen Schamhaftigkeit gemäß sich halten und vor den Leuten nirgends mit den Weibern zu tun haben [3].

Die liegenden Güter bei den Eingebornen sind Hütten und Äcker. In jedem Dorf sind etwa 600 Personen, und meist wohnen viele in einer Hütte, doch hat jede Familie ihren eigenen Platz. Die Dörfer werden oft gewechselt. „Was die Äcker betrifft, so hat jeder Mussakat (Hüttenvorsteher) etliche besondere; die-

[1] Lery, Schiffart in Brasilien usw. 214. [2] Ebd. 228. [3] Ebd. 232.

selben erwählt er, wo es ihm gefällt. Sie kümmern sich aber wenig um die Abteilung derselben, wie man die Marksteine setze und wie man sie abmesse. Wiederholt rühmt Lery die Gastfreundschaft der Wilden, ihre Liebe, Treue und Freigebigkeit gegeneinander. Aus Tatsachen erhellt, daß ihnen die Dankbarkeit nicht unbekannt war[1]. Doch sind sie auch sehr zornig und rachsüchtig. — Wenn jemand schwer krank wird, so saugen des Kranken Freunde oder die Zauberdoktoren, die Pages heißen und verschieden sind von den Wahrsagern oder Caraibes, die kranke Stelle, um die Krankheit herauszuziehen. Dem Kranken geben sie gar nichts zu essen, es sei denn, daß er etwas fordert, und sollte er auch darüber verschmachten. Ist jemand gestorben, so wird ein wildes Klagegeheul angestimmt, das bis zum Begräbnis dauert. Der Verstorbene wird aufrecht in ein rundes Grab gelegt und verscharrt. Den Hüttenvorsteher wickeln sie in seine Hängematten und begraben ihn in der Mitte der Hütte. Man legt ihm auch Federn und anderes, was ihm im Leben teuer war, ins Grab. Früher legten sie auch kostbare Sachen ins Grab, kamen aber von diesem Gebrauch ab, als die Franzosen dieselben ausgruben und wegnahmen. Doch stellten sie noch immer viele Geschirre voll Mehl, Fische, Fleisch und besonders Cauin um das Grab herum, und zwar so lange, bis der Leichnam ganz verwest war. „Auf die Gräber machen sie Deckel oder Obdächer von dem Kraut Pindo. Darum, wer da im Lande wandelt, der sieht gleich einen Kirchhof hin und wieder, und wenn etwa die Wilden in den Wäldern herumstreifend solche Orte und ihrer Leute Grabstätte antreffen, heben sie ein solches Geschrei an, daß man sie weithin hören kann."

Die obigen Berichte von Staden und Lery werden in allem Wesentlichen bestätigt durch die Angaben des Jesuitenmissionärs Manuel da Nobrega, der seit 1549 in Brasilien, besonders in der Gegend von Bahia apostolisch tätig war[2]. Die Stämme, mit denen er und seine Mitarbeiter zuerst in Berührung kamen, waren die Topinakis und die Tupinambas, die in ihren Sitten gleich gewesen zu sein scheinen. Außerdem erwähnt Nobrega noch die mehr im Innern wohnenden Goyanazes, die Carijos und endlich die Gaimares. Die letzteren sind wahrscheinlich identisch mit den Aymores oder, wie sie heute genannt werden, den Botokuden. Auch Nobrega erzählt, wie die Wilden die Kriegsgefangenen oft nach Hause nehmen, ihnen eine Frau geben, die sie bedienen und mit ihnen verkehren muß. Erhält die Frau ein Kind, so wird es von den Verwandten der Frau verzehrt, und diese Scheußlichkeit wird damit gerechtfertigt, daß nur der Vater und nicht die Mutter an dem Kinde Anteil habe. Der Gefangene selbst wird gemästet und dann an einem großen Feste, zu dem man alle Nachbarn einladet, zuerst gewaschen und hierauf geschlachtet und verzehrt. Bevor man ihn erschlägt, hält einer der Sieger in festlicher Tracht eine Lobrede auf die Ahnen, und der Gefangene antwortet, er fürchte den Tod nicht, er habe auch viele von seinen Feinden getötet und seine Verwandten seien noch am Leben, um seinen Tod zu rächen. Nach Nobrega ist es hauptsächlich die Befriedigung des Hasses

---

[1] Ebd. 171—173.

[2] Materiaes e Achêgas para a Historia e Geographia do Brasil. No 2: Cartas Jesuiticas I (1549—1560), Rio de Janeiro 1886, 62 ff.

und der Rache, der diese scheußlichen Mahle dienen sollen. Diese Wilden haben, berichtet er weiter, viele Weiber und verstoßen sie wieder, wenn sie nicht mehr damit zufrieden sind. Die Kriege unternehmen sie nur aus Habsucht, da sie nichts besitzen, als was die Jagd, der Fischfang und die Erde allen bieten. Untereinander leben die Stammesgenossen in großer Eintracht und Liebe; sie beobachten den Grundsatz: Amicorum omnia sunt communia. Wenn einer einen Fisch erbeutet, so beteiligen sich alle am Essen, und dasselbe gilt bei andern Tieren.

Wenn einer stirbt, wird er in sitzender Stellung begraben und man legt vor sein Angesicht Speise und besonders Fleisch und eine reingewaschene Hängematte zum Schlafen hin; denn, sagen sie, die Seelen ziehen in die Berge und kommen dann zurück, um am Grabe zu essen und zu ruhen. Sie legen die Leichen auch in runde Höhlen, und wenn es Häuptlinge sind, errichtet man darüber eine Hütte aus Palmblättern.

Besonders interessieren uns die Angaben Nobregas über die Religion der Topis oder Tupis. Staden und Lery berichten nur, daß die Indianer keine Kenntnis des wahren Gottes haben, aber gute und böse Geister annehmen. Auch Nobrega sagt zuerst: sie sind ganz unwissend, „denn sie kennen keinen bestimmten Gott, und wenn ihnen jemand sagt, irgend etwas sei Gott, so glauben sie es“ [1]; d. h. sie haben eine dunkle Idee von einem Gott, wissen aber nicht, wer dieser Gott sei. Daß dieses der Sinn der Worte ist, ergibt sich aus den weiteren Angaben Nobregas. In einem Bericht aus demselben Jahre 1549 sagt er[2]: „Dieses Heidenvolk betet nichts an und kennt auch Gott nicht, nur nennen sie den Donner Tupane, was so viel heißen will als etwas Göttliches (causa divina). Und deshalb halten wir kein Wort für passender, um sie zur Kenntnis Gottes zu bringen, als daß wir Gott Vater Tupane (Pae Tupane) nennen.“ Nobrega berichtet dann auch, daß von Zeit zu Zeit einige Zauberer, die große Heiligkeit zur Schau tragen, aus weiter Ferne kommen und bei der Ankunft befehlen, die Wege zu reinigen, und die Leute eilen ihnen tanzend und singend entgegen. Bevor die Zauberer ankommen, gehen die Frauen zu zweien in die Häuser, bekennen öffentlich die Fehler, deren sie sich gegen ihre Männer schuldig gemacht haben, und bitten um Verzeihung. Bei der Ankunft im Dorf geht der Zauberer in ein dunkles Haus und stellt dort eine Kalebasse, die eine menschliche Figur darstellt, an einen passenden Ort, verändert in der Nähe der Kalebasse seine Stimme in die eines Kindes und sagt ihnen, sie sollten nicht arbeiten, auch nichts anpflanzen, da ihnen nie die nötige Speise fehlen werde, die Spaten würden von selbst graben und die Pfeile von selbst auf die Jagd gehen für ihren Eigentümer, sie würden viele Feinde töten, viele zu Gefangenen machen und verzehren usw.; auch verspricht er ihnen, die alten Weiber würden wieder junge Mädchen werden, und schwindelt ihnen viele ähnliche Dinge vor, und da sie meinen, in dem Kürbiskopf stecke etwas Heiliges und Göttliches, das diese Dinge sage, so glauben sie alles [3]. Wenn der Zauberer mit seiner Rede zu Ende ist, fangen alle an, gewaltig am ganzen Leibe zu zittern, besonders die Weiber, und sie scheinen vom Teufel besessen zu sein (und sind es auch

[1] Da Nobrega, Materiaes e Achêgas. No 2: Cartas Jesuiticas I 63.
[2] Ebd. 70. [3] Ebd. 71.

tatsächlich), so daß sie sich auf dem Boden herumwälzen und ihnen der Schaum aus dem Munde tritt, und nun sagt ihnen der Zauberer, jetzt ziehe das Heilige in sie ein, und demjenigen, bei dem dies nicht der Fall sei, werde es schlecht ergehen. Sie geben ihm dann viele Geschenke. Auch bei Krankheiten wenden diese Zauberer allerlei Betrügereien und Zauberkünste an. Ebenso zieht man die Zauberer bei Kriegen zu Rat. Außerdem gebrauchen sie auch Vögel, um die Zukunft zu erkennen.

Sie haben keine Kenntnis von Himmel und Hölle, nur sagen sie, die Seele gehe nach dem Tode an einen guten Ort, und in vielen Dingen beobachten sie das natürliche Sittengesetz. Sie haben eigentlich kein Privateigentum; was einer hat, muß er mit den andern teilen, besonders wenn es sich um Nahrung handelt, von der sie nie etwas für den folgenden Tag aufbewahren. Reichtümer aufzuhäufen kommt ihnen nicht in den Sinn. Ihren Töchtern geben sie bei der Verheiratung keine Mitgift, im Gegenteil, der Bräutigam ist verpflichtet, dem Schwiegervater zu dienen. Wenn ein Christ zu ihnen in ihre Hütte kommt, so geben sie ihm von dem, was sie haben, zur Nahrung und eine reine Hängematte zum Schlafen. Die Frauen bewahren ihren Männern die Treue. Sie haben auch eine Erinnerung an die Sündflut, nur mischen sie Falsches bei, indem sie behaupten, als das Wasser die Erde bedeckte, sei eine Frau mit ihrem Manne auf einen hohen Baum geklettert, und nachdem das Wasser sich verlaufen hatte, seien sie wieder herabgestiegen, und von ihnen stammten alle Menschen ab. Sie haben wenige Wörter, mit denen man ihnen die christlichen Wahrheiten erklären könnte, aber wir machen ihnen dieselben, so gut wir können, klar und bedienen uns dazu der Umschreibungen. Sie kleben eben ganz am Sinnlichen. „Sehr oft fragen sie mich, ob Gott einen Kopf, einen Leib und eine Frau habe, und ob er esse, wie er sich kleide, und ähnliche Dinge.“ [1]

Nach Nobrega hatten sie auch die Sage, ein gewisser Zome, den viele Missionäre als den hl. Thomas ansahen, sei zu ihnen gekommen, und sie zeigten noch in der Nähe eines Flusses die Fußspuren, die er hinterlassen haben soll. Als sie ihn bei seinem Weggang mit Pfeilen töten wollten, kam er an einen Fluß, der sich ihm von selbst teilte, so daß er trockenen Fußes hindurchgehen konnte. Sie sagen ferner, er habe versprochen, einmal wiederzukommen, um sie zu besuchen. Er soll ihnen auch die Nahrungsmittel gegeben haben, von denen sie noch leben. — Nobrega erzählt weiter, daß er einst mit einem berühmten Zauberer zusammengekommen sei, den die Kranken von weither zu Hilfe riefen. Er fragte ihn, in wessen Kraft er seine merkwürdigen Dinge zuwege bringe, ob mit der Kraft Gottes, der alle Dinge erschaffen habe und im Himmel regiere, oder mit der Kraft des Teufels, der in der Hölle sei. Der Zauberer antwortete frech, er selbst sei Gott und als Gott geboren, und er zeigte mir einen, dem er die Gesundheit gegeben habe, und jener Gott des Himmels sei sein Freund und erscheine ihm oft in den Wolken unter Donner und Blitz, und er fügte noch andere ähnliche Dinge bei. Infolge dieser Gotteslästerung versammelte ich, sagt Nobrega, das ganze Volk und zeigte ihm mit lauter Stimme den Irrtum, so daß der

[1] Ebd. 72.

Zauberer beschämt dastand und ich ihm sagte, er solle alles widerrufen, was er gesagt hatte, und das Leben bessern, und versprach ihm, ich wolle für ihn zu Gott beten, damit er ihm verzeihe. Seither verlangte er selbst, die Taufe zu empfangen und Christ zu werden, und jetzt befindet er sich unter den Katechumenen. Ich sah unter den Gegenwärtigen manche Männer und Frauen, die ganz erstaunt waren über das, was ich ihnen über die Größe Gottes sagte[1].

Aus dem Angeführten scheint uns hervorzugehen, daß die Eingebornen zwar keine klare Kenntnis Gottes hatten, aber in dunkler Weise das Dasein von etwas Göttlichem, einer höheren, unsichtbaren Macht ahnten, der die Dinge der Welt unterstehen und von der Gutes kommt. Daher nahmen sie auch ohne jede Schwierigkeit die Lehre vom Dasein Gottes an und freuten sich, von den Missionären die großen Vollkommenheiten Gottes zu vernehmen. P. Jos. Anchieta, der große Apostel Brasiliens, der nur wenige Jahre nach P. da Nobrega in Brasilien landete, sagt von den Eingebornen: „Sie verehren kein Geschöpf; sie meinen nur, daß die Donner Gott sein müssen; sie erweisen ihnen aber keine Ehre.“[2] De Laet[3] schreibt über die Brasilianer: „Sie kennen keinen Gott und beten nichts an; deshalb findet man auch in ihrer Sprache kein Wort, um Gott zu bezeichnen[4]. Den Donner und den Blitz nennen sie Tupan; ihm verdanken sie, wie sie sagen, die Hacken und die Kenntnis des Ackerbaus, und deshalb anerkennen sie ihn irgendwie als Gottheit (ideo pro numine aliquo agnoscunt).“

Hören wir jetzt noch Vasconcellos, der als Missionär in Brasilien lebte und um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Missionsgeschichte der Jesuiten in diesem Lande geschrieben hat. „Die Indianer Brasiliens“, sagt er[5], „beten keinen Gott ausdrücklich (expressamente) an; sie haben weder Tempel noch Priester, noch Opfer, noch Glauben, noch irgend ein Gesetz. . . . Ich sagte ‚ausdrücklich‘, denn obwohl sie im allgemeinen keine bestimmte Gottheit anerkennen, besitzen sie doch eine dunkle Ahnung von einem höheren ausgezeichneten Wesen (de huma Excellencia superior), das sie Tupa nennen, was so viel bedeutet als erschreckende Größe (Excellencia espantosa), und sie zeigen, daß sie davon abhängen; aus diesem Grund haben sie eine so große Angst vor Donner und Blitz, weil sie dieselben für Wirkungen dieses höheren Tupa ansehen. Deshalb nennen sie den Donner Tupacununga, was so viel bedeutet als das durch das höhere Wesen verursachte Krachen, und den Blitz nennen

---

[1] Da Nobrega, Materiaes e Archêgas. No 2: Cartas Jesuiticas I 67.

[2] Informaçôes e Fragmentos historicos do P. Joseph de Anchieta S. J. (1584 bis 1586), Rio de Janeiro 1886, 27. Auch Anchieta fügt bei, daß die Tupis im allgemeinen keinerlei Götzenbilder haben und auch keinen Verkehr mit dem Teufel, obwohl sie diesen sehr fürchten, weil er sie in den Wäldern oder Flüssen tötet; und damit er ihnen nichts Übles zufüge, legen sie, wenn sie an einem unheimlichen und verrufenen Ort vorbeikommen, einen Pfeil, einige Federn oder sonst etwas gewissermaßen als Opfer hin.

[3] Novus orbis seu descriptionis Indiae occidentalis libri 18, Lugduni Batav. 1633, l. 15, c. 2.

[4] Das bedarf doch einer gewissen Einschränkung; vgl. was oben P. da Nobrega über Pae Tupane sagt.

[5] Chronica da Companhia de Jesu do estado do Brasil, Lisboa 1865, lib. 2 das Notic. n. 13, p. xcix.

sie Tupaberaba, d. h. einen von demselben Wesen hervorgebrachten Glanz." Tupa ist also nicht der Donner und der Blitz, sondern der Erzeuger und Herr von beiden. Vasconcellos erwähnt auch den Unsterblichkeitsglauben der Brasilianer fast in derselben Weise wie Lery; denn, sagt er, „sie sind der Meinung, die tapfern Helden, die in diesem Leben viele Feinde während des Krieges getötet und verzehrt haben, und ebenso die Frauen, die so glücklich waren, denselben beim Kochen, Braten und Essen zu helfen, vereinigten sich nach dem Tode in einem Paradiese in gewissen Tälern, die sie fröhliche Felder (eine Art Elysium) nennen; dort veranstalten sie große Festgelage, Gesänge und Tänze; diejenigen dagegen, die feige waren oder im Leben keine Heldentaten vollbracht haben, gehen zur Strafe zu gewissen bösen Geistern, die sie Anhangas nennen" [1]. Sie glauben also an eine Art Sanktion, wenn dieselbe auch nur die Tapferkeit betrifft. Eine Bestätigung des Glaubens an die Unsterblichkeit findet Vasconcellos in den Begräbnissen, indem sie zugleich mit den Toten auch ihre Netze und Arbeitswerkzeuge ins Grab legen, damit sie im andern Leben schlafen, ernten und essen können. Außer an Tupa glauben die Brasilianer an viele böse Geister, die sie sehr fürchten, so z. B. Kurupira, die Geister der Gedanken, Macachéra, die Geister der Wege, Jurupary oder Anhanga, die sie schlecht oder Teufel nennen; Maraguigana sind die Geister der Verstorbenen, die den Tod ankündigen.

In seiner „Beschreibung der Länder Brasiliens", die im Jahre 1634 erschien, behauptet Pedro Cudena, die Brasilianer hätten keine Religion, ja sie hätten nicht einmal einen Namen für die Gottheit, es müßte denn der Name Tupan sein, womit sie Donner und Blitz bezeichnen. Dazu bemerkt der Exjesuit Anselm Eckart, der selbst lang Missionär in Brasilien war, in seinen Zusätzen zu Pedro Cudenas Beschreibung der Länder Brasiliens [2]: „Es ist zwar wahr, daß unter diesen zwei Wörtern, Gott und Donner, bei den Brasilianern kein großer Unterschied ist; dennoch ist einiger. Denn das Wort Gott auszudrücken, sagen sie Tupà, und ist nach der portugiesischen Aussprache Tupan. Sie pflegen auch noch ein a am Ende zu setzen und sagen Tupána. Für die Bedeutung des Donners ist nur Tupà. Dieses Wort Donner beschreiben sie auch mit zwei Wörtern, sagend Tupà oder Tupana-pororóca, was so viel heißt als Gottesgetöse oder Geräusch. Daß aber diese Völker etwas Höheres erkennen, und einen, der über sie ist, welchen sie zu fürchten haben, erhellt aus dem, daß, wenn es donnert, die Eltern ihren Kindern mit dem Finger den Himmel zeigen und sprechen: Tupana, der Donnernde.... Den Blitz nennen sie nicht Tupà wie den Donner, sondern Tupána-baraba, d. h. Gotteswetterleuchtung. Also auch die Kirche wird von ihnen genannt Tupaoia oder Tupanaroca, Gotteshaus."

Noch heute nennen die Indianer am oberen Amazonas Gott Tupána. Paul Marcoy [3] macht darauf aufmerksam, daß sowohl in der Sprache der Yahuas und Ticunas wie in jener der Omaguas und Tupinambas der Gute Geist, der Gottschöpfer, übereinstimmend Tupana heißt, während jedes dieser Völker für

[1] Ebd. p. c, n. 13.
[2] Bei C. G. v. Murr, Reisen einiger Missionarien usw., Nürnberg 1785, 584.
[3] Tour du monde XIV (1866) 147 Anm.

den bösen Geist eine verschiedene Benennung hat. Bei den Ticunas heißt der böse Geist, den sie verabscheuen, Mhoho. „Sie glaubten, daß die Seele eines Verstorbenen, je nach den Taten, welche derselbe verübt, in ein vernünftiges Wesen oder in ein unreines Geschöpf übergehe.“ Tupana wohnt in der oberen Himmelsregion, und die Sterne sind die Strahlen, die von seinem Antlitz ausgehen. — Ebenso schreibt der Salesianermissionär Lorenzo Giordano von den Miranhas am Amazonas: „Selbst die wildesten unter diesen Indianern unterwerfen sich leicht dem zivilisierten Leben, wenn sie gut behandelt werden, und fangen an, anstatt Tupana und Jurupary, ihren guten und ihren bösen Geist, zu verehren, den wahren Gott anzubeten, und hören auf das, was man ihnen sagt. Sie fassen Zuneigung zu denen, die ihnen Gutes tun, und suchen ihre Dankbarkeit durch Ehrfurcht und Gelehrigkeit zu bezeigen.“ [1]

Die bildungsfähigsten unter den Brasilianern, sagt Anchieta, sind die Tupinambas, welche in Bahia, und die Tupinakins, welche südlich davon ansässig sind, sowie jene Stämme, welche der Küste entlang wohnen. Diese Wilden haben keine Schrift, keine Buchstaben, keine Zahlzeichen und auch keine Geldmünzen. Kauf und Verkauf geschieht durch Tauschhandel. Ihre Sprache ist jedoch fein, reich und bildsam; sie besitzt größere Fähigkeit zu Zusammensetzungen und Synkopen als selbst das Griechische. Großen Wert legen sie auf Beredsamkeit. Ein guter Redner kann bei ihnen alles durchsetzen. — Wie die Missionäre uns versichern, ist das ganze Leben dieser Wilden beherrscht durch eine schreckliche Furcht vor den bösen Geistern, die nach ihrer Meinung in Wald und Feld, zu Wasser und zu Land ihr heimtückisches Unwesen treiben. Um dieselben zu versöhnen, lassen sie, wenn sie an unheimlichen Orten vorbeikommen, einen Pfeil, einige bunte Federn oder sonst etwas als Opfergabe zurück. Diese Furcht benutzen die Pages, die Zauberer, die im ganzen Land herumziehen, zu ihren Betrügereien. Um den Leuten Schrecken einzujagen, geben die Zauberer vor, sie hätten einen Geist, mit dem sie Menschen töten könnten. Wer sich ihnen anschließt, dem teilen sie den Geist durch Beräuchern und Anhauchen mit.

Nach Vasconcellos [2] hatten die Brasilianer fast allgemein die lächerliche Sitte des männlichen Kindbettes. Wenn die Frau geboren hatte, mußte sich der Mann an ihrer Stelle in die Hängematte legen und wurde dort von den Freunden besucht, wie wenn er eine Frau wäre; es wurden ihm bestimmte Speisen und Getränke gereicht und einige Zeit durfte er nicht ausgehen und arbeiten, um dem neugebornen Kinde nicht zu schaden[2].

Eingehender als die andern Schriftsteller hat Vasconcellos die Begräbnissitten der Brasilianer geschildert. Einige seiner Angaben haben wir schon erwähnt. „Sie begraben den Toten“, sagt er, „in einem irdenen Gefäß (igaçaba) zugleich mit seinem Feldmesser und seiner Hacke oder einem ähnlichen Werkzeug, damit er im andern Leben eine Pflanzung anlegen könne und nicht verhungern müsse. Manche begraben auch die Toten in ihrem Magen, was als feierlicheres

[1] Bulletin Salésien, Organe des Œuvres de Don Bosco, 17. Jahrg. (1905), 66.
[2] Chronica usw. l. 1, n. 133, p. LXXXII.

Begräbnis gilt. Sie bringen den Toten in Begleitung der Verwandten auf ein Feld; dort reißen ihm die geehrtesten Zauberer die Eingeweide heraus, dann zerteilen sie ihn und geben einem jeden der Anwesenden, je nach dem Grad seiner Verwandtschaft, ein Stück. Diese Stücke werden von alten Frauen, denen dieses Amt zusteht, gebraten, und dann ißt jeder das ihm zukommende Stück mit großem Gefühl; sie meinen nämlich, daß sie denen, die ins andere Leben hinübergehen, hier auf Erden kein größeres Zeichen der Liebe geben können, als wenn sie dieselben ihrem Magen und ihren Eingeweiden einverleiben. Doch machen sie einen Unterschied. Die Leiber der Hauptleute werden nur von den Hauptleuten gegessen, die dann die Gebeine unter die Verwandten verteilen. Diese bewahren sie für festliche Gelegenheiten, z. B. für Hochzeiten, auf; dann werden sie in kleine Stücke zerteilt und wie Leckerbissen allmählich verzehrt. Solange die Gebeine in dieser Form nicht aufgezehrt sind, dauert die Trauerzeit, während deren viele die Haare wachsen lassen, andere sie abschneiden. Ist die Trauerzeit zu Ende, so wird ein großes Fest mit Trinkgelagen und Tänzen veranstaltet. Die Tapuyas — so nannte man viele Wilde im Innern des Landes — haben die absonderliche Gewohnheit, ihre Kinder zu essen, wenn diese kurz nach der Geburt sterben, weil sie meinen, es sei ein glückliches Los für die Kinder, als Grab die Wiege zu bekommen, in der sie das erste Leben genossen[1].

Vasconcellos teilt mit den andern Missionären die Eingebornen Brasiliens in zwei Kategorien: Die zahmen (mansos) und die wilden (bravos). Unter zahmen Indianern verstanden sie diejenigen, die eine gewisse staatliche Organisation hatten, mit den Portugiesen im Verkehr standen und Verlangen nach Unterricht und Kultur zeigten. Zu diesen gehörten die Tupis, Tupinambas, Tupigoaes, Tobayares, Tamayos, Carijos usw., die alle eine einzige Nation bildeten, dieselbe Sprache redeten und nur unwesentliche Verschiedenheiten zeigten. Auch die Goayanas wurden zu den zahmen Indianern gezählt, diese redeten aber eine verschiedene Sprache. Sie bewohnten den südlichsten Teil Brasiliens. Die wilden Eingebornen (bravos) hatten fast keine politische Organisation, erwiesen sich den Portugiesen als feindlich und waren nur schwer zum Unterricht zu bringen. Man nannte sie oft Tapuyas. Unter diesem Namen wurden aber sehr viele in Sprachen und Sitten ganz verschiedene Völkerschaften begriffen, z. B. die Aymores (Botokuden), Potentas, Guaitacas, Guaramomis usw. Besonders am Marañon gab es unzählige Völkerschaften mit ganz verschiedenen Sprachen, die zur Zeit Vasconcellos noch nicht genügend erforscht waren. Durch die Bemühungen der Missionäre wurde allmählich das Tupi die allgemeine Verkehrssprache (lingoa geral), die man fast in ganz Brasilien verstand. Über die Indianer im Innern, besonders an den vielen Nebenflüssen des Amazonenstromes, haben wir leider aus älterer Zeit verhältnismäßig wenige Nachrichten. Wir lassen hier einige davon folgen.

2. Einige Völkerstämme am Marañon.

1. Bei den Tapuyas am Marañon, in dem Jacuabinasgebirge, wurde im Jahre 1653 von den Jesuiten eine Mission errichtet. In einem Manuskript

[1] Ebd. n. 135, p. LXXXIII.

vom Jahre 1657, das von P. Pinto S. J.[1] verfaßt wurde, heißt es über diese Indianer: „Man findet bei ihnen eine, wenn auch dunkle Kenntnis Gottes.“ Der Verfasser vermutet, sie hätten diese Kenntnis wohl aus der Predigt der Missionäre geschöpft, aber dann wäre sie wohl klarer gewesen. Doch hören wir weiter: „Entsprechend ihrer angebornen Wildheit behaupten sie, Gott habe vor alters in der Luft gewohnt, und als er die Erde erschaffen wollte, habe er ein Stück von seinem eigenen Körper genommen, dasselbe mit Speichel vermischt und in diese Masse heftig geblasen. Da habe dieselbe laut gekracht, die Erde sei in der Luft hängen geblieben. Mit den Händen habe Gott die Füße der Berge durchhöhlt, und daraufhin seien große Wassermassen hervorgebrochen, aus denen die Quellen, die Flüsse und das Meer entstanden. Nun kam aus seinem (Gottes) Leibe ein gewaltiger Lichtstrahl, aus dem die lichte Himmelssphäre, die Sonne, der Mond und die Sterne, gebildet wurden. Gott nahm im Himmel seine Wohnung; da er aber der Einsamkeit überdrüssig wurde, kam er auf die Erde, ging in den Schoß einer Alaria (eine Art Vogel?) ein, wurde von ihr geboren und zog schließlich mit seiner Mutter wieder in den Himmel hinauf.“ Dann heißt es weiter:

„Obwohl alle diese Wilden in Sitten und Gebräuchen miteinander übereinstimmen und deshalb unter dem Namen Tapuyas zusammengefaßt werden, haben sie doch je nach den Kolonien, die sie bewohnen, und dem Häuptling, dem sie unterstehen, verschiedene Namen. Die, welche den Missionären zuerst begegneten, hießen Sapoyas. Nach der Begrüßung eröffneten ihnen die Patres, sie wollten in ihre Dörfer kommen. Die Wilden nahmen die Kunde mit Freuden auf und liefen voraus, um die Ankunft der Missionäre zu melden. Diese zogen in feierlicher Prozession in das Dorf und sangen laut die Litanei. Am andern Morgen lasen sie die heilige Messe, der die Wilden voll Verwunderung beiwohnten, wobei sie alle Bewegungen der Christen andächtig mitmachten, mit ihnen niederknieten, an die Brust klopften usw. Nach der Messe erkundigten sich die Missionäre nach dem Weg zu den Amoepiyras. Der Häuptling der Sapoyas, Jaguaravi mit Namen, ein großer Mann mit langem Bart, zugleich ein gefürchteter Zauberer, gab ihnen nach Empfang von reichen Geschenken die Antwort, sie sollten zuerst zu den Payayasis gehen, die mit den Portugiesen in Feindschaft lebten; mit diesen sollten sie zuerst ein Friedensbündnis abschließen und dann von ihnen sich den Weg zu den Amoepiyras zeigen lassen.“ Der Berichterstatter beschreibt hierauf ausführlich die Sitten der Payayasis.

Sie sind der Zauberei sehr ergeben, und die Zauberinnen, die sie Visamâs nennen, stehen bei ihnen in hoher Achtung. Götzenbilder verehren sie nicht, auch bringen sie den Götzen keine Opfer dar; nur in einem Punkt zeigt sich eine Spur von Abgötterei. Sie behaupten, ihr Gott heiße Erachisam; ein großes Fest feiern sie einmal jährlich in folgender Weise. Sie bauen unfern vom Dorf eine kleine Hütte, in welcher die älteren Zauberer zusammenkommen. Dort bekleiden sie einen Tapuya mit einem sehr langen Kleid aus Palm-

[1] Es trägt den Titel: Sexennium Litterarum Brasilicarum ab anno 1651 usque ad 1657, und befindet sich in einem Privatarchiv (Brasil.-Maragn. 9).

blättern, das ihn ganz umhüllt, bewaffnen ihn mit einem scharfen Dolch und Pfeil. Bevor dieser Gott den Tempel verläßt, erheben die Zauberer ein furchtbares Geschrei, welches die übrigen Wilden so erschreckt, daß sie sich in ihre Hütten zurückziehen. Jetzt tritt der Erachisam, der schrecklich anzusehen ist, aus dem Tempel, schreitet durch das ganze Dorf und tötet mit dem Dolch jeden, der ihm begegnet, zur Strafe für seine Unehrerbietigkeit, da er es gewagt, einem so großen Gott entgegenzutreten. Nach Vollendung dieses Rundganges stellt er sich vor die Schwellen der Häuser und bläst mit einem Rohr, um Nahrung zu verlangen; schließlich setzt er sich in die Mitte des Dorfes, wo er die Opfergaben erwartet. Jetzt kommen die Bewohner aus den Häusern, bringen ihm mit großer Ehrfurcht ihre Geschenke dar und ziehen sich wieder in die Häuser zurück. Denn der Erachisam macht noch einmal die Runde durch das Dorf und begibt sich dann zum Tempel, aus dem ihm die Zauberer entgegenkommen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, mit denen sie dann im Tempel ein großes Festgelage veranstalten.

Wird jemand krank, so bringt man ihn zu den Zauberern, damit sie ihn heilen. Diese bilden einen Kreis, der Oberzauberer bellt dann wie ein Hund und die andern Zauberer antworten mit leiserem Gebell; während dieser Zeit muß der Kranke auf dem Boden um den Kreis herumkriechen und dabei weinen und schreien, was ihm natürlich nichts nützt. Ist die Krankheit tödlich, so wartet man den Tod nicht ab, sondern die Eltern und Verwandten beschleunigen den Tod des Kranken mit Stangen und andern Instrumenten, die ihnen gerade in die Hände fallen. Dann wird die Leiche in Stücke geschnitten und einem jeden seine Portion verabreicht, die ihnen als der kostbarste Leckerbissen gilt. War der Tote verheiratet, so erhält sein Gatte, war er ledig, so erhalten die Eltern das Herz und die Leber. — Sie haben kein (geschriebenes) Gesetz und keinen König. Die ledigen Mädchen bleiben ganz nackt, die verheirateten Frauen tragen eine dürftige Hülle. Ihre einzige Sorge besteht im Essen, Trinken und Spielen. Die Missionäre wurden von den Payayasis, als sie den Grund ihrer Ankunft angaben, mit den größten Freudenzeichen aufgenommen. Sie legten die Waffen ab und ihre Führer begrüßten die Missionäre durch Umarmung. Sie waren am Leibe bemalt und mit verschiedenartigen Federn geschmückt. Die Frauen waren anständig gekleidet; das Gesicht tätowieren sie. Außerordentlich ist die Gewandtheit der Jünglinge im Laufen, selbst mit großen Leuten auf dem Rücken. Wenn sie mit einem andern Volk im Kriege sind, wird die Schlachtordnung so eingerichtet, daß die Jünglinge in der vordersten Reihe stehen; denn werden sie verwundet oder getötet, so werden ihre Väter zu neuem Kampfesmut aufgestachelt, um ihre Söhne zu rächen.

Von einem Tapuya erfuhren die Missionäre, daß der Führer der Payayasis eine Indianerin aus dem Volke der Tupins gefangen halte. Sie war mit ihren Eltern im Kriege gefangen worden. Die Eltern hatte man schon aufgezehrt, das Mädchen aber, das noch nicht von der Milch entwöhnt gewesen war, wurde gemästet, um es bei einer andern Gelegenheit aufzufressen. Mit großer Mühe erwirkten die Missionäre durch Geschenke, daß ihnen das Kind ausgeliefert wurde. Sie ließen es unterrichten. Als einem Vater sein kleiner Sohn erkrankte,

kam er zu den Missionären, um Heilmittel für den Kranken zu erlangen. Die Missionäre schlossen mit den Payayasis im Namen der Portugiesen ein Friedensbündnis in regelrechter Form ab.

Interessant ist auch, was P. Bettendorf im Jahre 1672 in einem Brief an den Jesuitengeneral schreibt[1]. Bei den Tapajosis am Marañon war ein Dorf schon seit einiger Zeit christlich, und die oberste Fürstin der Tapajosis (Maria Moacara) war eine eifrige Christin, die sich mit einem Portugiesen feierlich nach katholischem Ritus verheiratet hatte. Bei dieser Gelegenheit betranken sich manche Tapajosis und verrieten ein Geheimnis. Sie besaßen zwei einbalsamierte Leichen von Indianern (myrhata Indorum corpora), die infolge ihres hohen Alters fast so leicht waren wie Papier. Von diesen behaupteten sie, dieselben seien vor unvordenklichen Zeiten aus dem Meere ans Ufer getragen worden, sie seien ihre ersten Schöpfer und die Geber und Herren aller Dinge, besonders der Früchte. Die Eingebornen bewahrten sie mit großer Sorgfalt und Ehrfurcht in großen Gemächern ihrer Häuser, wo sie mit rohen Malereien und mit vielen Bogen, Pfeilen und andern Dingen wie mit heiligen Weihegeschenken umgeben waren. Zu bestimmten Jahreszeiten, besonders um Ostern, setzten sie vierzehn Festtage fest, an denen sie diesen ihren einbalsamierten Göttern durch Vermittlung ihrer Priester Geschenke darbrachten, ihre Ehrfurcht bezeigten und Tänze und Gelage abhielten. Das Unglaublichste ist, daß die Indianer diese offenbar toten und ausgedörrten Mumien für lebendig hielten und sie nicht öffentlich zeigten, sondern wie ein Allerheiligstes vor den Augen der Neugierigen verbargen und durch Darbringung der Erstlingsfrüchte und andere Opfer verehrten. Als der Missionär diese „Heiligtümer" entdeckte und den Wilden wegen ihrer Abgötterei schwere Vorwürfe machte, antworteten einige von ihnen, sie glaubten nicht an diese Götter, sondern erwiesen ihnen nur äußerlich Ehre; andere entgegneten, der Missionär habe ihnen nie gesagt, daß das unerlaubt sei usw.

In den Jahresbriefen aus Brasilien vom Jahre 1693[2] wird ein Fest geschildert, das die Tapuys (später werden sie Tapuyas genannt) in den Wäldern im Innern von Bahia im Dorf Juru jährlich zu feiern pflegten und das sie Barakidran nannten. Nicht nur die Heiden aus der ganzen Umgegend nahmen daran teil, sondern auch solche, die von den Missionären im Christentum unterrichtet wurden, liefen heimlich zu dieser Feier. Auf einem offenen Felde wurde eine mehr als gewöhnlich große Hütte errichtet. Rings herum wurde sie mit Pfählen und Balken umzäunt, an denen farbige Matten hingen. In die Mitte der Hütte wurde eine dürre hohle Kürbisschale gelegt, die so durchlöchert war, daß sie einige Ähnlichkeit mit einem Menschenkopf hatte. Unter diesem Kürbis wurde mit grünem, stark rauchendem Holz ein Feuer angezündet, so daß der Rauch durch die Löcher des Kürbisses nach verschiedenen Richtungen hindurchzog. Rings um das Feuer sitzen die alten Indianer und mitten unter ihnen der berühmteste Zauberer, den sie den Vater des Barakidran nennen. Alle schlürfen mit irdenen Röhren, die eigens für diesen Zweck aufbewahrt werden, Tabakrauch und ziehen zugleich mit offenem Mund den Rauch, der

[1] Privatarchiv, Brasil.-Maragn. 9 (XXXVIII). [2] Ebd. LVII.

aus dem Götzen, d. h. dem Kürbis, hervorkommt, an sich und werden infolge davon wie betäubt und betrunken. Inzwischen führen kräftige und am ganzen Leib mit farbigen Federn bedeckte Jünglinge auf den Matten, die die Hütte umgeben, wilde Tänze auf. Die Anführer bei diesen Tänzen tragen Masken aus durchlöcherten Kürbisschalen vor dem Gesicht und blasen auf einer Art Flöte aus bestimmten, ausgewählten Vogelknochen. Diese Knochen werden von ihnen sehr hoch geschätzt und während des Jahres mit großer Sorgfalt und Ehrfurcht aufbewahrt. Diese Festlichkeiten dauern drei bis vier Tage. Am Schluß des Festes kommen die vom Rauch berauschten Greise aus der Hütte und verkünden nun der umstehenden Menge ihre lügnerischen Orakel, die von allen stillschweigend angehört und gläubig aufgenommen werden. Die Greise sagen voraus, ob im kommenden Jahre Überfluß oder Hungersnot sein werde, ob die Jagd reichen Ertrag bringen werde oder nicht, ob viele Jünglinge oder Greise sterben werden u. dgl. Der Missionär, dem die Sorge für das Dorf anvertraut war, zerstörte mit Gewalt diese Knochen und Götzenbilder und verbrannte schließlich alles. Die alten Weiber, die dies sahen, fingen laut an zu schreien und ihren Abscheu über dieses Sakrileg auszudrücken, dann flohen sie in der Meinung, der Blitz werde sofort den Frevler töten. Als die Zauberer merkten, daß ihre Götzen und Heiligtümer nicht imstande waren, sich gegen die Flammen zu wehren, flohen sie in entfernte Dörfer, um dort ihr Unwesen weiter zu treiben.

2. Die Marauhás am Rio Jutahy tragen in den Ohrenlappen und in beiden Lippen Hölzchen, sind aber nicht tätowiert[1]. Die Männer verhüllen sich mit einem Stück Bast, die Weiber sollen ganz nackt gehen. Die Heiraten werden, nach Bewilligung von seiten der Eltern der Braut, mit oder ohne Tänze gefeiert. Wenn ein Marauhá Brüder hat, so darf er nur eine Frau nehmen. Nach der Geburt badet die Mutter das Kind in warmem Wasser, legt sich drei Wochen lang in die Hängematte und genießt, ebenso wie der Mann, nichts als Brei aus Mandiokamehl, gewisse Vögel und Fische. Wenn die Mutter aufsteht, gibt der älteste Verwandte dem Kinde in einem dunklen Zimmer einen in der Familie gebräuchlichen Namen. Die darauf folgende Durchbohrung der Lippen des Kindes wird durch Feste gefeiert. Sind die Knaben zehn bis zwölf Jahre alt geworden, so gräbt ihnen der Vater zunächst dem Mund vier Striche ein; hierbei müssen sie fünf Tage lang fasten. Die älteren Burschen geißeln sich mit einer kurzen Gerte, eine Operation, die als Prüfung des Charakters angesehen wird. Ihre Feste fallen in den Neumond. — Nach dem Tode, glauben sie, kommen die Guten in Gemeinschaft mit einem guten Wesen, die Bösen mit dem Teufel. Die Leichen werden in einer gemeinschaftlichen Hütte begraben. Von den Marauhá sind die Miranha (Miranya), von denen früher (S. 76) die Rede war, wohl zu unterscheiden.

3. Am Rio Içá, einem Nebenfluß des Solimões, traf Spix den Stamm der Passés an. „Meine Ankunft ward durch eine nächtliche Illumination gefeiert, wobei man Schildkrötenbutter in Pomeranzenschalen brannte.“[2] Zwei-

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien III 1185. [2] Ebd. 1186.

hundert der schönsten Indianer, mit schwarz tätowierten Gesichtern, ganz nackt, einige mit langen Stangen in der Hand, andere mit Rohrpfeifen, marschierten in Reih und Glied auf, mit den Frauen und Kindern hinter sich, bald einfache, bald doppelte Kreise bildend. Bei den Passés steht der Zauberer (Pajé) in großem Ansehen. Er erscheint bald nach der Niederkunft und gibt dem Kinde einen Namen. Die Mutter durchlöchert dem Kinde die Ohrläppchen. Die Kraft und Unempfindlichkeit des Knaben wird durch Erteilung von Hieben geprüft. Angehende Jungfrauen müssen, in der Hütte aufgehängt (in der Hängematte liegend), ein monatlanges Fasten überstehen. Die Wöchnerin bleibt nach der Geburt einen Monat lang im Dunkeln und darf nur Mandioka essen; desgleichen der Mann, der sich während dieser Zeit schwarz färbt und auch im Netze bleibt. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere Frauen, die übrigen nur eine. Ius primae noctis findet nicht statt. Maskenfeste sind häufig. Die Toten werden in eine runde Grube begraben. Nur die Leiche des Prinzipals wird begleitet, seine Waffen werden über dem Grabe verbrannt[1]. Nach Martius[2] sind diese Indianer gelehrig, sanftmütig, friedfertig und fleißig. Martius teilt folgende Angaben eines portugiesischen Ethnographen (Ribeiro) über dieses Volk mit[3]. „Die Passés nehmen einen Schöpfer aller Dinge an; sie glauben, daß die Seelen derjenigen, welche gut gelebt haben, als Belohnung mit dem Schöpfer leben, die der Bösen dagegen als Strafe böse Geister bleiben. Ihrer Meinung nach steht die Sonne fest und die Erde bewegt sich um die Sonne.... Die Erde soll sich bewegen, damit jeder ihrer Teile von der Sonnenwärme befruchtet werde. Der Sonne und dem Mond geben sie dieselben Geschäfte, die ihnen die Heilige Schrift zuschreibt.... Sie begraben ihre Toten in großen irdenen Gefäßen, von denen sie die Gebeine in kleinere unter gewissen festlichen Gebräuchen übertragen. Bei ihren Verheiratungen huldigen sie einem Gebrauche, dem der alten Samniten ähnlich, deren Kriegshelden die Auswahl der Jungfrauen hatten. Die Passés' erwerben ihre Braut durch den Sieg in einem Kampfe der Bewerber untereinander." Martius fügt diesen Angaben die Bemerkung bei: Inwiefern diese kosmogonischen Ideen selbständige Lehre der Passés sind, wage ich nicht zu unterscheiden; gewiß ist, daß ich bei keinem Stamm ein so entwickeltes System gefunden habe; aber es verdient gerade deshalb um so mehr Beachtung, als manches in der Körperbildung dieses Volkes auf eine höhere Stufe desselben hindeutet.

4. An den Ufern des Solimões wohnen die Campévas, Tecunas (Ticunas), Culinos und Araycus, Völker, die alle nackt gehen und den Körper auf verschiedene Weise bemalen[4]. Die Mädchen der Culinos werden, wenn sie in die Periode der Mannbarkeit kommen, in einem Netze in dem Giebel der Hütte aufgehängt, wo sie, dem beständigen Rauche ausgesetzt, so lange fasten müssen, als sie es nur immer aushalten können. Bei den Araycus muß der Jüngling für die schon als Kind bestimmte Braut lange Zeit vorher jagen, alle Sorgen des Hausvaters tragen, ehe er mit ihr verheiratet wird. Eine noch seltsamere Sitte herrschte früher bei den Campévas. Sie pflegten die Kinder in

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien III 1186. [2] Ebd. 1205.
[3] Ebd. 1206 A. [4] Ebd. 1187.

einer kahnähnlichen Wiege festzuschnüren und dem Schädel durch aufgebundene dünne Bretter eine mitraähnliche Gestalt zu geben. Ihnen ist auch die Sitte eigen, ihre Pfeile mittels eines ausgehöhlten Holzes (Palhetta, Estolica) abzuschleudern. Übrigens wird diese Nation als sehr gutmütig und redlich geschildert. — Ihre Sprache hat sehr viele Worte mit dem Tupi gemein. Auch hier gilt der Gebrauch, die Jünglinge durch Geißelung zu prüfen und die Jungfrauen einzuräuchern. Die Wöchnerin darf nur die Schildkröte Tracajá und Fische, nicht aber Säugetiere essen; gleiche Diät hält auch der Mann so lange, bis der Säugling sitzen kann. Nach einem Todesfall verschließt sich die Familie des Verstorbenen einen Monat lang, unter beständigem Heulen; die Nachbarn müssen sie während dieser Zeit durch ihre Jagd ernähren. Das Begräbnis findet in der Hütte statt, und zwar wird der Prinzipal in einem großen Topfe begraben.

Die Culinos an der Westgrenze Brasiliens sind nach Spix und Martius[1] nicht tätowiert, haben aber die Ohren, Ober- und Unterlippe und den Nasenknorpel durchlöchert. Die Heirat wird schon in der frühesten Jugend des Mädchens ausgemacht und durch Dienste gegen die Eltern desselben gestattet. Der Prinzipal hat ius primae noctis (?). Während die Wöchnerin Diät hält, essen die Männer die ersten fünf Tage nach der Geburt des Kindes gar nichts. Sie meiden in dieser Zeit das Fleisch der Paca und des Tapirs und essen nur Schweinefleisch. Ist das Kind eine Woche alt, so wird es vom Pajé einen vollen Tag lang mit einer Zigarre beräuchert und dann benannt. Daß die Seele des Verstorbenen in ein Tier übergehe, glauben sie nicht; vielmehr käme sie in den Himmel, wo sich alle Völker versammeln. Ihre Toten begraben sie in einer dazu bestimmten Hütte in die Erde; während die Verwandten das Begräbnis halten, legen sich die übrigen in ihre Hängematten; nur die Leiche des Häuptlings wird von allen begleitet.

Am Ufer des Solimões, schreibt Martius[2], fand ich Indianer vom Stamme Uaraicú. Sie sind nicht tätowiert, haben aber die Ohren, die Unterlippe und den Nasenknorpel durchbohrt. Mit den meisten Nachbarn haben sie die Gebräuche beim Heiraten, beim Wochenbett (nach welchem sich die Frau sechs Monate lang entfernt und bei ihren Verwandten in einer andern Hütte wohnt), das Räuchern der Jungfrauen und die Probe männlicher Standhaftigkeit durch Peitschenhiebe gemein. Ihre Feste werden ohne Maskenzüge gefeiert. Sie glauben an einen Gott und an einen Teufel; beide wohnen oberhalb der Erde. Der letztere erscheint nur dem Pajé in menschlicher Gestalt. Die Leichen verbrennen sie mit nach Osten gekehrtem Antlitz und ausgestreckt. Die Asche des Verstorbenen wird in der Hütte aufbewahrt.

Über die schon erwähnten Campévas, die auch Omaguas genannt werden, schreibt P. Christoval de Acuña S. J.[3] Die Omaguas sind die vernünftigsten und gescheitesten Indianer am Marañon. Sie standen einige Zeit unter der Regierung von Quito, wo sie von den Spaniern etwas Kultur annahmen. Infolge der schlechten Behandlung zogen sie flußabwärts in ihr

[1] A. a. O. 1189. [2] Ebd. 1190.
[3] Nuevo Descubrimiento del gran Rio de las Amazonas c. 51, p. 115 ff.

heutiges Gebiet. Männer und Frauen sind anständig gekleidet. Kleider werden von den Frauen sehr kunstfertig aus Baumwolle verfertigt. Sie sind ihren Hauptkaziken so unterwürfig und gehorsam, daß es nur eines Wortes bedarf, um alles auszuführen, was dieselben anordnen. Alle haben plattgedrückte Köpfe, so daß sie mehr einer schlechtgeratenen Bischofmitra als einem Menschenkopfe gleichen. Ob sie jemals Anthropophagen gewesen, wird sehr bezweifelt.

Die Campévas werden nach Martius[1] nicht nur Omaguas oder Aguas, sondern oft auch Umauas genannt. Wir sind deshalb wohl berechtigt, die Umaua-Misayas an einem Nebenfluß des Solimões zu diesem Volke zu rechnen. Über diese Umaua-Misaya schreibt v. Schütz-Holzhausen[2]. Sie stehen in üblem Ruf als Anthropophagen, sollen es aber nach Marcoy erst später und zwar aus Rachsucht geworden sein. Eigentümlich sind ihre religiösen Vorstellungen. Wie Marcoy erzählt[3], kennen sie ein höchstes Wesen, von welchem alles geschaffen worden ist und das Himmel und Erde in Bewegung erhält. Sie wagen nicht, demselben einen Namen zu geben. Sichtbarer Repräsentant ihres Gottes ist der Vogel Bueque (Trogon Curucui), der sich durch reizendes Gefieder auszeichnet. Es gibt zwei Sphären: die obere ist durchsichtig, die untere dunkel. In der ersten wohnt die Gottheit, in der zweiten entstehen und sterben die Menschen, welche nach ihrem Tode belohnt oder bestraft werden. Auch die Sage von einer großen Flut hat sich bei ihnen erhalten. Als die ganze Erde mit Wasser bedeckt war, entrannen die Mesayas (Misayas), welche damals so groß waren wie die höchsten Bäume, der Vernichtung dadurch, daß sie sich in ein umgestülptes Kanoe flüchteten. Die Mesayas können nur bis drei zählen, darüber hinaus nur durch Verdoppelung. In der Bereitung des Urarigiftes sind sie sehr erfahren; sie haben, wie auch andere südamerikanische Stämme, mancherlei Sitten und Gebräuche mit nordamerikanischen Indianern gemein.

Die Tecunas leben von Schlangen, Kröten, Fischen, Affen usw. und gebrauchen zu ihrer Jagd, nebst Bogen und Pfeil, das Blasrohr und vergiftete Pfeilchen[4]. Sie sind ein äußerst fauler Stamm. Sie glauben, daß die Seele nach dem Tode in andere Leiber, auch unvernünftiger Tiere, übergehe. Die Toten begraben sie in Töpfen und zünden dann die Hütte an mit allem Eigentum des Verstorbenen. An den Neugebornen nehmen sie, gewöhnlich die Mutter, die Beschneidung vor, und zwar an beiden Geschlechtern. Diese wird mit großen Festen gefeiert und dem Kinde bei diesem Anlasse ein Name gegeben. Sie halten sehr fest an einem krassen Götzendienste, so daß selbst die in Missionen Unterrichteten sich nicht von ihrem Idol trennen können, das man in ihren Hütten fortwährend findet. Es ist dies Idol, das sie Itoho, gleichsam den Teufel, nennen, eine furchtbare Figur aus Kürbissen zusammengesetzt, die sie mit dem Bast eines Baumes Aichama überziehen. Das Unterscheidungszeichen dieses Stammes ist eine quer über das Gesicht laufende, schmale, tätowierte Linie. Die Weiber gehen ganz nackt, die Männer hingegen bedecken sich mit einer aus dem oben erwähnten Baumbast verfertigten Schürze. Spix meint, wahrscheinlich

[1] Reise in Brasilien III 1194. [2] Der Amazonas (1882) 174.
[3] Tour du Monde XV (1867) 136. [4] Spix und Martius a. a. O. 1184.

sei es kein religiöses Gefühl, das die Tecunas bestimmt, sich nicht von ihrem Itoho zu trennen, denn es diene als Maske bei ihren Tänzen und festlichen Aufzügen[1]. Aber das beweist wenig, weil die Maskentänze vielfach religiöse oder, wenn man lieber will, abergläubische Bedeutung haben.

Über die Coërunas (Coëranas) am Miriti-Paraná erzählte ein Indianer eines andern Stammes dem Dr Martius, sie schlössen vom Dasein der Welt auf einen Gott, der alles gemacht habe: Fluß, Wald, Luft, Sonne und Sterne, sie hätten ihn aber nie gesehen. Da er alles für sie gemacht habe, beteten sie zu ihm und beriefen sich auf ihn. An Unsterblichkeit glaubten sie nicht, eher fürchteten sie den Tod[2]. Da wir sonst nichts über diese Coërunas wissen, ist es unmöglich, die Angaben dieses Indianers zu kontrollieren.

Von den Indianern am Rio Branco, einem Nebenfluß des Rio Negro, berichten die Missionäre Libermann und Berthon C. S. Sp.[3]: Dieselben werden, wie in andern Teilen Brasiliens, auch hier in die Indios bravos (wilde) und Indios mansos eingeteilt. Eine christliche Indianerin (aus dem Stamm der Macichi) sagte den Missionären über die Religion der Indianer: „Alle diese Indianer glauben etwas unbestimmt an einen Gott, den höchsten Herrn aller Dinge; außerdem auch an böse Geister. Sie bekümmern sich aber mehr darum, diese letzteren durch Zauberei zu beschwören als Gott zu ehren. Sie glauben an ein zukünftiges Leben. Aber alles ist mit viel Aberglauben vermischt. Übrigens haben alle Indianer eine große Ehrfurcht vor den Priestern und zeigen Verlangen nach der Taufe."

Die Missionäre erfuhren, daß bei diesen Indianern die Polygamie nicht vorkommt. Zuweilen haben Indianer allerdings zwei oder drei Frauen im Hause, aber nur um des Gewinnes willen, den ihnen die Frauen durch ihre Arbeit verschaffen. Die Ehescheidung ist sehr häufig. Der Mann verstößt leicht seine Frau, wenn er ihrer überdrüssig wird; auch die Frau läuft zuweilen dem Mann davon; doch im allgemeinen bleiben die Ehegatten für das ganze Leben zusammen.

Wahrscheinlich sind die genannten Stämme schon vom Christentum beeinflußt. Die Toten werden entweder außerhalb des Dorfes, im Walde begraben, oder man begräbt sie in der Hütte, in der sie gestorben sind, und verläßt dann das Dorf. Bei einigen Stämmen werden die Gebeine der Toten getrocknet, in Körbe gesammelt und dann auf den Wanderungen durch die Wälder mitgetragen[4].

3. Die Siusi am Aiarý.

Der Rio Aiarý mündet in den Rio Içana, einen Nebenfluß des Rio Negro, der sich vom Norden her in den Amazonenstrom ergießt. An den Ufern des Rio Aiarý wohnt unter andern der Stamm der Siusi, über den Koch-Grünberg[5] in seinem schönen Reisewerke berichtet.

---

[1] Ebd. 1196. [2] Ebd. 1202—1203. [3] Missions catholiques 1908, 515

[4] Ebd. 516.

[5] Zwei Jahre unter den Indianern. Reisen in Nordwest-Brasilien, 2 Bde, Berlin 1909—1910.

Mandú, der Häuptling der Siusi am Aiarý, der einer uralten Häuptlingsfamilie entstammt, betrachtet sich als den Oberhäuptling über alle Bewohner des Aiarý. Er bezeichnet sich und seine Brüder als reinblütige Oaliperidakeni, wie sich die Siusi in ihrer eigenen Sprache nennen. Die übrige Bevölkerung des Aiarý ist ein Gemisch aus verschiedenen Stämmen, da auch Ehen mit Weibern vom nahen Stamm Caiary-Uaupes, besonders mit den benachbarten Uanánas, nicht zu den Seltenheiten gehören.

Die Häuptlingswürde ist erblich und geht vom Vater auf den Sohn über, aber auf dem oft recht weiten Umwege über die Brüder des Vaters. Mandús Vater, ein harmloser Greis, lebte noch. Er hatte zu Gunsten seines erstgebornen Sohnes, eines älteren Bruders Mandús, freiwillig sein Amt niedergelegt, da er die Regierungsgeschäfte nicht mehr besorgen konnte. Als der älteste Sohn nach einiger Zeit starb, wurde Mandú Tuschaua (Häuptling), obwohl jener einen erwachsenen Sohn hatte. Stirbt auch Mandú, so folgen ihm seine beiden Brüder im Amt, immer dem Alter nach, und erst nach des jüngsten Bruders Tode kann der Sohn des ältesten Bruders Häuptling werden. Die Machtbefugnisse eines solchen Häuptlings sind gering und beschränken sich gewöhnlich auf die Dorfgemeinschaft, der er angehört und als Ältester vorsteht. Er hat hauptsächlich eine repräsentative Stellung, empfängt die Fremden und leitet die Verhandlungen mit ihnen als Vertreter des ganzen Dorfes. Bei allen Beratungen innerhalb der Dorfgemeinschaft, zu denen er Versammlungen einberufen kann, führt er den Vorsitz. Zu allen Angelegenheiten, die das ganze Dorf betreffen, gemeinsamen Jagdzügen, Fischfang, Bau der Maloka, Fehden mit andern Stämmen, die aber jetzt kaum mehr vorkommen, kann er seine Leute zusammenkommen lassen und jedem einzelnen seinen Platz anweisen[1]. Von Zeit zu Zeit läßt er das Haus ausbessern, den Dorfplatz reinigen und die Wege instand setzen. Verläßt er das Dorf für längere Zeit, so übergibt er seinem ältesten Bruder die Vertretung. Streitigkeiten unter den Dorfgenossen, die höchst selten sind, schlichtet der Tuschaua mit ermahnenden Worten: „Das ist nicht gut, laßt den Lärm." Strafen kann er nicht. Die Herrschaft über die andern Stämme des Aiarý ist nur noch nominell, doch wurde Mandú in allen Dörfern als Häuptling empfangen und respektiert. Man könnte dieses Häuptlingssystem in seinen Befugnissen noch am besten mit dem Amt unserer Dorfschulzen vergleichen; der Gemeinderat hier ist dort die Gemeinschaft der verheirateten Männer.

Die Siusi wohnen in großen Sippenhäusern. Die meisten Dörfer am Aiarý bestehen nur aus einem großen Gemeindehaus, der Maloka. Die Maloka liegt auf hohen, der Überschwemmung nicht ausgesetzten Uferstellen, in unmittelbarer Nähe eines Nebenbaches, der fruchtbaren Boden für die ausgedehnten Pflanzungen einer jeden Familie und gesundes Trinkwasser gewährt. Vor dem Hause, dessen Front stets nach dem Fluß hingerichtet ist, erstreckt sich ein weiter freier Platz, der unvergleichlich viel sauberer gehalten wird als die Höfe unserer großen Bauerngüter. Der Dorfplatz ist umrahmt von einem

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern I 69.

kleinen Hain breitblätteriger Bananen und höheren Pupunhapalmen, deren Früchte von den Frauen zu Delikateſſen verarbeitet werden.

Die Bewohner einer ſolchen Maloka gehören meiſtens im weiteren Sinn einer Familie an; häufig iſt es nur ein älteres Paar mit ſeinen erwachſenen Söhnen und ihren Familien. Da aber die Frau nie aus dem eigenen Stamm genommen wird, ſo trifft man gewöhnlich unter den Weibern einer Maloka Angehörige mehrerer Stämme mit verſchiedenen Sprachen. Der Familienälteſte iſt in dieſem Fall zugleich der Orts- oder Gemeindevorſteher. Die Konſtruktion dieſer Malokas bleibt ſich überall gleich, nur die Größe iſt verſchieden. Der Grundriß iſt oblong bis quadratiſch. Sechs Hauptſtrebepfeiler, zu je zwei oben durch einen Querbalken verbunden, tragen das Dach, das faſt bis zur Erde herabreicht. Auf der Frontſeite ſteht das Dach weit über und bietet Schutz vor Regen. Der Längsraum in der Mitte des Baues bleibt als Durchgang, Verkehrsraum, Feſtſaal und Tanzplatz frei. In den Seitenräumen befinden ſich die Wohnſtätten der einzelnen Familien, die meiſtens durch niedrige Mattenwände voneinander getrennt ſind. Kohlende Holzkloben, zwiſchen einigen Steinen ſternförmig gelegt, bilden den häuslichen Herd, deſſen Feuer ſelten erliſcht. Ein allen Bewohnern der Maloka gemeinſamer Herd mit großer runder Tonplatte dient zur Herſtellung der Mandiocafladen und zum Röſten des Mandiocamehls, der Hauptnahrung der Indianer. Den Verſchluß des Hauſes bildet eine Art Falltüre, die von oben nach unten klappt und während der Nacht geſchloſſen bleibt. Ein Rauchfang fehlt, der Rauch entweicht durch die lockere Palmſtrohbekleidung des oberen Teils der beiden Giebelwände. „Dem ganzen Bau, der Wind und Wetter erfolgreich Trotz bietet, obwohl die aus mächtigen Baumſtämmen hergeſtellten, wohlgeglätteten zylindriſchen Pfoſten und Querbalken, ohne alle Beſchläge und Nägel, nur durch Bänder von Schlingpflanzen zuſammengehalten werden, kann man die gebührende Bewunderung nicht verſagen.“ [1]

Das Innere der Maloka wird meiſtens ſauber gehalten. Der feſtgeſtampfte Boden wird öfters gefegt. Dieſes Geſchäft überläßt man den alten Weibern, die ſich ihrer Arbeit mit Liebe und Vehemenz hingeben. Der Kehricht aus dem Hauſe wird am Rande des Dorfplatzes in den Wald getragen. — Die Malokas zeigen oft anſehnliche Dimenſionen. Das Häuptlingshaus in Cururucuara war über 18 m lang, 16 m breit und 7 m hoch. Der Bau der Maloka bleibt allein den Männern überlaſſen. Jeder von ihnen übernimmt nach den Anweiſungen des Häuptlings einen beſtimmten Teil der Arbeit. Die Zahl der Bewohner ſchwankt zwiſchen 10 und 100 Seelen, die in dieſem Raume einträchtig beiſammen leben. „Monatelang habe ich in einzelnen dieſer Malokas gewohnt, aber nie hörte ich unter normalen Verhältniſſen Zank und Streit, und der hohen Sittlichkeit dieſer Leute kann ich nur das beſte Zeugnis ausſtellen.“ [2] Das Leben in dieſen Gemeindehäuſern ſpielt ſich an gewöhnlichen Tagen mit idylliſcher Gleichmäßigkeit ab. Schon lange vor Tagesanbruch ſind die Bewohner wach und unterhalten ſich von Hängematte zu Hängematte quer durch die ganze Maloka hin mit rückſichtsloſer Stimme. Beim

[1] Ebd. 75. [2] Ebd.

ersten Morgengrauen gegen 5 Uhr gehen alle zum Baden in den nahen Fluß. Bald rufen die Frauen zum ersten Frühstück. Die Männer essen zuerst, nachher die Weiber, wie es dort Sitte und Anstand gebietet. Dann gehen die Männer auf Jagd und Fischfang, die Frauen zur Arbeit in die Pflanzungen; nur einige alte Leute bleiben im Dorfe. Sobald die Hitze im Freien zu groß wird, kehren die Frauen vom Feld zurück mit schweren Lasten von Mandiocawurzeln. Das kleinste Kind, das die Pflege der Mutter noch nicht entbehren kann, reitet lose verschlungen auf ihrer Hüfte oder ruht in der breiten Tragbinde aus rotem Bast an der Brust der Mutter. — Am Abend gegen 6 Uhr wiederholen sich die Szenen vom Morgen. Nach dem Abendbrot sitzt man noch eine Weile zusammen und erzählt sich Geschichten, und kurz nach Sonnenuntergang suchen alle die Lagerstätte auf.

Wie die meisten Indianer sind die Siusi keine Freunde von übermäßiger Arbeit, auch zeigen sie geringe Handelslust. Koch-Grünberg mußte fast alles, was er erwerben wollte, in den Häusern zusammenstöbern. Er bekam bei Gelegenheit viel Besuch in seiner Hütte; doch wurde ihm nichts entwendet. Es herrschte ein unglaublicher Lärm unter diesem muntern Völkchen, das stets zum Lachen und Scherzen geneigt war und alle seine Kunstsachen anstaunte. „Trotz ihrer Begeisterung für alle diese unerhörten Neuheiten benahmen sich die Indianer weit gesitteter als unsere Großstädter bei ähnlichen Gelegenheiten. Kein Stoßen und Drängen fand statt; kein häßlicher Zank um den besseren Platz störte die Gemütlichkeit. Alles verlief nach einer gewissen Ordnung und Regel. Auch bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten und den gastlichen Bewirtungen in einer fremden Maloka fiel mir diese Eintracht angenehm auf. Nie habe ich auf späteren Reisen das Gegenteil beobachtet. Jeden Leckerbissen, den ich meinen Ruderern gab, teilten sie brüderlich miteinander[1].

Schon die kleinen Kinder von fünf bis sechs Jahren tragen die Schambinde. Sie besteht aus einem schmalen Stück Zeug europäischer Herkunft, das zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten unter die Hüftschnur geklemmt wird. Die Weiber tragen kurze Katunröcke, die von den Hüften herunterhängen.

Leider scheinen sie dem Trunk des Kaschiri nicht wenig ergeben zu sein; doch bleiben sie selbst in angeheitertem Zustand friedlich und zuvorkommend. Unser Gewährsmann lobt auch die Gastfreundschaft, Freigebigkeit und Dienstfertigkeit der Leute.

Die Hauptwaffen der Siusi sind vergiftete Pfeile, das Blasrohr und der Bogen. Koch-Grünberg fand an manchen Stellen deutliche Felsritzungen, Zeugnisse der Vergangenheit, die überall da auftreten, wo Aruakstämme längere Zeit gewohnt haben. Unter anderem fand er eine große menschliche Figur mit stark hervorgehobenen Geschlechtsteilen, die ihm gedeutet wurde als das Bild des Kuai oder Koai, der auch die Namen Uamudana und Manhekanalienipe führt und der Sohn des Yaperikuli, des Stammvaters der Aruakstämme dieser Gegenden, ist[2].

---

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern I 80—81. [2] Ebd. 113.

Wie fast alle Wilden schreiben die Siusi die Krankheiten den Einflüssen böser Geister oder bösem Zauber zu. Die Zauberärzte gebrauchen für die Kranken ähnliche Mittel wie andere Zauberer, sie saugen am Körper, betasten denselben, ziehen den Krankheitsstoff an sich und blasen ihn von sich und zerstreuen ihn mit der Hand nach allen Richtungen. Von Zeit zu Zeit laufen sie beiseite in das Gebüsch, stöhnen, spucken und rülpsen aus Herzensgrund und kehren zum Kranken zurück. Auch allerlei Beschwörungen werden angewandt, um den Geist der Krankheit aus dem Patienten und seinen Sachen auszutreiben[1]. Als ein Kranker gestorben war, brach plötzlich lauter Lärm, Geschrei und Weinen los. Der Häuptling rief: „Er ist tot", und gab mit der Flinte einen Schuß in einen Baum. Im Trauerhause unbeschreibliche Szenen! Viele schrieen: „Warum bist du gestorben? Warum hast du uns verlassen?" Sie stießen drohende Worte aus gegen den unsichtbaren Feind, der den Tod verschuldet hatte. Es war, sagt Koch-Grünberg, gerade so, wie es Lerius schon vor 300 Jahren geschildert. Dem Toten wurden Hände und Füße gebunden. Weiber und Kinder zogen sich scheu zurück. Der Zauberarzt Gregorio deutete plötzlich nach dem Giebel des Hauses, als wenn dort etwas in der Luft flöge. Die Totenseele war entwichen[2]. Es wurde dann ein Sarg gezimmert. Im oberen Teil desselben wurde ein Loch gebohrt, um der Seele die zeitweilige Verbindung mit den Gebeinen zu ermöglichen. Zwischen dem rechten Mittel- und Hinterpfosten des Hauses hatten die Männer ein Grab geschaufelt. Die Leiche wurde nun mit alten Zeugstoffen umhüllt, die noch mit Schnüren zusammengebunden wurden, und dann in den Sarg gelegt. Der Sohn des Toten hatte seinem Vater eine Axt und einige Kleinigkeiten in den Sarg mitgegeben. Der Hauptnachlaß blieb ihm als Erbe, so Ruder, Bogen, Pfeil, Blasrohr, Köcher, Federschmuck usw. Endlich wurde die vordere und hintere Öffnung des Sarges mit Topfscherben und Stücken einer Herdplatte verschlossen und unter Flintenschüssen die Leiche ins Grab gelassen. Mit den Händen wurde das Grab zugeschüttet und geebnet. Die offizielle Totenklage dauert zehn Tage, und solange die Leiche noch nicht bestattet ist, dürfen die Verwandten nur Mandiocafladen und Pfeffer essen.

„Die Totenseele bleibt noch ein bis zwei Tage in der Nähe des Grabes und geht dann, unsichtbar für die Menschen, in eine andere Welt. Diese andere Welt, das Jenseits der Siusi, liegt am oberen Içána, im Walde auf einem hohen Gebirge, oberhalb des Nebenflusses Pamarý. Dort ist die alte Heimat der Siusi, aber heute ist sie bezaubert; ... und für die Menschen unsichtbar geworden[3]. Dort wohnten die Siusi vor uralten Zeiten. Dort wohnen die Seelen der Vorfahren noch heute. Es gibt dort zwei Häuser: Hämápana (Tapirhaus) und Kuliripana (Sorubimhaus)[4], die ebenso gebaut und eingerichtet sind wie am Aiarý, aber viel größer und schöner. Dort gibt es viele Leute, große Pflanzungen, viel Wild und Fische und viel Essen. Wenn eine neue Seele ankommt, wird sie von den Vorfahren freundlich aufgenommen, schön bemalt, und es findet ihr zu Ehren ein großes Tanzfest mit Kaschiri

[1] Ebd. 162. [2] Ebd. 163. [3] Ebd. 166.
[4] Sorubimfisch = Platystoma.

statt." Dieses herrliche Land ist nur das Jenseits der Siusi-tapuyo und ihrer verwandten Stämme, d. h. der reinen Aruakstämme des Içána und Caiarý-Uaupés. Die übrigen Nationen des Caiarý, Unana usw., haben ein anderes Jenseits, von dem der Gewährsmann Kochs, Mandú, sagte, er wisse davon nichts. Beim Traum macht die Seele einen Besuch in der andern Welt.

Der Sohn erbt, wie wir gesehen, die ganze Hinterlassenschaft des Vaters; ist kein Sohn da, so fällt der Nachlaß an den Bruder des Verstorbenen und die Verwandten. Erst nach einem Jahr darf der Witwer oder die Witwe eine neue Ehe eingehen.

Das Amt des Zauberarztes vererbt sich bei den Siusi vom Vater auf den Sohn. Eine besondere Probe ist nicht notwendig, nur eine gewisse Vorbereitung durch den Vater. Durch seine Beschwörungen zaubert der Alte ein glattes, schwarzes Stäbchen, wie es der Zauberarzt bei der Krankenkur aus dem Leibe des Patienten holt, vom Himmel herunter oder „aus der andern Welt" und „verschluckt es". Unter heftigem Stöhnen und Rülpsen gibt er es wieder von sich und zaubert es durch Blasen dem Novizen in alle Teile seines Körpers: Kopf, Brust usw., indem er ihn dadurch befähigt, die Krankheiten aller dieser Körperteile zu heilen. Der Zauberer spielt im Leben dieser Naturkinder eine große Rolle. Er ist der Vermittler der Menschen mit den Geistern, sowohl den Seelen der Verstorbenen als auch den bösen Dämonen, die nach dem Glauben der Indianer die ganze Natur bevölkern. Er hat vermöge seiner übernatürlichen Kräfte Gewalt über diese finstern Mächte, die er zum Nutzen, aber auch zum Schaden der gewöhnlichen Sterblichen verwenden kann[1].

Von dem Eintritt in die Jungfräulichkeit bis zur Mutterschaft muß sich das Mädchen mancherlei Zeremonien unterwerfen. Bis zur zweiten Menstruation darf es keine größeren Fische und warmblütigen Tiere essen. Bei dieser Gelegenheit wird es schön gemalt und Kaschiri mit Tanz fehlen nicht. Die Hochzeit ist mit einem mehrtägigen Tanzfest verbunden, das im Hause des Brautvaters veranstaltet wird. Am Schluß der Feier hält dieser dem Schwiegersohn eine längere Rede und übergibt ihm die Tochter als Gattin zur Verwahrung, womit die Ehe als geschlossen gilt[2]. Der junge Mann steuert zum Hochzeitsfeste geräucherte Fische und Wildbret bei, die junge Frau bringt ihren Schwiegereltern Kaschiristoff mit. Sie zieht in das Haus ihres Mannes, das in der Regel auch die Wohnung ihrer Schwiegereltern ist.

Während der Schwangerschaft darf die Frau alles essen. Wenn die Geburtstunde naht, verlassen alle Männer das Haus. Sämtliche Weiber sind bei ihr und stehen ihr bei der Geburt bei. Nach der Geburt bleibt die Mutter mit dem Säugling fünf Tage lang von der Außenwelt streng abgeschlossen. Der Mann hält mit ihr getreulich diese fünftägige Wochenstube ab. Ein eigentliches Männerkindbett, wie es bei manchen Stämmen Südamerikas vorkommt, findet nicht statt. Beide Ehegatten dürfen während dieser Zeit nichts arbeiten, sich nicht waschen und nur Mandiocafladen (Beiju) und Pfeffer essen. Jeder Verstoß gegen diese Vorschrift würde dem Neugebornen schaden.

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern I 168. [2] Ebd. 182.

Ein gemeinsames Bad der Eltern und des Kindes beschließt die Zeit der Enthaltsamkeit. Gestillt wird bis ins zweite Jahr hinein und länger. Der Großvater (Vater des Vaters) gibt dem Kinde den Namen fünf Tage nach der Geburt; die meisten Namen sind dem Tierreich entlehnt. Unter den einheimischen Namen, die sie den Fremden ungern mitteilen, weil sie zu glauben scheinen, der Fremde könne mit dem Namen als einem Teil des Individuums eine schädliche Zauberei treiben, haben sie auch christliche Namen, das ist aber auch das einzige, was am Aiarý an das Christentum erinnert. „Die Porzellanpüppchen, die ich den Frauen und Kindern schenkte, wurden allgemein „Tupana" genannt, ein Wort aus der Lingoa geral, mit dem die Missionäre „Gott" bezeichnen. Man hielt sie für Figuren von Heiligen, wie man sie noch heute bei den Indianern des Içana aus den Zeiten der Missionen findet. Die Indianer, die selbst einen Teil ihrer Jugend in Missionen verbrachten oder wenigstens durch ihre Väter von der christlichen Lehre eine vage Kunde erhielten, verlangten oft die Taufe. Sie haben zwar die Bedeutung dieser Handlung vergessen oder nie gekannt, sehen aber in ihr eine Art Zaubermittel, von dem sie sich für die Kinder viel versprechen[1].

Merkwürdig ist der Koai- oder Kuaitanz. Koai ist auch der Name der bei diesem Tanz gebrauchten Flöten und des Geistes, zu dessen Ehren er gehalten wird. Der Koai, dem dieses blutige Fest gilt, ist der Sohn des Yaperikuli, des Stammesheros dieser Aruakstämme. Er ist vom oberen Aiarý gekommen, wo sich noch sein Bild auf einem Felsen eingegraben findet. Die Teilnahme an der Feier ist ein Privileg der erwachsenen Männer, Weiber dürfen die Flöten nicht einmal sehen, sonst tötet sie der Koai. Schon Humboldt[2] berichtet von einem Fest der Völker am oberen Orinoko, am Atatapo und Inirida zu Ehren des guten Geistes Cachimana, der die Jahreszeiten regiert und die Früchte reifen läßt. Dabei wurden heilige Trompeten verwendet (Botutos). Dieselben wurden von alten in die Mysterien eingeweihten Männern aufbewahrt und während des Festes unter den Palmen geblasen, damit sie reichliche Früchte trügen. Die Eingeweihten unterzogen sich der Geißelung, dem Fasten und andern angreifenden Andachtsübungen. Bald blies Cachimana selbst die Trompete, bald ließ er nur seinen Willen durch den kundtun, der das heilige Werkzeug in Verwahrung hatte. Die Weiber waren von dem Feste ausgeschlossen. Hatte eine das Unglück, die Trompete zu sehen, so wurde sie ohne Gnade umgebracht. — Dieses Fest ist offenbar auch bei den Siusi eine Art Kultus, dessen tiefere Bedeutung jedoch den heutigen Indianern abgekommen zu sein scheint. Art und Zeit des Festes und gewisse Einzelheiten in den darauf bezüglichen Mythen, wie sie Stradelli und andere von den Tariana berichtet haben und wie Koch selbst sie später an den Ufern des Yapura erfuhr, dies alles weist deutlich auf eine Beziehung zum Sonnenheros hin, der den Menschen die Waldfrüchte gegeben hat und jährlich reifen läßt. So ist dieses Fest ursprünglich ein Dankfest, um den Geist zu befriedigen, und zugleich eine Zauberhandlung, um ihn durch Tänze, Kasteiungen und Geißelung

[1] Ebd. 183—184.
[2] Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents V (1862) 109—110.

zu beeinflussen und weitere reiche Ernte zu erlangen. Schon den Aufnahmen in den Männerbund, dessen Privileg die Ausübung dieses Geheimkultes ist, gehen schmerzhafte Kasteiungen und Geißelungen voraus[1].

Außer dem Koai, der im Grunde genommen ein guter Geist ist und nur vorwitzigen Weibern und Kindern gefährlich werden kann, haben die Siusi noch zahlreiche Dämonen, denen mehr oder weniger unheilvolle Eigenschaften zugeschrieben werden, von denen aber die Mädchen nichts hören dürfen. Der schlimmste Dämon ist der Jyäimi, der in der Lingoa geral mit dem Namen des am meisten gefürchteten Dämons der alten Tupinamba Yurupary bezeichnet wird. Als obersten Waldgeist, den er mit dem Kurupira der Lingoa geral indentifizierte, nannte der Siusihäuptling Mandú den Auakarúna; ein anderer Waldgeist ist der Biuli. Neben diesen macht noch eine Unzahl kleinerer Geister den Wald unsicher, die unter dem Namen auakata minali = Waldbewohner zusammengefaßt werden.

„Der Indianer gibt dem Weißen auf eine gerade Frage, die ihm lästig ist, selten eine gerade Antwort, sondern sucht mit unbestimmten Ausdrücken, wie ‚vielleicht', ‚es kann sein', ‚wer weiß', ein offenes Ja oder Nein zu umgehen. Dies mag zum großen Teil in seinem unbeständigen Charakter liegen, der den Reisenden oft genug Schwierigkeiten bereitet. Sicherlich und nicht zuletzt aber sind auch die schlechten Erfahrungen daran schuld, die er im Verkehr mit gewissen Weißen oder Mischlingen gemacht hat."[2]

4. Die Kobeua am Rio Cuduiary (am oberen Rio Negro)[3].

Koch-Grünberg lobt das harmonische Familienleben der Kobeua. Er erfuhr manches über ihre Sitten. Vieles haben sie mit den Stämmen des Aiary gemeinsam, wie überhaupt ihre Kultur von den Aruak stark beeinflußt erscheint.

Will bei den Kobeua ein junger Mann heiraten, so fragt er beim Vater seiner Auserwählten an. Gibt dieser seine Einwilligung, so bleibt der Bräutigam fünf Tage lang im Hause seiner zukünftigen Schwiegereltern. Während dieser Zeit findet ein Tanzfest mit Gelage statt, an dem viele Gäste teilnehmen. Nachdem der Vater am Schluß des Festes dem Schwiegersohn die Tochter mit empfehlenden und ermahnenden Worten übergeben und damit die Ehe gewissermaßen offiziell als gültig erklärt hat, nimmt der junge Ehemann die Gattin bei der Hand und eilt mit ihr zum Hafen. Der Schwiegervater folgt dem Paare laut klagend und die Tochter, die ebenfalls weint, beständig mit der Hand leicht auf den Rücken schlagend. Hinter ihm kommt die weinende Mutter, die die Aussteuer der Tochter: Hängematte, Körbe, Töpfe usw., trägt und in das Kanoe der Brautleute legt, die darauf mit größter Geschwindigkeit heimfahren. Als Geschenke oder Bezahlung erhalten die Eltern der Frau vom Schwiegersohn: Hängematten, Körbe, Siebe und wertvolle Tanzgeräte. Bei manchen Horden soll noch heute der zeremonielle Frauenraub Sitte sein. Die Braut wird von dem Bräutigam und seiner Sippe mit Gewalt und Lärm

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern I 190. [2] Ebd. 207.
[3] Ebd. II 144 ff.

aus der Maloka geraubt, wobei es bisweilen auf beiden Seiten Prügel absetzt. Am andern Tag kommen beide Parteien zur Hochzeit zusammen, bei der von Braut und Bräutigam die Kaschirikalebassen ausgetauscht werden. Daß die Sitte der freien Stämme am oberen Rio Negro, die Frau aus einem andern Stamm zu nehmen, auf den alten Frauenraub hinweise, wie Koch-Grünberg meint, scheint uns sehr fraglich[1].

„Während das junge Mädchen die größte Freiheit genießt und ihre Unschuld nicht über allen Zweifel erhaben zu sein braucht, steht die Ehe durchschnittlich auf einer sittlich sehr hohen Stufe, und die Treue wird selten von einem der beiden Ehegatten verletzt. Nie habe ich auch nur den Schatten eines undezenten Benehmens im Verkehr der Eheleute bemerkt, nie unter normalen Verhältnissen ernstere Streitigkeiten, häßliche Szenen, die in unserem zivilisierten Europa in manchen Kreisen leider vielfach an der Tagesordnung sind." — Spielt die Frau schon als Gattin und Beraterin des Mannes eine große Rolle, so ist dies noch mehr der Fall, sobald sie Mutter geworden. Die Pflege und die Erziehung der Kinder sind allein ihrer Pflichttreue überlassen. Schon vor seinem Eintritt in die Welt genießt das Kind die Fürsorge der Mutter. Einen Monat vor der Geburt darf die Frau von dem Piraráfisch nicht essen; ebenso sind ihr alle Vierfüßler verboten. Die Geburt findet in der Maloka oder in einer abseits gelegenen Hütte unter dem Beistand aller verheirateten Weiber statt. Bei Zwillingen wird das Zweitgeborne unmittelbar nach der Geburt getötet und an Ort und Stelle begraben; wenn die Kinder verschiedenen Geschlechtes sind, das weibliche. Bald nach der Geburt nimmt der Zauberarzt mit seinem ganzen Zauberapparat, Rassel, Bergkristall usw., in der Wohnstube eine lange Beschwörung vor. Acht Tage nach der Geburt veranstalten die Eltern zu Ehren des Sprößlings ein Trinkfest, zu dem die Verwandten eingeladen werden und bei dem der Großvater dem Kinde seinen Namen gibt, der meistens dem Tier- oder Pflanzenreich entnommen ist.

Vom Augenblick der Geburt an bis zum Augenblick, wo das Kind auf eigenen Füßen stehen kann, sieht man die Mutter selten ohne dieses; ist es klein, so trägt sie es in einer Bastbinde, die sie über die rechte Schulter hängt, später läßt sie es auf ihrer Hüfte reiten. Die Kinder genießen von den Eltern eine liebevolle Behandlung, wenn der Indianer auch gewöhnlich seine Gefühle vor Fremden verbirgt. Dort, wo der Europäer gewissermaßen zur Familie gehört und die Indianer keine Scheu vor ihm haben, überschütten in seiner Gegenwart die Eltern ihre Kinder, besonders die kleinen, mit denselben Zärtlichkeiten wie bei uns. — Wie bei den Indianerinnen die Pubertät früher eintritt, so ist auch die Blüte bald vorüber. Trotz der geringen Bekleidung der Frauen sah Koch-Grünberg nie bei ihnen auch nur die geringste Unanständigkeit. Selbst gänzlich unbekleidete Frauen benahmen sich so dezent, daß man ihre Nacktheit völlig vergaß. Die Frauen brachten unserem Reisenden oft ihre Kinder und baten ihn freundlich, sie zu heilen. „Rührend ist ihre Sorge, erschütternd ihre Trauer bei dem Verlust ihrer Lieblinge."[2]

---

[1] Ebd. 145. [2] Ebd. 150.

Die Kinder zeigen schon frühzeitig Intelligenz und natürlichen Anstand. Freilich gibt es auch unter den Indianern wie überall ungezogene Kinder. Wohl weisen die Eltern sie dann zurecht, und der Vater sagt vielleicht: „Sei still, der böse Geist kommt", aber nie lassen sie sich im Zorn zu Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen hinreißen. Sobald die Kinder laufen können, ahmen sie die Tätigkeit der Eltern nach. Der heranwachsende Knabe übt sich mit kleinen Bogen und Pfeilen, die ihm der Vater verfertigt; das Mädchen fängt früh an, der Mutter zur Hand zu gehen, es beaufsichtigt die jüngeren Geschwister und lernt spielend die verschiedenen Geschäfte der Hausfrau.

Stirbt ein Kobeua, so hocken während der folgenden Nacht die Männer auf der einen, die Weiber auf der andern Seite der Hängematte, in der der Leichnam liegt, und halten die Totenklage ab. Am andern Morgen wird der Verstorbene in seinem Kanoe in derselben Weise inmitten der Maloka begraben, wie dies am Aiarý üblich ist. Sein Federschmuck wird ihm auf die Brust gelegt und mit in das Grab gegeben. Auf dem geschlossenen Grabe werden sein Bogen und seine Pfeile, seine Fischreusen und andere Gerätschaften, auf dem Grabe der Frau ihre Körbe und Siebe verbrannt, ihre Töpfe zerschlagen und die Scherben in den Wald geworfen, damit nichts von der Habe des Toten zurückbleibt, und die Seele nicht gezwungen ist, zurückzukehren, ihr Eigentum zu beanspruchen und die Hinterbliebenen für ihre Nachlässigkeit oder Habgier zu bestrafen. — Solange der Leichnam noch nicht in der Erde ruht, dürfen die Anverwandten nichts essen. Ein Bad beendigt das Fasten. Die Totenklage dauert fünf Tage morgens und abends und wird auch später gelegentlich wiederholt. Nach dem Begräbnis werden Masken verfertigt und ein großes Kaschiri bereitet. Am neunten Tage findet das Totenfest zu Ehren des Verstorbenen statt. Die Maloka wird durch Zäune geteilt. In der hinteren Hälfte bleiben die Weiber und Kinder, in der andern veranstalten die Männer zunächst einen Yuruparytanz. Dann wird die Pariwand weggeräumt und im Beisein der Weiber und Kinder beginnen unter erneuter Totenklage Maskentänze.

Stirbt ein Tuschaua (der Älteste in der Maloka), so folgen ihm in der Würde des Häuptlings zunächst seine Brüder und erst nach diesen der älteste Sohn. Letzterer wird Tuschana, wenn er eben Mann geworden, doch kommt Minderjährigkeit kaum vor, da stets genug Oheims vorhanden sind, die nach dem Alter einander folgen, ehe er die Geschäfte des Ältesten übernimmt. — Erst nach Ablauf eines Jahres dürfen Witwer und Witwen wieder heiraten.

Die Seele des Toten bleibt einen Tag beim Leichnam und geht dann nach Makolami (Arárahaus), einer schönen, geräumigen, für den Menschen unsichtbaren Maloka auf dem gleichnamigen Gebirge oberhalb der Mündung des Cuduiarý, wo sie von den Seelen der Vorfahren festlich empfangen wird. Ein anderer Höhenzug, nicht weit von Makolami, den die Kobeua Yamakolapäuä nennen, trägt ebenfalls auf seinem Gipfel ein großes „Steinhaus". Beide Gebirge gelten als das Jenseits der Kobeuaseelen.

Beim Schlaf und Traum verläßt die Seele den Körper und geht „spazieren". Sie steht eine Zeitlang beim Kopf des Schlafenden, geht dann langsam zu seinen Füßen, kehrt langsam zum Kopf zurück und so fort, immer hin und her. Schließlich schlüpft sie wieder durch den Mund in den Körper, und der Mensch

erwacht. Zuweilen macht die Seele auch weitere Ausflüge. Bei einem starken Donnerschlag trennt sich nach dem Glauben der Kobeua eine Seele vom Leibe, ein Mensch stirbt. „Eine Art von Endokannibalismus, von der schon Wallace nach Hörensagen berichtet, schilderte mir der Tuschaua von Namocoliba nach eigener Anschauung: Fünfzehn Jahre nach dem Begräbnis werden die Gebeine der verstorbenen Vorfahren außer dem Schädel ausgegraben und in einem großen Feuer vor der Maloka verbrannt. Die verkohlten Knochen werden säuberlich gesammelt und in einem Topf auf ein Feuer gesetzt, das einen ganzen Monat, Tag und Nacht, unterhalten wird, bis die Knochen in Asche zerfallen. Das Knochenmehl wird nochmals in Mörsern fein gestoßen. Bei dem Totenfest, zu dem viele Leute zusammenkommen, wird ein großer Topf mit Kaschiri, das nur aus Mais gebraut und sehr dickflüssig und stark ist, in die Mitte der Maloka gestellt und das Knochenmehl durch ein dichtes Sieb in den Festtrank geseiht. Der Häuptling rührt das Gebräu mit einem Stab um und gibt zuerst jedem der umsitzenden Männer eine große Kalebasse davon zu trinken, aber nur den Alten und den Familienvätern, die schon drei Kinder haben, darauf ebenso den Weibern, aber wiederum nur den Alten und den Müttern von drei Kindern."[1] Der Ursprung dieser Sitte, die sich auch bei andern Stämmen findet, liegt nach Koch-Grünberg in dem Glauben, daß die Knochen, die nach der Zersetzung des Leibes allein übrig bleiben, der eigentliche und letzte Sitz der Seele sind. „Unfähig, das Körperliche vom Geistigen zu trennen, macht sich der Naturmensch des Geistes und Wesens seiner Vorfahren . . . auf diese handgreifliche Weise teilhaftig."

Wie überall, so nimmt auch bei den Kobeua der Zauberarzt eine hervorragende und in mancher Beziehung gefürchtete Stellung ein. Nur mit Hilfe eines älteren Zauberarztes kann man diese Würde erlangen. Dieser holt von einem hohen Gebirge Dupa, weiße Zaubersteinchen, die der Geier Amaka auf natürlichem Wege von sich gegeben hat. Diese Dupa zaubert er dem Kandidaten durch die Nase in den Kopf, wo sie „das ganze Gehirn und die Augen fressen". Gehirn und Augen werden und bleiben Dupa. Der übrige Körper wird nicht Dupa. Der Kandidat darf nun einen Monat nur Mandiocaspeise genießen und keinen ehelichen Umgang pflegen. Darauf darf er zunächst kleinere, dann größere Fische und endlich Fleisch von warmblütigen Tieren genießen. Jetzt ist er Zauberarzt (Pajé in der Lingoa geral) und kann Krankheiten heilen. Bei den Kobeua gebe es, berichtet man, nur gute Paje, viele böse Paje aber seien bei den Molaua im Quellgebiet des Ti-Igarape. Wird ein Zauberarzt sehr alt, so wird er ein Jaguar, d. h. er geht von Zeit zu Zeit in den Wald, verwandelt sich in einen Jaguar und tötet und frißt Hirsche und andere Tiere. Bei der Rückkehr aus dem Wald wird er wieder Mensch. Stirbt er, so wird eine Jaguarhaut mit ihm begraben. Seine Seele aber geht nicht in das Jenseits, sondern streift für immer im Walde umher als sehr böser Jaguar. Nach Koch-Grünberg haben wir hier einen Werwolfglauben, der uns erklärt, warum im Kobeua und in den meisten andern Betoyasprachen die Bezeichnungen für Jaguar und Zauberarzt identisch sind.

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern II 152—153.

Böse Menschen bringen den Leuten Gift bei und machen sie so krank. Der Feind geht auf ein Gebirge und holt dort das Zaubergift und legt es in ein gefaltetes Blatt. Bei einem Tanzfest läßt er heimlich das Gift in die Kalebasse des Gegners fließen. Stirbt er, so spricht der Zauberarzt mit der Seele des Toten, die ihm den Schuldigen nennt. Dann überfallen die Verwandten die Maloka des „Mörders", töten alle Bewohner und verbrennen das Haus. — Die Krankenkur ist dieselbe wie am Aiarý. Beim Krankenzauber spielt die Zauberrassel eine Hauptrolle. Ihr schreibt der Zauberdoktor seine geheimnisvolle Kraft zu[1].

Außer den bösen Dämonen, von denen gleich die Rede sein wird, fürchten die Kobeua besonders drei Waldgeister: Kuinaopako, der dem Kurupira der Lingoa geral entspricht, aussieht wie ein sehr großer Tapir und Menschen frißt; Makatxiko, der nur halbmannshoch ist, hat eine Keule in der Hand, mit der er zuerst auf seinen langen Penis stößt und dann wider die hohen Bäume schlägt, so daß es wie ein Flintenschuß schallt. Mit der Keule tötet er Menschen. Popali ist etwas größer als Makatxiko und zeichnet sich durch einen ungeheuern Penis aus. Auch er tötet Menschen[2].

Über ihren Ahnherrn Homanihiko erzählen die Kobeua: Seine Mutter ging mit Homanihiko schwanger. Sie hatte eine Fischreuse aus Sipo verfertigt. Als sie dieselbe in den Fluß legen wollte, stürzte sie damit ins Wasser, geriet in die Reuse und ertrank. Urubutinga (der Aasgeier) zerhackte den Leib der Toten und da kam Homanihiko lebend hervor. Er setzte sich dem Urubutinga auf den Hals und flog mit ihm durch den Wald bis zur Ruine des Hauses seines Vaters, wo sie gegen Abend ankamen. Dort ließ er sich in Gestalt einer Eule auf einem Hauspfosten nieder. Dann tötete er der Reihe nach die verschiedensten Tiere, die früher Menschen waren. In den Fabeln geht der Begriff Mensch und Tier beständig ineinander über. Homanihiko hatte zwei Brüder. Alle drei gelten als Stammväter der Kobeua, doch gilt er als der vornehmste[3].

Der Dämonenglaube kommt besonders in den Maskentänzen zum Vorschein. Viele Masken und Maskentänze haben die Kobeua mit den Kaua am oberen Aiarý gemeinsam. Auf die Verfertigung der Masken wird großer Fleiß verwendet und sie zeigen darin große Geschicklichkeit. Alle Masken stellen Dämonen vor. Die Phantasie der Indianer bevölkert die ganze Natur mit bösen und guten Geistern, die großen Einfluß auf Leben und Sterben ausüben. Keine Krankheit, zumal keine innere, führt er auf natürliche Ursachen zurück. Die Ursache ist stets die Rache eines bösen Geistes oder eines mit dämonischer Macht ausgestatteten Feindes. In den Maskentänzen treten redend und handelnd alle Geister mit ihrem Gefolge von Tieren, die wiederum Dämonen vorstellen, auf. Der Dämon steckt in der Maske, ist in ihr verkörpert, die Maske ist für den Indianer der Dämon. Der Dämon der Maske geht auf den jeweiligen Tänzer über, der sich mit ihr bekleidet. Am Morgen nach Ausgang des Totenfestes, wenn die Masken verbrannt worden sind, verlassen die Dämonen ihren vorübergehenden Aufenthaltsort und begeben sich nach Taku, dem Maskenjenseits,

---

[1] Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern II 156. [2] Ebd. 157.
[3] Ebd. 168—169.

oder in ihre auf einem andern Gebirge gelegene Wohnung. Einige Kobeua sagen, alle Dämonen sind Herren auf Taku, dort ist ihr großes Haus, ihre Maloka; andere behaupten, jeder habe seine eigene Maloka[1].

Nur die Zauberärzte können die Dämonen sehen und mit ihnen sprechen. Diesen den andern Menschen unsichtbaren Teil der Maske nennen die Kobeua Maskenseele (maskara-anga). Diese kehrt beim Tode der Maske, d. h. bei ihrem Verbrennen, in ihre eigentliche Wohnung zurück. Die Vorstellung vom Taku als dem Maskenjenseits mag nach Analogie des menschlichen Jenseits entstanden sein. Das Verbrennen der Maske ist wohl in demselben Glauben begründet wie das Verbrennen der Hinterlassenschaft der Toten, in der Furcht vor der unerwarteten Rückkehr des Dämons. Wenn einzelne Masken aufbewahrt werden, so ist das nach Koch-Grünberg ein Zeichen des Verfalles.

Zu den besonders bösen Dämonen der Kobeua gehört in erster Linie Makuko, der die Leute mit Blasrohr und Giftpfeil tötet. Er hat eine Frau. Sehr gefürchtet ist auch das Riesenpaar Kohako usw. Von den Maskentänzen sei der Tanz des Noado (penis, phallus) erwähnt. Die Fruchtbarkeitserzeugung wird durch mimische Darstellung der Begattung zum Ausdruck gebracht. Die Tänzer halten große aus Bast gedrehte Phallen mit Testikeln mit beiden Händen an den Leib und tanzen unter heftigen Coitusbewegungen. Die Frauen und Mädchen sind zugegen, und es liegt in der Natur der Sache, daß dabei obszöne Späße vorkommen. Koch meint, trotzdem sei der Vorgang nach der Auffassung dieser Naturmenschen ein anständiger Tanz, da ein natürlicher Vorgang dargestellt werde. Die Maskengeister sind als Dämonen der Fruchtbarkeit gedacht. Der mimischen Darstellung aller Maskentänze liegt die Idee einer Zauberwirkung zu Grunde. Sie sollen dem Dorf und seinen Bewohnern Fruchtbarkeit bringen[2]. Koch-Grünberg schildert zum Schluß[3], wie lieb er die Indianer gewonnen und wie schwer ihm der Abschied geworden. „Es war aber auch eine unvergeßlich schöne Zeit gewesen. Man hatte uns volles Vertrauen entgegengebracht und nie war unser Vertrauen getäuscht worden. Nie wurde unsere Eintracht ernstlich gestört." Nur einmal kam es durch Schuld eines eiteln und dummen Menschen zu einer vorübergehenden Meinungsverschiedenheit. Niemals wurde uns das Geringste entwendet, obwohl wir die Koffer bisweilen offen stehen ließen.

5. Die Muras, Jumanas, Miranhas und Mundrucus.

1. Die Muras sind nach Spix und Martius[4] einer der zahlreichsten Stämme im Gebiet des Amazonas. Sie scheinen ursprünglich am unteren Madeira gewohnt zu haben, von wo aus sie sich zum Teil vielleicht in kleinere Horden zerstreut und am Solimoes, Rio Negro und Amazonas niedergelassen haben. Seitdem man sie kennt, machen sie entweder allein oder mit den befreundeten Toras die nördlichen Ströme unsicher. Diese beiden Stämme werden deshalb von den europäischen Ansiedlern als freie Wegelagerer (Indios de Corso)

[1] Ebd. II 174. [2] Ebd. 195—196. [3] Ebd. 248.
[4] Reise in Brasilien III 1072 ff.

rücksichtslos verfolgt. Die Muras schwärmen in kleinen Flotillen wie Zigeuner unter den andern Indianern umher und werden von diesen verachtet. Obwohl sie zur Zeit von Spix und Martius wenigstens teilweise aus dem feindseligen Verhältnis getreten waren, verschmähten sie doch den Dienst der Weißen mehr als andere Stämme, und nur ihre Neigung zum Branntwein machte sie bisweilen auf kurze Zeit dienstbar. Ihrem völlig unsteten Leben entsprechend stehen sie auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Als geschickte Fischer und Jäger und nur mit der Gegenwart beschäftigt, haben sie gewöhnlich hinreichende Subsistenzmittel, und sie prassen im Genuß des Überflusses, während sie in den Tagen des Mangels mit Resignation Hunger leiden. — „Man behauptet, daß dieser Stamm mit mehr Lebhaftigkeit als andere dem schönen Geschlecht huldige, dasselbe mit sichtlicher Eifersucht bewache und von Untreue oder Mißtrauen nicht selten zum Meuchelmord und Krieg zwischen einzelnen Horden Veranlassung nehme. Gewöhnlich hat jeder Mann zwei oder drei Weiber, von denen die schönste oder jüngste am meisten gilt, während die übrigen als Dienerinnen der Familie zurücktreten. Diese Weiber sind meistens das Erwerbnis eines Faustgefechtes, zu welchem sich alle Liebhaber des mannbar gewordenen Mädchens unter der Voraussetzung stellen, daß dieses dem Sieger zu teil werde. Ihre ungebändigte Wildheit äußert sich auch in ihrem Jähzorne und in ihrer Raufsucht, welche durch den Genuß des Branntweins oft zum Nachteile der Ansiedler ausschlägt.“[1]

So sehr sie übrigens den Dienst der Weißen scheuen, hat man doch Beispiele, daß Weiße bei kluger Behandlung lange Zeit unangetastet unter ihnen lebten. Mit den Mundrucus und Mauhés leben sie in beständigem Krieg, mit andern Stämmen aber kämpfen sie nur nach vorhergängiger Kriegserklärung, die darin besteht, daß sie einige mit der Spitze nach oben gerichtete Pfeile auf feindlichen Grund und Boden stecken. Eine höchst seltsame Sitte dieses Volkes ist der Gebrauch eines Schnupftabakes (parica), der zuerst erregend, dann narkotisch wirkt. Jährlich einmal gebraucht jede Horde acht Tage lang das Parica unter anhaltendem Trinken berauschender Getränke, Tanzen und Singen. Dieses Fest soll nach Ribeiro den Eintritt der Jünglinge in die Mannbarkeit feiern, was aber andere bestreiten. In einem geräumigen offenen Hause versammelt sich die ganze Horde und wird von den Weibern mit verschiedenen vegetabilischen Getränken erhitzt. Die Männer reihen sich dann nach gegenseitiger Wahl paarweise zusammen und peitschen sich mit langen Lederriemen bis aufs Blut. Dies gilt nicht als Feindseligkeit, sondern als ein Akt der Liebe, und nach allen uns gewordenen Nachrichten dürfte der ganze Exzeß als Ausdruck eines irregeleiteten Geschlechtsverhältnisses betrachtet werden[2]. Nachdem die blutige Operation mehrere Tage fortgesetzt worden, blasen sich die paarweise verbundenen Gefährten das Parica mit einer fußlangen Röhre in die Nasenlöcher, und zwar mit solcher Gewalt und so unausgesetzt, daß bisweilen einzelne tot auf dem Platze bleiben. Eine plötzliche Exaltation, unsinniges Reden, Schreien, Singen, wildes Springen und Tanzen ist die Folge dieser

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien III 1073—1074.
[2] Ebd. 1075.

Operation, nach der sie, von Getränken und jeder Art von Ausschweifung betäubt, in eine viehische Trunkenheit verfallen.

Wie es scheint, hat jede Horde einen Anführer (tuxaua). Ihre Hütten sind über die Maßen elend. Sie bestehen aus kurzen Baumstämmen, die mit Reisig und Palmblättern bedacht sind; die niedere Türe dient auch als Fenster und Rauchfang. Außer einer armseligen Hängematte und einigen Waffen fehlt jeglicher Hausrat. „Das Weib, welches bei unserem Eintritt erschrocken aus der Liegerstatt auffuhr, war ebensowenig bekleidet als der Mann und die der Horde zugehörigen Kinder. Der Ausdruck der Physiognomie war wild, unstet und niedrig. Selbst das Freiheitsgefühl konnte die . . . verdüsterten Züge nicht erheitern, und die Weiber trugen insgesamt im Antlitz und am übrigen Körper Spuren erlittener Gewalttat.“ [1] Noch mehr als viele andere Indianer sind die Mura schmutzig, träg und launenhaft. „Bei unserer Abreise von den Muras ließen wir ihnen einige Flaschen Branntwein zurück, deren sie sich mit wahrer Leidenschaft bemächtigten, indem sie sie mit verschränkten Armen an sich drückten. Wie es schien, beratschlagten sie lange, auf welche Art ihre Dankbarkeit zu beweisen sei, und als wir bereits vom Lande gestoßen hatten, brachten sie eine große Schildkröte als Gegengeschenk nach.“ [2]

Nach Wallas beerdigen die Muras des unteren Purus ihre Verstorbenen bisweilen im Hause selbst, gewöhnlich aber außerhalb desselben und legen alle Habe auf ihr Grab [3].

2. Die Jumanas am Solimoes nehmen ein gutes und ein böses Wesen an, die sie Uauüloa und Locozy nennen [4]. Beide wohnen oberhalb der Erde, gegen die Sonne zu. Das böse Wesen fürchten sie; vom guten glauben sie, daß es nach dem Tode erscheine, um Früchte mit dem Toten zu essen und seine Seele mit sich in seine Wohnung zu nehmen. Der Leichnam wird mit zusammengekrümmten Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, zugleich mit den zerbrochenen Waffen und einigen in den Schoß gelegten Früchten in einem großen irdenen Topfe begraben. Auf das Grab legen sie unter Heulen und Tanzen Früchte und die Kleider des Verstorbenen, welche nach einigen Tagen wieder weggenommen und den Kindern gegeben oder verbrannt werden. Ein Trinkfest schließt die ganze Zeremonie. Das Grab machen sie von außen unkenntlich, damit es nicht von Feinden bestohlen werden möge. Die Frau wird durch Geschenke, besonders von Nahrungsmitteln, von den Eltern erlangt. Der Häuptling hat das ius primae noctis. Die Heirat wird mit Tanz und Gesang gefeiert. Sobald das Kind zu sitzen vermag, wird es mit der Abkochung gewisser Kräuter bespritzt (also eine Art Taufe) und erhält einen Namen von seinen Vorvätern. Die Namen sind verschieden für die beiden Geschlechter.

3. Zu den abschreckendsten Menschen, die Martius antraf, gehören die Miranhas (Umherschweifende) am rechten Ufer des Japurá, die nichts als

[1] Ebd. 1071. [2] Ebd. 1076.

[3] Zitiert bei Koch-Grünberg, Zum Animismus der südamerikanischen Indianer, Leiden 1900, 57.

[4] Spix und Martius a. a. O. 1182.

Krieg, Raub und Menschenjagden zu kennen scheinen[1]. Sie sind eine kräftige und wohlgebaute Rasse, gürten sich die Lenden mit einem Bande, das noch zwischen den beiden Schenkeln durchgezogen wird. Ihre Hütten liegen weit ab voneinander durch den Wald zerstreut, sind groß und geräumig, so daß sie gewöhnlich mehrere Familien beherbergen können. Sie sind viereckig, mit einem Giebeldach, aus Balken und Latten leicht gezimmert und an den Wänden mit Latten und Palmwedeln bekleidet. Die Hängematten jeder Familie hängen vom Umkreise der Hütte gegen die einzelnen Feuerstellen hin. Sie werden in so großer Menge verfertigt, daß sie von hier aus durch die ganze Provinz von Rio Negro, ja sogar nach Para ausgeführt werden können. Obgleich aber die Frauen anhaltend mit diesem zierlichsten Teil ihres Haushaltes beschäftigt sind und auch andere künstliche Flechtarbeiten verfertigen können, so haben sie doch nie daran gedacht, sich selbst Kleider zu machen. Sie erscheinen immer im Gewande der Unschuld, jedoch, was ihnen statt der Kleidung gilt, sorgfältig bemalt. Diese Nacktheit fiel mir um so mehr auf, als ich doch bei diesem Geschlechte manche bessere Regungen zu bemerken glaubte. Während die Männer dem liederlichen Nichtstun ergeben waren, sah man die Weiber ohne Unterlaß und unermüdet tätig; und selbst eine reinere Gutmütigkeit tat sich in der unverdrossenen Bemühung, uns mit besserer Kost zu versehen, und durch Teilnahme an unserer Krankheit kund[2].

Außer der Beschäftigung mit Flechtarbeit, dem Anbau von Mandioka und der Bereitung von Mehl und Kuchen hatten die Frauen kleine Pflanzungen von Baumwolle, deren Fäden sie an der Spindel drehten und mit mancherlei Pflanzensäften färbten.

Die Männer sind sehr wild und äußerst eifersüchtig auf ihre Frauen. Martius warnte seine Leute vor jedem Streit und befahl ihnen, sich nur in Begleitung der Männer zu den in der Küche und den benachbarten Schuppen arbeitenden Weibern zu verfügen, da deren Schritte von ihren Eheherren eifersüchtig beobachtet würden. Die Miranhas sind Menschenfresser; selbst Joao Manuel, der Häuptling (Tubixava), und seine Frau, die er erst neulich statt der verstoßenen aufgenommen hatte, leugneten nicht, öfters als einmal Menschenfleisch gegessen zu haben. Martius ließ den Tubixava über die Ursachen der Anthropophagie in seinem Stamme fragen. Dieser antwortete: „Ihr Weißen esset weder Krokodile noch Affen, obwohl sie wohlschmecken; hättet ihr weniger Schildkröten und Schweine, so wäret ihr gewiß hierauf verfallen, denn der Hunger tut weh. Dies alles ist nur Gewohnheit. Wenn ich den Feind erschlagen habe, ist es wohl besser, ihn zu essen als verderben zu lassen. Das Schlimmste ist nicht das Gefressenwerden, sondern der Tod, und bin ich erschlagen, so ist es dasselbe, ob der Umaua (ein Stamm, mit dem die Miranha beständig im Krieg leben) mich frißt oder nicht. Ich wüßte aber kein Wild, das besser schmeckte als jener; freilich, ihr Weiße seid zu sauer." In dieser Antwort lag der Gedanke, daß der Indianer von einem Feinde ganz wie ein Wild behandelt werden könne. Auf die Frage, ob sie auch Gefangene fressen, antwortete der Tubixava: „Einen Gefangenen zu fressen, den ich verkaufen kann, wäre ja unklug; Brannt-

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien III 1242 ff. [2] Ebd. 1247.

wein schmeckt besser als Blut; aber den Umaua, der sich selbst eher aushungert als an die Weißen verhandeln läßt und der uns so viele gefressen hat, bringen wir lieber gleich um." [1] Trotz dieses wilden Charakters der Miranha fehlte es den Reisenden nicht „an Beweisen gutmütiger Teilnahme von seiten dieser Menschenfresser und seiner Horde, besonders da wir vom Fieber gepeinigt wurden".

„Von Menschenopfern, als Sühne dem böſen Geiſte dargebracht (einen guten kennt der Miranha nicht), fand ich keine Spur." [2] Der Behauptung, daß die Miranhas an keinen guten Geist glauben, steht der schon früher (S. 76) angeführte Bericht des Missionärs Giordano entgegen, der den Glauben dieser Indianer an Tupana und Jurupary bezeugt.

An einem Felsen oberhalb der Mündung des Japurá machten die Indianer v. Martius auf Skulpturen aufmerksam, die u. a. auch fünf Menschenköpfe darstellten und so verwittert waren, daß sie auf ein hohes Alter zurückzudeuten schienen. Die Indianer (keine Miranhas) näherten sich dem Felsen ehrfurchtsvoll, fuhren den leicht eingegrabenen Figuren mit dem Zeigefinger nach, indem sie ausriefen: Tupana, Tupana (Gott) [3]. Wir erwähnen dies, weil es den Glauben dieser Indianer an Tupana bezeugt.

4. Wir haben schon bei Besprechung der Muras das kriegerische Volk der Mundrucus am linken Ufer des Tapajoz erwähnt. Bis vor 20 Jahren, schreiben Spix und Martius [4], machten sie viele Anfälle gegen die Portugiesen; heute sind sie durch Geschenke und wohlwollende Behandlung den Ansiedlern befreundet geworden und helfen ihnen die Macht der räuberischen Muras brechen. Das Übergewicht, das sie sich dadurch erworben, ist so groß, daß jetzt die Muras ihnen überall furchtsam aus dem Wege gehen.

Vor dem Jahre 1770 waren die Mundrucus (Mundurucus, Mandrucüs) kaum dem Namen nach bekannt. Sowohl viele Tupiworte in ihrer Sprache als auch manche Züge in ihren Sitten machen es wahrscheinlich, daß sie zu dem Tupivolke gehörten. Die noch nicht aldeisierten (in festen Niederlassungen ansässigen) Mundrucus bewohnen nach Spix und Martius [5] große offene Hütten, in denen mehrere Familien zusammenleben. Nach Macht und Ansehen nimmt jeder Mann mehrere Frauen; er hängt in der ihm zustehenden Abteilung des Rancho seine Hängematte neben der der ältesten Frau auf, die im Haushalte zwar nicht gleich der Favoritin, aber als oberste Haushälterin waltet und oft selbst ihm jüngere Weiber zuführt. Eifersucht und Hader sind die Folgen dieser hier stärker als bei andern Stämmen entwickelten Polygamie. Wie die Kariben und die alten Tupis haben die männlichen Mundrucus die Sitte, sich bei der Geburt eines Kindes mehrere Wochen lang in die Hängematte zu legen und die Pflege der Wöchnerin sowie die Besuche der Nachbarn entgegenzunehmen, denn nur dem Vater wird das Kind zugeschrieben; die Tätigkeit der Mutter bei der Zeugung wird mit der des Bodens, der die Saat empfängt, verglichen. Bald nach der Geburt erhält der Säugling einen Namen nach einem Tier oder einer Pflanze; diesen wechselt er während seines Lebens mehrmals, sobald er

[1] Ebd. 1249 Anm. [2] Ebd. 1250. [3] Ebd. 1257. [4] Ebd. 1069.
[5] Ebd. 1339.

eine Heldentat im Krieg oder auf der Jagd verrichtet hat. So geschieht es, daß eine Person nacheinander fünf oder sechs Namen annimmt.

Der Sohn bildet, sobald er mannbar geworden, eine eigene Familie, indem er ein Weib nimmt, das ihm entweder in der Jugend bestimmt worden oder das er sich durch mehrjährige Dienste im Hause des Schwiegervaters erworben. Nach dem Tode eines Mannes muß dessen Bruder die Witwe und der Bruder der Witwe muß deren mannbare Tochter heiraten, wenn sich kein anderer Bräutigam findet. Gewisse Verwandtschaftsgrade, z. B. zwischen väterlichem Oheim und Nichte, gestatten keine eheliche Verbindung.

Sobald ein Todesfall eintritt, trauern die weiblichen Verwandten der Mundrucus, indem sie die sonst langen Haare abschneiden, das Gesicht schwarz färben und ein Klagegeheul längere Zeit fortsetzen. Der Leichnam wird innerhalb der Hütte in einer Hängematte begraben, und zwar, wie Coudreau[1] berichtet, in hockender Stellung und unter Beigabe seiner Waffen, seines Federschmuckes und einiger kleineren Gegenstände. Zur Ehre des Verstorbenen werden nun Trinkgelage gehalten, die um so länger dauern, je mächtiger er gewesen. Wenn Martius hinzufügt: „An Unsterblichkeit glaubt der Mundrucu nicht", so darf man angesichts der Totenfeierlichkeiten wohl diese Behauptung als unrichtig bezeichnen.

„Die einzige Spur eines höheren Glaubens finde ich in der Sprache, welche ein Wort (Getüut) für Gott und ein anderes (Cäuschi) für Teufel hat. Auch bei ihnen ist der Paje eine mächtige und gefürchtete Person; er wird als Verwandter des Teufels oder als Inspirierter gedacht."[2]

Fünftes Kapitel.

Die Eingebornen Südbrasiliens.

1. Die Botokuden.

Es werden heute in Brasilien unter dem Namen Botokuden verschiedene Indianerstämme zusammengefaßt, die unter sich in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen und auch örtlich weit voneinander getrennt leben[3]. Wir verstehen hier unter Botokuden nur vier miteinander verwandte Indianerstämme: die Kamakans, die Botokuden, die Patajos und die Mangoios, die in der Provinz Bahia und besonders in der Provinz Minas Geraes in den Küstengebirgen zwischen den Flüssen Rio Pardo und Rio Doce wohnen. Der Hauptstamm sind die eigentlichen Botokuden, die ihren Namen von dem portugiesischen botoque (Spundloch) haben, weil sie eine Holzscheibe bis zu 10 cm Durchmesser in der durchbohrten Unterlippe tragen, was ihnen ein häßliches Aussehen verleiht.

Nach Fr. v. Hellwald[4] genießen die Botokuden „den traurigen Vorrang, unter den brasilianischen Wilden die allerniedrigste Stufe einzunehmen". Auch

[1] Voyage au Tapajoz, Paris 1897, 127.

[2] Spix und Martius, Reise in Brasilien III 1340.

[3] Vgl. G. v. Koenigswald, Die Botokuden in Südbrasilien, im Globus XCIII 1908) 37 ff.

[4] Naturgeschichte des Menschen I 443.

O. Peschel[1] meint: „Unter allen Bewohnern der Erde stehen vielleicht die Botokuden Brasiliens dem Urzustand am nächsten." Beide Schriftsteller behaupten, die Botokuden gingen vollständig nackt. Dagegen sagt Fr. Ratzel[2] von den südamerikanischen Wilden: „Ebensowenig wie sonst in der ganzen Welt gibt es hier Stämme, die gewohnheitsmäßig ganz nackt gehen, wenn auch bei den Kariben Guayanas nur ein kleiner Kürbis als Penishülle und bei den Waldstämmen Brasiliens ein Suspensorium als Rest erhalten geblieben ist oder sogar bloß der Gürtel, woran es befestigt wird. Eine futteralartige Hülle aus Baumwolle, bei den Botokuden und Otomaken aus Flechtwerk, findet sich sonst mindestens." Die Schamhülle, deren sich die Botokuden bedienen, heißt Giukanu[3]. Sie besitzen auch ein Wort für Schamröte (hä-rang). J. J. v. Tschudi[4] traf bei einem Besuch der Botokuden in einem Rancho beim Mucuryfluß „einen Teil von ihnen ganz nackend, mehrere hatten einzelne Kleiderfetzen umgehängt. Eine Indianerin, die bei ihnen war, ein verheiratetes Mädchen von 9 bis 10 Jahren, trug ein kurzes, vorn ganz aufgeschlitztes Hemdchen".

Die zuverlässigsten Nachrichten über die sittlichen und religiösen Anschauungen der Botokuden besitzen wir von P. Ludwig von Livorno O. C., der sich 20 Jahre bei diesen Wilden aufgehalten und dessen Angaben P. Samuel de Lodi in einem Briefe vom 16. März 1845 veröffentlicht hat[5]. Jagd, Fischfang, wilde Früchte und einige Wurzeln liefern ihnen den notwendigen Lebensunterhalt. Sie essen zu jeder Stunde, wenn sie etwas haben, und nehmen mehr oder weniger Nahrung zu sich, je nach dem Vorrat, den sie zusammengebracht haben, ohne je etwas für den folgenden Tag aufzusparen. Fast beständig sind sie am Herumziehen; selten bleiben sie mehr als einige Tage an demselben Ort. Wenn sie sich an einem Ort für kurze Zeit niederlassen, bauen sie flüchtig eine ganz primitive Hütte aus Laubwerk, die Schutz gegen den Regen bietet. Alle ihre Gewohnheiten vererben sich unverändert von einem Geschlecht auf das andere. Die Söhne ahmen den Vater und die Töchter die Mutter nach, darin besteht ihre ganze Erziehung.

Nach Fr. v. Hellwald[6] leben die Botokuden in Polygamie „oder richtiger in Weibergemeinschaft". Das ist eine Übertreibung. Wohl leben die Botokuden in Polygamie und die Ehescheidung ist sehr leicht. Der schwierige Charakter der Frau, ihre Unfruchtbarkeit oder eine habituelle Krankheit berechtigen zur Ehescheidung. Aber sieht es denn in dieser Beziehung bei gewissen zivilisierten Völkern besser aus? „Die Botokuden", sagt d'Orbigny, „kennen und

---

[1] Völkerkunde[5] 148. [2] Völkerkunde I[2] (1894) 496—497.

[3] Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—1817 II (Oktavausgabe), Frankfurt a. M. 1820, 10.

[4] Reisen durch Südamerika II (1866) 218.

[5] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 414 ff. Vgl. auch Anthropos VII (1912) 948 ff. Ebd. 955 veröffentlicht der Anthropos „zum erstenmal" einen „Bericht des P. Ludovico Liorne" aus der Nationalbibliothek von Rio de Janeiro. Dieser Liorne ist wohl kein anderer als der P. Ludovico de Livorno, dessen Angaben im wesentlichen P. Samuel de Lodi schon veröffentlicht hat. Doch bringt dieser schriftliche Bericht einige Zusätze.

[6] A. a. O. I 443.

achten das Familienband." Nach P. Ludwig von Livorno sehen sie die Ehe als einen Vertrag an, zu dem die gegenseitige Einwilligung und Genehmigung der Eltern ausreicht. „Den Ehebruch verabscheuen sie, und jede eines solchen Verbrechens überführte Frau wird streng bestraft; zuweilen wird sie an einen Baum geheftet, und der Mann rächt selber das ihm zugefügte Unrecht, indem er sie mit Pfeilen umbringt." [1]

„Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, zieht sie sich an das Ufer eines einsamen Flusses zurück, um darin das neugeborne Kind sofort baden zu können. Die Erinnerung hieran wird später durch ein religiöses Band den jungen Indianer an diese seine erste Wiege knüpfen; der Fluß wird für ihn ein geheiligtes Gewässer und der Gegenstand der innigsten Verehrung sein; selten wird er sich von diesen Ufern entfernen, und wenn dies einmal vorkommt, wird er mit neuer Liebe dahin zurückkehren; er glaubt sogar, seine geschwächte Kraft neu beleben zu können, so oft er an dieser Quelle trinkt, an der er von Kindheit auf seinen Durst gelöscht hat. — Wie alle Wilden wachen diejenigen der Provinz Bahia äußerst eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit. Eine eigentliche Obrigkeit mit Gesetzen und geordneter Verwaltung gibt es nicht. Jeder ist sein eigener Oberer und Herr seiner Handlungen. Die einzige Autorität, die sie anerkennen, ist das Alter; und selbst die Unterwerfung unter den gewählten Greis ist eine freiwillige, die jeden Zwang ausschließt. Zur Zeit des Krieges wählen sie ein Haupt, dessen Macht aber bei Beendigung des Feldzuges erlischt." [2]

Die Wildheit und Grausamkeit der Botokuden ist stark übertrieben worden. Zum Teil handelte es sich um Repressalien gegen die Grausamkeit der Fremden. Es wurde von den Portugiesen ein förmlicher Vernichtungskampf gegen sie unternommen, ja sogar das Blatterngift hinterlistig unter ihnen verbreitet [3]. „Untereinander führen sie selten Kriege, und diese haben ihren Grund nie in Eroberungs- oder Beutesucht; zuweilen wird der Krieg durch eine persönliche Injurie oder durch eine Verletzung des Eigentumsrechts entfacht." Die Nutzung der Jagdreviere ist nämlich, wie schon Prinz zu Wied berichtet, nur den Eigentümern gestattet [4], und Wildfrevel wird durch eine Art Zweikampf entschieden oder es kommt zum Kriege. „Wenn z. B. ein Fremder", schreibt P. de Lodi, „im Jagdrevier eines andern Stammes jagt, so erklärt der beleidigte Stamm den Krieg, und zwar in folgender Weise. Der Indianer, der sich zu einer Klage berechtigt glaubt, legt einen Pfeil quer über den Weg, auf dem der Fremde vorbeigehen muß. Dieser erkennt daran, daß sein Fehler entdeckt ist, er zieht seinen Stamm zu Rate, um zu erfahren, ob er Genugtuung leisten oder den Krieg annehmen soll. Entscheidet man sich für den Frieden, so wird ein zweiter Pfeil parallel neben den gelegt, den der Schuldige angetroffen hat; nehmen dagegen die Indianer den Kampf an, so legen sie ihren Pfeil so neben den vorgefundenen Pfeil, daß die Spitzen einander zugekehrt sind. Der beleidigte Wilde kommt nun seinerseits, um die Pfeile zu beobachten. Erkennt er, daß die Gegner den Frieden wollen, so wird keine Wiedervergeltung

[1] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 415. [2] Ebd. 416.

[3] Vgl. v. Tschudi, Reisen in Brasilien II 262; Journal of the Anthropological Institute of Great Britain XIII (1883) 205.

[4] Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien II 42.

geübt; wollen sie aber Krieg, so rüstet man sich sofort zu demselben oder sucht, wenn man an Zahl zu schwach ist, Bundesgenossen. Die Frauen folgen ihren Männern in den Kampf, teils um die Pfeile zu tragen, teils um die von den Feinden abgeschossenen Pfeile zu sammeln; einige mischen sich in der Gefahr mitten unter die Krieger und handhaben den Bogen ebenso gewandt wie die Männer. Mit Ausnahme der alten und stillenden ziehen alle Frauen mit in die Schlacht[1].

Diese Wilden essen zuweilen Menschenfleisch, „nicht aus roher Wildheit, sondern — was unglaublich scheinen wird — aus einem Gefühl übertriebener Zärtlichkeit. Vor kurzem aß eine Mutter ihr Kind, das der Tod ihr entrissen hatte, sei es, daß sie sich die Substanz ihres geliebten Kindes einverleiben wollte, sei es, daß sie sich nicht entschließen konnte, das Kind den Würmern in der Erde als Speise zu überliefern. Andere — nämlich die Krieger — verzehren ihre Feinde; sie glauben dadurch ihr Leben gegen die Rache des Toten zu beschützen und sich selbst unverwundbar zu machen gegen die Pfeile aller Stämme“[2]. v. Tschudi[3] schreibt: „Die Botokuden werden zu den Anthropophagen gezählt, und sie sind in der Tat Menschenfresser, aber nicht in der grausamen, blutdürstigen Bedeutung, die man gewöhnlich mit diesem Begriffe verbindet, sondern aus unersättlichem Heißhunger und aus Rache. Ich glaube nicht, daß sie einen Feind erschlagen, um ihn zu fressen, sondern daß sie einen erschlagenen Feind auffressen, weil er ihnen gerade eine gelegene und bequeme Nahrung darbietet und sie überhaupt alles fressen, was sie nur verdauen können.“

Nach Ludwig von Livorno hängt diese sonderbare Behandlung der Toten zweifellos mit der Idee zusammen, welche sich die Botokuden vom Zustand der Seele im andern Leben gebildet haben. Er berichtet folgende Tatsache: Einst hörte er in der Nacht gegen 10 Uhr ein verworrenes und wildes Schreien und Lärmen. Der Himmel war ganz heiter, die Sterne funkelten am wolkenlosen Himmel, nur der Mond war verdunkelt. Als der Missionär herauskam, fand er einen Trupp Kamakans, der in großer Aufregung und Angst schleunige Vorbereitungen zur Verteidigung traf. Als der Missionär sie fragte, worum es sich denn handle, antworteten sie: „Wie? siehst du denn nicht an der Dunkelheit des Mondes das Unglück, das uns droht? Auf diesem Gestirn kommen die von den Leibern getrennten Seelen zusammen, heute sind sie in so großer Zahl dort, daß ihre Menge die Mondscheibe ganz verdeckt. Wer weiß, ob Ueggiahara (das höchste Wesen) sie nicht zu uns zurückschicken wird, um dem Mond seinen Glanz wiederzugeben? Dann werden diese Geister wieder in die Leiber der Tiger, der giftigen Schlangen und wilden Tiere eingehen, um die Lebenden zu verzehren.“[4] Der Missionär hatte große Mühe, sie von ihrem Irrtum zu überzeugen.

„Unsere Indianer haben eine große Ehrfurcht gegen die Toten und begraben sie mit allen Zeichen tiefen Schmerzes. Wenn ein Glied des Stammes gestorben, so setzt sich sein nächster Verwandter weinend in seine Nähe und drückt

---

[1] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 416—417.
[2] Ebd. 418. [3] Reisen durch Südamerika II 280.
[4] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 418.

ihm all die Gefühle aus, welche der Schmerz Liebenden einzuflößen pflegt. Ist seine Trauerzeit um, so wird er durch einen andern ersetzt, der dasselbe tut, und der Reihe nach kommen die übrigen, um ihrem Schmerz unter Tränen Ausdruck zu verleihen. Das dauert 6—7 Stunden. Während dieser Zeit bereitet man den Sarg, den man mit Blättern zudeckt, nachdem man die Leiche hineingelegt hat. Nun wird der Sarg in Prozession zum Begräbnisplatz getragen, wo man ihn sanft und schweigend niederlegt. Einer der Verwandten hält bewaffnet die ganze Nacht Wache, um die wilden Tiere fernzuhalten. Diese Totenwache wird 9—10 Tage lang fortgesetzt. Inzwischen kommt fast immer ein Freund des Verstorbenen, um mit der Wache am Grabe zu klagen und sich mit der Seele des Toten zu unterhalten, von der man annimmt, daß sie unsichtbar gegenwärtig sei und sich nur wenig von dem Leib entferne, den sie beseelte." [1]

„Die Religion der Botokuden", sagt v. Tschudi[2], „wenn überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, beschränkt sich ausschließlich auf den Glauben an einen bösen Dämon, Nian-ton, dem sie alles Übel, was sie trifft, Donner, Blitz usw. zuschreiben. Sie fürchten ihn, ohne ihm durch irgend eine Zeremonie Kultus zu erweisen. Von einem guten Geiste, im Gegensatz zum Nian-ton, machen sie sich durchaus keine Vorstellung." Das letztere wird durch das Zeugnis der Missionäre widerlegt. P. Ludwig von Livorno schreibt: „Die wilden Camacães . . . anerkennen beim Anblick der leuchtenden Gestirne des Firmaments, daß es ein unsichtbares Wesen gibt, das sie beherrscht und ihre periodischen Drehungen und Bewegungen leitet. Sie nennen es in ihrer Sprache Gueggiahara, was in unserer Sprache höchstes Wesen bedeutet." [3] Nach dem Brief des P. Samuel de Lodi lautet der Name des höchsten Wesens der Botokuden Ueggiahara, und man nimmt von ihm an, daß ihm die Seelen der Verstorbenen unterstehen, da er sie zuweilen vom Mond auf die Erde zurückschickt.

Prinz zu Wied bezeugt, daß die Botokuden nicht nur an böse, sondern auch an gute Geister glauben. Die bösen Geister heißen Jauchus, sie zerfallen in obere und untere Dämonen. Tipapakijin ist der große Jauchu. Obwohl nicht klar ist, wie sich diese Geister zu den Geistern der Verstorbenen verhalten, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß dieselben lauter Seelen der Verstorbenen seien, namentlich gilt dies von dem großen Jauchu.

Hören wir jetzt noch, was P. Ludwig von Livorno weiter über die Botokuden (Caimacães) berichtet: „Sie sind infolge ihres ungebildeten Verstandes nicht imstande, in diesem höchsten Wesen die Eigenschaften zu erfassen, die es

---

[1] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 419. Nach Ehrenreich (Über die Botokuden, in der Zeitschrift für Ethnologie XIX [1887]) nennen die Botokuden die Seele Ntso (Geist, Gespenst). Sie verläßt nach dem Tode den Körper und geht um.

[2] Reisen in Südamerika II 282—283.

[3] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 419. Nach Aug. St-Hilaire (zitiert bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker III 447) sollen die Botokuden das höchste Wesen Tupan nennen. Wahrscheinlich redet St-Hilaire von einer andern Völkerschaft, die auch Botokuden genannt wurden.

der Anbetung würdig machen. Daher kommt es, daß es bei ihnen keinen Kult und keine Religion[1] gibt. Sie wissen auch, daß dieser Gott alle sinnlichen Erscheinungen sieht. Da sie aber von diesem göttlichen Wesen nur eine konfuse Idee haben, so empfindet ihr roher Geist für dasselbe nur ein materielles Gefühl augenblicklicher Bewunderung und nichts mehr. — Sie nehmen die Unsterblichkeit der Seele an und meinen, diese ziehe nicht gleich nach der Trennung vom Leibe, sondern erst nach der vollständigen Verwesung des Leibes fort. Sie glauben, daß die vom Leibe befreiten Seelen in den Wäldern umherstreifen, den Unterhaltungen und Tänzen beiwohnen und Zeugen ihrer Handlungen sind; daß sie durch die Atmosphäre und den Raum zwischen der Erde und dem Mond durchfliegen; den Mond betrachten sie als die ausschließliche Wohnung der Seelen der Verstorbenen und den Ort ihrer Ruhe."

„Sie halten die Mondfinsternis für ein sicheres Zeichen des Unwillens dieser selben Seelen wegen eines Verbrechens, das einer der Ihrigen (der Camacães) begangen hat; und solange der Planet nicht wieder erscheint, verstecken sie sich und bereiten sich zur Verteidigung gegen die wilden Tiere, die, wie sie sagen, von einer in diese Tiere einkehrenden Seele gegen sie getrieben werden, um durch Bisse und Verwüstung die begangene Missetat zu rächen."

Beim Tode eines Stammesgliedes versammeln sich alle, und sobald der Tod eingetreten, verleiht der nächste Verwandte unter Tränen den Gefühlen des Schmerzes Ausdruck. Dann fangen alle andern an, in gleicher Weise zu weinen, und das dauert bis zum Begräbnis. Das Grab besteht in einer mit Stäben und Blättern belegten Grube. Die Leiche wird in einen ausgehöhlten und mit Rinde zugedeckten Baumstamm gelegt und in das Grab gesenkt, dann wird das Grab mit Erde zugefüllt.

„Sie leben in Polygamie, aber heiraten nie Geschwister oder Geschwisterkinder. Der Diebstahl, die Verleumdung, der Mord und der Ehebruch gelten als große Verbrechen, die sie als solche verurteilen und selbst rächen oder auch verzeihen. Sie leben ohne Gewissensbisse, denn sie wissen nicht, daß es einen Gott gibt, der ein gerechter Vergelter ist; deshalb kennen sie keine Strafen, keine Opfer und keine Sühne. Sie (die Männer?) gehen ganz nackt; ihre Nahrung besteht in dem Ertrag der Jagd und des Fischfangs, in Bataten, Honig und andern wilden Früchten, an denen in den Wäldern Überfluß ist. In diesem rohen Zustand, in dem sie leben, sind sie jedoch nicht alles Lichtes beraubt und haben genügende Erkenntnis, um das Gute und Böse und die Grundsätze des Naturgesetzes zu unterscheiden. Denen, welche diesem Lichte und diesen Grundsätzen gehorchen, hat Gott seine Gunst zugewendet, indem er ihnen einen Missionär zu ihrem Unterricht sandte, wie der hl. Thomas lehrt. Und viele unter ihnen, mehr als 200, sind von mir selbst getauft worden."[2]

Den Charakter der Botokuden beurteilt Prinz zu Wied[3] nicht ungünstig: sie sind roh und leidenschaftlich, aber offen und heiter; sie vergessen gute Behandlung nicht leicht, sondern zeigen sich treu und anhänglich. Er sah einst

---

[1] D. h. Gottesverehrung.
[2] Anthropos VII (1912) 956.
[3] Reise nach Brasilien II 16.

einen jungen Mann, der seinen blinden Vater herumtrug, ohne ihn einen einzigen Augenblick allein zu lassen, was gewiß ein Zeichen großer kindlicher Liebe ist. Die Begriffe „wahr" oder „sittlich gut" werden von den Botokuden oft negativ ausgedrückt. So heißt Njinkäk ein Spitzbube oder Dieb, Njinkäk-amnup ein braver Mann (kein Spitzbub), Japawin bedeutet lügenhaft oder eine Lüge, Japawin-amnup dagegen wahr[1].

2. Die Bororos.

Der heutige Wohnort der Bororos ist das Quellgebiet des Flusses São Lourenço in Matto Grosso. Der Sage nach stammt dieses Volk von den Tupis ab. Vor uralter Zeit gelangte ein Krieger aus dem Stamm der Tupis, mit Namen Bororo, mit seinem Weib und vier Söhnen nach Matto Grosso, wo sie sich zu einem zahlreichen Stamm entwickelten, der mit den Cayapos und Parecis blutige Kämpfe zu bestehen hatte. Da sie ungenügende Waffen hatten, baten sie ihren Zauberpriester (bare, bairi) Meriuco, er möchte sich an die Götter Bope, Mareba und Tupa wenden, damit diese ihnen in ihrer Unwissenheit bezüglich der Verteidigungswaffen zu Hilfe kämen. In einer Erscheinung sollen nun Bope und Tupa-dogue die versammelten Bororos belehrt haben, daß die Feuerwaffen wohl für die Weißen oder Zivilisierten, aber nicht für die Wilden passend seien, für diese paßten nur Bogen und Pfeil[2].

Die Religion der Bororos ist nach dem Salesianermissionär P. Malan ein mit Fanatismus, Materialismus und Spiritismus gemischter Polytheismus. Bevor die Mareba, Bope und Tupa ihnen erschienen waren, führten die ersten Bororos ein vollkommenes und regelmäßiges Leben, sie dienten, wie ihr Hauptbari versichert, einem Wesen, das ihnen ganz unbekannt war. Ihre Nachkommen aber wollten ein freies, den Leidenschaften entsprechendes Leben führen, wichen von den Überlieferungen der Ahnen ab, überließen sich den Ausschweifungen und verdunkelten so das Licht ihrer natürlichen Vernunft und wurden die Sklaven ihrer niedrigen Triebe. Da sie ohne Religion und ohne Vergnügen nicht leben konnten, so versammelten sie sich unter dem Vorsitz von sechs angesehenen Männern, um über die Religion zu beratschlagen; aber diese Männer erklärten, sie könnten nichts über die Religion bestimmen, wenn man sie nicht allein lasse. Dies geschah. Nun erschienen Tupa, Mareba und Bope den sechs Männern, trugen sie in den Himmel und lehrten sie die Religion, die sie dem Volke übermitteln sollten. Die sechs Männer, die ersten Bari (Priester) der Bororos, lehrten nun das Volk folgende Religion[3].

Im Himmel sind drei Geister, unsere Schutzherren: Tupa, Mareba und Bope, und ein vierter Geist von niederem Range, der uns gut gesinnt ist: nämlich Hayge. Unsere Ureltern leben im Schoße der Erde, und dorthin werden die gewöhnlichen Bororos gelangen, während die Bari mit ihren Frauen in den Himmel eingehen. Tupa, Mareba, Bope und die Seelen der Bororos er-

[1] Prinz zu Wied, Reise nach Brasilien II 317.

[2] Vgl. La tribu des Bororos. Étude de Dom Antoine Malan, in dem Bulletin Salésien, Organe des Œuvres de Dom Bosco, 29. Jahrg. (1907), 68 ff.

[3] Ebd. 130 ff.

schienen uns Bari und belehrten uns über das, was ihr (die gewöhnlichen Bororos) tun müßt. Sie sagten: „Dort im Himmel existiert ein ‚Wesen', welches wir nicht kennen und dessen Namen wir nicht aussprechen können. Es ist der Häuptling der Seelen der Braides (der Zivilisierten), unserer Feinde. Dieses ‚Unbekannte Wesen' ist sehr mächtig und gut, aber es gehört nicht uns, da es nur die Braides und diejenigen Indianer liebt und schützt, die ihre Religion verleugnen. Diese werden nach dem Tode im Himmel bei den Seelen der Zivilisierten sein. Aber wehe dem Bororo, der daran dächte, ein Braide zu werden. Die Seelen unserer Bari würden nicht säumen, ihn seines Lebens zu berauben, und der Unselige würde nie mehr bei seinem Vater und seiner Mutter ruhen."

Das „Unbekannte Wesen", sagen die Priester ihren Leuten weiter, gehört nicht uns, daher lieben wir es nicht, und kein Bororo darf es lieben. Ihr dürfet nur unsere Götter und die Seelen unserer Väter lieben, wenn ihr nicht die Strafe der Religionsverleugner erleiden wollet. Wir werden ihn als Feind behandeln und töten, und seine Seele wird nie bei denjenigen seiner Väter ruhen. Das „Unbekannte Wesen" gehört nicht uns, da auch unsere Vorfahren, als sie ihm dienten, bevor Tupa, Mareba und Bope erschienen, ein Leben voller Widerwärtigkeiten und Leiden führten. Sie kannten die Annehmlichkeiten erst dann, als sie nach der ihnen von den ersten Bari vorgezeichneten Methode lebten, deren Geist nun in uns und in unsern Mitbrüdern auflebt. In der Urzeit gab es keine Belohnungen oder Strafen und auch keine Krankheiten. Es existierte noch kein Unterschied zwischen guten und schlechten Bopes (Geistern). Damals waren alle bestimmt, zur Herrlichkeit des „Unbekannten Wesens" dadurch zu gelangen, daß sie unter dem Joch seines Dienstes das Leben zubrachten. Man starb nicht, sondern schlief ein, um in dem Himmel zu erwachen. Unsere Götter dagegen bieten uns ein süßes Joch; wir leben wie unsere Väter, und darauf werden wir mit unsern Frauen in die Freuden des Himmels eingehen, und ihr Untertanen werdet zur ewigen Belohnung die Ruhestätte erhalten, an der sich unsere Vorväter erfreuen.

Das „Unbekannte Wesen", erbittert darüber, daß wir uns seiner Herrschaft entzogen, ist die Ursache aller Übel. Wir kennen dieses Wesen nicht, aber wir sehnen uns, es kennen zu lernen und uns den Sitten der Zivilisierten anzupassen, nie jedoch werden wir ihm dienen. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in dieser Auffassung christliche Ideen zum Vorschein kommen. Das gilt namentlich von der Behauptung der Bari: „Während des Friedens im Himmel starb kein Indianer. Allein nach dem Kriege, in welchem die Übermacht des ‚Unbekannten Wesens' den Sieg davontrug, kamen die Kundgebungen unserer Götter (der Teufel), und der Tod fing an, unsere Reihen zu lichten."

Die Kaziken, die Krieger, die Männer und Frauen mit Ausnahme der Bari und der Baregues mit ihren Frauen ziehen alle nach ihrem Tode in den Schoß der Erde. Das „Unbekannte Wesen" hat unsere Götter verpflichtet, uns den Schoß der Erde zu geben, um uns zu prüfen und zu konstatieren, ob wir zu seinem Dienste zurückkehren wollen. Das Innere der Erde ist gut. Wir (die Bari) besuchen sie alle Nächte in unsern Träumen. Dort sind unsere Ahnen, dorthin werden auch wir gehen.

Der Gott Tupa steht den Festgelagen und Libationen vor; er scheint der Hauptgott der Bororos zu sein. Außer den guten Bope und Mareba gibt es auch böse Bope und Mareba, vor denen die Bororos großen Schrecken haben. Die bösen Bope und Mareba treiben die Zivilisierten an, Tadelnswertes zu tun, das bald sehr schlimm wird, und das „Unbekannte Wesen" hat viele Mühe, sie wieder auf den guten Weg zu bringen; die bösen Geister aber werden schnell von den Tupa-dogues (den Seelen der Zivilisierten) gestraft. Die bösen Geister treiben die Indianer an, die Gesetze Tupas, Bopes und Marebas zu übertreten; sie essen sie und strafen sie im andern Leben durch Feuer. Sie nehmen oft die Gestalt von Tieren oder selbst von Bororos an, um die Schuldigen im Namen der Gottheit zu strafen.

Die Götter der Bororos bewohnen zehn Himmel; vier davon sind für die guten Bope und Mareba, vier für die bösen. Der neunte Himmel dient den Baregues (Art Zauberpriester), sie stehen unter der Herrschaft des großen Bari-Moriuro. Im zehnten Himmel wohnt Tupa, am Eingang desselben steht Hayge mit seiner Frau. Daneben gibt es noch einen Himmel des „Unbekannten Wesens", dieses Herrn der Welt. Dieser Himmel ist ungeheuer groß; und er enthält den Himmel der Seelen der Zivilisierten, die dort mit dem „Höchsten Wesen" triumphieren. Der Himmel Tupas ist glänzend, und Tupa wohnt auf einem Thron von hell erleuchteten und mit Sternen besäten Wolken. Die Tupa-dogues wohnen in einem herrlichen Himmel und sind weiser und mächtiger als selbst die Hauptgottheiten Tupa, Bope und Mareba[1].

Unsere Gottheiten, sagen die Bororos, schufen die Tiere, was wir (Christen) von Gott behaupten, nur mit dem Unterschied, daß nach der Meinung der Bororos die von Gott geschaffenen Wesen die Weißen lieben, die von unsern Göttern geschaffenen aber die Indianer.

Wie jemand Bari oder Bairi werden kann. Wenn ein Bororo im Alter von 16 bis 17 Jahren zu überirdischen Dingen eine besondere Neigung fühlt, so ist das ein Zeichen, daß er mit den Göttern in näherer Beziehung steht. Macht er oft Ausflüge zu einem Fluß oder See, wiederholt er hier die von verstorbenen Bairi gelernten Gesänge und kehrt erst spät nach Hause zurück, so teilen das die Kaziken, die ihn beobachten, den Untergebenen mit, welche nun den jungen Bororo zum Oberbairi oder Oberpriester des Stammes erwählen. Er wird oft der Erscheinung der Götter gewürdigt, wandert im Geiste mit ihnen in den Himmel, wo sie ihm allerlei Geheimnisse mitteilen. Ist er zum Oberbairi erwählt, so schwören ihm die Kaziken und die Unterbairi als ihrem Oberhaupte Treue und Hilfe für jede Gelegenheit. Der allmächtige Oberbairi ist dann König, oberster Priester, Gelehrter, oberster Richter und Herr über die Elemente. Er ist beauftragt, die Namen der Neugebornen zu bestimmen; er treibt die bösen Geister aus und heilt die Kranken[2].

Früher offenbarten sich weder die Aroes (die Seelen der verstorbenen Bororos) noch die Götter der Wilden, weshalb sie damals noch nicht an die Unsterblichkeit glaubten, heutzutage aber glauben sie im allgemeinen daran, und das hauptsächlich nach wiederholtem Erscheinen der Aroes. Nach der Philosophie

[1] Bulletin Salésien, 29. Jahrg. (1907), 134. [2] Ebd. 277 ff.

der Bairi scheint ihre Seele materiell zu sein. — Die Unterbairi sind die Ratgeber, Diener, ja selbst die Richter des Oberbairi, und haben ähnliche Vollmachten wie er.

Wenn ein Kind geboren wird, freuen sich die Männer. Der vom Oberbairi ernannte Unterbairi ruft die Dorfbewohner zu einem Fest zusammen. In Prozession unter Gesängen wird das Kind zu einer Art Altar getragen. Dieser besteht aus einer am Boden ausgebreiteten Matte, welche mit Urucu bemalt ist; auf diese werden zwei Kürbisgefäße gestellt, das eine mit roter Urucufarbe, das andere mit schwarzem Pech gefüllt. In der Nähe ist ein kleines Feuer vor zwei gegeneinander aufgestellten Bogen angezündet. Auf dem Bogen befindet sich die Baragara, ein degenartig zugespitztes Instrument, dessen oberes Ende mit Federn geschmückt ist. Am Altare angelangt, legt die Mutter das Kind auf die Matte. Dann stimmt der Bairi prophetische Gesänge über die Zukunft des Neugebornen an, salbt den Körper des Kindes mit Urucu, mischt flüssig gemachtes Pech mit dem Saft der Almexica und reibt mit dieser öligen Masse den Kopf des Kindes ein. Endlich bedeckt er den Körper des Kindes mit weißen, den Kopf mit roten und grünen Federn. Das ist die erste Hälfte dieser Tauffeier; die zweite findet in der Frühe des folgenden Tages statt. Das Kind wird wieder unter dem gleichen Zeremoniell zum Altare getragen und bis zum Sonnenaufgang auf die Matte gelegt. Inzwischen stimmt der Bairi einen Gesang an und beschwört den Mareba, das Kind von allen zukünftigen Übeln zu befreien. Wenn es zu tagen beginnt, ergreift er die Baragara und hält sie wie ein Schwert mit der Spitze nach oben. Dann stimmt er wieder einen andern Gesang an, um die Aroes einzuladen, den neuen Bororo anzuerkennen. Singend schreitet er vor dem Kinde auf und ab, bis die Sonne aufgeht. Hierauf durchbohrt er die Unterlippe, die Ohren und die Nase des Kindes und gibt ihm den Namen des Gegenstandes, auf den seine ersten Blicke fielen. Von diesem Augenblicke ist es ein wahrer Bororo, die Mutter trägt es in aller Eile in ihre Hütte, setzt ihm eine Krone von Scharlachfedern auf das Haupt und zeigt es dann den übrigen Bororos, die es nun als Mitbürger anerkennen[1].

Wenn eine Mutter ihre Tochter verheiraten will, bereitet sie einige Speisen und trägt sie gegen Mittag in das Haus des jungen Mannes, den sie als Bräutigam für ihre Tochter erkoren hat. Gefällt dem Jüngling das Mädchen, so nimmt er die Speisen an und gibt sie seiner Mutter, die sie verkostet. Wenn das Gericht der Mutter gefällt, so ist das ein Zeichen, daß sie in die Heirat einwilligt; weist sie es aber zurück, so ist sie gegen die Verbindung, und die Ehe findet nicht statt, auch wenn das Mädchen dem jungen Manne gefallen würde. Ist die Braut nicht nach dem Geschmack des Jünglings, so nimmt er zwar die Speisen an, gibt sie aber der Mutter mit den Worten: Gib diese Gerichte jener Frau zurück, denn ich kann ihre Tochter nicht zur Frau nehmen. Gefällt die Braut der Mutter des jungen Mannes, aber nicht diesem selbst, so gibt er zwar auf Drängen der Mutter seine Einwilligung, nimmt aber das Mädchen noch nicht zu sich. Die Mutter der zukünftigen Braut muß nun vier

[1] Ebd. 279.

Tage nacheinander Speisen zur Mutter des Jünglings tragen, welche erst am vierten Tage gegessen werden dürfen. Während dieser vier Tage geht der Jüngling jeden Abend spät zur Familie des Mädchens schlafen. Am Morgen steht er so früh auf, daß ihn das Mädchen gar nicht bemerkt. Am Morgen des vierten Tages wartet er, bis das Mädchen aufwacht und ihn dort findet. Dann kehren beide der Familie den Rücken, setzen sich neben ein Feuer, wo die Braut einige Kokosnüsse öffnet und putzt, die sie ihrem Bräutigam anbietet. Dieser ißt sie, und damit sind die beiden Mann und Frau.

Die Ehescheidung ist äußerst leicht. Eine Untreue, eine Unterlassung der ehelichen Pflicht, eine Laune genügt zur Ehescheidung. Ist der Mann die Ursache, so verläßt ihn die Frau, und wenn sie ein kleines Kind hat, tötet sie es einfach. Trägt dagegen die Frau die Schuld, so wird sie vom Manne mitsamt den Kindern fortgejagt; beide können sich dann einen neuen Ehegatten suchen [1].

Die Bairi haben zahlreiche Todesstrafen eingeführt; wer z. B. ein Tier tötet, in welches die bösen Geister einziehen, und es den Raubvögeln überläßt, verfällt der Todesstrafe, wenn nicht der Oberbairi ihn davon befreit; ebenso wird mit dem Tode bestraft, wer die Ratschläge und Anordnungen des Oberbairi nicht befolgt, wer die Geheimnisse seiner Religion verrät, wer die Gottheiten verleugnet ꝛc. Unglaublich ist der tyrannische und grausame Aberglaube, in dem sie — bewußte Betrüger oder Selbstbetrogene — das Volk erhalten. Wenn z. B. bei bestimmten Festen in der Nacht ein Meteorstein mit rotem Schweif vom Himmel fällt, so ist das ein Zeichen, daß ein Indianer von den bösen Geistern gefangen wurde, welche ihn verzehren und die verbrannten Gebeine und das Blut in die Luft streuten. In diesem Fall muß am Morgen der erste beste Wilde, der ein wenig krank scheint, sterben; ohne dieses Opfer würde der Zorn der Götter den ganzen Stamm treffen. Wenn der Bairi im Traum einen Totenkopf oder vergossenes Blut sieht, so muß er am Morgen den ersten Indianer, der mit ihm sprechen wird, töten [2].

Die Krankheiten kommen nach den Bororos alle von den bösen Geistern, die von ihrem Körper Besitz ergreifen. Wird ein tugendhafter Indianer krank, so muß ihn der Bairi um jeden Preis retten; er beschwört die bösen Geister, ruft die Aroes, die Baregues und alle Götter an, damit sie den Teufel aus dem Kranken austreiben. Wenn der Bairi den Kranken haßt, so erwürgt er ihn einfach unter dem Vorwand, daß die Götter sein Leben verlangen; liebt er ihn, so rettet er ihn, weil der Betreffende, wie er sagt, seine früheren Vergehen bereut. Stirbt ein Indianer gegen die Voraussagung der Bairi, so ist es Mareba, der seinen Tod herbeigerufen. Wenn ein schlechter Indianer krank wird, dann werden feierliche Beschwörungen angestellt, zuerst von den Unterbairi, endlich von dem Oberbairi selbst, der dem Kranken seine Verbrechen vorhält, die Teufel zwingt, die Motive anzugeben, weshalb sie von ihm Besitz genommen haben. Sobald er das erfahren, entfernt er sich voll Zorn, und nun kommen die Unterbairi und nach ihnen der Oberbairi, der dem Kranken

[1] Bulletin Salésien, 29. Jahrg. (1907), 279—280. [2] Ebd. 143.

sein Ende ankündigt und die allgemeine Angst und Verwirrung benutzt, um den Kranken zu erwürgen[1].

Über die Begräbniszeremonien sagt unser Gewährsmann nichts. Von andern Reisenden erfahren wir, daß bei der Bestattung eines Bororo der ganze Besitz des Toten verbrannt und in einem pantomimischen Tanz den Verstorbenen, die selbst erscheinen, klar gemacht wird, man habe nichts von ihrem neuen Genossen zurückbehalten, und deshalb habe er künftighin nichts mehr im Dorfe zu suchen. Messer und Beile werden in den Fluß geworfen. Die Knochen des Verstorbenen werden später in einem Korbe weggeschafft. Dann verläßt der Tote das Dorf. Bei dieser Gelegenheit folgen einige junge Leute dem Träger des Knochenkorbes, Schwirrhölzer schwingend und laute Schreckenstöne ausstoßend, um den Totengeist für immer an der Rückkehr ins Dorf zu verhindern[2]. Ein anderer Indianer läuft hinter dem Totengräber her und schleift hinter sich eine breite Straße mit einem Palmblatt, um die Fußspuren zu verwischen und dem Toten die Rückkehr zu erschweren.

Sobald die Seele eines Wilden den Körper verlassen, irrt sie in einsamen Regionen herum. Nachdem die Gebeine des Toten in einem Flußbette niedergelegt worden sind, zieht die Seele sich in ein Gebüsch zurück, von wo sie hervorkommt, um in einen Tiger oder ein anderes Tier einzugehen; wenn dieses Tier getötet wird, zieht sie in die Regionen der Aroes; von dort entfernt sie sich jeden Tag und geht in Papageie, Sperber und andere Vögel über, um sich mit dem in jenen Regionen Fehlenden sättigen zu können; am Abend kehrt sie zur nötigen Ruhe zurück. Unter der Oberfläche der von dem Stamme bewohnten Territorien besteht eine zweite größere Welt. Sie enthält so viele Abteilungen, als Dörfer und Wälder sind. Nach dem Tode gehen die Wilden jeder in seine eigene Abteilung, um dort entweder zu leiden oder glücklich zu sein, je nach seinen Kriegstaten und seinen Kenntnissen, und um dem Tupa, Bope und Mareba zu dienen. Sobald sie ins andere Leben übergegangen, müssen sie die Indianer im Krieg und im Frieden beschützen, ihnen die Zukunft offenbaren und diejenigen mit dem Tode bestrafen, die es unterlassen, sie zu ihren Festen einzuladen usw. Der von den Bororosseelen bewohnte Ort befindet sich im Mittelpunkt der Erde, da ist es licht und hell und herrschen Schönheit und Überfluß. Die, welche schlecht gelebt haben, werden nach ihrem Tode in Schlangen verwandelt und Diener jener Schlange sein, deren Leben sie nachgeahmt haben.

Die Bororos leben meist in Dörfern an einem Fluß oder im dichtesten Urwald; jedes Dorf wird von einem Oberhaupt, dem Aroe-torari oder von einem Bairi geleitet. Die Bevölkerung der Dörfer zerfällt in drei Klassen: die Bairi oder Adeligen, die Paguimigueras, eine Art Bürgerstand, und die Bororos oder das gewöhnliche Volk. Die Bororos teilt man in zwei Kategorien: die Medas oder das Landvolk, und die Paredos oder Soldaten. Die Verwandten sind beisammen unter demselben Dach oder auch getrennt, jeder in seiner kleinen Hütte; die Bairi führen ein gemeinsames Leben und die Kaziken wohnen bei der eigenen Familie, die ihnen in allem untersteht. Die Bairi

[1] Ebd. 144.

[2] Karl von der Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, Berlin 1894, 327. Koch-Grünberg, Zum Animismus der südamerikanischen Indianer 88.

befehlen den älteren Kriegern (taraguedas), die Kaziken führen die jüngeren, die sog. Cheraides, an[1].

In der Mitte des Dorfes erhebt sich die große Zentralhütte (bahyto), welche gleichzeitig als Tempel, Rats- und Parlamentssaal, Versammlungsort, Schlafstelle, Arbeitsraum und Erholungsplatz dient. Hier verrichten die Bairi die rituellen Zeremonien, hier versammeln sich die Krieger, um die alten Waffen auszubessern oder neue anzufertigen.

Die Kaziken sind die Parlamentäre des Stammes, die Kundschafter und die Generäle des Oberbairi. Sie unterweisen die jungen Soldaten in den Kriegsübungen wie in der Jagd und versehen zugleich das Amt eines Vormundes, denn sie beschaffen ihnen die nötigen Lebensmittel und sorgen zur rechten Zeit für eine Braut. Sie leiten auch die Jagden, Tänze usw.

Die Bororos führen ein ziemlich unstätes Nomadenleben. Gehen die Lebensmittel an einem Ort aus, so ziehen sie in eine andere Gegend. Auch genügt, daß ein Zivilisierter sich in der Nähe ihres Dorfes niederlasse, um sie zur Abwanderung zu veranlassen. Am Tage der Abreise stecken sie die Hütten in Brand und ziehen dann in folgender Ordnung ab: in der Mitte gehen die Frauen und Kinder, die Nachhut bildet ein Trupp alter Krieger, zwei Trupps schützen die Flanken, und ein vierter Trupp, aus den Tapfersten bestehend, eröffnet den Zug.

Die Industrie dieser Wilden besteht hauptsächlich im Bearbeiten der Felle, die sie geschickt zu glätten und frisch zu erhalten wissen, bis sich Gelegenheit zum Absatz mit Gewinn darbietet; ferner in der Verfertigung von Bogen und Pfeilen, von Kochtöpfen und andern Hausgeräten, Strohmatten, Körben usw., die sie im Handel gegen Kleider und Werkzeuge umtauschen. Ihre Hütten sind sehr primitiv. Vier um einen Baum aufgepflanzte Pfähle werden oben durch zwei Querstangen miteinander verbunden und mit Palmblättern zugedeckt. Nach unserem Gewährsmann gehen die Leute gewöhnlich ohne Kleider in bloßem Adamskostüm, nur bei festlichen Gelegenheiten sollen sie sich mit einem Gewebe bedecken. Das kann aber kaum wörtlich zu verstehen sein, jedenfalls gilt das nur von den Männern, denn von den Frauen sagt er ausdrücklich, daß sie mit einem Bande die Lenden umgürten.

Hier und da wird im Bahyto, dem Gemeindehaus, ein allgemeines Festessen gehalten, zu dem die Aroes, die Seelen der verstorbenen Bororos, eingeladen werden. Dabei fehlt natürlich der berauschende Palmwein nicht. — Ursachen von Zwist und Streitigkeiten sind gewöhnlich beleidigende Worte, wie Kahlkopf, Krummbein usw. Nach einigen Tagen ladet der Beleidigte den Beleidiger zum Kampfe ein; wenn sich dann der Besiegte nicht entschuldigt, kommt es zum zweitenmal zum Kampf mit dem Wurfspieß; wenn auch diese Probe nicht genügt, greifen sie zu Bogen und Pfeil. Nach der dritten Probe ist der Besiegte gezwungen, in ein anderes Dorf auszuwandern[2].

Weil die Bororos den Übergang der Seelen in andere Körper annehmen, so hat die Jagd nebst dem Zweck des Unterhaltes oft auch den, die in Tiere übergegangenen Seelen zu befreien[3].

---

[1] Salesianische Nachrichten, 17. Jahrg. (1911), 127. [2] Ebd. 129. [3] Ebd. 151.

3. Die Coroados und verwandten Stämme am Rio Xibotó.

Von den Coroadosindianern am Xibotó und den ihnen verwandten Puris und Coropos entwerfen Spix und Martius[1] folgendes Bild, das unter mehr als einer Rücksicht merkwürdig ist. Sie schreiben: „Alle Indianer, welche wir hier von den Stämmen der Puris, Coropos und Coroados zu sehen bekamen, waren voneinander in Körperbau und Gesichtsbildung auffallend wenig unterschieden. . . . Erröten kann der Indianer eigentlich nicht, und jenes Menschliche: Erubescit, salva res est, findet keine Anwendung bei dieser rohen Menschenrasse. Nur nach langem Umgang mit den Weißen und nach erhaltener Bildung bemerkten wir bei den Indianern Farbenwechsel als Ausdruck der Gemütsbewegungen. . . . Das Temperament des Indianers ist beinahe noch unentwickelt und spricht sich als Phlegma aus. . . . Vergangenheit und Zukunft unterscheiden sie beinahe nicht, daher sorgen sie nie für den kommenden Tag. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, Demut, dem Ehrgeiz und überhaupt allen zarten und edlen Regungen, welche die menschliche Gesellschaft zieren, teilnahmlos, verschlossen, versunken in einen Indifferentismus gegen alles, gebraucht der Indianer nichts als seine von Natur aus scharfen Sinne, seine Schlauheit und sein zuverlässiges Gedächtnis, und zwar nur da, wo es Krieg oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angeht. Kalt und träge, selbst in den Familienverhältnissen, folgt er mehr dem tierischen Instinkte, als einer zärtlichen Neigung, und seine Liebe gegen die Frau äußert sich nur in der grausamen Eifersucht, welche, nebst der Rachsucht, die einzige Leidenschaft ist, wodurch seine verkümmerte Seele aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit gerissen werden kann. Schamhaftigkeit ist den Männern nicht eigen, nur die nackten Weiber scheinen sie, wenn sie von Fremden beobachtet werden, durch die Art ihres Ganges zu verraten[2]. Gefühllos für die Reize des Gaumens (!), besonders zur Fleischnahrung geneigt, ist der Indianer im allgemeinen mäßig und folgt ohne bestimmte Zeitordnung nur dem Bedürfnisse, ja hungert oft seiner Bequemlichkeit zu Gefallen; leidenschaftlich ist er dem Trunke seiner Vinhassa oder, wenn er dessen teilhaftig wird, des Branntweins ergeben. Still, folgsam im Dienste der Weißen, hartnäckig ausdauernd in der angewiesenen Arbeit, durch keine Behandlung zum Zorne, wohl aber zu langwieriger Rachsucht reizbar, ist er, wie die Kolonisten sagen, nur geboren, um befehligt zu werden. Weder diebisch noch betrügerisch, und zu nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln und von der Familie abgesondert (?). In der Krankheit von den Kolonisten auch noch so sorgfältig

[1] Reise in Brasilien I 375 ff.

[2] Von den Indianern im Archipel zwischen Para und dem Amazonas berichten Spix und Martius (ebd. 989—990), sie hätten in den offenen Wohnungen die Gestalten der Weiber fast vollkommen nackt gesehen, „aber in jener naiven Schamhaftigkeit des Naturzustandes, welche der Prüderie unserer Zivilisation gegenüber doppelt sittlich erscheint. Man würde diesen einfachen Menschen sehr unrecht tun, schriebe man die Rücksichtslosigkeit, womit sie ihre Kleider fast überall, nur nicht in der Kirche, ablegen, einer Sittenverderbnis zu. Die Hitze des Klimas, Seltenheit und Kostbarkeit der Bekleidung und die Gewohnheit machen sie jenes Bedürfnis fast vergessen".

verpflegt oder überhaupt mit Wohltaten begünstigt, fühlt er während der Genesung nur um so lebhafter seinen nomadischen Instinkt und flieht, aller Dankbarkeit beinahe (!) unfähig, selbst ohne nähere Veranlassung in seine finstern Wälder zurück."

Diese Schilderung enthält Widersprüche. Die Indianer sollen gefühllos sein für die Reize des Gaumens, und dann wird ihre Leidenschaft für die Vinhassa und den Branntwein hervorgehoben; sie haben zu nichts Verlangen als zur Befriedigung ihres Magens, und dann wird ihre Rachsucht, ihre leidenschaftliche Liebe zur Freiheit und zu den heimischen Wäldern geschildert. An einer Stelle sind sie allen Regungen der Dankbarkeit verschlossen, später werden sie als der Dankbarkeit „fast unfähig" hingestellt. Martius behauptet auch, die Indianer seien dem Ehrgeiz fremd, später[1] schildert er, wie sie sich geschmeichelt fühlen, Capitão genannt zu werden. Was wir aber besonders hervorheben möchten, ist folgendes. Die Reisenden haben sich bei den einzelnen Stämmen nur kurze Zeit aufgehalten. Wie war es nun möglich, daß sie in dieser kurzen Zeit die tiefsten und geheimsten Falten des Herzens dieser Wilden durchschauten? Wahrscheinlich haben sie niedergeschrieben, was ihnen die Kolonisten mitteilten. Aber waren diese, die ärgsten Feinde und Bedränger der Indianer, gegen welche diese Haß und Mißtrauen hegen — und wahrlich nicht ohne Grund — die richtigen Gewährsmänner?

Von den Ehen der genannten Indianer (meistens Coroados) sagen Spix und Martius[2]: „Sie leben in einer regellosen Mono- oder Polygamie. Jeder nimmt so viele Weiber, als er Lust hat, ernähren kann und will, und schickt sie wieder weg, sobald es ihm beliebt, welche sich dann einen neuen Mann suchen; doch ist es häufig, daß der Mann nur eine Frau nach der andern hat. Ihre Ehen werden frühzeitig geschlossen, und sind nicht sehr fruchtbar; wir begegneten Müttern von zwanzig Jahren, welche schon vier Kinder hatten, selten aber sahen wir mehr als vier Kinder in einer Familie. Ihre Ehen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen, die einzige Zeremonie ist die Überreichung von Wildbret oder Früchten, welche der Bewerber den Eltern seiner Braut bringt, wodurch er sich stillschweigend anheischig macht, die Frau durch Jagd zu ernähren. Zwischen Vätern und Töchtern, Brüdern und Schwestern haben wir nie ein zweideutiges Verhältnis bemerkt." Aus dieser Schilderung folgt jedenfalls, daß die Indianer keineswegs in regellosem Geschlechtsverkehr leben und der Begriff der Ehe ihnen nicht fehlt, wenn auch die ehelichen Verhältnisse sehr locker sind, was aber auch bei hoch kultivierten Völkern der Fall ist.

Spix und Martius[3] berichten weiter: „Gewisse Stämme der Indianer sind dem Laster der Sodomiterei ergeben." Unwahrscheinlich klingt die Behauptung nicht, aber da nur von „gewissen Stämmen" die Rede ist, so liegt die Vermutung nahe, daß die Reisenden nur nach dem Hörensagen berichten. „Während der Mann sich bloß mit Jagd, Krieg und der Bereitung seiner Waffen beschäftigt, liegt den Weibern alle Sorge für das Hauswesen ob. Sie pflanzen und ernten, wenn diese Art von Kultur bei ihnen schon eingeführt

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien I 380. [2] Ebd. 380—381.
[3] Ebd. 381.

ist; sie suchen Bataten und Früchte im Wald für die Haushaltung und besorgen den nötigen Hausrat an irdenen Geschirren und an Flechtarbeit. Die Weiber sind im allgemeinen die Sklavinnen der Männer und müssen sich bei dem nomadischen Umherziehen mit allem Nötigen wie Lasttiere bepacken, ja selbst das von den Männern erlegte Wild aus dem Wald abholen. Sobald sich das Weib sichtbar in andern Umständen befindet oder geboren hat, zieht sich der Mann zurück. Die Diät wird noch vor der Niederkunft genau geregelt; Mann und Frau enthalten sich eine Zeitlang des Fleisches gewisser Tiere und leben vorzüglich von Fischen und Früchten. „Sobald der Moment der Geburt eintreten will, begibt sich die Frau in den Wald und gebiert hier vor dem Mondlicht verborgen, meistens ohne alle Beihilfe. . . . Die Wöchnerin geht nach der Geburt sogleich in den Bach, wäscht sich und das Kind, und besorgt hierauf wie vorher ihre häuslichen Geschäfte." Die Sitte der Cuvade soll bei diesen Indianern nicht vorkommen. Kind und Mutter werden nach einiger Zeit durch den Mund des Pajé (Zauberpriesters) mit einer Art Tabak angeräuchert, wobei oft die Nachbarn zu Trinkgelagen und tumultuarischen Tänzen versammelt sind. „Die Säuglinge werden besonders gegen den Mond, der Krankheiten verursachen soll, geschützt. Oft bis in das fünfte Jahr gibt die Mutter die Brust; übrigens wächst das Kind, vom Vater gar nicht (?), von der Mutter instinktartig geliebt, jedoch wenig gepflegt auf." [1] Aber der Umstand, daß sie die Kinder bis ins fünfte Jahr stillt, beweist doch, daß sie die Kinder nach ihren Begriffen sorgfältig pflegt. Das zeigt auch, was folgt. „Solange es (das Kind) noch nicht laufen kann, wird es von der Mutter auf dem Rücken herumgeschleppt und schläft zwischen den Eltern in der Hängematte; später geht es seine eigenen Wege, ruht in der Asche am Feuer oder in einer eigenen Hängematte und zeigt sich bald geschickt genug, Insektenlarven und Früchte aus dem Wald zu holen. Sich selbst überlassen wachsen die Kinder heran; der Knabe folgt bald dem Vater auf die Jagd, lernt mit Bogen und Pfeil umgehen, übt sich, Schnüre aus Palmblättern geschickt zu flechten, ahmt durch lockere Verschlingung der Schnüre allerlei Tiere, schwimmende Fische, Schlangen nach und unterhält sich mit der Bodoque, einer Art Schleuder, woraus sie Tonkugeln werfen, um kleine Vögel zu erlegen."

„Die Jünglinge heiraten mit 15 bis 19, die Mädchen mit 10 bis 12 Jahren. Die Heirat bildet keine besondere Epoche in ihrem Leben (?), und die hiesigen Indianer, welche nicht, wie die am Amazonenflusse, die Periode der Mannbarkeit sowohl der Jünglinge als der Mädchen mit eigenen Festen bezeichnen, haben in ihrem Leben wenig Abschnitte. Nur die Geburt und der Tod geben Veranlassung zu eigenen Zeremonien. Ihre Feste werden ohne Rücksicht in jeder Jahreszeit gehalten, die Veranlassung dazu wird besonders von dem Reifen der Früchte genommen. Gar häufig verlassen daher mehrere Familien ihre bisherigen Wohnungen und lassen sich da nieder, wo neue Früchte reifen, oder wo es bessere Jagd gibt. Nach einem glücklichen Feldzuge werden die Siege in lärmenden Tänzen und Gesängen gefeiert, und die Coroados pflegen dabei die

[1] Ebd.

erbeuteten Gliedmaßen ihrer Feinde, der Puris, mit Pfeilen zu durchbohren und bei der Vinhassa herumgehen zu lassen, um daran zu saugen." [1]

„Von Syphilis, Blattern und Masern findet man bei den Indianern, welche mit den Einwanderern nicht umgehen, keine Spur; unter sie gebracht, verbreiten sich aber diese Übel mit großer Schnelligkeit und raffen sie leicht weg." Ihr wichtigstes Heilmittel ist Ruhe und Diät. Von irgend einer Krankheit ergriffen, machen sie zunächst der Hängematte Feuer an, legen sich ruhig in dieselbe und bringen so viele Tage lang fastend zu. Nimmt die Gefahr zu, so wird der Pajé herbeigerufen; er versucht Fumigationen, Einreibungen mit gewissen Kräutern, Reiben mit Speichel, Kneten, Anhauchen und Anspucken der leidenden Teile usw.

„Stirbt ein Indianer, so wird er in der Hütte begraben, welche man hierauf, wenn es ein Erwachsener war, verläßt und mit einer neuen vertauscht. Der Leichnam wird in hockender Stellung entweder in einen großen Topf von Ton gesteckt oder in Bast oder altes Baumwollenzeug gewickelt, unmittelbar in die Erde gegraben, die sodann unter jämmerlichem Geheul mit den Füßen stark eingestampft wird. Auf das Grab legen sie eine Zeitlang die Waffen der Verstorbenen, auch Speisen, Wildbret, und pflegen die Totenklage zweimal täglich zu wiederholen, wobei sie sich die Haare kurz abschneiden oder sehr lang wachsen lassen, die Weiber sich auch am ganzen Körper schwarz malen sollen. Noch lange nach dem Hinscheiden feiern sie das Gedächtnis der Toten, wenn sie zufällig an die Stelle kommen, wo sie begraben liegen, durch Klagegeheul. Bei den Puris soll auch eine Art Leichenrede gehalten werden. Die Seele der Abgeschiedenen ist nun nach ihrer Ansicht in einem angenehmen Wald voll von Sapucajabäumen und Wildbret, wo es ihr in Gesellschaft aller Verstorbenen sehr wohl geht. Welche Vorstellung die Indianer von der Natur der Seele haben, ist nur nach langem Umgang mit ihnen und durch Eingehen in ihre Denkweise zu erforschen möglich; so viel schien uns aber gewiß, daß sie an eine Fortdauer derselben nach dem Tode glauben. So verlassen sie aus einer gespensterartigen Furcht die Hütten, worin sie ihre Verwandten begraben haben, geben dem Leichnam Viktualien gleichsam als eine Wegzehrung mit und scheuen sich, den letzten Ruheort der Toten zu stören, aus Furcht, daß diese ihnen sonst erscheinen und sie quälen möchten. Auch die allgemeine und in allen Sprachen der Indianer durch eine bestimmte Bezeichnung beurkundete Annahme eines bösen Prinzips kann als Beweis angesehen werden, daß sie, wenn auch noch so undeutlich, das Geistige von dem Körperlichen in der Natur unterscheiden." [2]

Für abstrakte Dinge haben sie kaum eigene Ausdrücke, eine Allgemeinheit des Begriffes findet man nur in dem von ihnen so häufig gebrauchten Infinitiv der Zeitwörter ausgedrückt als gehen, essen, tanzen, sehen, hören usw. Für Seele, Geist u. dgl. haben sie keine oder höchstens sehr unbestimmte und dürftige Bezeichnungen. „Das Wort Tupan oder Tupana, welches man als die Bezeichnung von Gott bei mehreren der schon etwas zivilisierten Stämme antrifft, und womit die Coroados das Zuckerrohr und andere Nationen die Pisangfrucht bezeichnen, wollen viele mit Recht nicht

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien I 382. [2] Ebd. 383—384.

als ursprünglich indianisch anerkennen, sondern halten es, sowie die Idee von Gott selbst, im Gegensatz mit dem dämonischen Prinzip, dem Teufel, erst durch die Missionäre den Indianern beigebracht. Da ihnen überhaupt alle Religionsbegriffe und die Idee einer Offenbarung gänzlich mangeln, so müssen alle Bezeichnungen, welche hierher gehören, aus der Sprache der Missionäre entlehnt oder dem indianischen Sprachbau analog von neuem gebildet werden." [1]

Diese Argumentation ist bezeichnend: Da den Indianern alle Religionsbegriffe mangeln, so müssen die Bezeichnungen dafür der Sprache der Missionäre entlehnt sein. Woher wissen diese Reisenden, daß den Indianern alle religiösen Begriffe mangelten? Wir haben schon bei den Tupis erfahren, daß bereits die ersten Missionäre religiöse Begriffe vorfanden und ebenso eine dunkle Idee von einem höheren, übermächtigen Wesen, dem Herrn des Donners und des Blitzes, das sie Tupa oder Tupan nannten. Diesen Ausdruck haben die Missionäre nicht erfunden, sondern bei den Indianern vorgefunden.

Von der Religion der Coroados, Coropos und Puris schreibt Prinz zu Wied[2]: „Einige Schriftsteller, unter andern Azara, haben diesen amerikanischen Völkerschaften alle religiösen Ideen absprechen wollen; doch scheint diese Behauptung um so weniger begründet, da dieser Schriftsteller selbst Meinungen von einigen seiner Indianer aus Paraguay mitteilt, die ohne Zweifel ihren Grund in einer noch unausgebildeten Religion haben. . . . Ich selbst habe bei allen von mir besuchten Stämmen der Tapuyas sprechende Beweise eines bei ihnen vorhandenen religiösen Glaubens gefunden, daher ist für mich feste und unumstößliche Wahrheit, daß kein einziges Volk unserer Erde ohne einige religiöse Ideen sei. Die wilden Brasilianer glauben an verschiedene mächtige Wesen, von denen sie unter dem Namen Tupa oder Tupan das mächtigste im Donner erkennen." In der Anmerkung fügt der Verfasser bei: „Es ist ja ausgemacht, daß sie (die Coroados) ein mächtiges überirdisches Wesen unter dem Namen Tupan fürchten", dann fährt er im Texte weiter: „In der Benennung dieses überirdischen Geistes stimmen viele Stämme und selbst einige der Tupayas mit den Tupistämmen oder den Indiern der Lingoa geral überein. Die Puris belegen ihn mit dem Namen Tupan, welchen Azara auch aus der Sprache der Guaranis anführt; ein Beweis mehr von der Verwandtschaft dieser Nation mit den Stämmen der Ostküste. Götzenbilder sieht man nirgends unter den Tapuyas, selbst nicht die Maracas oder den bezauberten Schutzapparat der Tupinambas. Nur am Amazonenstrom will man gewisse Bilder gefunden haben, die mit dem religiösen Glauben der Einwohner in Verbindung zu stehen scheinen. Von einer allgemeinen großen Wasserflut haben die meisten Indianer von Südamerika gleichfalls eine dunkle Idee."

Wir haben oben die Pajés erwähnt, die den Verkehr mit den Dämonen vermitteln, zugleich Ärzte und Priester sind und sich durch allerlei Künste beim Volk in Ansehen zu erhalten wissen. In ungewöhnlichen Fällen wird der Pajé um Rat gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit dem Dämon, wozu er finstere, stürmische Nächte auswählt, erteilt. Gewisse Tiere, wie eine Art Ziegenmelker und die klagenden Geierarten, Caracarai und Cáoha, sind dem

[1] Ebd. 386. [2] Reise nach Brasilien I 144.

Pajé Boten von Verstorbenen und deshalb von allen hoch verehrt. Auch trägt der Indianer Gehänge von Eckzähnen der Unzen (Jaguare), Affen, von gewissen Wurzeln, Steinen u. dgl. um den Hals als Schutzmittel gegen Tiere und Krankheiten. Die Arzneimittel bereitet der Pajé oft unter Zauberformeln, durch Anrauchen übt er eine Art Exorzismus aus. Oft aber werden die Unglücksfälle und der Tod der Nachbarn seinen Hexereien zugeschrieben, und dann bezahlt er sein Amt mit seinem Leben.

Eine eigentliche politische Organisation scheint zur Zeit des Friedens nicht zu bestehen, doch nimmt sich zuweilen der Älteste seiner Abkömmlinge an und schlichtet ihre Streitigkeiten. Wenn sie Krieg führen, ist der kühnste und schlaueste Jäger ihr Anführer. . . . „Sie achten ihr Besitztum gegenseitig, haben, was Speise und Getränk angeht, größtenteils gemeinsames Gut und kommen deshalb selten miteinander in Streit, häufiger dagegen aus Eifersucht, wo dann die Parteien miteinander raufen, ohne daß die übrigen teilnehmen, meistens aber die sklavische Frau ihre Schuld schwer büßen muß." [1]

Weil Spix und Martius den Indianern allgemein fast jedes menschliche Gefühl absprechen, so lassen wir hier den Zug rührender Treue einer Indianerin folgen, den sie selbst erzählen [2]. Die Begebenheit trug sich in dem Archipel zwischen Para und dem Amazonenstrom zu. „Als Mendonça Furtado aus allen Orten der Küste Indianer zusammentreiben ließ, um sie als Ruderer bei seiner Expedition nach Rio Negro zu verwenden, wurde auch ein Indianer vom Stamme der Armabutós mit Gewalt zum Matrosen gepreßt, der erst vor wenigen Tagen mit seinem Weibe Venancia und einem Säugling nach Macapá gekommen war, um sich taufen zu lassen. Umsonst stellte der Geistliche dem Kommandanten die Barbarei dieser Täuschung vor, umsonst warf sich Venancia verzweifelnd vor ihm nieder; selbst der Trost war ihr versagt, den Geliebten begleiten zu dürfen; und tränenlos sah sie ihn, den plötzliches Unglück in ratlos stumme Verzweiflung gestürzt hatte, mit den übrigen sich einschiffen. Drei Tage und Nächte sitzt sie, den Säugling im Arm, am Ufer, und ihr tiefer Harm rührt auch den Befehlshaber einer Kaufmannsbarke nicht, den sie um einen Platz bis Chaves anfleht. Da verbirgt sie sich in dem absegelnden Fahrzeug, aber das Wimmern des Kindes verrät sie, und der Unmensch zwingt sie, schwimmend an das Ufer zurückzukehren. Dies gelingt, und neuer Mut erwacht aus der Probe. Sie findet ein Ruder, sieht einen leichten Balken am Strande treiben, und dieser unsichern Hilfe vertraut sie nun mehr als den Menschen. In dem einen Arm das Kind haltend, mit dem andern rudernd, erreicht sie, fast einen Tag lang den Fluten preisgegeben, glücklich das jenseitige Ufer und findet ihren Geliebten. So viel Heroismus erweicht die harten Gemüter der Soldaten; sie gewinnt den Gatten wieder, glücklicher als jene Guahiba am Atabapo, deren Mutterliebe die Feder eines großen Reisenden (v. Humboldt, Relation II 409) ein Denkmal gesetzt hat. Solche Beweise von heldenmütiger Liebe und unerschütterlicher Treue fallen wie Sonnenblicke in die Nacht jener Roheit und Gefühllosigkeit, worein wir fast immer den Ureinwohner Amerikas

[1] Spix und Martius, Reise in Brasilien I 380.
[2] Ebd. III 1002 f.

versenkt sehen. Wie gerne vernehmen wir von ihm auch Züge höherer Humanität!" Solche Züge sind nicht so selten, als man glaubt. Die Missionäre berichten deren sehr viele.

4. Die Cayuas.

Die Cayuas („Waldmenschen") im nördlichen Paraguay und südlichen Matto Grosso haben bis heute ihre Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt. Sie sind von allen Seiten von kriegerischen Nachbarstämmen, wie den Guaycurus (Mbayas), Apicas und Coroados, bedroht und führen in schwer zugänglichen Sümpfen und Wäldern ein zurückgezogenes Leben. In Paraguay werden sie deshalb Monteses oder Montarazas (Bergindianer), von den Brasilianern wegen ihrer Geschicklichkeit auch Canoeiros (Kanoeleute), in der Lingoa geral Ubayhas genannt[1].

Die Sprache der Cayuas ist ein Dialekt des alten Guarani. Diese Wilden zählen nur bis sechs, was darüber ist, nennen sie einfach viel (etâ). Die Zeit berechnen sie bei kleineren Perioden nach Monden (von Vollmond zu Vollmond), die Jahre dagegen nach der Blüte der Algaroba, des Baumes, aus dessen Schoten sie ihr berauschendes Getränk herstellen.

Die wilden Stammesgenossen gehen ganz nackt, nur die Frauen pflegen einen kurzen Schurz aus Baumwolle oder Nesseltuch (tambeo) zu tragen. Die Cayuas sind friedliebend und vermeiden, ohne feige zu sein, jede Berührung mit den benachbarten Stämmen und den Weißen, von denen sie oft genug schlecht behandelt worden sind. Geräuschlos durchstreifen sie die Wälder nach Wild, Honig und Früchten. Gesicht und Gehör sind scharf ausgebildet und in allen Leibesübungen leisten sie Vorzügliches. Im Schwimmen werden sie kaum übertroffen. Sie fischen viel und legen in ihren kurzen, kräftigen Einbäumen weite Reisen zurück. Sie pflanzen auch Mais, Mandioka, Kartoffeln und Kürbisse. Die Mahlzeiten sind nicht an bestimmte Stunden gebunden. Solange sie Vorräte besitzen, wird immer gegessen, haben sie nichts mehr, so hungern sie mit stoischem Gleichmut. Sie kennen keine Sorgen und sind stets guter Laune. Ist ein Tapir erlegt oder sonst reiche Beute gemacht worden, so ladet der glückliche Jäger seine befreundeten Stammesgenossen ein, und dann wird fröhlich geschmaust, gezecht und getanzt. Betrunken werden diese sonst so ernsten Indianer toll und ausgelassen.

Die Cayuas haben nie auf einer höheren Kulturstufe gestanden. Als nomadisches Jägervolk kennen sie keine festen Wohnsitze und beschränken ihre Gerätschaften auf das Allernotwendigste. Als Wohnung dienen ihnen einfache Hütten (ohy), die im Grundriß ein längliches Rechteck darstellen mit einer Breite von 6 bis 8 m und einer Länge, die nach der Zahl der Bewohner meist 8 bis 15 m ausmacht. Der Eingang ist eine niedrige enge Öffnung, die meist in der Mitte der Längsseite angebracht wird. Das Hütteninnere bildet einen einzigen Raum mit einer gemeinsamen Feuerstelle in der Mitte. Gewöhnlich ist jede Hütte von mehreren Familien bewohnt. Alle schlafen in Hängematten. Oft brennt unter jeder Hängematte ein Feuer.

---

[1] Gustav v. Koenigswald, Die Cayuas, im Globus XCIII (1908) 377 ff.

Unter Führung eines Kaziken bilden die Cayuas kleine Verbände, die ihre Hütten gruppenweise im Wald, aber stets in der Nähe eines Wassers anlegen und mit Dornverhauen oder Palisaden umgeben. Jede Gruppe von Häusern (taba) unterhält eine kleine Pflanzung, die zum Schutz gegen die wilden Tiere mit einem dichten Zaun umgeben ist, doch läßt man absichtlich eine Stelle offen, an der Fallen und Schlingen angebracht sind. — Der Hausrat an Töpfen, Körben, Kalebassen, Hängematten usw. wird von den Frauen hergestellt, die Männer beschäftigen sich mit der Herstellung der Waffen und der Kanoes. Die Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile, die Bodoke, eine an einem Bogen befestigte Kugelschleuder, ferner Keulen und Spieße.

Was die Ehe angeht, so leben die wilden Cayuas vielfach in Polygamie, eine Sitte, die auf den Aldeas nicht gestattet ist. Die Mädchen heiraten mit dem 11. oder 12., die Männer selten vor dem 17. oder 18. Jahre. Die Ehe wird, nachdem der Freier sich mit dem Vater seiner Erkorenen durch Geschenke verständigt hat, ohne weitere Förmlichkeit geschlossen und kann jederzeit ebenso leicht wieder gelöst werden[1]. Die Mädchen werden nie um ihre Meinung befragt, und die Frauenwürde bringt auch keine Veränderung in die niedrigste Rolle, die das Weib bei den Indianern spielt. Mit Geduld und Ergebenheit wissen die Frauen sich den Gatten so anzupassen, daß die Ehescheidungen selten vorkommen, und selbst wenn ein Mann mehrere Weiber nimmt, leben sie verträglich miteinander und unterstützen sich in ihren häuslichen Arbeiten. Die Mutter ist gewöhnlich sehr zärtlich mit ihrem Sprößling, den sie bei ihren Ausgängen in einem Korb auf dem Rücken mit sich trägt. Sie dehnt die Stillungsperiode auf mehrere Jahre aus. Die Kleinen werden nicht gezüchtigt. Sie gehen völlig nackt, erst bei dem Eintritt der Pubertät erhalten die Mädchen einen kleinen Schurz.

Während die Wilden den Tod einer Frau oder eines Kindes wenig beklagen, wird der verstorbene Mann sowohl von seiner Familie als von seinen Freunden und Genossen durch Trauerfeste verherrlicht. Ihre Toten begraben sie fern vom Wohnort an heimlichen Stellen, die sie Fremden verbergen. Selbst durch Geschenke lassen sie sich nicht zu Aufklärungen bewegen. Sie sollen den Leichnam in einer Hängematte hinaustragen und darin eingehüllt in hockender Stellung unter einem großen, umgestülpten Tongefäß begraben, um die Leiche gegen das Auswühlen durch wilde Tiere zu schützen.

Ihre religiösen Ideen sind sehr einfach. Sie haben eine dunkle Vorstellung von einem guten und einem bösen Wesen. Das gute Wesen heißt Inhandidjáre, es ist das Prinzip des Guten und des Glücks, das die Indianer gegen alles Ungemach schützt, das die Fallen und Schlingen mit Wild füllt, die Fische gegen die Netze blind macht, überhaupt alle Jagd- und Kriegserfolge beschert. Verehrung scheinen sie ihm keine zu erweisen. Das böse Wesen heißt Anhangá, der böse Geist, den sie sehr fürchten. Wenn in finsterer Nacht der grollende Donner durch die Wälder hallt und der Wind heulend die Baumgipfel peitscht, der Jaguar brüllend die Hütten umkreist u. dgl., immer ist es Anhangá, der umgeht[2].

---

[1] v. Koenigswald im Globus XCIII (1908) 381. [2] Ebd.

Unter den halbzivilisierten Cayuas sind viele getauft, tragen christliche Namen und auch eine Heiligenmedaille als Talisman um den Hals, nennen Tupa ihren Gott, sind aber im Herzen noch Heiden, die von der christlichen Religion nur die verworrensten Vorstellungen haben.

5. Die Carajás.

Die Carajá-Indianer bewohnen das mittlere Gebiet des Rio Araguaya, eines Nebenflusses des Rio Tocantins. Der mächtige und kriegerische Stamm hat sich bis heute gegen den Einfluß der Weißen gewehrt und leider auch dem Christentum widerstanden. Auch gegen die benachbarten Stämme der Cherentes, Chavantes, Jurunas und Cayuas hat er sich immer in seinem Gebiete behauptet. Er hält zäh an den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren und ist sehr stolz [1].

Die Carajás gehören zu den Tapuyas, jenen von den Küstenstämmen der Tupis so gehaßten „Barbaren". Sie rechnen nach dem Fünfersystem und zählen den Fingern und Zehen entsprechend nur bis zwanzig. Kleinere Zeitperioden berechnen sie nach dem Mondlauf, die Jahre nach den Baumblüten. Die gelbe Blütenpracht des Ipé bezeichnet den Anfang des neuen Jahres und ist insofern wichtig, als damit die Trauer für die im letzten Jahre Verstorbenen abgetan wird. Das Volk besteht aus mehreren Horden, von denen die Carajahis und die Javaés die bekanntesten und zahlreichsten sind. Auch die Chambioás, von denen gleich die Rede sein wird, werden zu den Carajás gerechnet, haben aber manches Eigentümliche. Als Stammesabzeichen tragen die Carajás auf jeder Wange eine blauschwarze Ringnarbe von 10 bis 15 mm Durchmesser, die schon in frühester Jugend eingeritzt und mit Genipapo gefärbt wird. Sie sind reinlich und nehmen täglich mehrere Bäder. Sie stehen auf einer höheren Kulturstufe als die Nachbarstämme und betreiben nebst Fischerei und Jagd auch Landbau. Die stets in Flußnähe angelegten, aber oft meilenweit von den Dörfern entfernten Pflanzungen werden von den Männern bestellt. Es gilt als ein ungeschriebenes Gesetz in diesem Stamm, daß die von einer Familie oder einem Dorfe besetzten Eier- und Fischplätze von den andern respektiert werden. Die Jagden unternehmen sie gewöhnlich in größeren Gesellschaften und in Begleitung von Hunden.

Als gewöhnliches Hausgetränk bereiten sie ein aus geriebenen Mandiokawurzeln gekochtes mehlreiches Getränk (cauin), das bei Festlichkeiten in großen Mengen genossen wird. Sonst sind sie aber mäßig; freilich sind sie dem Zuckerrohrschnaps, wenn sie dessen Bekanntschaft gemacht haben, nicht abgeneigt.

Die Kinder gehen völlig nackt. Die Männer sind unbekleidet, gebrauchen aber alle eine als Penishalter fungierende Hüftschnur und binden das künstlich verlängerte Präputium vorn mit einem Baumwollfaden zusammen. Die Frauen benutzen Binden und Tücher aus Bastrinden. Mit Eintritt der Pubertät erhalten die jungen Mädchen eine doppelbreite Leibbinde, an der vorn und hinten ein zwischen den Beinen durchgezogener Baststreifen befestigt wird. Die Leib-

[1] v. Koenigswald, Die Carajá-Indianer, im Globus XCIV (1908) 217 ff.

binde wird sehr fest geschnürt, um schlanke Form zu geben; erst wenn die Mädchen verheiratet oder älter geworden sind, gehen sie zu dem bequemeren bis an die Knie reichenden Lendentuch über[1]. Die Feste werden bei diesem Stamm nur von den Männern gefeiert, die sich dazu besonders aufputzen, während die Weiber an den Vergnügungen nicht teilnehmen. Jedes wichtige Ereignis, besonders siegreiche Kriegszüge, beuteschwere Jagden, die einzelnen Familienfeiern, Totenbestattung usw. geben Anlaß dazu. In dem Festdorf errichten die jungen Männer die große, meist kreisrunde Festhütte zur Aufnahme der Gäste und zur Unterbringung der Tanzrequisiten. Bei den Tänzen herrscht große Geheimnistuerei; die Weiber dürfen nicht zuschauen; werden sie dabei ertappt, so erhalten sie eine Tracht Prügel.

Die Carajás wohnen familienweise in kleinen Hütten, die höchst primitiv hergestellt sind, doch macht der Hüttenraum einen saubern Eindruck, da der Boden an den Wänden entlang mit Matten bedeckt ist. Im Schlafraum wird während der Nacht immer ein kleines Feuer unterhalten. Die Dorfstraßen und -plätze werden sehr rein gehalten.

Es steht fest, sagt v. Koenigswald[2], daß die Männer bei der Arbeitsteilung den schwersten Teil auf sich nehmen und den Weibern die Sorge für die Kinder, die Küche und die Herstellung des geringen Hausrates überlassen. Das Los der Frauen ist bei diesem Stamm ungleich besser als bei den meisten andern Indianern. — Die sozialen Verhältnisse sind nach alten Rechtsgebräuchen geregelt, die von allen Stammesangehörigen streng beobachtet werden und uns hier ein Volk von hoher Sittlichkeit zeigen. Sie dulden keine Fremden in ihren Dörfern und bekämpfen alles, was ihre Autonomie irgendwie bedrohen könnte. Die Dorfschaften stehen unter der Führerschaft eines Häuptlings, der in den größeren Gemeinden den portugiesischen Titel Capitão, in kleineren den eines Cadete führt. Der Häuptling wird von den Männern des Dorfes aus ihrer Mitte gewählt. Tüchtigkeit, Erfahrenheit sind unerläßlich für diesen Posten, der mehr Mühen als Ehren bringt. Er hat über das Wohl und Wehe seiner Dorfbewohner zu wachen, die eine Genossenschaft mit gleichen Rechten und Pflichten bilden. Die Verteilung und Bearbeitung der umfangreichen Pflanzungen, die großen Fischzüge und Jagden, das gemeinsame Einsammeln der Schildkröteneier, die Reisen, die Umzüge und Feste werden von dem Capitão bestimmt und unter seiner Leitung ausgeführt. Die Dorfältesten stehen ihm beratend zur Seite und haben bei wichtigen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort mitzureden[3].

Auch die richterlichen Entscheidungen liegen in den Händen des Häuptlings, der nach althergebrachten Rechtsgrundsätzen entscheidet, die Ausführung des Urteils aber dem Kläger selbst überläßt. Diebstähle sind äußerst selten, auch den Fremden gegenüber, und gewöhnlich genügt ein Aufruf des Capitão, um den Täter zur heimlichen Rückerstattung zu veranlassen. Geschieht dies nicht, so hat der Häuptling das Recht, die Hütte des Verdächtigen durchforschen zu lassen, während sonst das Hausrecht unverletzlich ist. Meist ist der Häuptling

[1] v. Koenigswald im Globus XCIV (1908) 223. [2] Ebd. 236.
[3] Ebd. 237.

auch Medizinmann und Zauberer im Nebenfach und wird als solcher um die Behandlung der Kranken und um Beschwörung von Unheil und Unwetter angegangen. Verbrechen sind selten, kommt ein solches vor und der Täter wird ermittelt, so wird er meist des Ortes verwiesen.

Mit den schwersten Strafen sind die Sittlichkeitsverbrechen bedroht, wie Blutschande, Notzucht, Verführung junger Mädchen und Ehebruch, die zuweilen mit dem Tod geahndet werden. Daß bei solcher Auffassung die Ehe in weit höherem Ansehen steht als bei den meisten andern Indianern, liegt auf der Hand. In der Tat leben diese Wilden in Monogamie, und nur in ganz wenigen Fällen, wie bei unheilbaren Krankheiten oder Altersgebrechen der Frau, ist dem Mann noch eine zweite Gattin gestattet. Verläßt aber der Mann sein Weib oder jagt er es davon, so ist er bei seinen Genossen in Acht getan und darf nicht wieder heiraten, während ein Frauentausch mit einem andern durchaus als ehrenvoll gilt.

Die jungen Carajás heiraten gewöhnlich mit dem 18. bis 20. Jahre. Als erwachsene Knaben werden sie schon von der elterlichen Familie abgetrennt und in dem für unverheiratete Männer hergerichteten Junggesellenhaus untergebracht, wo sie bis zur Ehe verbleiben. Hier werden sie von der ganzen Gemeinde mit Lebensmitteln versorgt und führen im übrigen ein freies Leben, jagen, fischen, verfertigen Waffen usw. Sobald sie älter geworden sind und ein Kanoe ihr eigen nennen, dürfen sie ans Heiraten denken. Die Mädchen bleiben bis zur Heirat, dem 14. oder 15. Jahre, bei ihren Eltern. Unter der Leitung der Mutter lernen sie die häuslichen Arbeiten. Ihre Tüchtigkeit und ihre Tugend sind die einzigen Gaben, die sie mit in die Ehe bringen. Hat der Jüngling seine Brautwahl getroffen, so muß er sich zunächst an die Eltern der Erkorenen wenden. Haben diese keine Einwendung gegen die Verbindung, so überlassen sie die Entscheidung der Tochter. Durch Geschenke sucht der junge Mann die Einwilligung der Braut zu erlangen. Ist diese erfolgt, so baut der junge Mann mit seinen Freunden die Hütte, während das Mädchen den geringen Hausrat zusammenbringt. Dann wird am festgesetzten Tage unter allgemeiner Teilnahme des Dorfes die Braut nach einem feierlichen Gelage in das neue Heim gebracht, und die Ehe ist geschlossen. Als äußerliches Zeichen des Abschlusses der Ehe trennen beide Gatten beim Hochzeitsmahl die Kniebänder und Manschetten, die sie bis dahin getragen haben und die, solange die Ehe besteht, nicht wieder angelegt werden dürfen[1]. Heiratet der Mann ein Mädchen aus einem andern Dorf, so verlegt er gewöhnlich dahin seinen Wohnsitz. Ehen mit Angehörigen fremder Stämme sind selten und werden von der Aufnahme des Mannes in den Stamm abhängig gemacht.

Die Stellung der Frau ist keineswegs gedrückt und das Verhältnis der Gatten meist glücklich. Ausschreitungen und schlechte Behandlung kommen selten vor und ziehen den Schuldigen Verachtung und Spott zu. Ist die Frau schwanger, so hält sie eine gewisse Diät. Nach der Niederkunft bezieht der Mann einige Tage das Krankenlager, stöhnt und fastet, und empfängt teilnehmende Besucher, während die Frau ihren gewohnten Arbeiten nachgeht. Beide Eltern

[1] Ebd. 237.

enthalten sich mehrere Tage der Fleischkost, was der Entwicklung des Kindes zuträglich sein soll. Mit liebevoller Hingebung widmen sich die Mütter ihren Kleinen, die sie oft mehrere Jahre stillen. Die Kinder sind stets heiter und vergnügt, und obwohl sie wenig oder gar nicht gezüchtigt werden, sind sie nicht ungezogen.

Kranke und Gebrechliche werden auf das liebevollste behandelt. Erwähnung verdient, daß nach G. v. Koenigswald venerische Krankheiten noch unbekannt sind. Bei Todesfällen herrscht große Trauer, die in tagelangem Klagen und Heulen zum Ausdruck kommt. Die Leiche wird bemalt und geschmückt in der Schlafmatte eingewickelt, die der Verstorbene zu Lebzeiten gebraucht hat und die ihm auch zur letzten Ruhe dient. Der Tote bleibt nur wenige Stunden in der Hütte, dann wird er unter zahlreicher Begleitung mit Tanz und Gesang zu dem außerhalb des Dorfes gelegenen Friedhof getragen und dort in einem kaum 2 Fuß tiefen Grabe beerdigt. Meist wird die Grabstätte mit einer großen, dachförmig zwischen zwei niedrigen Pfählen gespannten Matte überdeckt, unter der die Hinterbliebenen während der ersten Zeit die verschiedensten Nahrungsmittel niederlegen, um, wie unser Gewährsmann sagt, „anzudeuten, daß sie an seinen Tod noch immer nicht glauben wollen“ [1]. Eine sonderbare Auffassung! Nein, sie tun das, wie alle Indianer, weil sie glauben, die Seele des Verstorbenen lebe weiter und habe Bedürfnisse wie der noch lebende Mensch. Später wird der Leichnam, sobald er verwest ist, wieder ausgegraben, und die Knochen werden in eine Urne gesammelt und auf einem der großen allgemeinen Friedhöfe beigesetzt. Die eigentliche Trauerfeier für den Toten findet einige Tage nach der Beerdigung statt, an der sich außer den Verwandten auch die oft von weit hergekommenen Freunde beteiligen. Die nächsten Angehörigen kürzen sich zum Zeichen der Trauer die Haare, und falls eine verheiratete Person gestorben ist, erhält der überlebende Gatte die Kniebänder angelegt, womit angedeutet wird, daß er nicht mehr verheiratet ist.

Die Sorge um verwaiste Kinder übernehmen stets die nächsten Verwandten mütterlicherseits; nur wenn der Vater auf einem Kriegszug gefallen ist, geht die Unterhaltungspflicht auf den Häuptling, indirekt also auf die ganze Gemeinde über. Die vom Verstorbenen hinterlassenen Gebrauchsgegenstände werden verbrannt, die geschmückten Festgeräte dagegen unter den Freunden verteilt. „Die Hinterbliebenen behalten nichts von dem Erbe, um nicht beim Anblick oder Gebrauch stets wieder an den erlittenen Verlust erinnert zu werden.“ Aber dann müßten auch die geschmückten Festgegenstände des Verstorbenen vernichtet werden! Monatelang bejammert man den Toten mit Wehklagen. Erst wenn der Ipebaum im Frühling seine gelben Blüten treibt, ist die Trauerzeit vorüber.

„Die religiösen Anschauungen der Carajás bestehen lediglich in Vorstellungen von guten und bösen Geistern, deren unheilvolle Mächte nur die Zauberer abwenden können.“ [2] Der Satz enthält einen Widerspruch. Die guten Geister werden doch nicht bloß unheilvolle Einflüsse ausüben, sonst wären sie böse Geister. Welches diese guten und bösen Geister seien, erfahren wir leider

[1] Globus XCIV (1908) 238. [2] Ebd.

nicht. „Das abergläubische Volk schreibt diesen Heilkünstlern und Geisterbeschwörern (den Zauberern) übernatürliche Kräfte zu und wendet sich in allen Bedrängnissen um Rat und Hilfe an sie."

6. Die Apiacas, Chambioas und Chavantes.

1. Die Apiacasindianer an den Flüssen Arinos und Juruena im Quellgebiet des Paraguay und des Rio Tapajos sind nach Francis de Castelnau[1] Menschenfresser. Sie bebauen den Boden, pflanzen Mais, Caras, Bohnen, Maniok usw. Wenn sie ein Stück Boden urbar machen, hauen die Männer die Bäume um und die Frauen richten die Pflanzungen ein; sonst begnügen sich die Männer mit der Jagd und dem Fischfang. Alle Männer haben zwei Frauen, die Häuptlinge allein dürfen drei halten. Sie können die Weiber verstoßen, aber wenn kein anderer sie nehmen will, so muß der frühere Mann sie töten. Die Greise beschäftigen sich mit Wollenspinnen und müssen von ihren Kindern ernährt werden; haben sie keine Kinder, so werden sie von den jungen Leuten der ganzen Nation unterhalten.

Diese Indianer anerkennen ein höchstes Wesen, und sie scheinen selbst Gebete an dasselbe zu richten. Sie nehmen die Unsterblichkeit der Seele an und meinen, daß sie nach dem Tode zu den Gefilden ziehen, wo die schönsten Früchte wachsen, ohne daß man sie zu pflanzen braucht[2]. Über die Begräbnissitte der Apiacas berichtet Martius folgendes. Stirbt ein Mann, so begräbt man ihn im Hause, und zwar am Todestage selbst. Das Haupt erhält die allgemein übliche Lage an den Knien, die Leiche wird mit Federn geschmückt; alle Waffen und wollenen Gebrauchsgegenstände des Toten werden verbrannt und dessen Geschirre zerschlagen.

Im Kriege töten die Apiacas alle Erwachsenen ohne Rücksicht auf das Geschlecht, dann zerschneiden und braten sie die Leiber. Die Kinder nehmen sie als Gefangene mit sich in ihre Aldeas, erziehen sie mit ihren eigenen Kindern und behandeln sie gut; sie müssen aber auf dem Felde arbeiten und werden zu zwei und zwei zusammengebunden mit einem Strick um den Hals. Wenn zwei oder drei von diesen kleinen Unglücklichen zwölf bis vierzehn Jahre alt geworden, feiert man im Dorf ein großes Fest. Vom frühen Morgen an hört man von allen Seiten den Schall der Trompeten und das ganze Volk schmückt sich mit Arasfedern. Die kleinen Gefangenen werden mitten in einen vom ganzen Stamm gebildeten Kreis geführt; hinter ihnen stehen die Häupter der Familien, welche sie erzogen haben; diese zerschmettern ihnen auf ein gegebenes Zeichen mit einer Keule den Schädel, dann ißt man ihre Leiber und gibt sich die ganze Nacht teuflischen Tänzen hin. Zuweilen werden auch junge Weiber vier oder fünf Jahre gefangen gehalten, bevor man sie tötet. Alles, was dem Stamme fremd ist, wird unfehlbar geopfert. „Die zarte Stimme und das herzliche Lächeln des jungen Indianers, der mir diese Einzelheiten mitteilte,

---

[1] Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud 1843—1847, in Histoire du voyage II, Paris 1850, 314 ff.

[2] Ebd. 314.

kontrastierten seltsam zu dem schrecklichen Sinn seiner Worte. Er sagte mir, er habe viel geweint, als sein Vater auf diese Weise seinen Jugendkameraden tötete. Auch seine Mutter, sagte er, habe Tränen vergossen; aber man habe sich dem Gebrauch unterwerfen müssen."[1] Mehrere Personen, die mit diesem Stamm verkehrt hatten, bestätigten mir das eben Mitgeteilte, und eine davon sagte mir, sie habe bei einer Gelegenheit den Wilden wertvolle Gegenstände angeboten, um diese armen Kinder zu retten. Ich kenne kaum ein anderes Beispiel eines ähnlichen Aktes der Grausamkeit als bei den alten Muyscas, bei denen das Schlachtopfer (guesa) bis zum 15. Jahr mit der größten Sorgfalt aufgezogen und dann im Tempel des Bochica (der Sonne) zu Sogamojo geopfert wurde. Doch hatten zur Zeit der Entdeckung die Küstenbrasilianer ähnliche Gebräuche[2]. Übrigens töten die Apiacas ihre Feinde auf dem Schlachtfeld, quälen sie aber nicht. Man versichert, daß die Jahuarititapuios anders handeln und daß sie ihre Gefangenen ungefähr 1 m von der Erde an einen Baum anbinden und unter ihnen ein Feuer anzünden, das sie langsam verzehrt. Man sagt auch, daß diese Indianer rohes Menschenfleisch essen.

2. Über die schon erwähnten Chambioas am Araguay schreibt Fr. de Castelnau[3], nach der Versicherung des Soldaten Simao und dreier Mestizen, die ihn begleiteten, haben sie keine religiöse Überlieferung, jedenfalls erweisen sie der Gottheit keine Verehrung. Sie haben keine besondere Hochzeitszeremonie, aber die Polygamie ist bei diesen Indianern unbekannt. Will sich jemand verheiraten, so bittet er einfach die Eltern um das Mädchen, und wenn sie einwilligen, so führt er es als seine Frau in seine Hütte. Sie sagten uns auch, daß die Ausschweifung (libertinage) mit der größten Strenge bestraft werde, und man versicherte uns, einige Tage vor unserer Ankunft sei ein Mann auf frischer Tat mit einem unverheirateten Mädchen betroffen, und dieses letztere sei von seiner eigenen Mutter getötet worden, während der Mitschuldige durchgepeitscht wurde. Doch stimmt, bemerkt de Castelnau, diese Tatsache nicht mit den Anerbietungen, die unsern Leuten oft gemacht wurden, wahrscheinlich muß die Tat von besondern Umständen begleitet gewesen sein, die unsern Brasilianern entgingen.

Sonderbar ist die Begräbnissitte der Chambioas. Die Leiche wird nicht horizontal, sondern vertikal ins Grab gelegt; der Kopf ragt über das Grab heraus und wird mit Bananen und andern eßbaren Dingen umgeben, die man von Zeit zu Zeit erneuert. — Die einzelnen Dörfer haben ihre Häuptlinge. — Sie hatten reiche Pflanzungen von Bananen. Die Frauen trugen um die Lenden ein langes Stück Stoff aus roter Rinde, dessen beide Enden vorn und unter dem Gürtel durch einen Knoten zusammengebunden waren. Sie suchten von den Reisenden Äxte, Messer, Angeln usw. zu erhandeln.

In diesem Dorf wie in dem früheren bemerkte de Castelnau eine Hütte zur Aufbewahrung der Federhüte, die zu den geheimnisvollen Tänzen dienen, die zu bestimmten Jahreszeiten gefeiert werden. Während die Tänze mit diesen

---

[1] De Castelnau, Expédition usw. a. a. O. II 315. [2] Ebd. 316.
[3] Ebd. I 446.

Federmützen stattfinden, werden die Weiber in den Hütten sorgfältig eingeschlossen oder in die Wälder geschickt, denn wenn eine von ihnen diesen Schmuck sehen würde, müßte sie sofort sterben. Der Häuptling gab nur ungern und mit Angst eine von diesen Mützen gegen Geschenke[1].

Nach dem, was wir von den Chambioas gesehen, verdienen diese Indianer keineswegs den schlechten Ruf, in dem sie stehen. Castelnau sagt, die Expedition seien die ersten Europäer gewesen, die ihre Dörfer besuchten. Früher scheinen sie wild und kriegerisch gewesen zu sein.

3. Über die wilden zwischen dem Araguay und Tocantins lebenden Chavantes besitzen wir einige Nachrichten durch Martius[2]. Er rühmt ihren hohen Wuchs und ihre Tapferkeit. Zur Führung ihrer Hauptwaffe, einer 4 Fuß langen Keule, gewöhnen sie sich durch Tragen eines schweren Holzblockes, den sie im Laufe von sich schleudern. Wer dies nicht vermag, darf auch nicht heiraten. Sie bewachen die Keuschheit der Jünglinge und halten dadurch die der Mädchen für gesichert; doch erlauben sie dem Kühnsten im Kriege den Genuß der Braut; aber eheliche Untreue des Weibes strafen sie mit dem Tode. Wie bei allen brasilianischen Wilden trägt auch hier das schwächere Geschlecht alle Sorgen des Haushaltes und der Erziehung. Sie sind übrigens geschickt in Handarbeiten. Im Schwimmen und andern Leibesübungen zeichnen sie sich ebensosehr aus wie durch eine gewisse sichere und edle Haltung in ihrem Benehmen und durch die Offenheit ihrer Gesichtszüge. Auch ist ihnen die Idee der Unsterblichkeit nicht fremd, und sie hoffen nach dem Tode in ein besseres Land zu kommen. El. Reclus[3] sagt mit Berufung auf Couto Magalhães (L'homme sauvage), daß sie ihre toten Kinder essen, um sie sich von neuem zu assimilieren. Um mit ihnen vereint zu bleiben, begraben sie die Eltern in ihrer bewohnten Hütte; „sie erwarten in der Nacht die Erscheinung derjenigen, die sie geliebt haben". Sie glauben also an ein Fortleben nach dem Tode. Von dem Kultus eines höheren Wesens fand Martius keine Spur bei ihnen, es sei denn, daß die Feste, welche sie in den Monaten März und April während des Vollmondes feiern, sich darauf bezögen. Mit den Reisenden pflegen sie zu handeln, indem sie Wachs, Wildbret u. dgl. gegen Eisenwaren und Branntwein umtauschen.

7. Die Neger Brasiliens.

Bevor wir Brasilien verlassen, wollen wir noch einen kurzen Blick werfen auf die Nachkommen der Neger, die in früheren Jahrhunderten aus Afrika eingeführt wurden. Heute beträgt die Zahl der Neger in Brasilien etwa vier Millionen. Ein nicht unbeträchtlicher Teil derselben soll auch heute noch dem Fetischismus huldigen, und wir teilen hier einiges aus dem mit, was uns Kenner darüber berichten[4]. Nach den vorliegenden Angaben muß ein bedeutender Teil dieser Neger aus dem Gebiet der Joruba in Oberguinea stammen, und es ist

[1] Ebd. 450. [2] Reise in Brasilien II 574 f.
[3] Nouvelle Géographie universelle XIX 210.
[4] Vgl. Abbé Etienne Ignace, Le Fétichisme des Nègres du Brésil, im Anthropos III (1908) 881 ff.

interessant, die Religion der Joruba, die wir früher geschildert haben[1], mit der der brasilianischen Neger zu vergleichen. Dieser Vergleich zeigt jedenfalls, wie zäh die Neger an ihren angestammten Anschauungen festhalten, und beweist auch, wie der Fetischismus sich mitten unter andern Religionen zu erhalten und denselben anzupassen versteht.

Die brasilianischen Neger glauben an einen höchsten Gott, den sie Olorun oder Olorung nennen, gerade wie die Joruba. Bei Rio de Janeiro ist er auch unter dem Namen Orixa-alum bekannt[2]. Er ist der Schöpfer aller Dinge, ist unsichtbar, hat keine Frau und keinen Hunger; er weiß alles; wenn der Neger über etwas gefragt wird, was sein Verständnis übersteigt, antwortet er mit stereotypen Redensart: „Gott weiß es." Ignace meint, wenn auch die Idee Gottes den Negern von jeher bekannt gewesen, so sei dieselbe doch durch die Berührung mit dem Christentum vollkommener geworden. Man darf aber nicht übersehen, daß die obige Auffassung Gottes auch in Joruba herrscht, wo sie gewiß nicht dem Christentum entlehnt ist. Gerade wie in Oberguinea haben die Neger in Brasilien Gott oft auf den Lippen, erweisen ihm aber fast keine Verehrung. Um so mehr verehren sie die Orisas, in denen wir unschwer die Orichas der Joruba wiedererkennen. Die Orisas, die Heiligen, sind Geister oder untergeordnete Gottheiten, mit denen die Menschen verkehren. Die einen von ihnen sind gut, die andern böse. Jeder von diesen Geistern hat seine Lieblingsspeise bei den Opfern, jeder hat auch seinen Fetisch, in dem er wohnt oder sich offenbart. Jeder hat eine Bruderschaft von Verehrern, die Kleider von der Farbe anziehen müssen, wie sie der Orisa verlangt. Als ersten Orisa nennt Ignace Obatala, der uns schon bei den Joruba begegnet ist und der auch in Brasilien die weiße Farbe liebt[3]. Er heißt auch Orichala und gilt als der älteste und größte Orisa, er ist Hermaphrodit (Androgynist) und die personifizierte Zeugungskraft der Natur. Der zweite Orisa ist Esu, eine männliche Gottheit, deren Fetisch Termitenhügel oder Lehmkuchen sind, und der als Speise am meisten die Ziege liebt. Er wird von den Negern vielfach mit dem Teufel identifiziert und heißt auch Eleg-bara. Von andern Orisa erwähnen wir den Orisa-Ifa, den Sango, die Osun, Ogun, Dada usw.[4] In welchem Verhältnis diese Orisa zu Olorun stehen, ist nicht klar; auf alle Fälle sind die Orisa als Götter aufzufassen, die nie Menschen waren und denen man Opfer und Gebete darbringt.

Der Zauberpriester hat auch nach den brasilianischen Negern die Macht, einen Orisa an einen Gegenstand zu bannen; aber er braucht dazu Opfer, Gebete und andere Zaubermittel, durch die sich der Orisa bestimmen läßt, in diesem Gegenstand seine Wohnung aufzuschlagen und sich darin zu offenbaren. — Außer den Orisas gibt es zahlreiche untergeordnete Geister, gute und böse, die im Dienste der Orisas stehen; ferner sind auch die verstorbenen Ahnen der Gegenstand der Verehrung.

Auch der Totemismus existiert bei den brasilianischen Negern, doch tritt er sehr in den Hintergrund. Zu den Totems gehören z. B. der Kaiman, die

[1] Vgl. I 608 ff. [2] Anthropos III (1908) 883. [3] Vgl. oben I 610.
[4] Vgl. die Liste dieser Gottheiten im Anthropos III 885.

Schlange und der Iroco, eine Art Palmbaum. Eigentliche Schlangentempel sind in Brasilien selten, und in diesen wenigen wird eine kleine Boaschlange gepflegt. An den Festtagen geht der Priester, der Diener des Totems, allein in das Haus der Schlange, kommt mit einem häßlichen Reptil in der Hand heraus, das nun von den Andächtigen verehrt wird[1].

Der Mensch hat eine Seele (emi)[2]; aber auch die Tiere und Pflanzen haben eine Seele. Auf dieser Überzeugung ruht der Gebrauch der Neger, den Manen, den Seelen der Ahnen, zu opfern. Die Orisas können sich die Manen oder Phantome der Speisen einverleiben. Die Seele des Menschen ist nach ihrer Ansicht höher als die der Tiere.

Über die letzten Dinge des Menschen wissen die Neger wenig. Man stirbt nach ihrem Glauben, weil Gott es zuläßt, aber die nächste Ursache der Krankheit ist böser Zauber. Es gibt ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Obwohl einige Schwarze behaupten, daß mit dem letzten Hauch des Sterbenden alles verschwindet, so halten sie doch eine Begräbnisfeier und bringen sogar den Manen der Voreltern Opfer. Wohin aber die Seelen nach dem Tode gehen, davon behaupten die meisten, nichts zu wissen. Sie antworten: „Gott weiß es." Einige reden von Mumba-Yumban, einem zur Besserung der Frauen bestimmten Ort. Man hat eine dunkle Idee von Vergeltung, aber ein blinder Fatalismus erstickt alles: Gott hat bestimmt, wer in den Himmel komme; außer den Prädestinierten wird niemand belohnt werden[3].

Die Moral der brasilianischen Neger besitzt die Unterscheidung zwischen gut und bös. Böse ist besonders das Schädliche, das Behexte. Die Sünde (ese, sprich esche) gleicht wenig der christlichen Auffassung. Außer dem Fall des Krieges verurteilen die Neger den Mord und den Diebstahl. Die Polygamie gilt als legitim; jeder kann so viele Frauen haben, als er zu erwerben und zu erhalten vermag; mitten in Rio de Janeiro soll noch heute Polygamie vorkommen. Der Ehebruch ist verboten. Die Prostitution soll als erlaubt gelten, ebenso die Polyandrie, wie Ignace behauptet; dieses letztere widerspricht aber so sehr der Anschauung der afrikanischen Neger, daß wir daran zweifeln möchten; daraus, daß die Neger ihren Gottheiten manche Schlechtigkeiten andichten, folgt noch nicht, daß sie solche auch für sich erlaubt halten. Auch die Griechen haben ihren Göttern manches angedichtet, was für Menschen als äußerst schimpflich galt. Sollte es sich nicht in den Fällen, die Ignace im Auge hat, um bloße Prostitution handeln?

Die Familie besteht bei den brasilianischen Schwarzen. Der Mann ist ihr Haupt; denn Gott hat ihn stärker geschaffen. Die religiösen Pflichten bestehen darin, daß man die Orisas verehre, sich mit einem Fetisch versehe und sich gegen den bösen Blick und andern bösen Zauber schütze. Man kann den bösen Zauber auf einen andern übertragen. Das Gebet ist eine religiöse Pflicht; man kann auch vor den Fetischen der Orisas die Verzeihung seiner Sünden erflehen[4]. Das erinnert doch an die christliche Idee von der Sünde.

---

[1] Ebd. 891. [2] Vgl. oben I 609. [3] Anthropos III (1908) 894.
[4] Ebd.

Die religiöse Hierarchie der Neger Brasiliens besteht aus den Fetischpriestern (babalaos), den Wahrsagern und Zauberern. Der Priester empfängt seine Gewalt von den Göttern selbst; ohne seine Dazwischenkunft bleibt der Stein, das Feuer usw. ohne göttliche Wirkung. Er allein hat das Geheimnis der göttlichen Dinge; unter ihm stehen seine Gehilfen in verschiedenen Ämtern. Oberpriester des Peji (Heiligtums) wird gewöhnlich ein Individuum, das sich in den Gebräuchen des Fetischismus gut auskennt und dem es gelingt, die Wahl des Himmels auf sich zu lenken. Die Tempel der Neger in Brasilien heißen Terreiros, es sind Häuser, in denen man nach dem Eintritt zuerst in einen Tanzsaal gelangt, dahinter kommen größere und kleinere Zimmer, durch die sich ein Gang in Windungen durchzieht. Diese Anordnung hat den Zweck, Neugierige abzulenken und die an den Zeremonien beteiligten Personen zu verbergen. Im Hintergrund endlich findet sich das Peji oder das eigentliche Heiligtum, das Yara-Orisa (Wohnung des Heiligen) heißt. Hier ist immer ein Altar, auf dem die Fetische des Heiligen stehen, dem der Tempel geweiht ist. Opfer werden nur den Orisas dargebracht, mit Ausnahme einiger Totenopfer für die Geister der Ahnen. Die Opfergegenstände für die Götter sind Nahrungsmittel und Tiere. Bei Tieropfern essen die zum Feste Eingeladenen den Leib des Opfers und lassen den „Heiligen" als ihren Anteil das Blut und die Eingeweide. Das Opfer ist also mit einer Art Kommunion verbunden.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß bei den brasilianischen Negern christliche Institutionen mit heidnischen abergläubischen Gebräuchen oft in sonderbarer Weise durcheinandergemischt erscheinen[1].

Sechstes Kapitel.

Die Indianer Paraguays, Nordargentiniens und Bolivias.

Unter Paraguay verstehen wir hier nicht bloß den heutigen Staat dieses Namens, sondern das ganze Gebiet, das zur Zeit der spanischen Herrschaft unter diesem Namen zusammengefaßt wurde. Wir rechnen dazu auch Nordargentinien und Bolivia.

Im Zentrum dieses ungeheuren Gebietes liegt der sog. Gran Chaco, ein unermeßliches, mit Sümpfen und Wäldern bedecktes Land, in dem sich zur Zeit der spanischen Herrschaft unzählige wilde Völkerschaften herumtummelten. Weil diese Stämme in beständigen Kriegen miteinander lagen und viele von ihnen oft die Wohnsitze wechselten oder auch zersplittert, zum Teil fast ganz aufgerieben oder andern Nationen einverleibt wurden, hält es ungeheuer schwer, in das Gewirr dieser Völker Ordnung und Klarheit zu bringen. Wir werden uns deshalb auch nicht in die endlosen Untersuchungen über das Wohngebiet oder die Verwandtschaft und die Geschichte der verschiedenen Stämme einlassen, sondern die wichtigsten derselben an der Hand der Angaben der alten Missionäre schildern. Eine Betrachtung dieser Stämme in ihrem heutigen Zustand muß sich immer gegen-

[1] Vgl. Anthropos III (1908) 901—904.

wärtig halten, daß viele derselben mehr oder weniger von christlichen Anschauungen beeinflußt sind.

Wir beginnen unsere Wanderungen vom Süden her, wo uns zuerst die mit den brasilianischen Tupis stammverwandten Guaranis begegnen, über die wir schon aus älterer Zeit eingehende und zuverlässige Nachrichten besitzen.

1. Die Guaranis.

Die Guaranis bildeten den Hauptteil der Bevölkerung, welche die ersten Entdecker in den weiten Strecken zwischen dem Uruguay und Paraguay vorfanden. Wenn in den alten Missionsberichten von Paraguay die Rede ist, so handelt es sich hauptsächlich um das von den Guaranis bewohnte Gebiet. Obwohl dieses Gebiet eine große Ausdehnung hatte und die Guaranis in verschiedene Stämme zerfielen, so zeigten sie doch in Charakter und Sitten so viel Übereinstimmung, daß man sie als ein Volk betrachten und schildern kann.

Einer der bedeutendsten Missionäre, der lange und erfolgreich an der Bekehrung der Guaranis arbeitete, war P. Antonio Ruiz de Montoya S. J. Von diesem seeleneifrigen Apostel erschien im Jahre 1639 eine ausführliche Schilderung der Guaranis[1]. Dieser Bericht und die späteren Angaben der Missionäre benutzte Charlevoix in seiner zusammenfassenden Darstellung[2].

Das Land der Guaranis war sehr fruchtbar mit einer reichen Fauna und Flora, aber wegen der Feuchtigkeit und der vielen Sümpfe ungesund. Die Guaranis, schreibt Ruiz de Montoya[3], lebten und leben noch heute in kleinen Dörfern, die voneinander unabhängig sind. Jedes Dorf hatte einen Kaziken, dessen Würde meistens erblich war und der in hohem Ansehen stand. Ihre Familien bildeten eine Art Adel. Doch kam es zuweilen vor, daß hervorragende Männer durch ihre Beredsamkeit, die bei ihnen hochgeschätzt wird, Leute und Vasallen zusammenbrachten und dadurch sich und ihre Nachkommen in den Adel erhoben. Die abhängigen Leute helfen den Kaziken den Boden urbar machen, säen und ernten; sie müssen ihnen auch auf Begehren ihre Töchter (als Frauen) überlassen. In diesem Punkt halten sich die Kaziken an die heidnische Freiheit. Montoya hat Kaziken gekannt, die 15, 20 und 30 Weiber besaßen. Auch heute noch, sagt derselbe Missionär, heiraten die christlichen Kaziken keine Frauen aus dem gewöhnlichen Volk, sondern nur vornehme, und hierin sind sie sehr heikel, selbst wenn eine gewöhnliche Frau vortreffliche Eigenschaften hat.

Die gewöhnlichen Männer hatten vielfach nur eine Frau. Die Witwen des verstorbenen Kaziken nahm oft der überlebende Bruder zu Frauen, doch war dies nicht allgemein. Den Müttern und Schwestern erzeigen die Guaranis

---

[1] Conquista spiritual hecha per los Religiosos S. J. en las Provincias del Paraguay, Parana, Urugay y Tape, Madrid 1639. Das Buch wurde neu herausgegeben zu Bilbao im Jahre 1892. Wir zitieren nach der letzteren Ausgabe.

[2] Histoire du Paraguay, Quartausgabe, Bd I, Paris 1756. Das gründlichste Werk, das wir heute über Paraguay besitzen, ist das von Pablo Hernandez S. J., Organización social de las doctrinas Guaranies de la Compañía de Jesús, 2 Bde, Barcelona 1913.

[3] A. a. O. 49. Charlevoix a. a. O. I 55 ff.

große Achtung in Bezug auf geschlechtlichen Verkehr, sie verabscheuen selbst den Gedanken an eine solche Verbindung, wie sie denn überhaupt große Abneigung haben gegen Ehen unter nahen Verwandten. Auch seitdem sie Christen geworden sind, verheiraten sie sich nie mit einer Verwandten ohne Dispens, selbst in den erlaubten Graden, denn, sagen sie, es sei ihr Blut.

Wenden wir uns zur Religion der Guaranis, so ist sicher, daß sie zur Zeit der Entdeckung an Gott, den Schöpfer und Herrn aller Dinge, glaubten. Das bezeugt schon P. Alonso de Barzano oder Barceno S. J.[1], ein mit den Anschauungen und der Sprache der Guaranis wohlbekannter Missionär, in einem Brief vom Jahre 1594. Er sagt: Sie haben die Idee von einem Gott, dem Herrn und Schöpfer aller Dinge, den sie Tupá nennen, dem sie aber, soviel man erfahren konnte, keinen Kult erweisen und der auch keine Priester hat. Er fügt hinzu: „Von wem sie aber diese Idee empfangen haben, weiß man nicht gewiß; nur besteht eine allgemeine Überlieferung der alten Leute, einst in vergangenen Zeiten sei jemand, der Pay Zumé hieß, zu ihnen gekommen, um ihnen zu predigen, und der habe sie gelehrt, daß es einen Gott gebe." Dieselbe Überlieferung besteht in vielen Gegenden Südamerikas, wie z. B. in Brasilien, in Peru usw., wo sie überall von den Missionären vorgefunden wurde. Barzano berichtet auch, daß die Guaranis keine Idole anbeteten.

Den Glauben der Guaranis an einen Gott bezeugt auch de Montoya[2]. Er schreibt: „Die Guaranis erkannten, daß es einen Gott gebe, und in gewisser Beziehung erkannten sie auch seine Einheit. Das erhellt aus dem Namen Tupán, den sie ihm geben, denn die erste Silbe tu drückt Bewunderung aus, und die zweite pan ist die Fragepartikel, so daß der Name Tupán dem hebräischen Manhu = (quid est hoc) entspricht[3]. Idole besaßen sie nicht, obwohl sie der Teufel betrog und dazu verleitete, die Gebeine einiger Indianer zu verehren, die im Leben große Zauberer gewesen." „Dem wahren Gott brachten sie nie Opfer dar. Sie begnügen sich damit, ihn einfach anzuerkennen." Auch Charlevoix behauptet, daß sie den Tupán als Gott anerkannten, ihm aber keine Verehrung erwiesen, jedenfalls keine Opfer darbrachten. Wenn sie, sagt derselbe Schriftsteller, den Gebeinen großer Zauberer Verehrung erzeigten, so betrachteten sie dieselben doch nicht als Gottheiten, obwohl der Kult, den sie ihnen erwiesen, sich wenig von dem unterschied, den andere Völker ihren Götzen darbrachten. Ausnahmsweise scheint es in einigen Distrikten Götzenbilder gegeben zu haben. So wurde von den Indianern am Uruguay ein Stein angebetet, der Menschengestalt hatte und „Teufelsstirne" hieß[4].

[1] Carta sobre las costumbres de los Indios Guaranies. Der Brief ist datiert vom 8. September 1594 aus Asunción und an den Provinzial von Peru, P. Juan Sebastian de la Parra, gerichtet. Er ist abgedruckt in den Relaciones geográficas de Indias, Madrid 1887. Vgl. Hernandez, Organización social usw. I 79.

[2] Conquista spiritual 49.

[3] Guevara S. J. (Historia de la conquista del Paraguay, Buenos Ayres 1882, 34) sagt: „Die Guaranis erkannten Tupa als Erhalter ihrer Nation in der allgemeinen Sündflut, aber sie bauten keinen Tempel, um ihn anzubeten, und auch keine Altäre, um ihm Opfer darzubringen."

[4] Vgl. Hernandez a. a. O. I 80.

Man hat schon gemeint, Tupán sei nur der vergötterte Tupi, der Stammvater der Tupis. Aber bekanntlich lebten die Guaranis von jeher in Feindschaft mit den Tupis, und deshalb klingt es geradezu absurd, zu behaupten, die Guaranis hätten den Tupi, d. h. den Stammvater ihrer Todfeinde, als obersten Gott verehrt.

Die Guaranis zählten die Jahre nach Wintern, die sie Rog nannten. Im Zählen kamen sie bis auf vier und mit einiger Konfusion bis auf zehn. Sie kennen die Zeit der Ernte durch den Lauf der Plejaden. Fest waren sie auch der Meinung, es gebe am Himmel droben einen sehr großen Tiger oder Hund, der im Ärger zuweilen Sonne und Mond verschlinge, daher kam nach ihnen die Sonnen- und Mondfinsternis, über deren Eintreten sie stets sehr erregt und verwundert waren.

Nach der Niederkunft der Frau mußte der Mann 14 Tage lang streng fasten. Er durfte während dieser Zeit kein Fleisch essen, kein Tier auf der Jagd töten und blieb zurückgezogen in seiner Hütte. Die Indianer glaubten fest, das Leben des Kindes hänge von der treuen Beobachtung dieses Gebrauches ab. Sie hatten auch eine Art Taufe, bei der dem Kinde ein Name gegeben wurde. Diese Taufe wird nicht näher geschildert, vielleicht ist damit nur folgende Zeremonie gemeint. Mit der Namengebung für die Kinder wartete man, bis man einen Kriegsgefangenen hatte. Diesen mästete man, gab ihm Speisen und Weiber nach seinem Geschmack. War er wohl genährt, so wurde er mit großer Feierlichkeit getötet. Dann berührte jeder Gegenwärtige mit der Hand den Leichnam, gab ihm einen Stockschlag und sich selbst einen Namen; Stücke vom Leichnam wurden verteilt. Jede Familie erhielt ihren Anteil, nahm ihn mit sich und machte daraus eine Art Brühe, von der jedes Glied einen Löffel voll erhielt. Die Mütter, welche Säuglinge hatten, gossen diesen etwas von der Brühe in den Mund und gaben ihnen zugleich einen Namen.

Beim Tode ihrer Männer zerfleischen sich die Frauen und stürzen sich von einer erhöhten Stelle herunter, so daß sie manchmal für immer Krüppel bleiben. Sie glauben, daß die Seele beim Verlassen des Leibes nicht weit fortziehe und demselben im Grabe Gesellschaft leiste. Deshalb begraben sie ihre Toten in großen Töpfen und legen eine Platte auf die Öffnung derselben, damit die Seele es in diesem Hohlraum bequem habe, obwohl man die Töpfe bis zum Hals in den Boden vergräbt. Die ersten, die sich zum Christentum bekehrten, entsagten nur schwer diesem Gebrauch. Als wir einen Christen begruben, erzählt de Montoya[1], näherte sich ein altes Weib mit einem sonderbaren Sieb und zog dasselbe heimlich durch das Grab, als ob sie etwas herausholen wollte; man sagte, das geschehe, um die Seele des Verstorbenen herauszunehmen, damit sie nicht in der Erde zugleich mit dem Leibe zu leiden habe. Auch de Barzano berichtet in dem schon erwähnten Brief den Glauben der Guaranis an die Unsterblichkeit der Seele; sehr fürchten sie nach ihm die Angueras, die von den Leibern getrennten Seelen, die, wie sie sagen, herumgehen, die Leute erschrecken und ihnen Böses zufügen.

[1] Conquista spiritual 52.

Etwas eingehender berichtet über die Begräbnisgebräuche Guevara[1]. Er sagt: In Paraguay wurde der Leichnam auf einem Stuhle sitzend mit Farben bemalt oder mit Matten und Federn geschmückt, damit der Verstorbene anständig und ohne zu erröten im andern Leben erscheinen könne. An das Grab oder in dasselbe legte man Bogen, Pfeile, Kessel, Kalebassen mit etwas Speise und Trank (chicha). Nach einigen werden Bogen und Pfeile dem Toten mitgegeben, damit er imstande sei, sich gegen die Nachstellungen der Feinde zu verteidigen, nach andern, damit er jagen könne und nicht Hungers sterbe, wenn der Mais und die Chicha ausgehen. Die Kessel dienen ihm zum Kochen, und damit das Feuer nicht fehle, haben einige Stämme die Gewohnheit, die Klageweiber darüber wachen zu lassen, daß das Feuer erhalten werde. Die Kalebasse soll dazu dienen, Wasser zu schöpfen und die Hitze zu kühlen, die aus dem Druck des Grabes entsteht.

Nach Guevara folgten an vielen Orten beim Tode die Frauen ihren Männern und einige Untertanen ihren Kaziken. Bei der ersten Nachricht vom Tode des Kaziken und seines Erstgebornen nahmen sich einige Untertanen das Leben, um ihnen in der andern Welt zu dienen und das Notwendige zu beschaffen. Mit freudiger Ergebung gingen sie in den Tod, um den Kaziken bzw. den Männern ihre Treue und Liebe zu beweisen. Die Indianer glaubten, die Seele lebe ewig und ziehe in den Himmel hinauf zwischen die Sterne oder sonst an einen glücklichen Ort. „Eine allem Anscheine nach sichere Sache", sagt Guevara[2], „ist, daß sie die Reise zu den himmlischen Regionen nicht als unmittelbar auf den Tod folgend ansahen, sondern daß sie der Seele noch einen Aufenthalt von mehreren Jahren auf dieser Welt gewährten, damit sie sich nach ihrer Gewohnheit trösten und zerstreuen könne; doch ging sie nur unsichtbar mit den Lebenden um und nahm an ihren Übungen teil."

Kam ein Mädchen in das heiratsfähige Alter, so wurde es einer Frau übergeben, welche es acht Tage lang zu den schwersten Arbeiten anhielt, es schlecht ernährte und ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte. Aus der Art und Weise, wie es sich während dieser Zeit benahm, schloß man, ob es arbeitsam und zur Führung der Haushaltung tauglich sei. Am Ende der bestimmten Zeit wurden ihm die Haare abgeschnitten, wurde es reinlich gekleidet und ihm all der Schmuck gegeben, mit dem sich das weibliche Geschlecht zu putzen liebt, und dann wurde es für heiratsfähig erklärt. Es wäre für das Mädchen ein Verbrechen gewesen, schon vor der Zeit dieser Prüfung mit einem Manne Umgang zu haben, oder es hätte denn in größter Heimlichkeit geschehen müssen[3].

Die Guarani glaubten sehr an Wahrsagerei, und es kostete den Missionären große Mühe, diesen Wahn zu beseitigen. Ihre Gaukler und Medizinmänner hatten gerade dadurch große Herrschaft über sie erreicht, daß sie ihnen die Überzeugung beibrachten, sie könnten aus dem Gesang der Vögel manche Kenntnisse über die Zukunft entnehmen, und sie hätten vom Himmel die Gewalt erlangt, alle Arten von Krankheiten zu heilen. Aber alle ihre Heilmittel

[1] Historia de la conquista del Paraguay 50. [2] Ebd. 49.
[3] Charlevoix, Histoire du Paraguay I 183.

beschränkten sich auf das Saugen an der kranken Stelle, aus der sie scheinbar gewisse Gegenstände hervorzogen, die sie vorher in den Mund gelegt hatten und von denen sie behaupteten, sie seien die Ursache der Krankheit.

Außer diesen Medizinmännern gab es eine zweite Art von Gauklern, die das Volk hintergingen und gefährlicher waren, nämlich die Zauberer, die behaupteten, sie könnten jedem Beliebigen das Leben nehmen. Die Leute glaubten fest, viele seien durch den Zauber dieser Männer umgekommen, und deshalb genügte es zuweilen, einen Feind zu haben, um von Schrecken ergriffen zu werden und sogar zu sterben, wenn man nicht sämtliche Zauberer bezahlen konnte. Ein Zauberer rühmte sich einmal öffentlich, er werde den Pater de Montoya durch seinen Zauber umbringen; als er aber erfuhr, daß dieser über seine Drohungen lachte, ließ er öffentlich verkünden, sein Geist habe ihm erklärt, er habe keine Gewalt über die Priester der Christen[1].

Übrigens, fügen die Missionäre hinzu, könne man sich kaum eine allgemeine Idee von den Guaranis bilden, da sie sich an den verschiedensten, oft weit voneinander entfernten Gegenden mit ganz verschiedenem Klima niedergelassen und die dort herrschenden Sitten und Gebräuche angenommen hätten. Überall aber fand man sie stumpfsinnig, wild, indolent und äußerst träg und ohne jede Sorge für die Zukunft. Von ihren alten Überlieferungen sprachen sie sehr unklar und verworren. Sie redeten von einer allgemeinen Sündflut, aber das Wort, dessen sie sich dazu bedienten, bezeichnet eigentlich nur eine große Überschwemmung. Diejenigen, welche sich in den Ebenen niedergelassen hatten, etwas Landbau trieben und sich von Geflügel ernährten, waren leichter zu behandeln und nahmen mehr zu[2].

Nach Waitz glaubten die Guaranis ähnlich wie die Tupis, die Seelen der Tapfern flögen hinter die höchsten Berge, wo sie in Gemeinschaft mit ihren Vorfahren ein genußreiches Leben führen, während die Trägen und Feigen von Agnan gequält würden[3].

Wie bildungsfähig die Guarani waren, haben sie durch die Tat bewiesen. Mit großer Leichtigkeit lernten sie in den von den Jesuiten gegründeten Dörfern (Reduktionen) die verschiedensten Handwerke. Besonders in Musik und Gesang zeichneten sie sich bald aus. Ihre Wohnungen, die früher nur aus Binsen und Lehm gebaute Hütten waren, wurden bald reinliche, wohleingerichtete Wohnungen wie die der Spanier. Sie selbst zeichneten sich durch Sittenreinheit und Frömmigkeit so aus, daß sie die Europäer beschämten.

2. Die Guaykurus.

Mit den Guaykurus, an den beiden Ufern des Pilcomayo bei dessen Mündung in den Paraguay, kamen die Spanier zuerst im Jahre 1542 in nähere Berührung. Schon ihre erste Begegnung mit den Eroberern zeigte, daß sie Edelsinn zu würdigen wußten. Sie waren in einer Schlacht von den Spaniern besiegt worden. Der spanische Gouverneur knüpfte mit ihnen Ver-

[1] Ebd. 183—184. [2] Ebd. 184.
[3] Anthropologie der Naturvölker III 418: nach Lery, der aber nur von den Tupis redet.

handlungen an und sandte ihnen die in der Schlacht Gefangenen zurück. Nun kamen die Guaykurus und boten ihre Unterwerfung an. Der Gouverneur erklärte ihnen, er sei in das Land gekommen, damit alle seine Bewohner die wahre Religion annähmen und unter der Herrschaft des Kaisers im Frieden miteinander lebten. Er ließ dann alle Gefangenen frei, selbst die, welche in der Stadt Asunción waren, und machte ihnen reiche Geschenke. Die Wilden waren so entzückt über diese Handlungsweise und die Güte des Gouverneurs, daß sie sofort dem Kaiser unverletzliche Treue schworen. Leider haben die Spanier sie später nicht immer so liebevoll behandelt.

Schon Lozano[1] und Charlevoix[2] haben die Guaykurus auf Grund der Missionsberichte eingehend geschildert; noch ausführlicher ist die Darstellung, die uns Sanchez Labrador S. J. in seinem Buche El Paraguay católico[3] hinterlassen hat.

Die Guaykurus nannten sich selbst Eyiguayeguis; von den Spaniern wurden sie Mbayas oder auch Guaykurus genannt. Die Gegend, welche die Guaykurus bewohnten, war sehr fruchtbar, blieb aber infolge der Trägheit seiner Bewohner fast ganz unbebaut. Der Gestalt nach waren die Guaykurus groß und stark, in Gesichtszügen und Farbe unterschieden sie sich wenig von den Spaniern[4]. Beide Geschlechter pflegten sich den Leib zu bemalen und auch zu tätowieren. Während die Männer als äußerst träg, stolz und schamlos, werden die Frauen als arbeitsam und viel sittenreiner geschildert[5]. „Der größere Teil von ihnen sind bescheiden in ihrer Kleidung und in ihren Manieren und zwar viel mehr, als man bei einer so barbarischen Nation erwarten sollte." Es gibt übrigens auch Männer, versichert P. Labrador, die genügendes Licht der Vernunft haben, um die Verwerflichkeit der Ausschweifungen ihrer Landsleute und Verwandten einzusehen. Sie verabscheuen sie und hüten sich mitzutun. Während die Männer in der warmen Jahreszeit auch nicht einen Faden am Leibe trugen und zu andern Zeiten nur einen dürftigen Mantel sich umhingen, gingen die Frauen nie nackt. Wenn sie die Hütte verließen, waren sie mit einem großen wollenen Mantel bedeckt, den sie zur Hälfte an den Hüften festbanden, so daß er sie bis zu den Füßen bedeckte, die andere Hälfte kreuzten sie über die Brust. Außerdem trugen sie noch ein inneres Kleid, ein viereckiges Stück Tuch, das sie wie eine Hose um die Lenden banden. In der Hütte bei der Arbeit hatten sie einen kürzeren Mantel, den sie über der Brust befestigten und der ihnen die Arme zu den häuslichen Arbeiten frei ließ[6]. Natürlich hatten außerdem beide Geschlechter ihren Festtagsstaat für besondere Gelegenheiten.

An eine geordnete Sorge für den Haushalt ist bei diesen trägen Wilden, die sorglos in den Tag hineinleben, nicht zu denken. Die einzige Sorge der Männer sind ihre Pferde und ihre Waffen. Die Frauen dagegen sind vor-

---

[1] Descriptio chorographica Magni Chaquii auctore Petro Lozano S. J. Typis edita idiomate hispano per Petrum Lozanum. Nunc vero latine reddita a P. J. Bapt. Speth S. J. Annis 1733 et 1736. (Manuskript im Privatbesitz.)

[2] Histoire du Paraguay I 69 ff.

[3] Das Buch ist im Druck erschienen zu Buenos Aires im Jahre 1910. Das Manuskript datiert aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

[4] Labrador, El Paraguay católico I 2, 244—245 f. [5] Ebd. 254. [6] Ebd. 280.

sichtig und bewahren ihr Mehl und ihre andern Vorräte wie gute Hausmütter, um sie unter die Kinder zu verteilen, wenn diese weinend zu essen verlangen. Doch findet sich hier und da ein Mann, der von der Jagd Stücke Fleisch nach Hause bringt und von Zeit zu Zeit etwas davon herunterschneidet. Die Frauen bewahren auch die Früchte auf, die sie gepflanzt. Die Sklavinnen müssen früh hinaus, um Holz und Wasser zu holen. Die Frauen müssen Matten, Krüge, Töpfe verfertigen, nähen, kochen usw. Die Erziehung der Knaben vernachlässigen sie fast ganz; diese werden nie angehalten, die Eltern zu ehren und ihnen zu gehorchen. Bis etwa zum zwölften Jahre erzeigen sie ihnen eine übertriebene Zärtlichkeit, sie strafen und tadeln sie nie; auch lassen sie dieselben wie ihre Väter nackt und schamlos herumlaufen, so daß man sagen kann, bei den Guaykurus zeige bloß das eine Geschlecht Schamhaftigkeit[1].

Eigentliche Gesetze gibt es bei den Guaykurus nicht. Die schlimmsten Verbrechen läßt man ungestraft durchgehen. Der Ehebruch ist bei ihnen straflos, er gilt als eine geschlechtliche Unordnung, über die man lacht; nur hier und da nimmt der beleidigte Mann Rache dafür, indem er die schuldige Frau verstößt oder sich von der Eifersucht zu sonst einer voreiligen Handlung hinreißen läßt. Bei gewissen Monddvierteln und namentlich bei Vollmonden kommt es beim Klang einer kleinen Handtrommel zu groben Ausschweifungen, und das Gestirn sieht mehr dunkle Flecken im Land der Guaykurus als die Astronomen in ihm. „Sie erkennen zwar die Verwerflichkeit dieses Lasters, lassen es aber meist ungestraft durchgehen.“[2]

Der Mord ist bei den Guaykurus selten; kommt er aber vor, so betrachten alle den Mörder als einen Mann, der sich seiner Gegner zu entledigen weiß. Er geht ohne Furcht in den Wohnungen ein und aus. Der Tote wird beweint und der Delinquent triumphiert. Zuweilen kommt jedoch die Rache. Wenn ein Feind dem andern in unbewachten Augenblicken begegnet, so raubt er ihm für wirkliches und eingebildetes Unrecht das Leben. Die Verwandten des Getöteten suchen auch Rache zu nehmen, und sie finden leicht jemand, der ihnen diesen Trost verschafft. Dieser geht friedlich in die Hütte des Mörders und wartet auf ein Trinkgelage. Wenn dann das Opfer betrunken ist, erhält es seinen Todesstoß. Der Täter bleibt straflos oder wird höchstens getadelt, daß er frevelhaft ohne Urteil gehandelt habe.

Die gewaltsamen Todesfälle sind nicht häufig, weil sie durch Faustschläge erlittenes Unrecht zu rächen suchen. Die Streitenden fordern sich in einiger Entfernung gegenseitig heraus; die Menge schaut im Kreise herum zu, und dann ergreifen sie sich gegenseitig mit Wut. Bei jedem wohlgezielten Faustschlag applaudiert die gaffende Menge. Auch die Weiber tragen ihre Streitigkeiten öffentlich aus, indem sie unter dem Zusammenlauf sämtlicher Weiber des Dorfes sich gegenseitig alle Schande zurufen und sich zerkratzen, bis sie müde sind und sich in ihre Hütte zurückziehen. Die Männer schauen ruhig und lachend diesem Schauspiele zu[3].

Den Diebstahl und die Diebe verabscheuen die Guaykurus sehr. Übrigens begünstigen sie in ihrer Barbarei diese Unordnung. Wenn der Dieb das Ge-

[1] Ebd. 293. [2] Ebd. 302. [3] Ebd. 302—303.

stohlene zurückbringt, so bezahlen sie ihm den Preis dafür wie bei einem Kauf. Fehlt einem die Decke in seiner Wohnung, so verkündet er es, geht im Dorf herum, um sie zu suchen, und sagt, der, welcher sie habe, solle sie zurückgeben, er werde den belohnen, der ihm die Sache übergebe. Der Dieb gibt sie her und erhält dafür den Preis oder Lohn. Werden einem Pferde gestohlen, so hält er sich an dem Diebe schadlos, indem er ihm ebenfalls Pferde stiehlt, wenn er welche hat; sonst sucht er einfach das gestohlene Tier wieder zu erlangen. Die Missionäre hatten am Anfang viel unter dieser Gewohnheit zu leiden. Oft wäre es für sie wohlfeiler gewesen, die gestohlene Sache einfach wieder zu kaufen, als alle die zu befriedigen, welche eine Bezahlung verlangten, weil sie sich um die Sache bemüht oder sie herbeigebracht oder angezeigt hatten. Dabei mußten sie noch die Ehrlichkeit der Leute loben, um überhaupt die Diebstähle zu entdecken. Eines Tages wurde ein Greis ertappt, der in der Pflanzung der Missionäre stahl. Als er vor den Missionär gebracht wurde, fragte ihn dieser in gütigem Tone: „Mein Sohn, warum stiehlst du?" Er antwortete ganz offen: „Mein Vater, ich bin kein Dieb; ich bin bloß da hineingegangen, um etwas zu essen zu haben, denn ich hatte Hunger." [1]

Ein sehr verbreitetes und tiefgewurzeltes Laster der Guaykurus ist die Verlogenheit und Verstellung. Dabei rühmen sie sich oft ihrer Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, aber gerade dann muß man am meisten auf seiner Hut sein. Sehr oft sagen sie gerade das Gegenteil von dem, was sie im Schilde führen. Was sie am meisten zu diesem Verhalten antreibt, ist das größte Mißtrauen, das sie gegen Spanier und Christen hegen. Schließlich haben sie sich aber doch überzeugt, daß man ehrlich und gerade mit ihnen verfährt, und besonders die Missionäre erwarben sich bei ihnen in hohem Grade den Ruf der Wahrhaftigkeit und Treue in Bezug auf alles, was sie ihnen zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohlergehen sagten.

Angesichts so vieler Laster kann man fragen, wie es möglich sei, daß sie sich nicht gegenseitig zu Grunde richteten. Der Grund hiervon ist nach den Missionären nicht in weisen Gesetzen zu suchen, sondern in einem stillschweigenden Gefühl der Solidarität, das sie antreibt, sich gegenseitig zu schonen und zu erhalten. Deshalb greifen sie auch freiwillig und gemeinsam zu den Waffen, um ihre Feinde zu bekriegen und mit reicher Beute und vielen Gefangenen heimzukehren [2]. Einige Schriftsteller [3] haben sehr die militärische Organisation der Guaykurus gelobt. Sie sollen sich fleißig im Kriegshandwerk üben und auch mehrere militärische Grade haben, die sich durch ihre Tracht voneinander unterscheiden. Das behaupteten diese Schriftsteller vom bloßen Hörensagen. Labrador, der lange in ihrer Mitte gelebt hat und ihre Sitten und Sprache gründlich kannte, bezeichnet diese Schilderungen als Fabeln. Jeder einzelne übt sich wohl im Gebrauch der Waffen auf der Jagd, aber geregelte militärische Übungen gibt es nicht und ebensowenig militärische Grade. Jeder tut, was er will. Wenn man einen Krieg gegen die Feinde unternimmt, so trommelt man einen oder zwei Tage vorher unaufhörlich vor der Hütte des Häuptlings,

[1] Labrador, El Paraguay católico I 2, 304. [2] Ebd. 306.
[3] Z. B. Lozano, Descriptio chorographica Magni Chaquii.

der Leute wirbt. Wer will, kann sich ihm anschließen und sein Glück versuchen, aber niemand zwingt ihn. Die Kriegführung besteht darin, daß man in einem Versteck dem Feinde auflauert und bei günstiger Gelegenheit regellos über ihn herfällt. Was einer erbeutet, gehört ihm; von einer Teilung der Beute ist keine Rede. Deshalb sucht auch jeder, unbekümmert um die andern, so viel zu erbeuten und in Sicherheit zu bringen, als er kann, weil das alles ihm gehört. Nur selten, wenn von einem mächtigen Feinde Gefahr droht, ziehen alle in den Krieg, und in diesem Falle beobachten sie etwas mehr Ordnung. Sie unternehmen nie Kriege, um ihr Gebiet zu erweitern, sondern nur um Rache zu nehmen oder Beute zu machen. Namentlich suchen sie Gefangene heimzuschleppen, besonders Kinder. Der, welcher am meisten Gefangene gemacht hat, gilt als ein großer Held, wird geachtet und gelobt. Wenn sie einige Feinde, besonders Christen, getötet haben, so nehmen sie den Kopf als Beute mit. Der Kopf wird auf dem Boden mitgeschleppt, das trägt dazu bei, die alten Weiber in Wut zu versetzen, und dient den Knaben als Zielscheibe für die Pfeile. Haben sie keinen Schädel, so nehmen sie die Haare seines Erschlagenen (den Skalp) als Triumphzeichen. Die Kinder beiderlei Geschlechts werden als Gefangene behalten, auch einige Frauen werden verschont; die andern gefangenen Frauen und die gefangenen Männer alle werden mit der Lanze und dem Schwert getötet[1].

Ein grobes Laster der Guaykurus ist ihre Leidenschaft für berauschende Getränke und damit zusammenhängend die Ausschweifung. Den Trank (Nudagi oder Chicha) bereiten sie aus wildem Honig, den sie in den Wäldern sammeln. Ganze Tage lang dauern diese Trinkgelage, bei denen sich nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber betrinken. Nur die Mädchen werden zu diesen Trinkgelagen nicht zugelassen, damit sie nichts Unschickliches lernen. Es gibt aber Männer, die sich in ihrem ganzen Leben nie betrunken und nie an den Trinkgelagen teilgenommen haben. Niemand wird überhaupt gezwungen, bei diesen Festen mitzutun[2].

Von den vielen Festen der Guaykurus erwähnen wir das Fest der Jünglings- oder Männerprobe. Wenn die Knaben ins Alter von 12 bis 16 Jahren kommen, müssen sie ihre Männerprobe bestehen, um in die Reihen der Krieger aufgenommen zu werden. Wer der Knabenzeit entsagen will, malt sich blau und weiß, schmückt sich festlich mit Federn und andern Dingen und trommelt mit der Handtrommel eine ganze Nacht und den folgenden Tag bis zum Sonnenuntergang. Bevor die Sonne verschwindet, kommt ein Nigienigi oder Arzt, nimmt ein spitzes Instrument aus Tigerknochen und zersticht den Knaben am ganzen Leibe, selbst an den Schamteilen. Der Knabe wird ganz mit Blut bedeckt, trägt aber die größte Heiterkeit zur Schau. Nun gehört der Jüngling zu den Männern. Das Fest endet mit einem feierlichen Trinkgelage auf Kosten des Neueingeweihten[3]. Von dem schimpflichen und obszönen Vollmondfest war schon die Rede. Ein Hauptfest ist das Fest der Plejaden. Diese Sterne verschwinden auf der südlichen Hemisphäre für einige Monate; wenn sie wieder am Horizont erscheinen, erfreut sich das ganze Volk an ihrem

[1] Labrador a. a. O. 311. [2] Ebd. II 6. [3] Ebd. 8—9.

Anblick. Sofort reißen sie ihre Hütten nieder und nehmen alle Matten weg, um, wie sie sagen, das Glück für das kommende Jahr zu sichern und die Krankheiten zu vertreiben. Doch verehren sie die Plejaden nicht als Gottheit, sondern nur als den Beginn der guten Jahreszeit.

Die Guaykurus haben zwei Klassen von Häuptlingen. Zur ersten gehören die, welchen diese Würde durch Abstammung zukommt; zur zweiten die, welche durch Gnade dazu erhoben werden. Alle heißen Niniotagi, mit dem Unterschied, daß die wirklichen Häuptlinge ihrem Namen den Beinamen Große Häuptlinge hinzufügen, die übrigen dagegen den Beinamen Kleinere Häuptlinge oder Unterhäuptlinge. Zu den Häuptlingen durch Geblüt gehört vor allem der Kazike, der Stammherr eines Distriktes und der Herr der übrigen Kaziken im Distrikte. Er heißt Niniotagieliodi oder Großkapitän. Sodann gehören zu den Häuptlingen durch Geburt alle seine Nachkommen und Verwandten beiderlei Geschlechts, in welchem Grad sie auch mit ihm verwandt sind. Der bloße Nachweis dieser Verwandtschaft erhebt sie zum Haupt der Partei, die ihnen anhängt. Sie heißen Ninionigilionigi oder Unterhäuptlinge. Zur zweiten Klasse der Häuptlinge gehören alle diejenigen, die bei der Geburt eines Sohnes des Kaziken diesen Titel in der Wiege erhielten; das sind geringere Häuptlinge, die den Titel Ninionig-Iguaga führen. Der Unterschied zwischen beiden Klassen besteht darin, daß bei den Häuptlingen von Geburt der Titel und die Ehre des Amtes auf alle Kinder, männliche und weibliche, und überhaupt alle Nachkommen übergeht; bei den übrigen aber nicht, die Würde erlischt mit dem Tode des Trägers[1]. Außerdem sind die Häuptlinge durch Geburt die Häupter ihrer Familien und Soldaten. Deshalb trennen sie ihre Wohnung von den übrigen Häuptlingen und deren Verwandten. Der Stolz der Guaykurus ist zu groß, als daß sie sich denen unterwürfen, die ihnen an Grad und Adel gleich sind. Selbst dann, wenn alle an demselben Orte zusammenkommen, legen sie ihre Matten nach der Ordnung der Hauptmannschaften. Auf diese Weise erhalten sie ohne Verwirrung den Frieden und die Eintracht, ohne über ihre Sphäre hinausstreben zu wollen. Die Häuptlinge durch Gunst haben nur den Titel, sie bleiben Soldaten und ihren gebornen Häuptlingen unterworfen wie alle andern[2].

Wenn einem von den höchsten Kaziken ein Sohn geboren wird, so feiert man ein großes Fest, bei dem alle, Männer und Weiber, ihrer Freude über die Geburt des Kindes Ausdruck verleihen, das sie als den Erhalter ihres Stammes ansehen[3].

In keinem Punkt zeigt sich der Wankelmut und die Unbeständigkeit der Guaykurus mehr als in ihren Heiraten. Sie prahlen zwar immer damit, daß man auf ihr Wort bauen könne; aber gerade die Ehen zeigen, wie wenig man auf ihr Wort vertrauen kann. Die Ehen dauern nur so lange als ihre blinde Neigung. Sie haben zwar immer nur eine Frau, weil ihre Armut ihnen nicht gestattet, mehrere Frauen zu halten; aber bei der geringsten und frivolsten Ursache trennen sie sich. Selten verlangt die Frau die Scheidung.

[1] Labrador, El Paraguay católico II 19—20. [2] Ebd. 20.
[3] Ebd. 14—15.

Gewöhnlich betreibt sie der Mann, um mit einer andern Frau leben zu können, und er braucht dafür nichts Schlimmes zu fürchten; höchstens hört er von den Beleidigten den Vorwurf, er sei ein böser Mensch, weil er seine Frau entlassen habe. Selbst das Vorhandensein von Kindern und das Alter vermögen das Eheband nicht zu befestigen. Die Männer überlassen ohne Zeichen der Pietät ihre Kinder den Frauen. So schamlos sind sie, obwohl sie ein Wort für Scham haben. Doch kannte P. Labrador auch einige Männer, die in hohem Alter sich rühmten: ich habe nur diese eine Frau gehabt; desgleichen kannte er einige wenige Fälle, in denen ein Mann gleichzeitig zwei Frauen hatte, die aber in verschiedenen Dörfern wohnten [1].

Vielleicht ist die Leichtigkeit der Ehescheidung der Grund, warum die Guaykurus bei Eingehung der Ehe so wenig Zeremonien machen. Wenn einer ein Mädchen heiraten will, so braucht er nur die Einwilligung der Eltern des Mädchens und die des Mädchens selbst zu erlangen und dann die Braut mit sich in seine Hütte zu nehmen. Damit ist die Ehe geschlossen. Gewöhnlich heiraten die jungen Männer nicht vor dem 25. bis zum 30. Jahre, und zwar bloß um ungebunden leben zu können. — Solange die Ehe dauert, werden die Frauen ziemlich gut behandelt. Der Mann muß die Hütte mit Wildbret und anderer Nahrung für die Familie versehen, die Frau besorgt das Palmmehl, sammelt Kokosnüsse, Wurzeln und Früchte. Wenn die Frau die Hütte verläßt, besonders zu bestimmten Handlungen, so begleitet sie der Mann fast immer; das geschieht aber nur aus Eifersucht, weil man sich gegenseitig mißtraut. Die Frau muß das schweigend und mit fröhlicher Miene ertragen, um nicht die Eifersucht des Mannes zu erregen. Aus diesem Grund dürfen auch die Weiber selten die Hütte verlassen und müssen vorsichtig sein in Bezug auf Zeit und Umstände [2].

Keine Gewohnheit verpflichtet die Guaykurus, sich nur mit Mädchen aus ihrer Nation zu verheiraten; sie heiraten zuweilen gefangene Spanierinnen oder Frauen aus andern Stämmen; meistens jedoch nehmen sie die Frauen aus dem eigenen Volk. Wenn ein Guaykuruhäuptling eine Gefangene oder Sklavin heiratet, bleibt das Weib in ihrer Stellung und dient als Magd.

Eine dunkle Seite, die mit ihrem ausschweifenden Leben zusammenhängt, ist das häufige Vorkommen des Abortus und des Kindermordes. Die unverheirateten Mädchen treiben dies grausame Geschäft im geheimen, die verheirateten Frauen dagegen ganz offen, indem sie die Kinder schon im Mutterschoß töten oder gleich nach der Geburt umbringen. Doch gibt es auch hier wie bei den Ägyptern barmherzige Hebammen, die die neugebornen Kinder am Leben erhalten [3]. Auch Zwillinge werden von den grausamen Müttern regelmäßig dem Tode geweiht; doch muß in diesem Fall der Zauberpriester mitwirken. Daß bei diesem grausamen Verfahren wenig Kinder am Leben blieben, ist nicht zu verwundern. P. Labrador erzählt, er habe in allen Dörfern der Guaykurus nur vier Ehepaare gekannt, die zwei Kinder hatten, alle andern hatten nur eines oder gar keines.

---

[1] Ebd. 25. [2] Ebd. 26—27. [3] Ebd. 30.

Wie fast alle Naturvölker haben auch die Guaykurus ihre Zauberer und Wahrsager, Männer und Frauen, die nach der Überzeugung des Volkes mit den Geistern in Verbindung stehen und von diesen die Ursachen und Heilmittel der Krankheiten und viele verborgene Dinge erfahren. Ein Hauptwerkzeug ihrer Kunst ist ein leerer Kürbis, der mit trockenen Früchten gefüllt wird und beim Schütteln einen harmonischen Klang von sich gibt. Aus ihm vernehmen sie Geisterstimmen, die die Krankheit angeben, dann tanzen sie und saugen an den kranken Stellen usw. Sie werden von dem leichtgläubigen Volke sehr gefürchtet. Wer ein Nigienigi (Zauberer) werden will, muß bei den alten Zauberern einen Lehrkursus durchmachen und verschiedene Proben bestehen. Merkwürdig ist die Geduld, mit der die Kranken ohne Klage die größten Schmerzen erdulden, und der stoische Gleichmut, mit dem sie die Ankündigung ihres baldigen Todes vernehmen. Noch bevor der Kranke ausgehaucht, fangen die verwandten Weiber an, Zeichen der Liebe und des Schmerzes zu geben. Ist es ein Mann, so werden Kopf, Arme und Brust mit schwarzer Farbe bemalt und der Kranke mit den besten Kleidern angetan, damit die Seele, wenn sie in das Land der Toten gelangt, als reich und wohlwollend anerkannt werde. Ist die Sterbende eine Frau, so werden ihr die Haare zurechtgestutzt und wird sie in ihrer Weise bemalt.

Ist der Kranke gestorben, so beginnt ein allgemeines Heulen, Klagen und Weinen. Man erwähnt seine guten Eigenschaften und bedauert, daß man ihn verloren hat. Dann wickelt man ihn in eine Matte, und zwar in sitzender Stellung, und schmückt ihn so gut, als man kann. Nun wird er auf eines der Pferde gelegt, die ihm im Leben dienten, und an einen einsamen Ort gebracht, wo die Begräbnisstätte ist. Diese besteht in einer Hütte mit ihren Abteilungen, die den gewöhnlichen Wohnungen für die Lebenden gleichen. Hier kennt jede Familie die Stelle, wo ihre Toten begraben sind. Mit dem Verstorbenen werden die Schmucksachen begraben, und wenn es ein Mann ist, auch seine Waffen. Das Grab ist nicht tief; ist der Tote hineingesenkt, so wird er mit etwas Erde zugedeckt, dann legt man eine kleine Matte darauf und auf diese werden einige feingearbeitete Krüge gestellt. Nahe beim Grabe werden die Holzpfeiler befestigt, die er während des Lebens in seiner Hütte gehabt. Wenn er Pferde hatte, werden einige davon getötet, damit er sich ihrer im jenseitigen Zustand bedienen und besser reisen könne. Die bemalten und schönen Krüge sollen dazu dienen, daß er Wasser habe und seine Geräte gebrauchen könne. Von Zeit zu Zeit besuchen die Verwandten die Grabstätte und erneuern fleißig die Matten, damit die Sonne und der Regen die dort Ruhenden nicht belästige[1].

Eine ältere Geschichte des Gran Chaco erzählt, daß bei dem Tode eines Kaziken viele Verwandte und Diener getötet wurden oder sich selbst töteten, um ihren kleinen König in die andere Welt zu begleiten und ihm dort zu dienen. Heute, sagt Labrador, kommt so etwas nirgends mehr vor[2].

Über die Religion der Guaykurus sagt derselbe Schriftsteller[3]: „Aus allem Gesagten ergibt sich mit ziemlicher Evidenz, daß die Eyiguayeguis keine

[1] Labrador, El Paraguay católico II 47. [2] Ebd. 48. [3] Ebd. 53.

klare Erkenntnis Gottes haben und daß sie wie Atheisten leben." Wenn er behauptet, dieses Volk habe keine klare Erkenntnis Gottes, so deutet er damit an, daß sie eine dunkle Ahnung von ihm haben, aber sie erweisen ihm keine Verehrung, leben also wie Atheisten[1]. Die Guaykurus haben nach Castelnau[2] folgende sonderbare Überlieferung. Bei der allgemeinen Erschaffung gab der Große Geist jedem Volke eine besondere Eigenschaft. Die Weißen erhielten den Handelsgeist, andere den Instinkt für den Landbau. Der Guaykuru allein war vergessen worden und suchte deshalb den Großen Geist auf, um sich bei ihm zu beklagen. Er durchzog die ungeheure Wüste des Gran Chaco und sprach zu jedem Tier und jeder Pflanze, die er traf. Endlich sagte ihm der Caracara (eine Art Adler Brasiliens): „Du beklagst dich, und doch hast du das glücklichste Los; da du nichts erhalten hast, so darfst du das nehmen, was die andern besitzen, deshalb mußt du alles niedermachen, was dir begegnet. Der Guaykuru befolgte diese Lehre und tötete mit einem Stein den Caracara. Seither rühmt er sich, der Lehre desselben treu geblieben zu sein. Auch die Freudenbezeigungen und Tänze beim Wiedererscheinen der Plejaden sind nicht als religiöse Handlungen mit dem Charakter der Idolatrie aufzufassen. „Die natürliche Pietät, die sie gegen ihre Verstorbenen hegen, und die Gebräuche, die sie durch Schmückung der Leichen usw. beobachten, bekunden ihren Glauben, daß die Seele unsterblich ist und daß es ein anderes zukünftiges Leben gibt. Jedoch sind die jenseitigen Länder nicht anders als die, in denen er sich im Leben mit seinen Hütten bewegte. Sie haben keinen Begriff von einem Lohn der guten Werke im Himmel oder von einer Strafe der bösen für eine ganze Ewigkeit[3]. Die Toten leben in einem etwas besseren Zustand bei Tänzen, Unterhaltungen und andern Übungen, die sie nicht ermüden. Aber alles das tun sie in der Nähe der Grabstätten. Die Seelen zu beunruhigen, betrachten sie als einen gottlosen Skandal", und nichts entflammt ihren Haß mehr, als wenn einige wilde

[1] Labrador erzählt (ebd. 52), einst habe er erklärt, wie Gott uns das Dasein gegeben und alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge aus dem Nichts hervorgebracht habe. Da unterbrach ihn eine alte, noch heidnische, aber geweckte Kazikin und sagte: „Pater, dieser Gott, von dem du redest, ist der Gott der Spanier, aber nicht der der Eyiguayeguis." — „Doch, er ist der Gott aller, und wir alle sind seine Geschöpfe." — „Nein, Pater, denn siehe, den Spaniern hat er Honig, Zucker, Brot, Fleisch usw. gegeben; gegen die Eyiguayeguis ist er aber nicht so freigebig gewesen." — „Er hat euch mit derselben Liebe behandelt; denn er hat euch Hirsche, Tapire, Fischereien, Palmen usw. geschenkt und euch Pferde und Angeln zum Jagen und Fischen gegeben. Er hat auch die Binsen geschaffen, die euch als Wohnung dienen, und die Baumwolle für eure Matten. Sage mir, Margareta (so hieß die alte Frau), erwerben die Eyiguayeguis, die sich Mühe geben, nicht alle die genannten Dinge? Finden sie nicht den süßen Honig in den Bäumen des Waldes? Und dann sind auch das Leben und alle Bewegungen, die Gesundheit und Geschicklichkeit Gaben Gottes. Die Spanier erwerben deshalb alle die Sachen, die du gesehen hast, weil sie arbeiten, wie es Gott befohlen hat." Das leuchtete der Indianerin ein und sie gab sich zufrieden. Gerade die Leichtigkeit, mit der sich die Wilden von den Missionären über das Dasein und die Eigenschaften Gottes belehren ließen, beweist, daß sie eine dunkle Ahnung von Gott in ihrem Herzen trugen.

[2] Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud II 395.

[3] Vgl. übrigens das weiter unten Gesagte.

Nachbarstämme an den Gräbern der Guaykurus die Waffen und Gerätschaften stehlen[1].

Von dem Teufel bilden sie sich eine konfuse und allgemeine Idee. Die Männer nennen ihn Ayamarigodi und die Weiber Guayemagayego. Das letztere Wort erläutert ihre Idee, denn es bedeutet das Wesen des Kummers und der Unglücksfälle. Alles Unglück und Leiden kommt von ihm, wie sie behaupten. Sie haben keinen Begriff von seiner Geistigkeit und von sonst irgend einer Eigenschaft des Vaters der Lüge.

„Ich habe nicht genau erfahren können", schreibt Labrador, „was sie mit diesem Worte ‚Iguogolitaga' bezeichnen. Sie sagen, es bedeutet ein großes Feuer, das nie erlischt. Sie fügen hinzu, daß in diesem Feuer diejenigen brennen, die in diesem Leben schlecht gewesen sind. Sie wissen aber nicht, an welcher Stelle das Feuer brennt und wer die Schlechten sind, da alle Laster bei ihnen als Belustigungen hingehen. Das Übel, das die Eyiguayeguis am meisten ins ewige Feuer bringt, ist ihre schamlose Ausschweifung; sie erkennen zwar in etwa ihre Verwerflichkeit; aber sie halten sie für Unterhaltungen lustiger Personen. Die Kinder, welche ihren schmutzigen und feurigen Begierden entspringen, nennen sie Kinder der Lust. Es ist gewiß, daß sie das gewöhnliche Feuer Nuledi nennen und es von dem unterscheiden, das sie Iguogolitaga nennen. Ich stellte einige Nachforschungen an über diesen Begriff, um im Katechismus den Artikel über die Hölle anzubringen. Ich gebrauchte das gewöhnliche Wort für Feuer und fügte die Beiwörter groß und ewig hinzu. Bei dieser Gelegenheit sagten sie mir, was das oben genannte Wort bedeute. Übrigens wagte ich nicht, dieses Wort zu verwenden, da ich sah, daß es wenig gebraucht war und daß es, genau genommen, in ihrer Sprache die nächtlichen Feuersignale oder die Feuerkohlen bezeichnet in Verbindung mit dem Namen des Holzes, das sie verbrennen und Iguogoli nennen. . . . Nichtsdestoweniger scheint es, daß sie in dem genannten Feuer in ihrer Weise eine Art Strafe für die bösen Seelen, wenigstens eine zeitweilige, anerkennen."[2]

3. Die Mokobier.

Die Mokobier (Mocobis) wohnten im 18. Jahrhundert im südlichen Teil des Gran Chaco an den beiden Ufern des Rio Vermejo, einem Nebenflusse des Paraguay, und zum Teil noch südlicher, im Norden des heutigen Argentinien.

Der Name Mokobier stammt, wie der deutsche Missionär P. Baucke[3] berichtet, von den Spaniern, sie selbst nannten sich Amokowit. Ursprünglich kamen sie den Spaniern freundlich und vertrauensvoll entgegen; aber die Bedrückungen und Betrügereien der letzteren erfüllten sie mit wildem Haß, so daß

[1] Labrador, El Paraguay católico II 54. [2] Ebd. 55.

[3] Vgl. P. Florian Baucke, ein Jesuit in Paraguay 1749—1768. Nach dessen Aufzeichnungen von A. Kobler S. J., Regensburg 1870. Manche Ergänzungen zu diesem Buche enthält die Schrift: P. Florian Baucke, ein deutscher Missionär in Paraguay. Nach den Aufzeichnungen Bauckes neu bearbeitet von A. Bringmann S. J., Freiburg 1908.

sie sich mit den Tobas und den Akallagankis gegen die fremden Eroberer verbündeten, deren Städte und Ansiedlungen überfielen, viele Spanier töteten und große Viehherden raubten. Es gelang den Spaniern nicht, sich dieser kühnen berittenen Krieger zu erwehren, bis die Jesuiten als Missionäre sich in ihrer Mitte niederließen und feste Reduktionen gründeten.

Im Zustand der Wildheit gingen die Mokobier, wie es scheint, ganz unbekleidet; erst nachdem sie mit den Spaniern in Berührung kamen, bedeckten sie sich mehr oder weniger. Das Hauptkleidungsstück bestand in einer durch langes Schaben weich und geschmeidig gemachten Tierhaut. Die Kinder bis zum siebten Jahre blieben nach wie vor ganz nackt. Die Frauen trugen wenigstens eine lange, schmale Schürze; außerdem aber noch meistens eine aus Fischotterfellen zusammengenähte und mit roten Farben bemalte Decke, die so um die Mitte des Leibes gebunden wurde, daß sie doppelt herabfiel. Wenn es die Kälte nötig machte, wurde der obere Teil hinaufgezogen[1].

Die Sprache der Mokobier schildert Baucke als reich und biegsam. „Es gibt kein Glied, keine Ader, keine Sehne, kein Bein am Menschen oder Tier, die nicht ihre besondern Namen hätten. Eine und dieselbe Sache hat verschiedene Namen, je nachdem sie zu diesem oder jenem gebraucht wird." Alle Fürwörter, Beiwörter, Hauptwörter, alle Eigennamen und überhaupt alle Wörter können konjugiert werden, und zwar bedeutet die Zusatzsilbe quet die halbvergangene, das beigefügte Wort nalliacata oder nalliaca die vergangene, nalliacou die längstvergangene, die Silbe o die zukünftige Zeit, und ein vorgesetztes nozogdi drückt den Optativ aus ꝛc.[2]

Bei den Mokobiern ist es nicht Gebrauch, frühzeitig zu heiraten. Der junge Indianer ist gewöhnlich schon über 20 Jahre alt, ehe er in den Ehestand tritt. Sie haben auch eine große Abscheu gegen Ehen unter nahen Verwandten. „Wenn manche behaupten", schreibt Baucke, „es sei unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, und wenn sie namentlich am sechsten Gebot Anstoß nehmen, hätten sie bloß meine Indianer als Heiden beobachten dürfen. Für einen Mokobier oder Abiponen wäre es ein Greuel, wenn man ihm den Antrag machte, sich mit einem Weibe im fünften oder sechsten Grade der Verwandtschaft zu verheiraten."[3] Besondere Abscheu hat der Mokobier vor der Ehe mit einer Person, die im Rufe steht, zornmütig zu sein; er wird sich eher mit dem häßlichsten Weibe verheiraten, wenn es nur sanftmütig ist, als mit einem zornigen, und sollte es noch so schön sein. „Ebenso verabscheut er ein Weib, das des Diebstahls verdächtig ist." Der junge Indianer hat nur eine Frau; bloß Kazikensöhne und solche, welche sich schon in jungen Jahren den Ruf der Tapferkeit erworben haben, sowie Männer in späteren Jahren (natürlich Heiden) nehmen auch ein oder zwei Nebenweiber, die aber nicht mit dem Mann in seiner Hütte leben, sondern bei ihren Eltern, immer eine von der andern getrennt. „Geschieht es dann, daß eines der Nebenweiber mit dem rechtmäßigen Weib zusammentrifft, so raufen sie öffentlich miteinander; wenn der Mann zugegen ist, so schweigt er still und läßt sie raufen, bis sie genug

[1] P. Florian Baucke. Nach dessen Aufzeichnungen von A. Kobler 250—252.
[2] Ebd. 268—275. [3] Ebd. 311.

haben und von selbst auseinandergehen."[1] Die Männer mischen sich nie in den Zank der Weiber.

Wenn ein Mädchen ins heiratsfähige Alter kommt, so zeigen das die Eltern selbst an, indem sie ihm die Haare in eigentümlicher Weise zurechtstutzen und das Gesicht tätowieren. Will nun ein Indianer das Mädchen heiraten, so begehrt er es von den Eltern zur Ehe. Gefällt diesen der Brautwerber nicht, so weisen sie ihn einfach ab; gefällt er ihnen, so fragen sie, was er für die Braut geben wolle. Ist man über den Kaufpreis eins, so geht der Freier in seine Hütte, die Eltern aber nehmen ihre Tochter und führen sie, die dem Anscheine nach widerstrebt, in das Haus des Bräutigams. Da muß die Tochter erst weinen und schweigen, bis sie endlich aufgeheitert wird, und nun ist die Ehe fertig. Die Ehescheidung ist leicht und häufig; bei der Scheidung folgen die Kinder der Mutter. Sollte sich eine Verheiratete mit einem andern Mann vergehen — was nach Baucke sehr selten vorkommt — und ein uneheliches Kind in die Familie bringen, so kommt es darauf an, ob sie ihren Fehltritt bekennt oder nicht; im ersten Fall verstößt der Mann sie nicht, im zweiten Fall aber ersticht er das Weib, wenn das Kind am Leben bleibt; stirbt das Kind, so läßt er die Mutter am Leben[2].

Alle schweren Arbeiten hat die Frau zu verrichten, sie muß sogar das Pferd satteln und herbeiführen, wenn der Mann z. B. zur Jagd ausreiten will. Kommt er von der Jagd zurück, so muß sie mit dem Kinde sogleich bereit stehen und es ihm übergeben und zusehen, wie er es liebkost; täte er dies nicht, so gäbe es von seiten der Mutter einen großen Lärm.

Bei der Entbindung des Weibes geht der Mann fort und kommt erst nach der Geburt des Kindes zurück. Dann bleibt er fünf bis sechs Tage liegen, als ob er sterbenskrank wäre, und während dieser Zeit muß ihm das Weib gut zu essen geben. Gleich bei der Geburt wird dem (heidnischen) Kind ein eigener Name gegeben, und zwar von alten Indianern und Indianerinnen, die im Rufe von Zauberern und Hexen stehen. Niemals nehmen die Kinder den Namen des Vaters an, auch das Weib trägt nicht den Namen des Mannes, noch nennen sie die Töchter nach ihrer Mutter. Der heidnische Indianer sagt nie: mein Weib, sondern: die Mutter meines Sohnes, und das Weib nie: mein Mann, sondern: der Vater meines Sohnes oder meiner Tochter.

Von Erziehung kann eigentlich keine Rede sein. Die Eltern lassen das Kind tun, was es will; ist der Sohn bereits über 15 oder 16 Jahre alt, so ist er Herr im Hause, und Vater und Mutter müssen ihm folgen, während er sich um die Befehle seiner Eltern nicht kümmert. Nicht selten gibt der Sohn der Mutter einen Schlag auf den Rücken oder greift gar gegen die Eltern zur Lanze. Die Eltern fürchten sich fast vor ihren Söhnen und wagen nicht, sie zu strafen; ja sie können es nicht einmal leiden, daß andere sie strafen. Baucke hatte große Mühe, die Eltern dahin zu bringen, die Fehler ihrer Kinder zu strafen.

---

[1] P. Florian Baucke. Nach dessen Aufzeichnungen von A. Kobler 313.
[2] Ebd. 316—317.

Obwohl die Mokobier oft stahlen, verschonten sie doch meistens ihre Stammes- oder Dorfgenossen. Wenn sie auf die Jagd gehen und oft zwei bis drei Monate ausbleiben, lassen sie alles nicht Nötige zurück, und kein Indianer wird diese Hütte betreten. Auch den P. Baucke bestahlen anfänglich die Indianer nicht. „Mit der Zeit aber und infolge des Verkehrs mit den Spaniern wurde bemerkt, daß die Knaben anfingen, kleine Sachen zu nehmen; wurden sie ertappt, so erhielten sie sogleich ihre Strafe.“ Fremdes (d. h. nicht mokobisches) Eigentum zu rauben oder zu schädigen, hält der heidnische Mokobier eher für eine Tugend als für eine Sünde[1]. Beim Mord macht der heidnische Mokobier keinen Unterschied zwischen Leuten seines Dorfes und Fremden. Jeder Hausvater ist Herr über Leben und Tod; weil es kein Gericht gibt, kann er totschlagen, wen er will, wenn er nur durch seine Tapferkeit oder mächtige Verwandtschaft sich und die Seinen sicherzustellen weiß. Doch schafften auch hier die Missionäre allmählich Wandel.

Eine abscheuliche Sitte der heidnischen Mokobier war der häufige Kindermord. Wenn ein Kind zur Zeit geboren wurde, da der Vater wegen Mangels an Nahrung oder wegen einer bevorstehenden weiten Reise nicht am selben Orte bleiben konnte, gab er der Mutter den Befehl, es zu töten, und diese kam dem Befehl sofort nach. Auch wenn der Vater argwöhnte, das Kind sei nicht von ihm, befahl er, es sogleich zu töten, und die Mutter tötete es vor den Augen des Mannes, um den Argwohn zu zerstreuen[2].

Der Indianer ist nach Baucke ernst, aber empfänglichen Gemütes; er spricht wenig und leise und läßt sich nie in langen Wortstreit ein. Er weiß nichts vom Schwören und Fluchen. Im höchsten Zorn kennt er nur den Ausruf: Elobgaec, „du Toter“, oder: „Ich wollte, daß du sterben möchtest!“ Um die Wahrheit einer Aussage zu bekräftigen, sagt der Indianer einfach: n caenza oder enamcaeen, was so viel bedeutet als: „wahrhaftig, in Wahrheit!“[3]

Die Mokobier sind sehr abergläubisch. Eine große Rolle spielen deshalb die Zauberer oder Zauberinnen, zumal sie auch die Stelle von Ärzten vertreten. Sie wissen zu heilen, aber auch zu schaden, z. B. durch ein gewisses Kraut Uneinigkeit unter den Verheirateten zu stiften, deshalb sind sie sehr gefürchtet. Die gewöhnlichste Art zu kurieren besteht darin, daß sie an der kranken Stelle des Körpers saugen, dabei stöhnen und brüllen, sich in die Zunge beißen und das Blut ausspucken, das sie angeblich aus dem Leibe gesogen; manchmal ist es ein Stück Holz oder ein Beinchen, das sie zuvor heimlich in den Mund gesteckt hatten. Diese Betrüger lassen sich gut bezahlen. Manchmal ist aber auch ihr Leben in Gefahr. Weil die Zahl der Zauberer groß ist, so sucht einer den andern unschädlich zu machen oder auf die Seite zu schaffen. Stirbt ein Indianer oder das Kind eines Kaziken, so ist einer der Zauberer daran schuld; die Freunde oder der Vater des Verstorbenen fragen also einen Zauberer um den Namen dessen, der die Ursache des Todes gewesen, und der Genannte bleibt nicht länger mehr am Leben. Baucke hatte große Mühe, diesen Zauberern das Handwerk zu legen.

---

[1] Ebd. 333. [2] Ebd. 247. [3] Ebd. 250.

Von einer eigentlichen Krankenpflege außer dem Zauber war bei den heidnischen Mokobiern kaum die Rede. Wird jemand von einer ansteckenden Krankheit befallen, so stellen die Verwandten eine Schüssel mit Speise und einen Krug Wasser vor ihn hin und fliehen dann in den Wald, wo sie so lange bleiben, bis sie glauben, er sei genesen oder tot. Eigentümlich ist, was Baucke mit folgenden Worten berichtet: „Sahen die Kinder, daß ihre Eltern von einer Krankheit nicht mehr genesen konnten, oder hielten sie für gewiß, daß ihnen nichts mehr übrigbleibe als der Tod, oder bemerkten sie, daß sie vor ihrem Tod noch große Schmerzen leiden müßten, so nahm der Sohn oder die Tochter die Keule und schlug damit den kranken Vater oder die Mutter tot, und zwar aus kindlicher Liebe, weil es ihnen zu sehr zu Herzen ging, daß Vater oder Mutter so lange leiden müßten." [1]

Nach dem Hinscheiden beginnt die bei allen Indianern übliche Totenklage. Ist der Mann gestorben, so fängt das Weib an zu schreien, schlägt den Leichnam, als ob sie zornig wäre, daß sie nun verlassen sei, oder preist auch seine Tugenden: „Du treuloser und grausamer Mann, warum hast du mich verlassen? Du bist so wacker gewesen auf der Jagd, so mutig im Kampf; wo werde ich wieder einen solchen Mann bekommen? Du hast keine Barmherzigkeit mehr mit mir und deinen Kindern; wer wird für diese Nahrung suchen?" usw. Mehrere aufeinanderfolgende Abende kommen alle Weiber zur Hütte des Verstorbenen, um laut die ganze Nacht zu heulen. Die Witwe schneidet sich die Haare ab, sie darf einige Monate nicht lachen und nur selten reden.

Ist die Frau gestorben, so ersticht der Mann ihr Pferd, stutzt seinem eigenen Pferde und den Pferden der Kinder Schweif und Mähne, verschenkt alles, was ihr gehört hat, und reitet auf die Jagd, um sich den Kummer zu vertreiben. Für das Begräbnis läßt er die Verwandten der Verstorbenen sorgen, die auch die Kinder zu sich nehmen. Nach einem bis drei Monaten kehrt er dann zurück, reißt seine Hütte nieder und baut an einer andern Stelle eine neue, weil er meint, in der alten sei dem Tod der Weg schon bekannt, und weil er die Erinnerung an die Verstorbene vertilgen will. Auch der Mann darf nach dem Tod seiner Frau einige Monate nicht lachen und muß längere Zeit Witwer bleiben. Wollte z. B. ein Indianer noch vor Ablauf eines Monats nach dem Tod seines Weibes heiraten, „so würde man das als ein Zeichen betrachten, daß er sein Weib nicht geliebt habe und selbst ein Taugenichts sei" [2].

Die Mokobier lieben es, ihre Toten nach Familien oder Sippschaften nahe beisammen zu bestatten. Stirbt jemand weit von diesem Ort entfernt, so wird er zuerst dort begraben, wo er gestorben. Wenn aber der Leichnam verwest ist, kommen die Verwandten und tragen die Gebeine nach dem gemeinsamen Begräbnisplatz, sollten sie auch 200—300 Meilen weit zu gehen haben. Das Grab ist eine längliche Grube, höchstens $1\frac{1}{2}$ Fuß tief, aber viel breiter. Der Leichnam wird in eine Haut gehüllt und mit lautem Klagen ins Grab gesenkt. Neben den Leichnam legt man eine leere Schüssel und einen Wasserkrug, damit er das nötige Geschirr sogleich bei der Hand habe, wenn er Hunger oder Durst

[1] P. Florian Baucke. Nach dessen Aufzeichnungen von A. Kobler 355.
[2] Ebd. 358—359.

bekommen sollte. Hierauf werden starke Querhölzer dicht nebeneinander über das Grab gelegt und diese mit Ästen und dann mit Erde zugedeckt, so daß der Tote wie in einer Gruft liegt. Die Waffen werden auf das Grab gelegt, und niemand würde es wagen, sie wegzunehmen. In das Grab eines Kindes werden weder Schüssel noch Krug gelegt, dafür läßt man eine Hand des Kindes aus dem Grabe hervorstehen, in welche die Eltern die nötige Nahrung legen[1].

Aus diesen Gebräuchen geht klar hervor, daß die Mokobier an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubten. Leider geht P. Baucke auf diesen Punkt nicht näher ein. Nach Guevara[2] hatten die Mokobier eine Sage davon, daß die Seelen der Verstorbenen in früheren Zeiten auf einem fabelhaften Baum, den sie in ihrer Sprache nalliagdigua nannten und der so hoch war, daß er von der Erde bis zum Himmel reichte, in den Himmel gelangten. Auf diesem Baum kletterten die Seelen von Zweig zu Zweig immer höher, bis sie zu einem Fluß und zu Seen kamen, die Überfluß an ausgezeichneten Fischen hatten. Eines Tages aber konnte die Seele einer alten Frau gar nichts fischen, und da ihr die andern Fischer das zum Leben nötige Almosen verweigerten, wurde sie über die Nation der Mokobier zornig, verwandelte sich in eine Capiguara, fing an, den Baum, an dem sie zum Himmel kletterten, zu zernagen, bis er zum großen Schmerz und unersetzlichen Verlust der ganzen Nation zusammenstürzte. Nun mußten die Seelen auf Erden umherschweifen und jagen. Einen eigenen Ort für die Strafe der Bösen kannten die Eingebornen Paraguays überhaupt nicht, wie Guevara behauptet.

Von der Religion der Mokobier teilt Baucke leider gar nichts mit. Der schon erwähnte Guevara[3] sagt: „Die Mokobier errichteten den Plejaden, d. h. ihrem Gdoapidalgate, den sie als Schöpfer und Vater verehrten, nie ein Gebetshaus; sie begnügten sich damit, sein Wiedererscheinen mit Freude und Geschrei zu feiern.“ Welche Begriffe sie sich von diesem Wesen machten, bleibt leider ganz im unklaren. Guevara glaubt nicht, daß sie es als Gott auffaßten.

Aus vielen großen und kleinen Zügen, die P. Baucke in seiner schlichten und naiven Weise erzählt, geht hervor, daß die Mokobier alle guten und schlechten Eigenschaften der menschlichen Natur hatten, wenn sie sich auch im Zustande der Verwahrlosung befanden. Durch Liebe, Freundlichkeit und Geduld erwarb er ihre Zuneigung im höchsten Grade, so daß sie sich gar nicht mehr von ihm trennen wollten. Bei vielen Gelegenheiten erwiesen sie sich sehr dankbar, und nach ihrer Bekehrung bekundeten sie eine seltene Frömmigkeit und eine bei diesen Kindern der Wildnis erstaunliche Großmut und Opferwilligkeit.

Große Mühe kostete dem Missionär das Erlernen der schwierigen Mokobiersprache. Dabei zeigten, wie er erzählt, die Eingebornen ein „überraschendes Zartgefühl; jeder scheute sich, meine Sprachfehler zu erwähnen, und als einmal ein Knabe über ein verkehrt ausgesprochenes Wort lachte, verwiesen ihm die Erwachsenen die Keckheit. ‚Sieh‘, sprachen sie, ‚er bemüht sich, unsere Sprache zu erlernen, wir verstehen ihn, was willst du mehr?‘“ Er bat sie nun

---

[1] Ebd. 360—361. [2] Historia de la Conquista del Paraguay usw. 50.
[3] Ebd. 24. Vgl. auch Gay, Historia de Republica Jesuitica do Paraguay, Rio de Janeiro 1863, 102.

selbst, ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen, damit er sie besser unterrichten könne, und das taten sie von dieser Zeit an „mit Bescheidenheit“ [1].

Gegen zwei Laster hatte der Missionär einen schweren Kampf zu bestehen. Vor allem gegen die unglaubliche Trägheit. Durch Ermahnungen, kleine Geschenke und Aufstachelung ihres Ehrgeizes gelang es ihm, sie allmählich zum Arbeiten zu bringen. Da er selbst viele Handwerke verstand, so konnte er den Wilden mit gutem Beispiel vorangehen und bekam nun aus ihrer Mitte Gehilfen; „nur durfte ich nicht unmutig werden, wenn einer etwas verdarb oder mehrere Tage wegblieb; denn diese Menschen sind empfindlicher, als man glauben sollte“ [2]. Sehr zu statten kamen dem Missionär seine musikalischen Kenntnisse. Die Eingebornen waren Liebhaber der Musik und zeigten dafür großes Geschick. In verhältnismäßig kurzer Zeit brachte er 20 Knaben so weit, daß sie mit größter Fertigkeit eine musikalische Vesper und ein Hochamt aufführen konnten zur Freude der Indianer und zur Verwunderung der Spanier. Er mußte sogar mit seinen Musikanten in die Stadt Santa Fé kommen, wo deren Leistungen das größte Erstaunen erregten.

Schwieriger war der Kampf gegen das Laster der Trunksucht, dem die Mokobier in hohem Grade huldigten. Die Trinkgelage endeten gewöhnlich mit Streit und Totschlag. Einst tötete ein betrunkener Indianer in der Nacht sein Weib mit der Lanze. Die Verwandten wollten noch in der Nacht blutige Rache nehmen. Mit Mühe konnte der Missionär, vom Kaziken unterstützt, sie für den Augenblick beruhigen. Am Morgen stand der Mörder vor seiner Hütte und schrie den Verwandten seines Weibes zu: „Hier stehe ich mit der Lanze; komme, wer da will, mich zu töten. Zwei Lanzenstiche werde ich aushalten, ohne mich zu verteidigen, aber auf den dritten werde ich mich rächen.“ Der Missionär verhinderte, daß man dieser unsinnigen Aufforderung nachkam. Der Missetäter wurde dann in die Wohnung des Missionärs geführt, wo er weinte, seine Übereilung erkannte und Besserung versprach. Er wurde später Christ; der Bruder der Gemordeten verzieh dem Mörder und ließ sich ebenfalls bald taufen.

Einst hörte der Missionär, wie ein Kazike zu einem andern sprach: „Was sind doch diese Väter gute, wackere, edle Männer; sie haben ein schönes Herz; sie sind nicht wie wir und tragen keinen Groll gegen uns. . . .“ [3] Von vielen Spaniern dagegen sagte ein Kazike: „Diese Spanier sind ärger, als wir in unsern Wäldern waren. Sie betrügen, lügen und sind lasterhaft.“ [4]

4. Die Abiponer.

Wie die Mokobier und Guaykurus wohnten auch die Abiponer um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Gebiete des Gran Chaco. Ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort waren die weiten Strecken am rechten Ufer des Paraná, südlich vom Vermejofluß. Sie hatten keine festen Wohnsitze. Hielt sie nicht die Furcht vor ihren Nachbarn im Zaum, so streiften sie nach allen Richtungen auf unermeßliche Strecken hin. Die Sitten und Gebräuche dieses kriegerischen Volkes hat

---

[1] P. Florian Baucke, bearbeitet von A. Bringmann 44. [2] Ebd.
[3] Ebd. 50. [4] Ebd. 53.

der Jesuitenmissionär Martin Dobrizhoffer ausführlich beschrieben. Dobrizhoffer hielt sich 22 Jahre als Missionär in Südamerika auf, davon 11 Jahre bei den Guaranis und 7 Jahre bei den Abiponern. Von diesen letzteren hauptsächlich handelt sein dreibändiges Werk Historia de Abiponibus, das er in lateinischer Sprache verfaßt und herausgegeben hat[1], das aber bald von A. Kreil ins Deutsche übersetzt wurde[2]. Von den Mokobiern und Tobas wurden die Abiponer Callagaic, von den Guaykurus Comidi genannt. Obwohl die Abiponer wie alle Südamerikaner vor der Ankunft der Spanier von Pferden nichts wußten, besaßen sie zur Zeit Dobrizhoffers zahlreiche Pferde. „In ihren Kolonien kannte ich nicht wenige, die bei 400 und noch mehr Pferde besaßen. . . . Ihr Unterhalt kostet nichts, indem die Mutter Natur für sie sorgt. . . . Zur Zeit der Unruhen haben sie oft bei einem einzigen Einfall 3000—4000 Pferde aus den Meiereien der Spanier weggeführt.“[3]

„Die meisten Abiponer haben eine einnehmende Gestalt und regelmäßige Gesichtsbildung und beinahe die Züge der Europäer, die Farbe ausgenommen, welche bei den Erwachsenen nicht sehr weiß, aber dennoch von der Schwärze der Mohren und Mulatten sehr weit entfernt ist. Denn die natürliche Weiße, mit der ihre Kinder auf die Welt kommen, geht in der Folge teils durch die Sonnenhitze teils durch den Rauch in eine etwas bräunere über, weil sie beinahe ihr ganzes Leben hindurch stets auf dem Felde in der Sonne herumreiten, und wenn sie in ihrer Hütte, die ihnen zugleich Zimmer, Küche und Speisesaal ist, ein wenig ausruhen, Tag und Nacht auf dem Boden ein Feuer unterhalten, dessen Hitze und Rauch sie notwendig ein wenig abbräunen muß. Bläst nur ein wenig ein kühler Südwind, so rücken sie das Feuer zu ihrer Lagerstätte oder unter die Hängematte, auf der sie liegen, so daß sie wie Schinken in dem Kamine durch und durch geräuchert werden. Die abiponischen Weiber bewahren ihre Schönheit wider die Sonne mit einem Sonnenschirm. Daher sind sie auch meistens weißer als die Männer.“[4] „Wenn irgend eine Nation sich durch einen schönen Körperwuchs auszeichnet, so sind es die Abiponer. . . . Von den Mißgestalten und Leibesfehlern, welchen die Europäer so häufig unterworfen sind, weiß man bei ihnen nichts. . . . Die meisten Abiponer sind so groß, daß sie, wenn ihr Geist mit ihrem Körper übereinstimmte, unter den österreichischen Grenadieren dienen könnten.“ Bart haben sie keinen. Die spärlichen Haare, die ihnen um das Kinn herum wachsen, lassen sie sich von einer alten Frau mit einer Hornzange ausrupfen. Die Haare sind dick und kohlschwarz. Wie die Mokobier und Tobas lassen sich auch die Abiponer ohne Unterschied des Alters und Geschlechts die Haare von der Stirne gegen den Scheitel hin so ausrupfen, daß sie auf dem Vorderhaupt wenigstens drei Finger breit kahlköpfig sind. „Diese Kahlköpfigkeit heißen sie Nalemra und halten selbe für das edelste und beinahe gottesdienstliche Ehrenzeichen ihrer Nation; darum lassen sie auch dem neugebornen Kinde durch die Hand eines ihrer Schwarzkünstler oder Schwarzkünstlerinnen (diese Schälke vertreten bei ihnen die Stelle der Ärzte und Priester) die Haare des Vorderhauptes abschneiden. Die Zeremonie ist diesen

[1] Historia de Abiponibus, 3 Bde, Viennae 1784.
[2] Geschichte der Abiponer, 3 Bde, Wien 1788. [3] Ebd. II 16. [4] Ebd. 23.

Wilden ebenso wichtig als die Beschneidung den Hebräern und die Taufe den Christen." [1]

„Die Begierde, schön zu sein, ist auch der Seele der Wilden eingepflanzt." Obwohl die Abiponer von Natur aus, besonders in der Jugend, schön sind, entstellen sie sich durch das Tätowieren. Sie durchstechen mit spitzigen Dornen die Haut und das Fleisch und streuen in die frischen Wunden Asche, so daß sie für immer schwarz werden. Auf der Stirne lassen sie sich ein Kreuz eingraben. Wie die heidnischen Abiponer zu diesem Kreuz kamen und was es bedeuten sollte, konnte Dobrizhoffer nicht erfahren, die Wilden selbst wußten es nicht und sagten bloß, sie hätten die Sitte von ihren Vätern überkommen. Besonders die Mädchen, die in das heiratsfähige Alter kommen, werden an Brust und Armen so durchstochen, „daß sie wie türkische Tapeten aussehen". Je vornehmer ein Mädchen ist, um so mehr muß es sich zerstechen lassen. Preßt ihr der Schmerz Seufzer aus, so wird sie verhöhnt und verspottet. Die Operation dauert viele Tage, und während dieser Zeit müssen sich die Mädchen der meisten Speisen enthalten.

Die Gesundheit und Stärke der Abiponer leitet Dobrizhoffer aus ihrer Enthaltsamkeit her. „Die abiponischen Jünglinge kennen den Genuß der Wollust nicht; auch schwächen sie sich, ihres feurigen Naturells ungeachtet, durch keine Ausschweifung. Sie schwätzen, spielen und scherzen miteinander, aber immer innerhalb der Grenzen der Schamhaftigkeit. Ich beteure, durch die sieben Jahre, welche ich mich bei ihnen aufhielt, nicht das geringste gesehen oder gehört zu haben, was man mutwillig oder geil nennen könnte. Ein natürlicher, dieser Nation eigener Antrieb flößt den Knaben und Mädchen einen unüberwindlichen Abscheu vor allem ein, was die Ehrbarkeit beleidigt. Diese wird man weder im geheimen noch an einem öffentlichen Ort mit jenen schwätzen noch jemals auf dem Platze müßig sehen. Sie suchen ihre Unterhaltung darin, ihren Müttern, die sich mit den häuslichen Verrichtungen beschäftigen, mit arbeiten zu helfen. Die Jünglinge finden meistens ihr Vergnügen bei den Pferden und Waffenübungen." [2] Auch dem Umstand schreibt der Missionär die Stärke der Abiponer zu, daß die Mütter die Kinder an der eigenen Brust stillen, und zwar bis in das dritte Jahr, in welcher Zeit sich die Männer ihrer enthalten sollen [3]. Die Kinder werden früh abgehärtet. Die Neugebornen baden sie sogleich im kalten Flußwasser, wenn sie können. Sie werden mit Lumpen von einem alten Otterpelz angetan und dann sich selbst überlassen. Knäbchen, welche noch kaum der Brust entwöhnt sind, wird man ohne Bogen und Pfeile selten herumgehen sehen. Die Kleider der Abiponer sind weit und gehen bis auf die Knöchel herab. Die Abiponer sind niemals untätig. Kein Tag vergeht, ohne daß sie reiten, jagen oder schwimmen. Um Wild oder Feinde aufzuspüren, streifen sie umher. Ihrem ewigen und riesigen Appetit zollt Dobrizhoffer uneingeschränktes Lob. „Sie essen zu allen Zeiten, so wie sie zu allen Zeiten hungert." Trotzdem bleiben sie gesund und kräftig und erreichen durchschnittlich ein hohes Alter.

---

[1] Dobrizhoffer-Kreil, Geschichte der Abiponer II 31. [2] Ebd. 59.
[3] Ebd. 62.

Die geistigen Fähigkeiten der Indianer wurden anfänglich sehr unterschätzt. Viele Spanier hielten sie für so beschränkt, daß sie dieselben nicht für fähig erachteten, die Sakramente zu empfangen. Papst Paul III. mußte im Jahre 1537 erklären, die Indianer seien veros homines fidei catholicae et sacramentorum capaces. Dobrizhoffer hält die Indianer durchaus für bildungsfähig, wenn man sie nur in der rechten Weise zu unterrichten verstehe[1].

In Bezug auf die Religion meint Dobrizhoffer, die Abiponer seien hirnlose Menschen. „Sie wissen weder von Gott noch von seinem Namen. Dem Teufel, welchen sie Aharaigichi oder Queevet nennen, geben sie mit vieler Ergebenheit den Namen ihres Großvaters Groaperikie. Dieser, sagen sie, war ihr und der Spanier Großvater, doch mit diesem Unterschied, daß er diesen prächtige Kleider nebst Gold und Silber, ihnen aber einen großen Mut zum Erbteil hinterlassen habe. . . . Wenn man sie fragt, wer denn ihr Stammvater gewesen und was er gemacht habe, so geben sie ganz unverhohlen zur Antwort, daß sie dieses nicht wüßten."[2] Sie verehren also, fügt Dobrizhoffer hinzu, ein Wesen, das sie nicht kennen, wie einst die Athener, welche dem unbekannten Gott einen Altar bauten[3]. Weil die Abiponer von einem eigentlichen Gott keine Idee und keinen Namen hatten, wählten die Missionäre für Gott den spanischen Namen Dios mit dem Zusatz: ecnam caogaric, „der alle Dinge gemacht hat"[4].

Die Abiponer halten das Siebengestirn (Plejaden) für das Bild ihres Ahnen. „Da nun dieses Gestirn in Südamerika einige Monate nicht sichtbar ist, so glauben sie, ihr Großvater sei krank, und sind daher alle Jahre seines Todes wegen sehr bekümmert. Sobald sich also diese Sterne im Mai wieder sehen lassen, meinen sie, er sei von seiner Krankheit wieder genesen, wünschen ihm daher zu der wiedererlangten Gesundheit Glück und grüßen ihn mit lautem Freudengeschrei unter dem Jubel von Kriegspfeifen und Hörnern." „Wir danken dir. Endlich bist du wieder zu uns zurückgekehrt. So bist du also wieder glücklich und gesund geworden." Den folgenden Tag geht alles auf das Honigsammeln, um einen Trank zu bereiten. Dann veranstaltet man eine große festliche Zusammenkunft. Die verheirateten Abiponer setzen sich auf die Erde auf ihre Tigerhäute nieder und trinken; die umstehenden Weiber singen und heulen; die Unverheirateten aber lachen und treiben Kurzweil miteinander. So bringen alle die Nacht zu. Eine Zauberin belebt das Fest von Zeit zu Zeit durch Tänze. Sie schüttelt dabei nach dem Takt einen mit harten Samenkörnern gefüllten Kürbis und wirft zugleich, ohne sich von der Stelle zu entfernen, den einen Fuß rechts, den andern links in die Höhe. Diesen Sprüngen folgt immer ein schreckliches Getöse von Pfeifen und Trompeten, wobei die herumstehenden Zuschauer mitjauchzen, indem sie ihre Hand an die Lippen halten.

---

[1] Ebd. 82 ff. [2] Ebd. 87—88.

[3] Ebd. 88. Nach dem Gesagten und nach dem, was wir noch weiter über ihn anführen werden, erscheint es doch zweifelhaft, ob dieser „Großvater" der Abiponer identisch ist mit dem Teufel. Jedenfalls wäre ihnen dann der Teufel ein sehr wohltätiges Wesen, das sie hochschätzen und lieben. Diese Schwierigkeit ist auch dem P. Dobrizhoffer selbst nicht entgangen, wie wir weiter unten hören werden.

[4] Ebd. 80.

„Doch wird man bei diesem Spektakel nicht das geringste wahrnehmen, was dem Wohlanstand und der Ehrbarkeit zuwiderliefe. Die Männer sind allemal von den Weibern und die Knaben von den Mädchen abgesondert." Diese Versammlung hielten die Abiponer „für eine Feierlichkeit, die sie ihrem wiederzurückgekehrten Großvater schuldig zu sein glauben"[1]. Die Tänzerin reibt ihren Kürbis an den Waden derjenigen, denen sie einen Beweis besondern Wohlwollens geben will, und verspricht ihnen im Namen ihres Großvaters Geschwindigkeit im Verfolgen des Wildes und der Feinde. Zu dieser Zeit weiht die Zauberpriesterin alle, die sie für fähig hält, zu Zauberpriestern und Priesterinnen, und zwar mit vielem Gepränge.

Diese Zauberer und Zauberinnen haben eine große Herrschaft über das leichtgläubige Volk. Sie behaupten, mit dem Teufel in Verbindung zu stehen und nach Belieben durch Zauber Krankheit und Tod zu verursachen oder zu entfernen, Regen oder Hagel hervorbringen zu können. Kein Wilder zweifelt auch daran, „daß sie die Seelen der Verstorbenen bannen und sich über geheime Dinge mit ihnen besprechen, sich in Tiger verwandeln"[2] usw. Alle diese Kräfte und Kenntnisse wollen sie als Geschenk vom Teufel erhalten haben. Die, welche zur Würde der Zauberer gelangen wollen, müssen einige Tage vollständig fasten, bis sie endlich die künftigen Dinge vorhersehen. „Ich habe dies von glaubwürdigen Männern gehört; allein mir scheint das wahrscheinlichste dieses, daß sich diese Schurken durch ihr langes Fasten eine Kopfschwäche und eine Art Wahnwitz zuziehen, also zwar, daß sie sich weiser dünken als die übrigen und für Zauberer ausgeben. So betrügen diese erst sich selbst und dann andere."[3] Bei besondern wichtigen Anlässen müssen die Zauberer die Manen der Verstorbenen zitieren, um von ihnen Zukünftiges zu erfahren. Die Abiponer glauben fest an diese Macht der Zauberer, die Seelen der Verstorbenen auszufragen. „Aus diesem Gebrauch der Wilden, die Seelen der Verstorbenen herzubannen, ergibt sich wenigstens dieses, daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben, welches wir auch aus andern Gebräuchen der Wilden geschlossen haben. Auf die Gräber der Verstorbenen pflegten sie vorsichtig einen Topf, Kleider, Waffen und auf Pfähle gesteckte Pferde hinzupflanzen, damit ihnen ja nichts abginge, was zu den täglichen Bedürfnissen des Lebens gehört. Die kleinen Enten, welche von den Abiponern Ruilili genannt werden und bei der Nacht mit einem traurig tönenden Gezisch scharenweise herumflattern, halten sie für die Seelen der Verstorbenen und heißen sie mehe lenkachie, ‚Geister, Schatten, Gespenster'." Obwohl aber die Abiponer an die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele glauben, wissen sie doch nicht, „wohin sie kommt und was für ein Schicksal ihrer wartet"[4]. Die Abiponer glauben, der Tod werde entweder durch die Gewehre der Spanier oder durch Zauberkünste verursacht.

Dobrizhoffer stellt sich auch die Frage, wie es komme, daß die Abiponer dem Teufel den süßen und ehrwürdigen Namen ihres Großvaters beilegen, während doch die benachbarten und die meisten andern Nationen den Teufel

---

[1] Dobrizhoffer-Kreil, Geschichte der Abiponer II 89. [2] Ebd. 91.
[3] Ebd. [4] Ebd. 97—98.

fürchten. Die einzige haltbare Antwort, die er darauf zu geben weiß, lautet: Man muß wissen, daß es bei den Wilden nicht vieler Gründe und Beweise bedarf, um ihnen die größten Ungereimtheiten aufzubinden. Sie denken wenig an übersinnliche Dinge und sind noch weniger gewohnt, über dieselben zu philosophieren. Daher die häufigen Widersprüche, die man in ihren religiösen Ansichten findet.

„Bei einigen Abiponern ist die Vielweiberei, bei mehreren die Ehescheidung im Gebrauch. Sie sind nicht zahlreich, denn „die ganze Nation besteht aus nicht mehr als ungefähr 5000 Köpfen". Die Ursache dieser geringen Zahl ist außer den vielen Kriegen und den ansteckenden Krankheiten hauptsächlich der Kindermord. Die Mütter säugen ihre Kinder bis ins dritte Jahr und haben während dieser Zeit keinen Umgang mit den Männern. Die letzteren werden deshalb ihrer Frauen überdrüssig und sehen sich um ein anderes Weib um. „Um also nicht ihre Männer zu verlieren, töten die Mütter ihre Kinder gleich nach der Geburt; zuweilen treiben sie die Leibesfrucht gewaltsam ab. Die Mütter schonen lieber die Mädchen als die Knaben, und zwar aus schnödem Eigennutz, weil sie ihren erwachsenen Söhnen ein Weib kaufen müssen, ihre heiratsfähigen Töchter aber verkaufen können. Das ist ein Grund, warum bei den Abiponern der Überschuß der Frauen über die Männer so groß ist."

Einen Regenten, der über alle Abiponer herrschte, gibt es nicht. Die Nation zerfällt in kleinere und größere Gruppen, die unter einem Kaziken stehen. Doch ist das Ansehen derselben sehr gering; im Krieg folgen sie ihm. Obwohl die Würde eigentlich erblich ist, wird doch der rechtmäßige Erbe derselben oft übergangen, wenn er die dazu nötigen Eigenschaften nicht besitzt. Auch eine Art Adel gibt es unter den Abiponern. Die Angehörigen desselben nennen sie Kapitän, ein Wort, das sie von den Spaniern angenommen haben und eigentlich den Kaziken bezeichnen soll. „Alte Weiber in Lumpen, deren einziger Reichtum in ihren Runzeln bestand, pflegten oft, um uns zu zeigen, daß sie nicht von gemeinen Eltern abstammten, mit vielem Stolz zu sagen: Aym Capita, ‚ich bin eine Kapitänin', d. h. ich bin vom Adel."[1] Überhaupt sind diese Abiponer wie die meisten Wilden sehr erpicht auf Titel und Würden. Will ein Kazike einen Kriegszug gegen Feinde unternehmen, so veranstaltet er ein Trinkgelage. Sobald die dabei Anwesenden von dem Honiggetränke erhitzt sind, versprechen sie dem Kaziken auf das bereitwilligste und unter lautem Freudengeschrei, ihm beizustehen, und „was zum Erstaunen ist, sie halten alles, wenn sie wieder nüchtern sind, mit gewissenhafter Pünktlichkeit, was sie im Rausche verheißen haben. So viel Gewalt hat man über ihren Willen, wenn man ihre Kehle netzt. Daß Liebe Gegenliebe und die Freigebigkeit Freunde erzeuge, sind in Europa bekannte Sprichwörter, deren Wahrheit wir bei den Abiponern durch eine vieljährige Erfahrung bestätigt fanden"[2].

Feldbau haben die Abiponer fast keinen. Sie leben von Jagd, Fischfang und wilden Früchten und ändern nach dem Bedürfnis der Jahreszeiten ihren Wohnort. Deshalb gibt es kein eigentliches ausschließliches Grundeigentum. Was in der Luft fliegt, im Wasser schwimmt, in Wäldern und Feldern wächst,

[1] Ebd. 128. [2] Ebd. 134.

gehört dem, der es nimmt und fängt[1]. Alles, was die Abiponer zu ihrem Unterhalt gebrauchen, finden sie mit geringer Mühe bald an dem einen, bald an dem andern Ort.

Von der Kleidung der Indianer sagt Dobrizhoffer: „Diejenigen irren ganz erbärmlich, welche sich einbilden, als gingen alle Amerikaner ohne Unterschied so nackt, wie sie vom Mutterleibe kamen, einher. . . . Ich leugne nicht, daß in Amerika Völker existieren, welche ganz nackt und unbekleidet umhergehen; aber daß diese Blöße alle miteinander gemein haben sollen, ist eine Behauptung, die der Wahrheit schnurstracks zuwiderläuft."[2] „Die Payaquas . . ., welche ohne alle Kleider sowie ohne Schamhaftigkeit herumziehen, werden selbst von allen übrigen Indianern verabscheut. Sie dünken sich dann am prächtigsten gekleidet, wenn sie am ganzen Leibe mit verschiedenen Farben bemalt und mit Glaskugeln geziert sind." Dasselbe gilt von den Mbayas, die zwar einen Überfluß an Kleidern haben, aber gerade das nicht bedecken, was die Ehrbarkeit zu bedecken befiehlt. „Als ich einst meine Abiponer befragte, was sie von den Mbayas hielten, antworteten sie mir, daß diese Nation so unverschämt wie die Hunde wäre. Über ihre Unverschämtheit und die unehrbaren Dinge, die sie öffentlich treiben, haben mir meine Gesellschaftsgenossen, die mit ihnen umgegangen sind, vielmal geklagt. Doch kleiden sich die Weiber beider Völkerschaften ziemlich ehrbar."[3] „Von den wilden und noch wie das Vieh überall herumziehenden Abiponern versichere ich hoch und teuer, daß sie alle ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und des Ranges jederzeit sehr ehrbar und nach ihrer Tracht meistens zierlich gekleidet umhergehen. Selbst die Kinder von etlichen Monaten lassen sie nicht unbedeckt."[4] Dobrizhoffer meint, die Missionäre hätten oft gewünscht, die Spanierinnen in Asunción, die wegen der Hitze oft in anstößigem Aufzuge erschienen, möchten ebenso anständig gekleidet sein wie die Indianerinnen.

Von den Sitten der Abiponer sagt Dobrizhoffer: „Bei den Wilden ist nicht alles wild. . . . So wie das Gute meistens mit dem Bösen vermengt ist, ebenso verbinden auch die Abiponer mit den ihnen eigenen Lastern Eigenschaften, die auch einem Christen Ehre machten. Ich werde hier die hauptsächlichsten erwähnen, ohne ihrer Gebrechen zu vergessen. Wie unverletzlich sie in allen ihren Leibesstellungen den Wohlstand (Anstand) beobachten, wird ein Europäer schwerlich glauben. Aus ihrem Antlitz und Gang leuchtet immer eine fröhliche Sittsamkeit und ein männlicher Ernst hervor, den sie durch eine freundliche Gefälligkeit zu mildern wissen. In allen ihren Handlungen entdeckt man nichts, was man Ausgelassenheit, Mutwillen oder Roheit nennen könnte. Bei ihren täglichen Zusammenkünften ist alles friedsam und ruhig. Man hört daselbst weder ein polterndes Geschrei, noch Zänkereien, noch beißende Anspielungen. Sie scherzen gern, ohne Frechheit oder Bitterkeit. . . . Niemals brechen sie . . . in ein Geschrei, in Drohungen oder Schmähungen aus. Diese Lobsprüche gelten von den Abiponern, solange sie nüchtern sind. Denn im Rausch treten sie aus dem Geleise der Vernunft, werden tollsinnig und sehen sich selbst nicht mehr ähnlich. Übrigens äußern sie in ihren Zusammenkünften ein äußerst gesittetes

[1] Dobrizhoffer-Kreil, Geschichte der Abiponer II 138. [2] Ebd. 159.
[3] Ebd. [4] Ebd. 160.

Betragen. Kaum unterfteht fich einer, den andern in der Rede zu unterbrechen."[1] Jemand zu widerfprechen, auch wenn er irrt, halten fie für eine Grobheit. Beim Kommen und Gehen und ebenfo bei der Begegnung grüßen fie einander. Beim Weggehen wird befonders vom Hausvater mit einer gewiffen Feierlichkeit Abfchied genommen[2]. „In den ganzen fieben Jahren, die ich mich bei diefen Wilden aufhielt, habe ich nicht das geringfte beobachtet, was ein keufches Ohr oder Auge beleidigen könnte. Dieles muß man von der ganzen Nation ohne Unterfchied des Alters und Gefchlechts zum Ruhme nachfagen. Die Männer halten, folange fie noch Heiden find, die Vielweiberei und die Ehefcheidung nach dem Beifpiel ihrer Vorfahren und der übrigen Völker von Amerika für erlaubt; wiewohl wenige Abiponer von diefer Erlaubnis Gebrauch machen. Die letztere geht bei ihnen mehr im Schwung als die erfte. Doch begnügen fich auch fehr viele Zeit ihres Lebens mit einer einzigen Gattin. Mit fremden Weibern, mit denen fie in keinem Eheverbindniffe ftehen, etwas zu tun zu haben, halten fie für einen fchändlichen und entehrenden Frevel. Ein Ehebruch ift daher bei ihnen etwas Unerhörtes. Von den Greueln der Unzucht, die bei uns fo fchamlos herrfchen, wiffen fie nichts, nicht einmal ihren Namen. Knaben und Mädchen fehen immer fröhlich und munter aus; aber niemals wird man die einen mit den andern fchwätzen oder auch nur beide beifammen antreffen. Gleich nach meiner Ankunft fpielte ich, auf Verlangen meines Amtsgefährten, öffentlich auf der Geige. Die Annehmlichkeit meines von ihnen noch nie gefehenen Inftrumentes lockte eine Menge Weibsperfonen und bald darauf auch die Jünglinge fcharenweife herbei. Diefe waren noch nicht angekommen, als fich jene fchon davonmachten, alfo, daß nicht eine einzige zurückblieb."[3] Die Abiponer find große Liebhaber des Badens, aber nie fieht man Männer oder Weiber am felben Ort miteinander baden oder fchwimmen. „Nach dem Herkommen der Abiponer find die, welche verfchiedenen Gefchlechts find, auch durch den Ort voneinander getrennt und gefchieden. Wo die Weiber in das Waffer gehen, da ift auch kein Schatten eines Mannes zu fehen."

„Daß die Abiponer grauf ame und unmenfchliche Wilde gewefen find, leugne ich nicht, aber fie waren es bloß gegen die, welche fie für ihre Feinde hielten. Ehe der Friede gefchloffen und das Volk in die Kolonien, welche wir für fie erbaut hatten, gezogen war, verheerten fie viele Jahre lang faft ganz Paraguay mit Sengen und Brennen, Morden und Rauben; allein fie fahen alles dies im Krieg für erlaubt an, weil die Spanier fich ftets als ihre Feinde bewiefen oder doch gefährliche Gefinnungen gegen fie verraten hatten. Sie glaubten bloß Gewalt mit Gewalt abzutreiben, Beleidigungen mit Beleidigungen, Raub mit Raub und Totfchläge mit Totfchlägen zu vergelten, und dies hielten fie weder für ungerecht noch für eine Schande, indem fie zu Kriegszeiten von den Spaniern gegen die Portugiefen und von diefen gegen jene das nämliche ausüben fahen."[4] Die abgefchnittenen Köpfe der Spanier nannten fie ihre Siegeszeichen und bewahrten fie als Beweife ihrer Tapferkeit forgfältig auf. Sie behaupteten auch, alles Vieh der Spanier gehöre ihnen, indem es auf ihrem Grund und Boden,

[1] Ebd. 167—168. [2] Ebd. 168. [3] Ebd. 169—170. [4] Ebd. 171.

den sich die Spanier widerrechtlich angeeignet hätten, geboren sei. „Wiewohl ein wütender Haß gegen die Spanier bei ihnen vom Vater zum Sohn gleichsam erblich überging, so verrieten sie dennoch selbst im Umbringen ihrer Feinde gegen diese eine Art von Menschlichkeit." Sie töteten sie zwar, ließen sie aber ruhig sterben, ohne sie zu martern oder zu zerfleischen. Die Frauen verschonten sie immer. Knaben und Mädchen führten sie mit sich weg, ohne ihnen ein Leid anzutun. Haben sie bisweilen Mütter oder Kinder niedergemetzelt, so geschah dies in der Wut. „Diese und nicht etwa ein hartherziges Naturell war an den verübten Unmenschlichkeiten schuld, welche selbst alle Abiponer verabscheuen." [1] Die sog. „christlichen" Soldaten haben nach Dobrizhoffer noch viel ärgere Greuel verübt. Die Gefangenen wurden von den Abiponern sehr gütig behandelt [2]. Leider wurden viele davon grausamer und ausschweifender als die Abiponer.

Dobrizhoffer lobt auch die Gastfreundschaft seiner Wilden und ihre Dienstfertigkeit. Untereinander sind sie gutmütig. „Es ist daher bei ihnen, solange sie nüchtern und ihrer mächtig sind, der Totschlag oder das Rauben etwas äußerst Seltenes oder, besser zu sagen, Unerhörtes. Sie sind oft und lange vom Hause abwesend. Während dieser Zeit lassen sie alle ihre Kleider und ihr übriges Gerät unverschlossen und unverwahrt vor aller Augen stehen und liegen, ohne deswegen im geringsten besorgt zu sein. Kommen sie von ihrer langen Reise wieder nach Hause, so finden sie daselbst alles unangetastet. Alle die Türen, Schlüssel, Riegel, Schränke, Wachen, welche die Europäer brauchen, ihr Eigentum in Sicherheit zu bringen, sind bei den Abiponern ebenso unbekannt als entbehrlich." [3] Als einst eine Frau Glaskugeln, die ein Bild in der Kirche schmückten, entwendete, geriet der Kazike so in Wut, daß er dem Weib auf öffentlichem Platze die Lanze durch den Leib gestoßen hätte, wenn ihn die Missionäre nicht daran gehindert. Das Weib hatte nach der Ansicht des Häuptlings die Ehre der abiponischen Nation geschändet. Allerdings, fügt Dobrizhoffer hinzu, die Knaben und Mädchen hätten den Melonen in den Gärten der Missionäre und auch dem Hühnerhof nicht selten geheime Besuche abgestattet, aber man könne das kaum Diebstahl nennen, weil sie meinten, von diesen Erzeugnissen dürfe jedermann nehmen, so viel er wolle, wenigstens werde der Eigentümer darüber nicht eben sehr ungehalten sein [4].

Während sonst alle Wilden über die Maßen träg sind, lobt Dobrizhoffer den Fleiß der abiponischen Weiber. „Ihre häuslichen Geschäfte, mit denen sie täglich überhäuft sind, verrichten sie gern und freudig. Hierunter gehört: dem Manne und den Kindern Kleider zu weben, das Fleisch zu kochen, eßbare Wurzeln und Früchte in den Wäldern aufzusuchen, Johannisbrot nach Hause zu bringen, zu zerreiben und mittels zugegossenen Wassers einen Trank daraus zu bereiten und endlich Holz und Wasser zum täglichen Gebrauch in ihre Hütte zu tragen." Auch die Mäßigkeit der Abiponerinnen verdient Anerkennung. Sie enthalten sich aller Getränke mit Ausnahme des Wassers. Das Christentum nahmen die jungen Abiponerinnen besonders wegen seiner Vorschriften über die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe willig auf. Heftigen Tadel dagegen

[1] Dobrizhoffer-Kreil, Geschichte der Abiponer II 173. [2] Ebd. 174 ff.
[3] Ebd. 180. [4] Ebd. 181.

erfährt die Zank- und Schmähsucht der Weiber. Wegen einer Kleinigkeit geraten sie in heftigen Streit, der oft in blutiges Zerkratzen und Zerbeißen ausartet. Bei solchem Streit laufen die Weiber auf dem Platz zusammen und liefern sich förmliche Schlachten. Die Männer halten es für schimpflich, sich in diesen Streit zu mischen, und sehen lachend zu.

Noch einiges über die Ehen der Abiponer. Will ein Abiponer ein Mädchen heiraten, so muß er zuerst mit den Eltern desselben über den Preis einig werden, der meist in Pferden oder Glaskugelschnüren u. dgl. besteht; denn Geld kennen sie nicht. Zuweilen wird aber doch auf den Willen des Mädchens Rücksicht genommen. Willigt das Mädchen ein, so wird die Braut mit Gepränge in die Hütte des Gatten geführt, kehrt aber die ersten Tage in ihre eigene Wohnung zurück. Wiewohl die Päpste nur den ersten und zweiten Grad der Blutsverwandtschaft als Ehehindernis für die Indianer bestehen ließen, „so vermeiden die Abiponer dennoch, von der Natur allein geleitet, nach dem Beispiele ihrer Väter alle ehelichen Verbindungen mit was immer für Blutsverwandten und tragen davor einen unüberwindlichen Abscheu“ [1]. Überhaupt verabscheuen sie jeden blutschänderischen Geschlechtsverkehr. Eine der lobwürdigsten Eigenschaften der Abiponerinnen ist ihre zärtliche Liebe zu den Kindern und die Sorgfalt, mit der sie dieselben nähren, kleiden und beschützen [2]; leider lassen die Väter den Söhnen alle Unarten durchgehen. — Wie bei andern Völkern findet sich auch bei den Abiponern die sog. Cuvade. Sobald die Mutter ihr Kind zur Welt gebracht hat, „legt sich ihr Mann in das Bett, läßt sich, damit ihm kein kühles Lüftchen schade, mit Binsendecken und Häuten umzäunen, fastet und enthält sich einige Tage gewisser Speisen und Getränke; auch erscheint er binnen dieser Zeit nicht öffentlich“ [3]. Die Abiponer glauben, daß dieses Verhalten des Vaters zum Wohle des Kindes notwendig sei. — Daß die Abiponer die Lüge für verwerflich ansahen, geht aus der Erzählung Dobrizhoffers hervor, nach dem Tode eines Kaziken in St Hieronymus habe man nicht seinen Sohn, sondern seinen Enkel zum Nachfolger eingesetzt, weil sie den Sohn für einen Lügner hielten und deshalb verabscheuten, obwohl sie sich sonst auf das Lügen besser als alle Kretenser verstünden [4].

5. Die Chiquitos.

Die wilde Völkerschaft der Chiquitos bewohnte im 18. Jahrhundert einen großen Teil des Gebietes zwischen dem Paraguay und dem Pilcomayo. Über ihre Sitten und Gebräuche haben wir einen ausführlichen Bericht von P. Johannes Patricius Fernandez S. J., der in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts bei ihnen als Missionär weilte. Das Werk ist im Jahre 1726 in Madrid spanisch veröffentlicht und später ins Lateinische übersetzt worden. Wir folgen der lateinischen Ausgabe [5].

[1] Ebd. 262. [2] Ebd. 268. [3] Ebd. 273. [4] Ebd. 130.

[5] Historica Relatio de apostolicis Missionibus Patrum S. J. apud Chiquitos, Paraquariae populos. Primo hispanico idiomate conscripta . . . hodie in linguam latinam translata ab alio eiusdem Societatis sacerdote, Augustae Vindelicorum 1733. Schon im Jahre 1729 wurde in Wien eine deutsche Bearbeitung des Werkes von Fer-

Die Chiquitos sind lebhaft und geweckt und mehr zum Guten als zum Bösen geneigt. „Sie lassen sich, durch die natürlichen Regeln der Vernunft geleitet, leicht regieren. Die Ausschweifung, der die andern amerikanischen Nationen so scheußlich ergeben sind, findet sich bei den Chiquitos kaum. Ihre Statur ist über mittelgroß, ihre Gesichtsbildung gleicht unserer europäischen, nur sind sie leicht erkenntlich an der olivengelben Farbe.“ [1] Ihre Haare lassen sie lang wachsen. Der Bartwuchs ist spärlich. Kleider brauchen die gewöhnlichen Männer keine, die Frauen tragen eine kurzärmelige Tunika aus Baumwolle. Dieser Tunika bedienen sich auch die Kaziken und andere vornehmere Männer. Bei feierlichen Gelegenheiten lassen sie es an Schmucksachen nicht fehlen. Die Ohren und die Lippen durchbohren sie, um farbige Federn und kleine Zinnstückchen daran zu hängen. Sie sind mutig, kriegerisch und im Gebrauch der Waffen, besonders des Bogens, sehr gewandt. Um diese Geschicklichkeit zu beweisen, tragen sie zahlreiche Schwänze wilder Tiere und die Federn der Vögel, die sie mit ihrem Bogen erlegt haben, mit sich herum.

Eine eigentliche politische Verfassung haben sie nicht und auch nicht eine durch Gesetz geregelte Lebensweise, sondern sie halten sich an den Ausspruch der Alten. Die Kazikenwürde ist nicht erblich; sie übertragen dieselbe demjenigen, den sie für den Würdigsten halten, der am meisten Erfahrung im Kriege besitzt und die meisten Feinde gefangen hat. Um einen Krieg anzufangen, bedarf es für sie keines andern Grundes als z. B. der Hoffnung, etwas Eisen zu erbeuten oder sich den Ruf kriegerischer Männer zu erwerben. Ganz anderer Art sind die ihnen benachbarten Völker, die im Frieden leben und sich fürchten, von den Chiquiten gefangen zu werden. Doch brauchen sie diese Gefangenschaft nicht allzusehr zu fürchten, da die Chiquitos die Gefangenen fast wie die eigenen Leute behandeln. Daher kommt es auch, daß sie ihre Töchter ihnen zur Ehe geben, wenn man die Verbindungen der Chiquitos Ehen nennen kann, da sie wieder aufgelöst werden können. Den gewöhnlichen Leuten ist es nämlich nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu haben, dafür dürfen sie sich von ihrer Frau scheiden und eine andere nehmen. Nur die Kaziken dürfen zwei oder drei Frauen haben, auch wenn diese ihre eigenen Schwestern wären [2].

Die Hauptbeschäftigung der Frauen ist die Zubereitung der Chicha, die aus indischem Korn und andern Früchten hergestellt wird. Die Männer laden Gäste ein und bewirten sie unter ihrem Dach mit dieser Brühe. Die Verheiratung geschieht gewöhnlich in folgender Weise: Der Vater gibt seine Tochter nur dem zur Frau, der sich durch eine Heldentat hervorgetan hat. Deshalb geht der Brautwerber auf die Jagd, erlegt so viele Tiere, als er kann, und bringt sie nach Hause. Aus der Beute wählt er hundert Hasen und legt sie vor das Haus seiner Auserwählten. Das gilt als Heiratsantrag. Die Eltern der Braut untersuchen nun das Wild und urteilen, ob die Verdienste des freienden Jägers so groß seien, daß sie ihm die Tochter zur Frau geben können. Von Erziehung kann eigentlich keine Rede sein. Man läßt die Kinder wie das Wild aufwachsen

---

nandez veröffentlicht unter dem Titel: Erbauliche und angenehme Geschichten der Chiquitos usw. Man vgl. außerdem Charlevoix, Histoire du Paraguay I 232 ff.

[1] Fernandez, Historica Relatio usw. 20. [2] Ebd. 21.

ohne Furcht und Scheu vor den Eltern; sie dürfen alles tun, was ihnen ihre Ausgelassenheit und Unklugheit eingibt. — Was die Wohnung betrifft, so leben nur wenige zusammen, da sie keinen Obern über sich anerkennen. Deshalb trennen sie sich leicht voneinander, um anderswo ihre Wohnung aufzuschlagen. Diese besteht nur aus Strohhütten, die im Walde regellos nebeneinander gebaut werden. Die Türe ist so niedrig, daß man hineinkriechen muß. Durch diese niedrigen Türen halten sie die Mücken und Wespen ab, die zur Regenzeit die ganze Luft erfüllen, aber nicht so zahlreich durch die niedrigen Türen in die dunkle Hütte kommen. Ein anderer Grund für diese niedrigen Türen ist der Schutz gegen die Feinde.

Die (männlichen?) Kinder und Unmündigen bis zum vierzehnten Jahr wohnen in einer Hütte zusammen, die aus Baumzweigen so oberflächlich zusammengefügt ist, daß die Winde freien Durchgang haben. In diesen Hütten werden auch die fremden Gäste aufgenommen, die man mit der heimischen Chicha und den besten Früchten des Landes bewirtet. Zu solchen Gelagen haben auch die Eingebornen wie die fremden Gäste freien Zutritt. Damit aber kein böser Zauber die Eingebornen bei dieser Freude störe, beschwören sie zuvor den bösen Geist und suchen ihn zu vertreiben. Zu diesem Zweck springen einige aus den Hütten heraus und schlagen unter wildem Geschrei mit ihren Keulen auf den Boden. Diese Gelage dauern oft drei volle Tage und Nächte und arten, wenn die Chicha die Köpfe verwirrt hat, manchmal in blutige Schlägereien aus. Geht aber das Fest friedlich aus, so wird der Wirt von seinem Gast zu einem ähnlichen Feste eingeladen. Diese gegenseitigen Besuche sind ihr Hauptvergnügen[1]. Die Trunksucht bildete für die Missionäre das größte Hindernis bei der Bekehrung der Chiquitos. Doch gelang es ihnen schließlich nach langen Bemühungen, über dieses Laster Herr zu werden, was sie fast für ein Wunder ansahen.

In religiösen Dingen, sagt Fernandez, gleichen die Chiquitos mehr dem Vieh als den Menschen. „Man findet sonst kaum ein Volk, so stumpfsinnig und träg es auch sei, das nicht eine, wenn auch falsche Gottheit verehrte. Die Chiquitos aber verehren gar keinen Gott[2], weder einen sichtbaren noch unsichtbaren, nicht einmal den Teufel, obwohl sie den gar sehr fürchten. Doch glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele. Deshalb legen sie beim Begräbnis ihrer Toten Speisen, Bogen und Pfeile auf das Grab, damit diese in dem andern Leben durch ihre eigene Bemühung die Nahrung sich verschaffen können. Auf diese Weise glauben sie nämlich zu bewirken, daß die Toten nicht durch Hunger gezwungen werden, auf die Erde zurückzukehren. Und in dieser Meinung verharren sie, ohne länger nachzuforschen, wer denn der Künstler sei, dem so edle Geschöpfe ihren Ursprung verdanken. Fragt man sie darüber, so wissen sie keine Antwort. Dem Mond, auf den allein sie etwas Rücksicht nehmen, geben sie den Namen Mutter, jedoch ohne ihm sonstige Verehrung zu erzeigen. Wenn Mondfinsternis eintritt, stürzen die Wilden aus ihren Hütten und schießen unter wildem Geschrei zahlreiche Pfeile in die Luft, um den Mond

[1] Ebd. 22—23.

[2] Fernandez sagt: Sie verehren Gott nicht; daraus folgt nicht notwendig, daß sie nicht eine wenigstens dunkle Idee von einem höheren guten Wesen hatten.

zu verteidigen, der, wie sie meinen, von Hunden über den Sternen angegriffen und so zerrissen wird, daß der ganze Leib von Blut überströmt ist. Deshalb hören sie mit dem Abschießen von Pfeilen erst auf, wenn der Mond seine frühere Gestalt wieder erlangt hat. Wenn es blitzt oder donnert, behaupten sie, einer von den Verstorbenen kämpfe mit den Sternen, unter denen sie sich nach ihrer Ansicht aufhalten." [1]

So ist denn, meint unser Gewährsmann, der Bauch der einzige Gott der Chiquitos. „Wie sie aber keine Gottheit verehren, so dulden sie auch nichts, was offenbar zur Ehre des höllischen Feindes gereichen würde. Deshalb verabscheuen sie im höchsten Grade die bösen Zauberer und überhaupt jeden Verkehr mit den bösen Geistern der Unterwelt. Aus diesem Grund verfolgen sie die Zauberer wie eine Pest des Menschengeschlechtes. So viel ist sicher, daß sie vor wenigen Jahren sehr viele derartige böse Zauberer mit dem Tode bestraft haben." Trotzdem sind die Chiquitos der abergläubischen Wahrsagerei sehr ergeben. Sie sind nämlich fest überzeugt, daß alles Gute und Böse und alle Zufälle von dem Einfluß der Gestirne herrühren. Deshalb beobachten sie, um das Zukünftige zu erfahren, nicht die Sterne selbst und ihren Lauf, denn das übersteigt ihren Verstand, sondern verschiedene Tiere, Bäume, Vögel und besonders den Gesang der letzteren. Erkennen sie aus diesen Zeichen ein kommendes Unglück, z. B. eine Krankheit, den Aussatz oder einen Einfall der Mamelucken (Mestizen, Abkömmlinge von Weißen und Indianern), so geraten sie in den größten Schrecken, fliehen oft aus ihren Hütten, um sich in Wäldern oder Höhlen zu verbergen, und es kommt vor, daß bei solchen Gelegenheiten die Eltern die Kinder, die Männer die Frauen, die Verwandten und Freunde einander im Stiche lassen, als ob sie sich nie gekannt hätten. Es war deshalb eine Hauptsorge der Missionäre, solches Entlaufen zu verhindern und die Leute beisammenzuhalten.

Fernandez betrachtet es als einen besonders glücklichen Umstand für die Verbreitung der Kenntnis des einen wahren Gottes unter den Chiquitos, daß sie keine falschen Götter verehrten und auch die bösen Geister geringschätzten, ja sogar allen Zaubereien abhold waren, während bei den umliegenden Völkerschaften die Abgötterei und Zauberei dem Christentum ein großes Hindernis entgegenstellten [2]. Große Mühe bereitete dem Missionär die Erlernung der äußerst schwierigen Sprache der Chiquitos, die unzählige Flexionen und Konjugationen hatte, so daß nur wenige Missionäre nach jahrelangen Mühen dazu kamen, sich in dieser Sprache zurechtzufinden. Glücklicherweise konnten die Chiquiten die Missionäre trotz ihrer mangelhaften Kenntnis und schlechten Aussprache des Chiquitischen leicht verstehen [3]. — Die Missionäre finden nicht Worte genug, um die gänzliche Umwandlung der Sitten bei den Chiquitos zu schildern. Sie zeichneten sich bald durch Sittenreinheit und Frömmigkeit so aus, daß sie uns an die ersten Christengemeinden erinnerten. Die Raschheit und Tiefe, mit der sie das Christentum erfaßten, ist nebst der Gnade Gottes der beste Beweis für die edlen Keime, die in den Herzen dieser Wilden schlummerten.

---

[1] Fernandez, Historica Relatio usw. 25—26. Vgl. auch Charlevoix, Histoire du Paraguay II 236.

[2] Fernandez a. a. O. 27 [3] Ebd. 27—30.

6. Die Tobas.

Wenige südamerikanische Indianer sind so wild und verwahrlost wie die Tobas, die heute am linken Ufer des Pilcomayo wohnen. Um die folgende Schilderung richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß sie nun seit Jahrhunderten in beständigem Krieg mit den Weißen leben, von denen sie nur zu oft nichts weniger als glimpflich behandelt wurden, und gegen die sie als ihre Todfeinde nach Kriegsrecht ungefähr alles für erlaubt halten. Die Tobas sind hochgewachsen, stark und muskulös, ihre Gesichtszüge sind lebhaft und kühn, sie sind schlau, verräterisch und hochmütig[1]. Gegen die Weißen hegen sie einen unversöhnlichen Haß, und bis heute haben sie ihnen so viel Schaden zugefügt, als sie nur konnten. Sie sind außerordentlich gewandte und kühne Reiter; ohne Steigbügel schwingen sie sich auf das Pferd und galoppieren dann bald sitzend bald kniend oder liegend dahin; auch ihre Pferde sind flink, ausdauernd und gehorchen jedem Wink. Als Waffen gebrauchen sie Pfeile, Lanze und Keule; heute haben einige auch Gewehre.

Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang, das Sammeln wilder Früchte und besonders die Jagd; abgesehen von den Pferden züchten sie nur wenige Haustiere, wie Schafe, Ziegen und Kühe. Landbau treiben sie nicht, und die Haustiere halten sie nur als Reserve für den Fall, daß der Vorrat an Fischen und Wildbret ausgeht. Eine Hauptbeschäftigung sind die Feldzüge gegen die Christen, sei es, um an diesen Rache zu nehmen, oder auch aus gewohnter Liebe zum Räuberleben. Wo sie nur können, stehlen sie den Christen das Vieh und die Pferde. Wenn sie einen Krieg oder Raubzug im Schilde führen, kommen die Häupter oder Führer zusammen, um über die Umstände und Aussichten des Plans zu beratschlagen. Die ganze Vorbereitung besteht darin, daß sie auf das Pferd steigen und sich mit glühender Rachsucht gegen ihre Feinde erfüllen. Ihre Weiber schüren den Haß durch Worte und Gebärden, indem sie ihnen einige Schalen Chicha reichen, sie dann an das von den Feinden erlittene Unrecht und die getöteten Verwandten erinnern und ihnen die Schädel, Skalpe oder andere Trophäen aus früheren Feldzügen zeigen. Sobald alle an dem vereinbarten Orte zusammengekommen sind, wird kurz die zu befolgende Taktik angegeben, und dann zieht man an den für den Überfall bestimmten Ort. Dort stürzen sie unter wildem Lärm und Geschrei wie ein Orkan auf die Feinde. Der erste Anprall ist schrecklich; siegen sie dabei nicht, so ziehen sie sich zurück, was aber als Schande gilt und baldige Rache erheischt. Diese Rache besteht in einem Raubzug, der ihnen als Ehrensache, als Gewohnheitsrecht, ja fast als eine Pflicht gilt[2].

Bei kleinen Raubzügen vereinigen sich nur einige wenige und schleichen dann in dunkler Nacht an die Wohnungen der Christen heran, stehlen das Vieh aus dem Stall und sind bald mit ihrer Beute verschwunden. Oft aber, besonders beim Vollmond, vereinigen sie sich in Scharen, um große Raubzüge auszuführen.

---

[1] P. José Cardus, Las Misiones Franciscanas entre los infieles de Bolivia, Barcelona 1886, 259 ff.

[2] Ebd. 260.

Zuweilen werden sie entdeckt und von den Hirten verfolgt, aber eine Anzahl Tobas stehen im Hinterhalt, um ihren Genossen die Flucht mit dem Raub zu ermöglichen. Die Tobas könnten leicht die Niederlassungen in ihrer Nähe gänzlich zerstören und die Einwohner vertreiben, aber das tun sie nicht; denn listig, wie sie sind, schließen sie ganz richtig: wenn wir diese Niederlassungen ganz zerstören, dann ist niemand mehr da, der die Vieh- und Pferdezucht betreibt, und dann gibt es auch nichts mehr zu stehlen[1].

Männer und Weiber bemalen Kopf, Brust, Arme und Beine. Viele tätowieren sich. Die meisten Männer gehen ganz nackt, einige tragen eine Art Jacke oder einen Poncho, und andere begnügen sich damit, eine kleine Schürze aus Leder oder Leinwand vorn am Gürtel zu befestigen. Die Weiber befestigen am Gürtel eine größere bis zum Knie herabreichende Schürze aus Fell, dessen Haare nach innen gekehrt sind, und das auf der Außenseite bemalt ist. Die Hütten bestehen aus einigen langen Stangen, die oben zusammengebunden und mit Ästen und Stroh bedeckt werden. Aus den wilden Früchten bereiten sie eine berauschende Chicha, der sie gern zusprechen. Glücklicherweise trinken die Frauen nicht davon, obwohl sie sie bereiten. Sie wachen über ihre Männer und besänftigen sie, wenn sie von der Chicha erhitzt anfangen zu streiten oder gar sich blutig zu schlagen.

Die Tobas haben die allgemeine Gewohnheit, die mißgestalteten Kinder gleich nach der Geburt zu töten und ebenso die neugebornen Kinder lebendig mit der Mutter zu begraben, wenn diese stirbt. Sie pflegen sich früh zu verheiraten, doch ist erfordert, daß der Jüngling schon ein wenigstens mittelmäßiger Jäger sei. Die Heiratszeremonie ist sonderbar und lästig. Wenn der junge Mann glaubt, er habe die zum Heiraten erforderlichen Titel, so geht er zu den Eltern des auserkorenen Mädchens und bittet um dessen Hand. Willigen die Eltern ein, so bauen sie vor ihrer Hütte ein kleines Strohhüttchen. In diesem muß sich das Mädchen niederlassen; man bringt ihm das Essen dorthin und es darf seinen Posten nur im Fall dringender Not verlassen. — Nun muß der Jüngling, geschmückt mit den Knochen der von ihm erlegten Tiere, vor das Häuschen ziehen, dort den Pimpin schlagen, singen und tanzen, und das Mädchen schaut ihm durch ein Loch ihres Hüttchens zu. Der Jüngling muß nun mehrere Tage unaufhörlich Tag und Nacht, abgesehen von den notwendigsten Unterbrechungen, tanzen und singen. Macht er zu große Pausen oder gefällt er den Eltern des Mädchens nicht mehr, so wird ihm bedeutet, er solle sich eine andere Braut suchen; finden aber die Eltern Gefallen an ihm, so machen sie ihm ein kleines Dach zum Schutz gegen Sonne und Regen. Nach Ablauf der acht Tage veranstalten die Eltern des Mädchens ein Fest, bei dem die Chicha die Hauptsache ist, und nun ist die Heirat geschlossen[2]. Wenige Männer haben mehr als eine Frau; die Frauen dulden auch andere Frauen nicht neben sich. Nimmt der Mann noch eine zweite Frau, so rächt sich die erste Frau nicht an ihm, sondern an der Rivalin, der sie keine Ruhe läßt, bis sie siegreich oder besiegt ist. Zuweilen genügt ein bloßer Verdacht, um den Streit zwischen den Frauen zu entfachen, bei dem sie sich gelegentlich die Augen auskratzen.

[1] Cardus, Las Misiones Franciscanas usw. 262.
[2] Ebd. 263—264.

Auch die Tobas haben ihre Zauberer und Medizinmänner, die in Ehren stehen, und deren Befehle man pünktlich ausführt. Wenn z. B. der Zauberer sagt, dieser oder jener Kranke könne nicht mehr genesen, besonders wenn es ein Knabe oder Mädchen von zehn bis zwölf Jahren ist, so geben sie ihm mit der Keule einen Schlag auf den Kopf und töten ihn, auch wenn er noch herumgeht. Die ältesten Leute töten sie gewöhnlich nicht mit Keulenschlägen, sondern man begräbt sie lebendig. Einige von diesen alten Leuten, die ihrer Krankheit überdrüssig sind, bitten selbst darum, daß man sie begrabe. Andere dagegen werden, ohne daß sie darum bitten, von den eigenen Verwandten aus Mitleid mit ihren Schmerzen aus dem Haus getragen und an die Begräbnisstelle gebracht. Dort gräbt man ein nicht sehr tiefes Loch, nimmt den Kranken, der völlig nackt daliegt, legt ihn in sitzender Stellung in das Grab, drückt ihm das Haupt auf die Brust, damit er ganz sterbe. Dann wirft man etwas Erde auf ihn und legt darauf einen Haufen Holz, und das Begräbnis ist fertig. Zuweilen stellen sie auch ein Gefäß mit Wasser darauf, und wenn die Frau ihren Mann sehr geliebt hat, so pflückt sie eine Handvoll Früchte von dem Baum, unter dem der Verstorbene begraben liegt. Merkwürdig ist, daß fast ausschließlich die Weiber das Amt übernehmen, die Sterbenden vollends zu töten und zu begraben; denn, sagen sie, die Männer, die sich einem Toten nähern, werden furchtsam und feig und dadurch zum Krieg untauglich. Sie glauben auch einen Akt der Pietät zu setzen, wenn sie den leidenden Kranken töten, da er doch nach ihrem Urteil nur noch wenig zu leben hat[1].

Ihre Ideen über die Seele und deren Schicksal im andern Leben sind unklar und vag; doch haben sie einen dunklen Begriff von einem höheren Wesen, das sie Paiyak nennen[2]. Leider konnten die Missionäre nichts Näheres darüber erfahren, weil sie bei den Tobas noch keine Niederlassung hatten.

7. Die Guatos.

Ein merkwürdiges Volk sind die Guatos (Guatos) am Paraguay im gleichnamigen Staat und in Matto Grosso (Brasilien). Erst durch den französischen Reisenden Francis de Castelnau[3] sind sie genauer bekannt geworden. Sie zeigen einen von den andern Indianern sehr verschiedenen Typus. Die Männer haben oft einen dicken Bart und ihr Leib ist behaart. Ihre Züge sind auffallend schön. Sie haben eine Adlernase, ihre Augen sind groß und offen; sie zeigen überhaupt kaukasische Form. Sie gehen nackt, nur umgürten sie die Lenden mit einem Stück Tuch. Castelnau bemerkte bei ihnen eine mehr als gewöhnliche intellektuelle Entwicklung.

Sie glauben an Gott (den Namen gibt Castelnau nicht an) und nehmen an, daß die Seelen derjenigen, die sich auf Erden gut aufgeführt, zu ihm zurückkehren, während diejenigen der Bösen vernichtet werden. Welche Menschen als gut und bös gelten, erfahren wir

---

[1] Ebd. 265. [2] Ebd.

[3] Expedition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud 1843—1847, Histoire du voyage III 10 ff.

leider nicht[1]. — Sie haben ein klares und dem unsrigen ganz ähnliches Zahlensystem. Die meisten Wilden zählen nur bis fünf oder höchstens bis zehn, wobei sie sich der Finger bedienen, dann folgt ein Wort, das viel bedeutet. Bei den Guatos war es ganz anders, sie konnten beliebig in indefinitum weiter zählen.

Die Guatos zeigen den eigentümlichen Charakter eines Volkes, das fast ohne nationales und politisches Band lebt und nie ganze Dörfer bildet. Jede Familie lebt getrennt und baut ihre Hütte in den unzugänglichsten Orten. Ihr Mobiliar besteht außer den Hängematten aus einigen Kalebassen und Tigerfellen. Die Hauptwaffen des Mannes sind Bogen und Pfeile und besonders eine lange Lanze, die seine unzertrennliche Begleiterin ist und mit der er kühn dem Tiger zu Leibe rückt. Fast sein ganzes Leben bringt der Guato in seiner Piroge zu, und wenn die Fluten seine Hütte überschwemmen, bleibt er wochenlang mit seiner Familie darin. Jeder Mann hat mehrere Frauen, gewöhnlich schwankt ihre Zahl zwischen drei bis zwölf. In einer Hütte findet man nie mehr als einen Mann. Die Eifersucht ist die Leidenschaft, die die Seele dieser Wilden am meisten erregt, und die Hut der zahlreichen Frauen scheint sie ganz in Anspruch zu nehmen. Sobald der Sohn das Alter der Pubertät erreicht, sucht er sich eine Frau und gründet seine eigene Niederlassung.

Zweimal im Jahre zu bestimmten Zeiten versammeln sich die Männer an den zum voraus von den Häuptlingen bezeichneten Orten; denn diese Republikaner par excellence haben doch ihre erblichen Kaziken. Die genannten Versammlungen finden an Orten statt, denen sie, wie es scheint, eine Art religiöser Verehrung zollen, wie z. B. einigen Spitzen der Dourados und dem Zugang zum großen Uberabasee.

Die Sprache dieser Indianer ist äußerst sanft, besonders im Munde der Frauen, die übrigens, wahrscheinlich infolge ihrer gedrückten Lage oder der Eifersucht der Männer, sehr melancholisch aussehen. Bei der Fahrt auf dem Paraguay nahe dem Gaibasee fand de Castelnau viele Guatos. Die außerordentliche Milde ihrer Sitten und ihre kindliche Neugierde erinnerten den Reisenden an die Kariben, so wie sich diese den ersten Reisenden darboten. Unter diesen Indianern befand sich ein krankes Kind, das seine Eltern mit der zärtlichsten Sorge pflegten. Sie hatten ihm die Hornringe (grelots) einer Klapperschlange und den getrockneten Kehlkopf eines Brüllaffen um den Hals gehängt.

8. Die Calchaquis.

Wie Guevara[2] berichtet, hatten die Wilden des Gran Chaco nur wenige Idole und selten wurden Gebetshäuser angetroffen, in denen man Opfer darbrachte und Weihrauch verbrannte; nur im Süden gegen Tucumán fand man einige Götzen, deren Tempel armselige, dem Götzen geweihte Hütten waren. Das gilt namentlich von den Calchaquis.

---

[1] Auch Cardus (Las Misionas Franciscanas usw. 279) sagt von den Guatos (oder Guatoses, wie er sie nennt): „Sie glauben an einen Gott und an ein anderes Leben."

[2] Historia de la Conquista del Paraguay 33.

Die Calchaquis bewohnten die westlichen Teile von Tucumán. Sie waren dem Namen nach Untertanen der Inka, aber in Wirklichkeit ziemlich unabhängig. In einem fast hundertjährigen Kriege verteidigten sie erfolgreich ihre Freiheit gegen die Spanier, denen sie sich erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts unterwarfen. Fast allgemein nimmt man an, daß sie auf einer ziemlich hohen Kulturstufe standen und manchen Einfluß der höheren Kultur des Inkareiches verdankten. Das von ihnen bewohnte Land besaß zahlreiche Straßen, in der Art der peruanischen, aber ohne die dort regelmäßig verteilten Postherbergen. Sie wohnten in steinernen, mit Binsen oder Stroh gedeckten Häusern. Die einzelnen Stämme waren von Kaziken regiert, deren Erwählung die Bestätigung der Inka bedurfte. Die Quichuasprache (peruanische Landessprache) wurde von den Häuptlingen verstanden, die Masse der Bevölkerung hatte eine völlig verschiedene Sprache[1].

Guevara schreibt von den Calchaquis: Sie beteten Blitz und Donner an, die sie als ihre Götter ansahen, und denen sie kleine Tempel bauten. Im Innern an den Wänden herum stellten sie mit Widderblut begossene Stäbe auf, die sie in ihre Hütten und auf die Saatfelder brachten. Sie versprachen sich von der Kraft, welche diese Stäbe im Angesichte ihres Gottes erlangt hatten, alles Glück und allen Überfluß. Man fand in ihrem Land auch Götzen, zu deren Tempel man Wallfahrten machte, um dort blutige Menschenopfer darzubringen. In der Nähe von Charayas (Xarayas) fand man eine ungeheure, schreckliche Schlange, welche die Eingebornen mit großer Ehrfurcht anbeteten und welche sie durch Opfer zu versöhnen suchten. Wenn sie mit Blut gesättigt war, verpflichtete sie ihre Verehrer zu Kriegen, um ihre unersättliche Gefräßigkeit mit den Gefangenen zu befriedigen und ihr Blut zu trinken. Einige Stämme veranstalteten auch zur Zeit von Unglücksfällen oder wenn sie einen Krieg vorhatten, große Bittgänge, bei denen sie viele Opfer darbrachten, um ihre Götter zu versöhnen, von denen sie glaubten, sie seien erzürnt. Man weiß nicht, sagt Guevara, wie weit sich die Macht dieser Götter erstreckte, doch scheint kein Zweifel zu sein, daß sie den allgemeinen Schöpfer aller Dinge vergaßen und seine Gewalt unter ihre Götzen verteilten, so daß sie den einen die Macht über Stürme und Saaten, den andern die Macht über Krankheiten und Kriege zuschrieben[2]. Auch der Sonnenkultus war bei manchen Stämmen dieses Volkes, wohl durch den Einfluß der Peruaner, eingeführt. Sie hatten zahlreiche Idole, darunter solche aus Kupfer, die sehr klein waren und als Amulette um den Hals getragen wurden[3].

In Krankheitsfällen kamen alle Verwandten und Freunde im Hause des Leidenden zusammen, wo sie während der Dauer der Krankheit zechend blieben. Zahlreiche neben dem Bette in den Boden gesteckte Pfeile sollten den Tod fernhalten. Trat dieser doch ein, so beerdigte man den Toten in einer großen Urne mit seinen liebsten Haustieren, Waffen und Kleidern. Dann wurde das Haus verbrannt, damit der Tod, der es nun einmal kenne, nicht in dasselbe zurückkehre. Bei den Ausgrabungen im Calchaquiland fand man im vorigen Jahrhundert große Ruinen, welche für diese jetzt einsamen Gegenden die einstige Existenz

[1] Vgl. H. v. Ihering, Die Calchaquis, im Ausland 1891, 944.
[2] Guevara a. a. O. 33—34. [3] v. Ihering a. a. O.

einer alten Kultur bezeugen. Unter anderem fand man eine Graburne von großer Schönheit. Sie enthielt Knochen von einem erwachsenen Mann und eine kleine Urne mit trefflich erhaltenem gerösteten Mais. Nach der unter der heutigen Bevölkerung jener Gegend erhaltenen Tradition war die Speise bestimmt für den Toten, von dem man annahm, daß er an der Meeresküste wieder auferstehen werde[1].

Wie wir schon früher bei den Guaranis erwähnten, glaubten nach Guevara alle Völker Paraguays an ein Fortleben der Seele nach dem Tode und an eine lange Reise, um an den Ort der Glückseligkeit zu gelangen[2]. Nach Castelnau begraben die Piros ihre Toten in hockender Stellung und kommen jeden Tag während eines Monats bei Sonnenaufgang und -niedergang, um sich am Grabe hinzusetzen. Die Konibos, Lepibos und andere Völker der Pampas haben nach demselben Reisenden folgende sonderbare Gewohnheit. Wenn ein Kind zehn oder elf Jahre alt geworden, suchen sie gewisse alte wegen ihrer Heiligkeit berühmte Weiber auf und bestellen ein dünnes 70 cm langes Band aus Baumwolle. Während diese Weiber daran arbeiten, müssen sie fasten und sich besonders der Chicha enthalten. Sie machen auf die Baumwolle allerlei Figuren und übergeben sie dann dem Vater des Kindes. Dieser verfertigt aus einem Baumast ein Kreuz, das er rot malt. Diese Gegenstände werden während des Lebens des betreffenden Individuums sorgfältig aufbewahrt; das Kreuz wird zwischen die Dachbalken der Hütte gelegt. Beim Herannahen des Todes wäscht man sorgfältig den Leib, malt ihn schwarz, legt ihm ein weißes Kleid an, zieht dann das oben genannte Band hervor, das der Sterbende umfassen muß und auf der Brust festhält, bis der Tod eintritt. In diesem Augenblick legt man ihm das Kreuz in die rechte Hand. Ist die Seele vom Körper geschieden, so stellt man ein Gefäß auf den Kopf der Leiche, die man in ein Moskitonetz einhüllt; nun legt man die Leiche auf den Boden, bindet sie mit Lianen fest, und Männer und Frauen fangen an zu heulen und reißen sich die Haare aus. Nach Beerdigung der Leiche wird alles, was das Haus des Verstorbenen enthält, zerbrochen und verbrannt. Den Ort, wo das Haus stand, bedeckt man mit einer dicken Aschenschicht, welche die Spuren der Seele zeigen soll, wenn diese nachts herumschweift. Die Zauberer wissen es so einzurichten, daß man diese Spuren oft findet. Ist dies der Fall, so bringt man acht oder vierzehn Tage lang Schildkröten, Mais, Chicha usw. Die Seelen beklagen sich zuweilen durch den Mund der Zauberer, daß man ihnen nichts zu essen gegeben habe[3].

Die Missionäre, berichtet Castelnau, haben mir stets versichert, daß das Kreuz in der Pampa del Sacramento schon vor der Ankunft der Weißen immer verehrt worden sei, ebenso wie in Tiahuanaco, Mexiko und Yucatan. — Alle Völker der Gegend, in der wir uns befanden, glauben an die Unsterblichkeit der Seele und meinen, daß sie sich nach ihrer Trennung vom Leibe zum Himmel erhebe. Die Lemis und Remos sagen, daß die Seelen der Bösen in unterirdischen Feuern brennen und die der Guten den Mond bewohnen; aber die meisten von diesen Nationen nehmen an, daß alle gerettet werden mit Ausnahme der Weißen[4].

---

[1] v. Ihering, Die Calchaquis, im Ausland 1891, 964.
[2] S. oben S. 136.
[3] de Castelnau, Histoire du voyage usw. IV 384.
[4] Ebd. 387.

9. Die Chiriguanos.

Schon im 17. Jahrhundert besaßen die Franziskaner eine Niederlassung in Tarija im Süden des heutigen Bolivia. Diese hatte aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erst im Jahre 1755 wurde sie zu einem Kollegium erhoben, und jetzt konnte man eine segensreiche Missionstätigkeit unter den Eingebornen entfalten. Ein Franziskaner dieses Kollegiums, P. Antonio Comajuncosa, hat diese Missionstätigkeit in einem Werke, das er im Jahre 1810 vollendete, beschrieben. Das Werk blieb aber Manuskript und ist erst im Jahre 1884 durch P. Corroda veröffentlicht worden[1]. Es enthält sehr viele und wertvolle Schilderungen der Sitten und Gebräuche der von den Franziskanern missionierten Wilden.

Wir wenden uns an der Hand der genannten Missionsberichte zuerst den Chiriguanos (Tschiriguanos) zu, die nordöstlich von Tarija an der Grenze des Gran Chaco leben und aller Wahrscheinlichkeit nach in früheren Zeiten aus Paraguay in ihr heutiges Gebiet eindrangen und die ursprünglichen Bewohner verdrängten oder vernichteten. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts berechnete P. Lozano die Zahl der Chiriguanos auf 25 000—35 000 waffenfähige Männer ohne Weiber und Kinder[2]. Heute ist ihre Zahl sehr zusammengeschmolzen.

Nach den Angaben der Missionäre sind die Chiriguanos im allgemeinen groß und kräftig gebaut. Das Haar ist dicht und schwarz, der Bart spärlich. Die Hautfarbe gleicht der von altem, feuchtem Pergament. Knaben und Mädchen gehen völlig nackt, die Erwachsenen tragen ein Stück Tuch oder einen Gras- bzw. Federbüschel um die Lenden. Nach P. Chomé, der in den Jahren 1735 und 1736 bei den Chiriguanos sich aufhielt, gingen die Männer, wenn sie daheim waren, gewöhnlich ganz nackt; „sie haben zwar Lederhosen, aber tragen sie meistens unter dem Arm". Die Frauen trugen einige alte Lumpen, die vom Gürtel bis auf die Knie herabreichten[3].

Die Chiriguanos leben in kleinen Weilern auf Anhöhen in der Nähe eines Flusses. Jede Niederlassung besteht aus acht bis zehn Hütten. Diese bilden nur einen ziemlich großen viereckigen Raum, der zu allen häuslichen Verrichtungen dient. Die Wände aus Pfählen oder aus Rohr sind mit Lehm verkittet. Das steile Strohdach reicht fast bis zum Boden. Damit der Rauch von dem beständig unterhaltenen Feuer ausziehen könne, ist eine Öffnung im Dach angebracht, jedoch in der Weise, daß der Regen nicht eindringen kann. Die ganze Ausstattung besteht aus einigen roh gearbeiteten Holzblöcken, die als Bänke dienen, ferner aus einigen niedrigen Rohrbettstellen und einigen Hängematten, die an den das Dach tragenden Pfählen befestigt sind; weiterhin aus einem Vorrat von

---

[1] El Colegio Franciscano de Tarija y sus Misiones. Noticias históricas recogidas por dos Misioneros del mismo Colegio, Quaracchi 1884, Typografia de Colegio di S. Buenaventura.

[2] Descripción chorografica etc. de la dilatadisimas Provincias del Gran Chaco-Gualamba, Cordova 1733. Wir zitieren nach der handschriftlichen Übersetzung des P. Speth, vgl. oben S. 138.

[3] Der Brief Chomés ist datiert aus Tarija, den 3. Oktober 1735, und abgedruckt in den Lettres édifiantes et curieuses, nouvelle édition V, Lyon 1819, 180 ff.

Kesseln, Platten u. dgl. Für die Festtage und die Bewirtung der fremden Gäste haben sie feiner gearbeitete Platten und Schüsseln.

Die gewöhnliche Nahrung besteht aus Mais, Bohnen und süßen Pataten, die sie selbst pflanzen. Einen Teil der Nahrung liefern Fischfang und Jagd. Als Leckerbissen gelten Heuschrecken, Zikaden u. dgl.

Das Lieblingsgetränk der Chiriguanos ist eine Art Maisbier, das sie Cangüi nennen, und das in Amerika allgemein unter dem Namen Chicha bekannt und sehr nahrhaft ist. Seine Zubereitung ist eine Hauptbeschäftigung der Frauen. Die Eingebornen nehmen keine Mahlzeit ohne dieses Getränk ein, und oft ersetzt es alle andere Nahrung. Sie haben eine große Vorliebe für dasselbe. Ein Eingeborner sagte einem Missionär: das Cangüi ist unser Vater und unsere Mutter. In großen Massen wird dieses Bier besonders bei dem großen Erntefest getrunken, das mehrere Tage dauert, mit Tänzen, Gesängen gefeiert wird und oft mit wüsten Orgien endet.

Jede Niederlassung hat einen Häuptling oder Kaziken, den sie Tubicha (Groß) nennen: außerdem gibt es noch Oberhäuptlinge, die einen ganzen Distrikt regieren. Die Kazikenwürde ist erblich; die Söhne folgen dem Vater, und wenn keine Söhne vorhanden sind, die Brüder oder endlich die Vettern. Wenn der Häuptling hart ist oder sein Reden und Handeln den Untertanen nicht gefällt, verweigern sie ihm den Gehorsam, verlassen ihn und rufen einen andern zum Häuptling aus[1].

Der Tubicha beherbergt die Fremden, hält den Frieden aufrecht, richtet zuweilen im Schweigen der Nacht Reden an die Untergebenen und kündigt die öffentlichen Feste an. Zu seinem Amt gehört es, bei öffentlichen Unglücksfällen die Zauberer zusammenzurufen, mit ihnen zu beraten und den Urheber des bösen Zaubers töten zu lassen. Er erklärt den Krieg, stellt sich an die Spitze seiner Truppen und schließt zu gegebener Zeit den Frieden. Kriege werden unternommen, um Räubereien, Frauenraub und böse Zaubereien zu rächen. Ihre Hauptwaffe ist der scharfe und mit kleinen Widerhaken versehene Pfeil, den sie mit großer Gewandtheit und Sicherheit abschnellen. Die Köpfe der getöteten Feinde oder wenigstens ihre Haare oder ein Glied werden als Trophäen mitgenommen und bleiben lange Zeit der Beschimpfung der Weiber und Kinder ausgesetzt.

Früher war bei den Chiriguanos die Menschenfresserei im Gebrauch, wie aus zahlreichen Zeugnissen hervorgeht. Heute besteht diese Sitte nicht mehr, doch fand ein Missionär noch einen Rest davon. Ein alter Kazike, ein gefürchteter Kriegsheld, ließ dem getöteten Feind die Brust öffnen, das noch zuckende Herz herausreißen, zerschnitt es in kleine Stücke und verteilte diese unter seine Krieger, die sie roh verschlangen. Wer sich dagegen sträubte, den nannte er spöttisch ein Weib.

Duelle und Selbstmorde kommen bei den Chiriguanos selten vor; dagegen ist der Abortus sehr häufig, namentlich von seiten der ledigen Mütter. Nicht selten nimmt auch die entmenschte Mutter durch Kindsmord Rache an dem Mann, der sie im Stiche gelassen hat.

---

[1] El Colegio Franciscano de Tarija usw. 45.

Es ist Gesetz, das selten eine Ausnahme erleidet: jedes Kind, welchem bei der Geburt ein Glied fehlt oder das sonst mißgestaltet ist, wird getötet. Von den Zwillingen läßt man nur einen am Leben, damit er die ganze Milch erhalte. Nach de Castelnau[1] zeigen die Chiriguanos große Liebe zu ihren Kindern, und nie hat man bei diesem Volk die bei andern Stämmen des Chaco verbreitete Sitte der Kindertötung wahrgenommen; er will sogar darin den Grund finden, warum es sich stärker vermehrt als die andern Stämme. Nach dem Gesagten bedarf diese Behauptung doch großer Einschränkungen.

Gewöhnliche Laster der Chiriguanos sind das Stehlen und Lügen und besonders die Trunksucht nebst der damit verbundenen Ausschweifung[2]. Obwohl sie aber sehr ausgelassen sind, so bewundern und verehren sie doch in andern die Tugend. „Zur Zeit einer großen Dürre", so erzählt ein Missionär, „besuchte uns ein alter Kazike, der wegen seines wohlwollenden Charakters von den Seinigen sehr geliebt und geschätzt war. Er bat uns inständig, wir sollten von Gott Regen erflehen, da die Saaten schon zu Grunde gingen. ‚Sehr gern', antwortete man ihm, ‚wir werden es gern tun; aber auch ihr müßt zu Gott beten, da ihr ebenso gut seine Geschöpfe seid wie wir.' ‚O nein', antwortete der Alte lachend, ‚wir können nicht vor Gott erscheinen, da wir so schmutzig und übelriechend sind; ihr aber, die ihr mit Weibern nicht umgeht, ihr könnt mit Vertrauen vor Gott hintreten und sicher sein, daß er euch gern erhört.' Gewiß ein schönes Zeugnis der Achtung vor dem Zölibat."[3]

Ein den Männern gemeinsames Laster ist die Trägheit. Ihre Arbeit beschränkt sich darauf, einmal im Jahr zu säen und das Holz herbeizuschaffen, das sie jeden Tag gebrauchen. Die übrige Zeit bringen sie mit Spielen zu oder schlendern herum oder liegen in der Hängematte.

Jedes Familienhaupt hat seine getrennte Hütte und sein Eigentum wird respektiert. Jeder Stamm hat sein eigenes Gebiet zum Bebauen und zum Jagen, und dieses Eigentum kann von Fremden nicht ungestraft verletzt werden[4].

Beim Anpflanzen und Ernten helfen sich die Leute gegenseitig; der Eigentümer des angepflanzten Bodens muß bei der Heimkehr von der Arbeit einige Krüge Maisbier spenden. So gestaltet sich die Zeit der Aussaat für unsere Indianer zu einem fortwährenden Fest.

Die Frauen dagegen gönnen sich fast keine Ruhe. Außer den gewöhnlichen häuslichen Verrichtungen und der ebenfalls gewöhnlichen Herstellung des Bieres müssen sie die Ernte einsammeln und heimtragen, die Hausgefäße herstellen usw.

Religion. P. Chomé[5] behauptet, die Chiriguanos anerkennten keine Gottheit. Diese Äußerung klingt an sich schon befremdlich, denn er selbst behauptet, die Chiriguanos seien Guaranis, die die Guaranisprache reden und aus ihrem früheren in das heutige Gebiet ausgewandert seien, um sich nicht der

[1] Voyage dans les parties centrales de l'Amérique du Sud VI (Voyage dans le Sud de la Bolivie) 312.

[2] Nach Lozano (Descripción chorografica usw. § 4) trieben die Chiriguanos auch vielfach Blutschande.

[3] El Colegio Franciscano de Tarija 47. [4] Ebd. 48.

[5] Lettres édifiantes et curieuses V 200.

spanischen Herrschaft zu unterwerfen. Nun haben aber die Guaranis zweifellos eine höchste Gottheit anerkannt; es ist schon aus diesem Grunde schwer glaublich, daß die Chiriguanos ohne Kenntnis einer Gottheit gewesen sein sollten. Die Franziskanermissionäre, die länger bei diesem Volke geweilt, haben denn auch eine solche Kenntnis konstatiert. Obwohl es bei den Chiriguanos keine Tempel, keine Altäre, keine Idole und keine Spur eines religiösen Kultes gibt, so ist doch sicher, daß sie geistige, unsichtbare und überlegene Wesen anerkennen, die sie Tumpan nennen, und unter diesen gibt es ein höchstes Wesen, das von der Höhe donnert und Regen sendet. Sie glauben auch an Schutzgeister der Wälder, Felder, Flüsse, Bäume usw., die sie Iya (Herr) nennen und fürchten. Um sie günstig zu stimmen, flehen sie beim Vorübergehen an den Orten, die unter ihrer Herrschaft stehen, mit dem rituellen Satz: Tunparemo tairo, cheru (Möge ich heil sein, o mein Vater). Gleiche Anrufungen richten sie zuweilen auch an die Sonne, besonders im Kampfe. Endlich glauben sie auch an schädliche und schreckliche Nachtgeister oder Gespenster, die Ana heißen; daher kommt ihre Angst, wenn sie in der Nacht reisen oder auch nur ihre Hütten verlassen sollen[1].

Am meisten Angst aber haben die Eingebornen vor den Zauberern (ipaye). Es gibt deren zwei Klassen. Die einen sind wohltätig, sie heilen die Krankheiten, verschaffen Regen und spenden andere Wohltaten. Man achtet diese Zauberer wie Götter und nimmt in allen öffentlichen und privaten Mißgeschicken zu ihnen seine Zuflucht. Um die Krankheit zu heilen, raucht der Zauberer zuerst und saugt dann mit großer Kraft an der kranken Stelle und gibt sich den Schein, als ziehe er aus dem Leib den Tupicho (bösen Zauber), der gewöhnlich in einem kleinen Wurm oder einem kleinen Stein u. dgl. besteht.

Die andere Art Zauberer (Hexen) treibt ihr Unwesen im geheimen. Sie verursachen Böses, vertreiben die Regenwolken, locken die Tiger, Heuschrecken und andere Plagen herbei und verursachen Krankheiten und Tod. Der Chiriguano glaubt, er würde nie sterben, wenn nicht ein böser Zauberer die tödliche Krankheit in den Leib hineinschaffte. Selbst wenn einer von einem Tiger zerrissen wurde, ist es der böse Zauberer gewesen, der sich in das Tier verwandelt und den Gegner umgebracht hat. Wird ein Zauberer entdeckt, so wird er getötet. Derartige Hinrichtungen sind nicht selten.

Vor Donner, Blitz und Erdbeben zeigen sie keine Furcht, wohl aber vor den Sonnenfinsternissen, weil sie glauben, daß ein unbekanntes wildes Tier sich auf die Sonne werfe, um sie zu verschlingen; gelänge ihm sein Vorhaben, so würde ewige Nacht die Erde bedecken. Um die Bestie zu verscheuchen, machen sie mit verschiedenen Instrumenten einen Höllenlärm und schreien dazu nach Kräften[2].

Nach der Geburt eines Knaben muß der Vater in der Hütte liegen bleiben und streng fasten, sonst wäre es um das Kind geschehen. Wenn ein Mädchen in das heiratsfähige Alter kommt, muß es sich in eine Hängematte am Dache

[1] El Colegio Franciscano de Tarija 49. Nach P. Cardus, der die Chiriguanos in ihrem Zustand um 1883—1884 beschrieben hat, bezeichneten sie mit Tumpa nur Gott selbst (vgl. Las Misiones Franciscanas usw. 247).

[2] El Colegio Franciscano de Tarija 50.

legen. Nach einem Monat läßt man, wie P. Chomé[1] sagt, die Hängematte bis zur Hälfte herunter, und im dritten Monat kommen alte mit Stöcken bewaffnete Weiber in die Hütte, laufen nach allen Richtungen, schlagen auf alles, was sie antreffen, und verfolgen, wie sie sagen, die Natter, welche das Mädchen gestochen hat, bis endlich eine diesem Treiben ein Ende macht, indem sie behauptet, sie habe die Natter getötet. Nach P. Cardus[2] muß das Mädchen mit rasiertem Kopf mehrere Monate noch in einem abgesonderten Winkel des Hauses verweilen, wo niemand zu ihm Zutritt hat außer einer nahen Verwandten, die ihm alles Notwendige besorgt. Es muß hier während mehrerer Monate fasten und das Stillschweigen beobachten, um sich gegen gewisse Widerwärtigkeiten zu schützen.

In der Jugend lebt der Chiriguano zügellos. Endlich kommt die Zeit, wo er sich um eine Lebensgefährtin umsieht. Hat er eine gefunden, so sucht er zuerst durch wiederholte Geschenke an Früchten und Wildbret ihre Zuneigung zu gewinnen. Dann legt er ein Bündel Holz vor ihre Türe: nimmt sie es und trägt es in ihre Hütte, so gilt die Ehe als geschlossen, sonst als abgelehnt[3]. Selbstverständlich ist auch die Einwilligung der Eltern erfordert. Nach Cardus wird heute bei den Chiriguanos der Ehebund gewöhnlich nur durch den Tod gelöst. Im Fall einer Ehescheidung muß die Verstoßene alles zurücklassen, was sie vom Manne erhalten hat, selbst wenn sie von allem entblößt wegziehen müßte. Früher scheint die Ehe viel lockerer gewesen zu sein. Chomé sagt: „Ein Mann verläßt seine Frau, wann es ihm gefällt, daher kommt es, daß sie fast in allen Dörfern Kinder haben."[4] Aus diesem Brauch darf man wohl schließen, daß die Vielweiberei auch früher nur selten war; heute ist sie jedenfalls selten geworden. Nur die Häuptlinge haben zwei oder auch, jedoch selten, mehr Frauen. Gewöhnlich leben sie mit der Mutter und der Tochter oder mit zwei Schwestern zusammen. Obwohl sie so die Gesetze der Verschwägerung mißkennen, achten sie doch sehr die Gesetze der Blutsverwandtschaft. Sie verheiraten sich nicht mit nahen Verwandten. Obwohl die Sittlichkeit vieles zu wünschen übrig ließ, wurde doch stets der Anstand gewahrt. „Sehr überrascht hat es mich", bemerkt Chomé[5], „daß ich trotz der Zügellosigkeit, in der sie leben, nie eine unanständige Handlung eines Mannes gegen eine Frau beobachtet habe; nie auch habe ich aus ihrem Munde ein minder anständiges Wort gehört." Das beweist jedenfalls, daß ihnen das Gefühl für Schicklichkeit nicht ganz fehlte.

Beginnt bei einem Kranken der Todeskampf, so vereinigen sich alle Verwandten in seiner Hütte und fangen an zu wehklagen und zu weinen. Die Weiber nahen sich ihm mit Zeichen zärtlicher Anhänglichkeit und drücken seine Brust und seinen Mund zusammen, als ob sie den Geist verhindern wollten, den Körper zu verlassen. Im Augenblick des Hinscheidens erheben sie ein furchtbares Geschrei. Dann wird der Leichnam zum Begräbnis vorbereitet, es werden ihm die schönsten Kleider angetan, das Gesicht wird bemalt, und sodann wird er mit den Gerätschaften, die er im Leben zu gebrauchen pflegte, auf den Boden gelegt, und zwar so, daß das Kinn zwischen die Knie kommt und die Arme über den Beinen sich kreuzen. Die Witwe oder die nächste Verwandte stützt

[1] Lettres édifiantes et curieuses V 202. [2] A. a. O. 51.
[3] Chomé a. a. O. 201. [4] Ebd. [5] Ebd.

ihn mit ihrem Arm, und die übrigen sitzen oder stehen im Kreise herum und feiern das Begräbnis mit lautem Klagen. Die Zeremonie dauert einen ganzen Tag, und wenn es sich um einen Kaziken oder eine besonders geliebte Person handelt, noch länger. Inzwischen wird in dem Hause, in dem der Todesfall vorgekommen, ein 2—3 Meter tiefes Grab gemacht und ein großer Krug in dasselbe gestellt. Die Leiche wird in der schon beschriebenen Stellung ins Grab gebracht, und zwar mit dem Gesicht nach Osten, und daneben eine kleine Kürbisflasche mit Wasser oder Bier und etwas Feuer gelegt, damit es dem Verstorbenen auf dem langen Wege, den er zurückzulegen hat, nicht an Erfrischung und Feuer fehle. Zuweilen begraben sie mit ihm einen von den Lebenden, damit er ihm Gesellschaft leiste. Schließlich wird der rohe Sarg mit einem Deckel zugedeckt, anderes Bier darauf gestellt und das Grab mit Erde zugeschüttet. Auf das Grab werden das Messer, die Axt, der Bogen, und was sonst der Tote zu gebrauchen pflegte, gelegt. Nach drei Tagen werden diese Dinge, soweit sie nicht von Eisen sind, verbrannt. Die Trauer dauert dann noch wenigstens zehn Tage, während denen die nächsten Verwandten in der Nähe des Grabes klagen und fasten. Besonders in der Nacht nach dem ersten Hahnenruf erheben sie ein schreckliches Geheul.

Die Seele des Verstorbenen, jetzt ein Aña geworden, schweift einige Zeit um das Dorf herum, bis sie ihren Weg nach Ignoca, dem Paradies der Chiriguanos, antritt. Dort führt sie mit den andern Añas ein sehr fröhliches Leben, ohne Unterlaß singend, tanzend, spielend und Cangüi trinkend. Nachdem sie lange Zeit diese Freuden genossen, verwandelt sie sich in einen Fuchs, und nach dessen Tod in eine Ratte und nach deren Tod endlich in einen Baumstamm, und geht dieser zu Grunde, so verschwindet auch die Seele für immer. An eine Strafe der Bösen nach dem Tode glaubten sie nicht; das geht daraus hervor, daß ihnen die Annahme des christlichen Dogmas von der Hölle große Schwierigkeiten machte und sie nicht selten darüber spotteten, wie Guevara[1] erzählt.

Von den Überlieferungen ihrer Ahnen wissen die Chiriguanos ungefähr nichts, da sie ganz den Freuden des Augenblicks hingegeben sind und weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft zu denken pflegen.

10. Die Chanés.

Mitten unter den Chiriguanos lebt zerstreut ein anderer Volksstamm, der sich heute in Gestalt, Sitte und Sprache so wenig von ihnen unterscheidet, daß man beide Stämme kaum auseinanderhalten kann. Es sind die Chanés. Nach einer konstanten Überlieferung sind die Chanés die Überreste einer Nation, welche in längst vergangener Zeit von den aus dem Lande der Guaranis eingewanderten Chiriguanos zum guten Teil ausgerottet wurde. Nur die kleinen Kinder wurden erhalten und von den Eroberern in ihren Sitten und ihrer Sprache erzogen und als Sklaven behandelt. Allmählich aber vermehrten sich diese Sklaven und

[1] Historia de la conquista del Paraguay 50. Nach Chomé (Lettres édifiantes et curieuses V 203) glaubten die Chiriguanos an die Unsterblichkeit der Seele, wußten aber kaum, was nach dem Tode aus ihr werde.

wußten sich zu emanzipieren. Die beiden Stämme vermischen sich nicht miteinander, und trotz der äußeren Gleichheit wissen sie sich genau zu unterscheiden. Die Chiriguanos nennen die Chanés Tapui, was so viel heißt als: Nachkommenschaft von gekauften Dingen, und sie geben ihnen den Namen Chiramui, Chiyari (mein Sklave, meine Sklavin), während die Chanés die Chiriguanos mit dem Titel: Cheya — mein Meister — ehren. Das bestätigt die Wahrheit der Überlieferung. Obwohl die Chanés den Chiriguanos sonst völlig gleich sind, übertreffen sie sie doch an zäher Anhänglichkeit an ihre väterlichen Sitten, an Eifer für ihre Unabhängigkeit und an Abneigung gegen die Annahme der christlichen Zivilisation[1].

Ein Jesuitenmissionär aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erklärt übrigens das Vorkommen der Chanés unter den Chiriguanos anders, als es im obigen Bericht geschieht. Er schreibt: „Dank dem Scharfsinn und der Tatkraft, die diesem Volke (den Chiriguanos) eigen sind, seiner Neigung zum Krieg und seinem ehrgeizigen Streben, die benachbarten Völker zu beherrschen und sich dienstbar zu machen — machen sie doch so viele Kriegsgefangene, daß sie sich aus ihnen ganze Sklavendörfer, Chanes genannt, gründen."[2] Danach waren also die Chanés nicht die Urbewohner, sondern gefangene Sklaven.

Neuestens hat Erland Nordenskiöld[3] die Chanés und die Chiriguanos nach einem längeren Aufenthalt unter ihnen eingehend beschrieben. Er behandelt beide Völker als völlig gleich, teilt aber manche Sagen der Chanés mit, die ein ziemlich klares Licht auf ihre religiösen Anschauungen werfen. So erzählen sie folgendes vom Leben im Jenseits und dem Totenreiche. Aguararenta (aguara = Fuchs, tenta [renta?] = Dorf) ist ein Dorf, wo die Toten, Aña, wohnen. Es liegt im Osten. Des Nachts sind die Toten dort in Menschengestalt, am Tage gehen sie als Füchse, Ratten und andere Tiere umher oder gehen in einen Baumstamm. Jede Nacht sind in Aguararenta große Trinkgelage. Alle Chanés, Kinder, Frauen und Männer, kommen dorthin. Auch Verhexer (geheime böse Zauberer) und Mörder kommen nach dem genannten Dorf. Niemand wird, berichtet Nordenskiöld, im Totenreich der Chanés bestraft[4]. Wenn die Chanés die gleichen Anschauungen haben wie die Chiriguanos, wäre das nach dem oben Gesagten nicht ganz richtig.

Nach Nordenskiöld ist „bei den Chanés und Chiriguanos der Glaube an ein jenseitiges Leben wie bei andern Indianern auf Träume gegründet". Das ist eine aprioristische Behauptung, die man mit demselben Rechte leugnen kann, mit dem sie aufgestellt wird. Es ist bare Willkür zu sagen, daß allgemein der Indianer „das im Schlaf Erlebte als Wirklichkeit" annehme. Sehr sonderbar klingt folgende Äußerung: „Es ist indessen unrichtig, zu sagen, daß die Indianer an ein Leben im Jenseits glauben. Er weiß, daß es ein solches gibt, denn Lebende haben die Toten gesehen, haben mit ihnen der Liebe gepflogen,

---

[1] El Colegio Franciscano de Tarija 54.

[2] Vgl. A. Huonder, Die Völkergruppierung im Gran Chaco im 18. Jahrhundert, im Globus LXXXI (1902) 388.

[3] Indianerleben. El Gran Chaco (Südamerika), Leipzig 1912.

[4] Ebd. 255.

haben Maisbier mit ihnen getrunken, haben sie sich in Füchse, Ratten, Baumstämme usw. verwandeln sehen."[1] Was für ein Unterschied sein soll zwischen diesem Wissen der Indianer und dem, was man bei ihnen Glauben nennt, ist schwer zu sagen.

Die Toten sind Aña (Geister). Unter diesen gibt es mehrere, die Tunpa sind und übermenschliche Kräfte besitzen. Tunpa wird nach Nordenskiöld am besten mit „groß" übersetzt. Añatunpa sind die großen Geister. „Der Größte unter den Añatunpas ist Yamandutunpa. Andere der Großen sind Mariutunpa und Tipayatunpa, Chiqueritunpa" usw. Diese Añatunpa greifen in das Leben der Menschen ein, besonders die Zauberer (ipaye) stehen mit ihnen in Verbindung und haben deshalb große Macht und großes Ansehen. Nordenskiöld sagt: „Der Begriff eines großen, allmächtigen Gottes ist den Chanés fremd." Man fragt sich wieder, auf welche Beweise sich diese Behauptung stützt? Heute, gesteht er, beginnt die Vorstellung von einem großen Gott einzudringen. „Vacapoy, der kein Christ war, erzählte mir einmal, die Chanés glaubten an einen großen Gott, Tunpa." „Den Missionären nach glauben die Chanés an ein höchstes Wesen, Tunpahette-dae, den wirklichen Gott."[2] Der Name klingt ihm schon verdächtig. „Ich stehe der Annahme, daß dieser ursprünglich sei, sehr skeptisch gegenüber." Oben hatte er apodiktisch behauptet, der Begriff eines großen Gottes sei den Chanés fremd; jetzt steht er der Annahme, daß sie einen ursprünglichen Namen für diesen Gott hatten, skeptisch gegenüber. Das Zeugnis der Missionäre gilt ihm wenig. „Als ich mit den Missionären über die Religion der Indianer sprach, erstaunte ich über ihre Unwissenheit. Sie verachten die Vorstellungen der Indianer und halten es nicht der Mühe wert, sie näher kennen zu lernen." Das ist sonderbar. Er benutzt die Angaben der Missionäre fleißig, solange sie zu seinen Ideen passen, sobald sie aber seinen vorgefaßten religiösen Anschauungen in die Quere kommen, sind sie unwissend und verdienen keinen Glauben. Nun höre man, was ihm zwei Chanésindianer am Rio Parapiti über die Erschaffung der Welt erzählten.

Am Anfang war ein Tunpa. Er machte die Erde mit dem Himmel und alle Sterne, die Sonne und den Mond. Die Erde trug nichts und war ganz kahl. Tunpa setzte da allerlei Früchte hinein, um die Armen zu speisen, wie die Caraguatá und die Mangára. Es wird erzählt, daß dort ein Algarrobo wuchs, die Mutter aller Bäume. An diesem Baum waren allerlei Früchte und er hat sich in der ganzen Welt vermehrt. Hierauf kam Tunpa, nahm den Mutterbaum mit und ließ die Sprößlinge hier. Es wird erzählt, daß Tunpa die Voreltern von uns und auch die Voreltern der Weißen geschaffen hat. Den Avas (Chiriguanos) und Chanés gab Tunpa einen Holzspaten und einen langen geschnitzten Stock, carumpa genannt, Pfeil und Bogen, ein Schaf, eine Ziege, ein Huhn und einen Hund, damit sie alle diese Tiere vermehren, und damit sie sich mit diesen Werkzeugen ernähren sollten. Den Weißen gab er Gewehre, ein Pferd, eine Stute und eine Kuh und alle möglichen Werkzeuge

[1] Nordenskiöld, Indianerleben 257.

[2] Ebd. 259. Er zitiert Domenico del Campana, Notizie intorno ai Ciriguani, im Archivio per l' Anthropologia e l' Etnologia, Firenze 1902, 39.

aus Eisen, damit sie mit diesen arbeiteten. Zum letzten Satz bemerkt Nordenskiöld[1]: Dies ist sicher ein moderner Zusatz zur Sage. Das ist richtig, aber die Sage selbst ist nach ihm alt und sie beweist klar, daß die Chanés Tunpa als den Urheber und Schöpfer alle Dinge ansahen, daß sie also den Begriff von einem großen Gottschöpfer hatten.

Von der politischen Organisation sagt Nordenskiöld[2], die Häuptlinge bei den Chanés und den Chiriguanos haben eine bedeutende Macht. Unter den Häuptlingen sind zu unterscheiden die großen Häuptlinge, die über mehrere Dörfer herrschen, und die Dorfhäuptlinge, die nur über ein Dorf oder einen Teil eines solchen gebieten. Die Häuptlingswürde scheint in der Regel erblich zu sein, doch sind Tüchtigkeit und die Kunst, seine Worte wohl zu setzen, erforderlich. Am Rio Itiyuro war der eigentliche Häuptling eine Frau, an deren Stelle ein Mann regierte, da sie schon alt und schwach war. Auf die Frage, warum Buayruyi als Frau Häuptling geworden, antwortete man Nordenskiöld: „Ihr Vater Hinu Paraba hat sie sprechen gelehrt." Es wird somit, um regieren zu können, als höchst wichtig betrachtet, die Sprache in seiner Gewalt zu haben. Der Mann der Buayruyi war nicht Häuptling, sondern nur „Prinzgemahl". Die Dorfhäuptlinge gehören ebenfalls dem Geschlecht Hinu Parabas an. Niemand wird Häuptling, wenn er nicht ein älterer Mann ist.

Die Häuptlingsfamilien bilden unter den Chanés und den Chiriguanos eine Art Aristokratie. Die Häuptlinge besitzen den Boden (wenigstens in gewissen Gegenden), aber nicht für eigene Rechnung, sondern für den Stamm. Braucht man in einem Dorf Träger, so erhält man sie vom Häuptling, und kein Indianer weigert sich, die Befehle des Häuptlings auszuführen. Der Häuptling ist Richter und war früher Heerführer. Totschlag wird in der Weise bestraft, daß der Totschläger dazu verurteilt wird, bis zu einem halben Jahre für die Familie des Getöteten zu arbeiten. Ein Dieb bekommt bis zu fünfzig Rutenschläge und wird, um nicht getötet zu werden, in ein anderes Dorf geschickt. Eine Hauptaufgabe des Häuptlings ist nach Vacapoy (einem Häuptling, von dem Nordenskiöld viele Mitteilungen erhielt), Blutrache zu verhindern, indem man die Verbrecher fortschickt, damit sie nicht gemordet werden. Vater-, Mutter- und Kindesmord sind nach seiner Behauptung in seiner Gegend unbekannt. Nach Batirayu, einem andern Häuptling, beschäftigt sich der Oberhäuptling der Chanés am Rio Parapiti mit keinem andern Verbrechen als mit Mord, Verführung einer fremden Frau und Verhexung. Mord mit vergifteter Chicha kam früher bei den Chanés vor. Mörder und Verhexer wurden verbrannt. Der Verführer einer Frau wurde aller seiner Habe beraubt. Im übrigen wurden Diebstahl und andere Verbrechen durch Duelle geschlichtet. Hatte jemand gestohlen, so riefen der Geschädigte und der Dieb ihre Verwandten herbei, und man kämpfte auf dem offenen Platz im Dorfe[3].

Nach einigen besitzt der Häuptling den Boden für den Stamm; nach andern ist das Recht an dem Grundbesitz so geordnet, daß jeder anbaut, was er will. Schon bebauter Boden hat seinen Besitzer, wenn er auch jahrelang brachgelegen hat. So wird auch Brachland vererbt. Die Erbschaften werden im übrigen

[1] Ebd. 260. [2] A. a. O. 228 ff. [3] Ebd. 232.

dadurch bedeutend eingeschränkt, daß der Tote einen Teil seiner Kostbarkeiten mit in das Grab nimmt.

Obwohl die Indianer oft sehr frei sind in Reden über geschlechtliche Dinge, gibt es doch auch hier Worte, die verboten sind. „Das Unnatürliche im Geschlechtsleben ist auch hier so schändlich, daß es sich nicht paßt, darüber zu sprechen. Es gibt auch Indianer, die niemals über solche Gegenstände sprechen wollen.“ [1] Daß es unter ihnen Leute gibt, die an obszönen Witzen und Erzählungen Freude finden, braucht nicht zu wundern, da es an solchen auch bei den Zivilisierten nicht gebricht. „Eigentümlicherweise wird es unter den Indianern nicht als eine Schande betrachtet, in einem homosexuellen Verhältnis der Aktive zu sein, der Passive wird aber tief verachtet. Er wird als Weib betrachtet.“ Doch sagt Nordenskiöld später selbst allgemein, daß die Chanés die Homosexualität als eine Schändlichkeit ansehen. „Über Onanie habe ich bei den Chanés und Chiriguanos nichts gehört“, während sie bei den Charotis vorkommen soll. Perversitäten zwischen Männern und Frauen scheinen hier unbekannt zu sein.

Das Schamgefühl ist bei diesen Völkern sehr verschieden entwickelt. „Es scheint mir sehr stark von der Kleidertracht abzuhängen. Keiner dieser Indianer oder Indianerinnen, von denen ich erzähle, betrachtet es, soweit sie nicht vollständig verdorben oder zivilisiert sind, als unpassend, den Oberkörper zu zeigen. Die Chiriguano- oder Chanéfrauen sind viel verschämter als die Charotis und Ashluslays, wenn sie die Geschlechtsteile zeigen. Die letzteren wollten sich höchst ungern vollständig entkleiden, um photographiert zu werden. Den ersteren wagte ich so etwas nicht einmal vorzuschlagen.“ Wahrscheinlich betrachteten sie es, und gewiß nicht mit Unrecht, als ungehörige Zudringlichkeit, daß ein fremder Reisender darauf bestehe, ohne Notwendigkeit zu photographieren, was die Natur zu verhüllen gebietet.

„Offenbar steigert das Zusammenleben mit den Weißen das Schamgefühl. Die Indianerinnen genieren sich sogar, die Brust zu zeigen. Die Moral sinkt in dem Maße, wie das Schamgefühl steigt (!!). Das sollten diejenigen bedenken, die für nackte Heidenkinder Kleider nähen.“ [2] Eine sehr verwunderliche Folgerung. Gewiß Bekleidung und Schamgefühl hängen nicht notwendig zusammen. Ein feingekleideter Europäer kann ein schamloser, und ein dürftig verhüllter Indianer ein schamhafter Mensch sein. Trotzdem bleibt wahr, daß die Bekleidung im allgemeinen das Schamgefühl steigert, und daß man gut daran tut, die nackten Wilden dahinzubringen, sich vollständig zu bekleiden.

Das Begräbnis bei den Chanés gleicht dem der Chiriguanos. Nach Nordenskiöld wird der Tote in einem großen Tongefäß unter der Hütte begraben. Der Tote wird so zusammengefaltet, daß die Knie unter das Kinn kommen; die Arme werden kreuzweise über die Brust gelegt. Der Verstorbene wird angekleidet, mit einer Wasserkalebasse im Knie, in das Gefäß gesetzt. Das Wasser soll der Tote mithaben, wenn er auf den Bergen umhergeht. Das Gefäß wird in der Hütte begraben und als Deckel ein anderes Gefäß darüber gestülpt. An einigen Orten scheint man die Hütte des Verstorbenen nach dem

[1] Nordenskiöld, Indianerleben 222. [2] Ebd. 227.

Begräbnis zu verbrennen; dieſes iſt jedoch nicht das Gewöhnliche. Dagegen pflegt man die Hütte einige Zeit nach dem Begräbnis zu verlaſſen, um ſpäter wieder hinzuziehen[1]. Daß mit dem Toten auch ſeine meiſten Koſtbarkeiten begraben werden, haben wir ſchon bemerkt.

Zur Ergänzung fügen wir noch bei, was P. Lozano über einige Völkerſchaften ſagt, die zwiſchen den Chiriguanos und Guaykurus wohnen, die er aber leider nicht genügend bezeichnet[2]. Er berichtet, dieſe Völker ſeien ſehr kriegeriſch, aber ſcheußliche Menſchenfreſſer, die ihre erſchlagenen Feinde kochen und während der nächtlichen Gaſtmähler verzehren. Sie ſkalpieren auch die Feinde und bewahren die Skalpe als Siegestrophäen auf. Die Männer gehen ganz nackt, die Weiber aber verhüllen den ganzen Leib, alle bemalen den Leib, beſonders das Geſicht. Alle ſchweren Arbeiten verrichten die Frauen, denen die Männer zuweilen gefangene Frauen der Spanier oder anderer Stämme als Sklavinnen geben. Wenn einer krank iſt und ſie ihn nicht heilen können, laſſen ſie ihn im Stich. Iſt einer geſtorben, ſo öffnen die, welche gerade zugegen ſind, ein Grab, legen den Toten in ſitzender Stellung in dasſelbe und ſtecken einen Stab mit dem Pfeile eines Chriſten oder eines andern Feindes darauf und verlaſſen dann den Ort ſofort und für immer, ſolange ſein Andenken dauert. Man hat bei ihnen keine Spur von Religion entdecken können, ſie ſind die reinſten Atheiſten und haben keine Kenntnis von einem andern Leben oder der Unſterblichkeit. Nur ihren Zauberern erweiſen ſie aus Furcht große Ehre und ihnen ſchreiben ſie Unſterblichkeit zu.

Wir geben dieſe Notizen, wie wir ſie finden. Wir bemerken nur, daß kein Miſſionär ſich längere Zeit bei dieſen Wilden aufgehalten hat, und ſind deshalb auch nicht imſtande, die obigen Angaben nachzuprüfen. Nur die Behauptung, daß ſie an kein anderes Leben glauben, ſcheint ſchon durch das, was Lozano erzählt, widerlegt zu werden. Warum fliehen ſie ſo ängſtlich das Grab? Setzt das nicht wenigſtens eine dunkle Ahnung voraus, daß der Tote noch irgendwie in der Nähe des Grabes herumſpuke?

11. Die Chorotis und die Aſhluslays.

Dieſe beiden nahe miteinander verwandten Völkerſchaften wohnen hauptſächlich am linken Ufer des Rio Pilcomayo. Die folgenden Notizen über ſie entnehmen wir dem ſchon erwähnten Nordenſkiöld, der auch die ältere Literatur über ſie zuſammenſtellt. Die Aſhluslays nennen ſich ſelbſt ſo, die Chorotis nennen ſie Aſhli. Die Chorotis nennen ſich ſelbſt Yoſhuahá. Beide wohnen in Dörfern und ſind nicht vollſtändig ſeßhaft. Sie ziehen beſtändig, wenn auch nicht weit. Zuweilen teilen ſich die Familien, zuweilen vereinigen ſie ſich zu großen Gruppen. In mehreren Aſhluslaydörfern findet ſich eine Art Marktplatz, auf welchem die Männer unter Ausſchluß der Frauen einen gemeinſamen Verſammlungsort haben, der entweder ganz einfach im Schatten eines großen Baumes liegt oder durch ein zu dieſem Zweck gebautes Sonnendach geſchützt iſt;

[1] Ebd. 218.
[2] Descriptio chorographica Magni Chaquii 106, § 7.

es ist das eine sehr primitive Form des von vielen Indianerstämmen bekannten „Männerhauses", zu dem die Frauen keinen Zutritt haben[1].

Weder die Chorotis noch die Ashluslays haben einen für den ganzen Stamm gemeinsamen Häuptling. Die meisten Dörfer haben ihre Häuptlinge, aber diese sind unabhängig voneinander. Bei den Ashluslays gibt es Häuptlinge, die über mehrere Dörfer herrschen. Die Häuptlinge haben je nach ihren persönlichen Eigenschaften Einfluß. Sie und ihre Frauen arbeiten genau so wie die andern Indianer. Diener sind unbekannt. Der Häuptling ist ein Familienvater, den man respektiert, der aber nicht regiert. Im Krieg nimmt er vielleicht eine leitende Stellung ein, die andern gehorchen ihm aber nur, soweit es ihnen gefällt. Die Häuptlingswürde scheint in der Regel vom Vater auf den Sohn zu gehen. Ist der Sohn beim Tode seines Vaters minderjährig, d. h. nach indianischen Begriffen kein älterer, verheirateter Mann, wird sie interimistisch von einem älteren Verwandten ausgeübt. Nach Kriegen, wo die Männer ihre Tüchtigkeit zeigen können, entstehen oft neue Häuptlinge.

In den Dörfern beider Völker herrscht kein Klassenunterschied, noch gibt es Reiche und Arme. Ist der Magen voll, so ist man reich, ist er leer, so ist man arm. Man lebt beinahe im Kommunismus, da jeder dem andern von dem mitteilt, was er hat. Bekommt ein Indianer Brot, so teilt er es in kleine Stücke, damit es für alle reiche. Es wäre indessen ein Irrtum, zu glauben, daß in dem Indianerstaat nicht jedes Individuum das besitzt, was es erarbeitet und gebraucht. Niemals würde es einem Indianer einfallen, den Besitz eines andern auszutauschen. Ein Mann würde niemals etwas, was seiner Frau oder seinem Kinde gehört, weggeben, ohne sie zu fragen. Jede Sache hat ihren Besitzer, wenn auch jeder gern von dem Seinigen andern mitteilt. Die Tiere haben Eigentumsmarken. So sind die Schafe, um den Besitzer zu kennzeichnen, an den Ohren auf verschiedene Weise geschoren. Das Land hat keinen Besitzer, die Äcker gehören dem, der sie bebaut. Land ist für alle genug vorhanden[2].

Diebstahl ist unbekannt, d. h. Diebstahl gegen die eigenen Mitglieder des Stammes; denn es herrscht hier ein so großes Gemeingefühl, daß niemand zu stehlen braucht. „Ich glaube auch nicht, daß die Indianer sich gegenseitig belügen. Dem Weißen lügt man etwas vor. . . . Man betrügt ihn, wenn es paßt, man sagt ihm die Wahrheit, wenn es nicht schaden kann. Ertappt man einen Indianer auf einer Unwahrheit, so betrachtet er es ungefähr so, wie ein Weißer die Entdeckung eines Aprilscherzes. Er lacht und findet es amüsant. Wird man ärgerlich, so hält er den Betreffenden offenbar für dumm." Das dürfte doch wohl nur von unschädlichen Scherzlügen gelten.

Der Mord beschränkt sich auf den Kinder- und Elternmord, dies ist aber in den Augen dieser Indianer kein Verbrechen. Die Indianerin glaubt ein Recht zu haben, die Leibesfrucht abzutreiben oder ihr Neugebornes zu töten, wenn sie will. Nordenskiöld nimmt diese Kindermörderinnen sehr in Schutz. Wie sich der Vater zu dieser Tötung stellt, sagt er nicht. Wenn ein Indianer seine alte blinde Mutter oder seinen verkrüppelten Vater tötet, so befreit er sie von

[1] Nordenskiöld, Indianerleben 33. [2] Ebd. 36.

einem Leben, das ihnen eine Last ist, und sich selbst von einer Extramühe im Kampf ums Dasein[1].

Die sittliche Freiheit ist sehr groß. Untreue und Eifersucht werden durch Schlägereien zwischen den Frauen geordnet. Als grobes Verbrechen gilt auch das Verhexen (böse Zauberei).

Die Hütten der Indianer sind armselig und klein, aber es herrscht dort große Eintracht. Niemals hört man jemand schimpfen, niemals sucht sich der eine auf Kosten des andern Vorteile zu verschaffen. Jedes Individuum bewahrt seine Habseligkeiten allein, meist in großen Taschen oder Beuteln. Die Hauptnahrungsquellen sind der Fischfang, das Einsammeln wilder Früchte und ein primitiver Landbau (Mais, Mandioka, Melonen usw.). Aus den Algorrobofrüchten brauen sie ihr Bier, das bei allen ihren Festen eine große Rolle spielt.

Die Kinder, die man am Leben läßt, werden mit Liebe behandelt und gepflegt. Während sie klein sind, tyrannisieren sie Eltern und Großeltern; werden sie älter und verständiger, so sind sie infolge dieser Erziehung (?) freundlich und aufmerksam. „Ein ausgezeichnetes Verhältnis herrscht zwischen Eltern und Kindern sowie zwischen den Geschwistern. Oft sieht man in den Dörfern blinde und krüppelige Alte, die von ihren Kindern unterhalten werden. Wird das Dorf durch einen Feind bedroht, so werden zuerst von allem diese Alten in Sicherheit gebracht, damit sie nicht, wenn die andern zur Flucht gezwungen sind, in die Hände der Feinde fallen. Werden sie eine allzu große Last, so kommt es, wie schon bemerkt, vor, daß man sie tötet.

Das Indianerkind lernt spielend. Das Mädchen folgt der Mutter, ahmt sie nach und hilft ihr bei den häuslichen Verrichtungen; der Knabe spielt mit seinen Netzen und Waffen und lernt so die nötigen Hantierungen. „Unser gutes Verhältnis zu den Indianern", schreibt Nordenskiöld, „hatte sicher zu einem großen Teile seinen Grund darin, daß wir immer mit den Kindern spielten. Das gefiel den Indianerpapas und Indianermamas, und auf diese Weise bekamen sie Vertrauen zu uns."[2] Schlägereien und harte Worte kommen unter den spielenden Kindern fast niemals vor, und die großen Kinder behandeln die kleinen nie schlecht. Knaben und Mädchen spielen schon als kleine Kinder stets getrennt. Beim Spielen trennen sich die Kinder gleichen Geschlechts wieder nach Altersklassen.

Das Geschlechtsleben hat für das Indianerkind von sechs bis sieben Jahren, wie Nordenskiöld behauptet, keine Geheimnisse mehr. Ein geschlechtlicher Verkehr nicht mannbarer Kinder soll gleichwohl nicht vorkommen, auch werden die Mädchen vor ihrer ersten Menstruation von den Müttern gehütet. Bei den Ashluslays wird diese mit Tanz gefeiert, bei den Chorotis scheint diese Sitte nicht zu bestehen. Im Alter von fünf bis sieben Jahren werden die Kinder in der Regel tätowiert, wenigstens die Mädchen. Die von den Männern angewandte Tracht ist ein Ledergürtel und ein Mantel aus Schafwolle; die Tracht der Frauen besteht aus einem Schurzfell um die Hüften, dasselbe wird schon in einem Alter von drei bis vier Jahren angelegt. Heute kommen schon euro-

[1] Ebd. 38. [2] Ebd. 66.

päische Kleidungsstücke vor. Nordenskiöld sagt, ein Indianermädchen, das nur ein Schurzfell um die Hüften trägt, gibt sich in der Regel den Weißen nicht hin; diejenigen dagegen, die „anständige Kleidung" tragen, sind alle Prostituierte. Es ist das bezeichnend für den veredelnden Einfluß, den die Weißen auf die Indianer ausüben. Von der Zeit der Pubertät an bis zur Heirat scheinen die jungen Leute sehr ausgelassen zu leben. Wird ein Mädchen vor der Heirat schwanger, so nimmt es zum Abortus oder zum Kindermord seine Zuflucht. Trotz alledem sollen sie nach der Verheiratung gute und tüchtige Hausfrauen werden[1]. Diese Indianer sind an sich gesunde und kräftige Menschen. „Die von den Weißen eingeführten Geschlechtskrankheiten dezimieren indessen diese Stämme, und diese gehen unter."

Bezeichnend für die Anschauungen Nordenskiölds ist der Satz: „Wir dürfen nicht glauben, daß diese Mädchen, die jede oder jede zweite Nacht ihren Liebhaber wechseln, irgendwie schlechter sind, als wenn sie unberührt wären. Sie sind gut (!) und arbeitsam und werden, wie gesagt, tüchtige Hausfrauen und gute Mütter. Das Leben, das sie führen, ist für sie wie für ihre Eltern und andern Verwandten etwas ganz Natürliches." [2]

Bei der Ehe der Chorotis ergreift das Mädchen die Initiative und wählt sich ihren Lebensgefährten, meist aus einem andern Dorfe. Der Choroti zieht, wenn er sich verheiratet, nach dem Dorfe seiner Frau und wohnt dort wenigstens einige Zeit. Vielweiberei scheint bei den Chorotis und Ashluslays unbekannt zu sein. Geschwister- und Cousinenehe ist verboten. Ehescheidung ist sehr selten. Die Frauen müssen zwar hart arbeiten, werden aber nicht schlecht behandelt. Die Männer helfen ihnen in vielem. Manche von den Frauen angewendete Werkzeuge werden von den Männern verfertigt. Ihnen gehören alle Geräte, Kleider usw., die sie gebrauchen, und die Männer respektieren ihr Besitzrecht. Macht der Mann ein Tauschgeschäft, so wird die Frau oft um Rat gefragt. Auf den Wanderungen muß die Frau allerdings alle Lasten tragen, während der Mann nur die Waffen führt. Das ist aber notwendig, damit der Mann stets bereit sei, die Seinigen zu verteidigen, und zu jagen, wenn sich Gelegenheit bietet. Männer und Frauen essen nie gemeinsam. Bei den Chiriguanos ist das Los der Frau im allgemeinen besser als bei den Chorotis, weil der Chiriguano ein unberührtes Mädchen zur Frau nimmt, während der Choroti ein schon fast verblühtes Mädchen heiratet, das als Frau für ihn arbeiten muß. „Wir sehen somit", meint Nordenskiöld, „daß die Stellung der Frau eine bessere ist, wenn die Männer werben, als wenn sie es selbst tut." [3] Die verheiratete Frau betrügt ihren Mann in der Regel nicht, auf die Treue des Mannes kann sie sich jedoch nicht allzusehr verlassen. Hat er eine Geliebte, und bekommt die Frau sie in ihre Hände, so entsteht eine Schlägerei, und oft eine blutige.

Die Sitte des männlichen Wochenbettes besteht auch bei diesen Stämmen. Die Frauen haben in der Regel nur zwei bis vier Kinder. „Keine dieser Indianerfrauen schafft sich ein neues Kind, bevor das vorhergehende herumlaufen

[1] Nordenskiöld, Indianerleben 88. [2] Ebd. 89. [3] Ebd. 91.

kann und ihr nicht allzusehr zur Last fällt. Für diese Indianer, die umfassende Wanderungen vornehmen, ist es nicht ratsam, daß jede Frau mehr als ein Kind hat, das beständig getragen werden muß. Das Zwei- bis Dreikindersystem ist deshalb hier ein gesunder und natürlicher Brauch."[1] Auch diese Behauptung wirft ein merkwürdiges Licht auf die sittlichen Anschauungen des schwedischen Reisenden. — Ein großes Übel bei den Chorotis und Aſhluslays sind die häufigen und endlosen Trinkgelage, bei denen sich meistens alle sinnlos mit einheimischem Bier berauschen; doch soll dabei nie Zänkerei vorkommen, obwohl sie oft infolge davon krank werden.

„Über die religiösen Vorstellungen der Chorotis und Aſhluslays habe ich nur sehr wenig erfahren können. Sie glauben, wie schon erwähnt, an ein Leben im Jenseits. Ein großer, allmächtiger Gott ist ihnen etwas Fremdes, gleichwohl scheint aber dieser Begriff sich Eingang zu verschaffen."[2] Nordenskiöld will das auf den Einfluß der Missionäre zurückführen, aber wie mag er das so apodiktisch behaupten, da er „nur sehr weniges" über die Religion erfahren konnte? Es liegt in seiner Tendenz, das ursprüngliche Vorhandensein der Idee eines höchsten Gottes zu bestreiten; wir haben das oben bei den Chanés und Chiriguanos gesehen. Er selbst gesteht an einer andern Stelle[3]: „Sollte mich etwas Besonderes nach dem Rio Pilcomayo zurücklocken, so wäre es das Studium der religiösen Vorstellungen dieser Indianer (der Matakos). Es gibt viel, was sie mir nicht haben mitteilen wollen.... Will man die Religion dieser Indianer studieren, so muß man sehr lange bei ihnen verweilen." Es bleibt also dahingestellt, ob bei den Chorotis und Aſhluslays der „Begriff eines großen allmächtigen Gottes", der sich heute bei ihnen „Eingang zu verschaffen" scheint, schon von alters her vorhanden war oder nicht. Leider haben wir keine Berichte von Missionären, die lange bei ihnen gelebt haben.

Was diese Indianer über das Schicksal der Menschen nach dem Tode glauben, ist nicht viel. „Die Geister gehen eine Zeitlang in den Häusern und Wäldern umher." Die Chorotis nennen die Geister „Amoxi". Beim Ausgraben einiger Gräber fand Nordenskiöld als Beigaben, die der Tote erhalten hatte, eine Tasche mit einem Pfriemen, einen Löffel oder sonst eine Kleinigkeit sowie vereinzelt eine Schale, die Wasser enthalten hatte. — Sie erzählen auch von mythischen Tieren. So wohnt an einem See am Rio Pilcomayo ein kleines, von den Chorotis „Kialiki" genanntes Wesen, das wie ein Mensch aussieht, aber vollständig schwarz ist. Nähern sich ältere Personen dem See, so tut es ihnen nichts, Kinder dagegen raubt es. Ferner erzählen sie von einer ungeheuern Schlange, die einen Choroti verschluckte; dieser aber tötete sie, indem er ihr das Herz durchbohrte und sich herausgrub. Ein mythisches Tier frißt den Mond, wenn Mondfinsternis ist. Sie haben eine Sage von einem großen Weltbrand und vom Raube des Feuers usw. Eine große Rolle spielen die Medizinmänner, die bei Krankheiten gerufen werden, um durch Saugen, Tanzen und Lärmen den bösen Zauber zu vertreiben.

---

[1] Ebd. 92. [2] Ebd. 109. [3] Ebd. 114.

12. Die Matakos (Mataguayos).

Je nach dem Ort, an dem sie sich aufhalten, werden die Matakos auch Mataguayos, Notenes, Vejoses, Malbalas, Chunupis usw. genannt, doch sprechen sie alle dieselbe Sprache und stimmen in ihren Sitten fast ganz überein. Sie wohnen im Osten und Süden der Chiriguanos an den Ufern des Rio Bermejo und am rechten Ufer des Pilcomayo. Ihre Zahl wird auf 20 000 angegeben; viele von ihnen leben noch heute ohne Verbindung mit den Weißen, die sie — und oft nicht ganz mit Unrecht — als ihre Todfeinde ansehen. Auf Grund der Missionsberichte entwirft P. Cardus[1] im Jahre 1886 folgendes Bild von den Matakos.

Im Charakter ist der Matako apathisch, zurückhaltend, mißtrauisch und verräterisch. In seinen Manieren ist er grob und auch seine Physiognomie ist abstoßend. Er ist von Natur aus diebisch und stiehlt, als ob es seine Pflicht wäre, ferner ist er träge, feig und rachsüchtig. Auch die geistige Begabung der Matakos scheint sehr gering zu sein. Ihre Waffen sind Pfeile, Lanzen und Keule. Ihre Beschäftigung ist etwas Jagd und Fischfang, Sammeln wilder Früchte — und Nichtstun. In ihrer Nahrung sind sie nicht heikel, Mäuse, Heuschrecken, Grillen, und was sie sonst finden, verzehren sie. Einige wenige züchten Schafe und andere Haustiere. Aus wilden Früchten und besonders aus dem Johannesbrotbaum machen sie ein berauschendes Getränk, dem sie sehr ergeben sind. — Die Hütten der Matakos sind äußerst klein und unbequem. Man schneidet einige Lianen und dünne Äste und legt dieselbe kreuzweise im Bogen übereinander, so daß die beiden Enden im Boden stecken; darüber wird eine Handvoll Stroh gelegt und die Hütte ist fertig; ein kleines Loch an der Seite dient als Türe. Sie schlafen meist auf dem bloßen Boden oder auf einer Binsenmatte. Da Eltern, Kinder und Enkel in Gesellschaft der Hunde in der kleinen Hütte zusammenwohnen, Feuer machen, essen und trinken, so sind der Schmutz und das Ungeziefer gräßlich. Aber die Wilden bleiben nicht lange am selben Orte, sondern ziehen von einem Ort zum andern, wo gerade günstige Gelegenheit zu Jagd, Fischfang usw. sich bietet. Die Kleidung ist für Männer und Frauen die einfachste der Welt. Sie hängen an den Gürtel ein Stück Leder oder Leinwand oder sonst etwas, was bis zu den Knien herabreicht.

Eine Regierung oder Häuptlinge und Vorgesetzte mit irgend welcher Autorität gibt es bei ihnen nicht. Niemand befiehlt und niemand gehorcht; doch respektieren sie freundschaftlich und befolgen auch manchmal den Rat eines Mannes, der sich besondere Achtung und Liebe erworben hat. Zur Zeit des Krieges oder gemeinsamer Gefahr treffen sie wohl auch ein Übereinkommen, das sich aber meistens auf einige Niederlassungen (ranchos) beschränkt[2]. Die Heiraten werden, wie es scheint, ohne jede Zeremonie durch bloße Übereinkunft der jungen Leute geschlossen, selbst die Eltern haben in Bezug auf die Ehen

[1] Las Misiones Franciscanas entre los enfieles de Bolivia, a. a. O. 250 ff. Vgl. auch Globus XVIII (1902) 388. Dieser Artikel des Globus ist fast wörtlich dem Werke El Colegio Franciscano de Tarija, a. a. O. 535 ff, entnommen.

[2] Cardus a. a. O. 254. Vgl. auch El Colegio Franciscano de Tarija 535.

der Kinder nichts zu sagen; nur sieht das Mädchen bei der Heirat darauf, daß sein Mann ein guter Fischer, und der Mann darauf, daß seine Frau arbeitsam und geschickt im Sammeln von Früchten sei. Sobald die beiden Gatten miteinander übereingekommen sind, ziehen sie für einige Tage in den Wald und leben dort, wie es ihnen gefällt, dann kehren sie in den Weiler zurück und bauen sich eine eigene Hütte oder wohnen in der Hütte der Eltern der jungen Frau. Wenige haben mehr als eine Frau, doch ist die Ehescheidung besonders unter jungen Leuten häufig. Der Ehebruch scheint selten vorzukommen, und die Frauen dulden so wenig, daß ihre Männer von andern Frauen geliebt werden, daß sie bei begründetem Verdacht diesen in das Haus rücken, um sie auszuschelten, zu beschimpfen und ihnen zu drohen, was oft Männern, Weibern und Jungen desselben Weilers zur Erheiterung dient, da alle aus den Hütten herauskommen, um die Gesten und Gebärden zu sehen, welche sich die Zankenden machen, und dabei aus vollem Halse lachen[1].

Von einem so tiefstehenden Volk darf man kaum ausgebildete religiöse Anschauungen erwarten, doch haben sie eine Idee von der Seele, die sie neusec nennen und über deren Los (nach dem Tode) sie nichts Bestimmtes wissen. Sie haben auch eine unklare Idee von einem höheren und großen Wesen, das sie in ihrer Sprache ohott-at (andere sprechen es hojot-taj aus) nennen, was „Großer Geist" bedeutet, doch erweisen sie ihm keine Verehrung. Einige haben auch Furcht vor einem gewissen Gespenst, das in der Nacht herumzieht, den Leuten Böses zufügt, und das sie onnexilele nennen. Andere scheinen einem geheimnisvollen Wesen, das sie taj-juaj (d. h. verborgen) nennen, eine abergläubische Verehrung zu erweisen; doch haben sie keinen Tempel, auch nicht einen zu seinem Kult bestimmten Ort; nur zur Zeit des Neumondes pflegen sich einige zu versammeln, zu tanzen und zu singen, und die Zauberer treiben Gaukeleien, indem sie einen veranlassen, sich zu verkleiden und die Rolle des taj-juaj zu spielen. Dieser kommt dann in sonderbarem Aufputz und mit verstellter Stimme aus dem Wald, erschreckt die Zuschauer, denen er Zukünftiges voraussagt.

Je weniger Religion, um so mehr Aberglauben haben die Matakos. Wenn z. B. ein Mädchen in das Alter der Pubertät kommt, muß es eine Zeitlang in einem Winkel der Hütte mit Ästen oder sonst etwas zugedeckt stillschweigend zubringen und darf weder Fleisch noch Fisch essen, und während dieser ganzen Zeit muß jemand vor der Hütte den Pimpin (ein kleines Instrument, das als Trommel dient) schlagen. Sehr gefürchtet sind die Zauberer, die halb Ärzte halb Priester sind. Zum Rang der Zauberdoktoren gehören kann jeder, der will und sich stark inspiriert fühlt. Bevor er jedoch als solcher auftritt, muß er sich fern vom Volk in einen Wald zurückziehen, streng fasten, und Tag und Nacht wie ein Wahnsinniger ohne Zweck und Ziel herumschweifen; dann muß er sich bleich, abgemagert und mit verstörten Blicken, wie einer, der außer sich ist, vorstellen. Jetzt gilt er als geeignetes, privilegiertes Subjekt, das schon geheimen Verkehr mit dem „Verborgenen" unterhalten hat und mit übernatürlicher Macht ausgerüstet ist, um den bösen Zauber zu lösen oder auszutreiben

[1] Cardus a. a. O. 254.

und dadurch Krankheiten zu heilen. Denn alle Krankheiten werden der Zauberei zugeschrieben. Die Kur besteht darin, daß der Arzt die Hände so zusammenlegt, daß sie eine Art Röhre bilden; dann bringt er sie auf die kranke Stelle und fängt mit voller Kraft an zu blasen und zu saugen, indem er dabei stöhnt und seufzt. Er läßt sich natürlich dafür bezahlen. Hilft die Kur nicht, so läßt er den Patienten im Stich; dieser wird dann oft von den Verwandten lebendig begraben. Die Zauberdoktoren können auch die Pest und Pocken vertreiben, Regen verursachen usw.

Die Toten begraben sie in sehr oberflächlicher Weise; sie begnügen sich damit, ein kleines Loch zu machen, in das sie die Leiche in halbsitzender Stellung hineinlegen. Über und unter die Leiche werden einige Zweige gelegt, und zu oberst ein wenig Erde, so daß die Jaguare oft die Leichen verschlingen. Zuweilen stellen sie einen Krug Wasser zur Erquickung für den Verstorbenen in das Grab. Ebenso pflegen sie Gegenstände zu verbrennen, die der Tote gebraucht hat, und auch die Hütte. Die Verwandten des Verstorbenen gehen einen oder mehrere Tage zum Grabe, um bei demselben unter Begleitung des Pimpin zu weinen und zu klagen.

13. Die Guarayos[1].

Das Land der Guarayos liegt im heutigen Bolivia zwischen 15° und 16° südl. Br. und 65° und 66° östl. L. von Paris. Sie sind ein den Guaranis stammverwandtes Volk, denn ihre Sprache ist ein Dialekt der Guaranis, und man nimmt an, daß sie aus Brasilien in ihr heutiges Gebiet eingewandert sind. Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 3000. Heute kleiden sie sich anständig, früher bestand die Kleidung der Männer nur in einer kleinen Leibbinde und die der Frauen in einem Streifen Tuch, der vorn am Gürtel herunterhing. Die Knaben blieben ganz nackt. Sie sind ein ziemlich kräftiges Volk mit regelmäßigen Gesichtszügen, ihrem Charakter nach sind sie mutig, heiter und höflich; aber stolz und lügnerisch. Herzlich und großmütig gegen seine Freunde, ist der Guarayo selbstsüchtig und rachsüchtig gegen seine Feinde. Sorglos wie alle Wilden, denkt er selten an die Zukunft. Seine Lieblingsbeschäftigung ist Jagd und Fischerei. Die Hauptnahrung besteht aus Wildbret, Fisch, Yuka, Mais, Reis usw., vor allem aber aus der berauschenden Chicha, die er leidenschaftlich liebt und die ihm als Nahrung und Getränk dient. Ohne Chicha kann er nicht leben, und wer nicht oft Chicha bereitet und andere dazu einladet, wird geringgeschätzt.

Bei der Errichtung der Hütten, den Feldarbeiten und der Ernte helfen sich die Guarayos gegenseitig. Der Lohn besteht in einer kleinen Mahlzeit und in recht viel Chicha, mit der sie sich betrinken. Der Diebstahl ist heute noch unbekannt. Ihre Hauptlaster sind die Trunksucht und die damit zusammenhängende Unzucht und Trägheit. Die Arbeit im Hause und auf dem Feld lastet fast ganz

[1] Nach den von den Franziskanermissionären P. Biudez und P. Cors veröffentlichten Berichten. Der erstere kam schon im Jahre 1840 zu den Guarayos und veröffentlichte seinen Bericht im Jahre 1849. Auszüglich sind die Berichte mitgeteilt bei Cardus, Las Misiones Franciscanas usw. 69 ff.

auf den Schultern der Frau, die wie eine Sklavin gehalten wird. Von Erziehung der Knaben ist keine Rede. Der Vater gibt früh dem Jungen einen Bogen und einige Pfeile, damit er sich im Jagen übe. Nie werden die Söhne getadelt oder gestraft, so daß sie stolz und frech werden und selbst die Eltern beschimpfen und schlagen.

Die Heirat findet erst statt, wenn die Schwangerschaft des Mädchens zu Tage tritt, und zwar ohne jede Zeremonie; nur die Einwilligung der Eltern oder Brüder des Mädchens ist dazu erforderlich. Wenn der Vater das Kind nicht anerkennt oder die Eltern des Mädchens sich der Heirat widersetzen, so steht ihm bei der Niederkunft niemand bei, und das arme Kind muß dabei umkommen oder man begräbt es erbarmungslos lebendig. Die Weiber weigern sich zu heiraten, bevor sie einen Sohn haben, um sich nicht der Sklaverei zu unterwerfen, in der sie gehalten werden. Die Ehen werden leicht geschieden, auch wenn schon Kinder vorhanden sind, und meist ist es die Frau, die den Mann verläßt [1].

Alle Guarayos sterben durch Vergiftung, wie sie behaupten, und wenn sie Magenschmerzen haben, so schreiben sie das ihren Feinden zu, die sie vergiftet oder behext haben. Natürlicher Tod kommt nach ihnen nicht vor, deshalb sind sie nur schwer zu bewegen, Medizinen einzunehmen, doch haben sie ihre Zauberer und Hexenmeister, an die sie sich wenden, und die behaupten, das Gift aus dem Leibe ziehen zu können. Ihre Operation besteht darin, daß sie aus einer großen Pfeife rauchen und den Rauch dem Kranken zublasen oder daß sie an der kranken Stelle saugen und dann dem Patienten Splitter oder Dornen oder kleine Knochen vorzeigen, von denen sie behaupten, sie herausgesogen zu haben. Wenn der Patient stirbt, so sagen sie, sie hätten nicht das ganze Gift herausbekommen.

Durch viele Beweise steht fest, daß die Guarayos ehemals Kannibalen waren; von Abuelo, ihrem Gotte, sagen sie, daß er nur Fleisch von Chiquitos esse. Was noch schlimmer ist, sogar Verwandte sollen in bestimmten Fällen von ihnen getötet und verspeist worden sein [2]. Sie haben auch keine Obrigkeit und sind niemand für ihre Handlungen verantwortlich und ihre Streitigkeiten schlichten sie nach dem Rechte des Stärkeren. Wenn ein Kind geboren wird, muß der Vater, damit es am Leben bleibe, sich einige Einschnitte in das Fleisch machen, sich Arme und Füße malen und drei Tage fasten; er muß auch diese Zeit beständig im Hause bleiben und in der Hängematte liegen. Der heranwachsende Knabe erhält vom Vater einen kleinen Bogen, damit er sich im Schießen übe und ein tüchtiger Jäger werde. Dem Mädchen wird bald nach der Geburt eine kleine Schürze am Gürtel befestigt und es muß früh anfangen, der Mutter bei den häuslichen Geschäften zu helfen. Wenn die ersten Zeichen der Pubertät eintreten, wird das Mädchen im Dorfe herumgeführt und allen gezeigt, dann wird es nackt in einen Winkel des Hauses eingesperrt, wo es drei Monate bleiben und strenges Fasten beobachten muß. Nach dieser Fastenzeit wird es auf der Brust tätowiert. Das ist wie ein Zeichen der Prostitution. Bei der Heirat nehmen sie auf Verwandtschaftsgrade fast gar keine Rücksicht,

[1] Ebd. 72. [2] Ebd. 73.

und es gilt als Gesetz, daß ein Mädchen sich mit seinem Tutir (mütterlichen Onkel) verheirate; ein Mißbrauch, der zur Folge hatte, daß manche Jünglinge keine Frauen hatten und andere alle ihre Nichten heirateten. Es ist auch das eine oder andere Mal vorgekommen, daß einer seine leibliche Schwester heiratete. Die Vielweiberei ist im Gebrauch. Wenn der Mann stirbt und die Frau noch kräftig ist, so nimmt sie sein Bruder zur Frau[1]. Der Abortus und die Kindertötung kommen häufig vor, ebenso Vergiftung.

Die Guarayos essen die erste Beute, die sie auf der Jagd machen, nicht, damit nicht etwa die Tiere fliehen und damit sie gute Jäger werden. Zu dem Zweck machen sie sich auch Einschnitte in die Arme. Wenn ihnen auf der Jagd zufällig ein Tiger (Jaguar) begegnet und sie ihn mit dem Pfeile durchbohren, so werfen sie Bogen und Pfeile sogleich weg, damit nicht etwa, wie sie sagen, die Gefährten des Tigers kommen, um für ihren Verwandten Rache zu nehmen. Ist jemand unglücklicherweise vom Tiger zerkratzt worden, so glauben sie, er höre auf, Mensch zu sein, da sich seine Seele in einen Tiger verwandle und nicht mit dem Abuelo gehen könne, von dem gleich die Rede sein wird. Wenn eine Mondfinsternis eintritt, glauben sie, ein Tiger wolle den Mond auffressen, und deshalb schreien sie laut und schießen feurige Pfeile ab, um ihn in die Flucht zu treiben und den Mond zu retten. Viele Vögel halten sie in großen Ehren, töten sie nicht und essen sie nicht, weil sie behaupten, dieselben kämen aus dem Lande des Abuelo.

Wenn jemand stirbt, so beweinen ihn seine Verwandten einige Zeit, sie waschen sich mit dem Absud der Rinde eines bestimmten Baumes, bemalen sich schwarz, fasten einen Tag lang und machen sich Einschnitte in die Arme, um sich gegen die Krankheit des Verstorbenen zu schützen. Nachher waschen und schmücken sie den Leib des Toten. Um ihn zu begraben, machen sie eine Grube, die anderthalb Rute tief ist und der Größe des Verstorbenen entspricht, bedecken den Boden mit zwei oder drei ebenso großen Matten und legen die Leiche darauf. Etwas über der Leiche werden einige Querpfähle angebracht, auf die man wieder einige Matten legt. Dann wird das Grab mit Erde zugeworfen. Schließlich springen sie über das Grab hinüber und wieder zurück. Das ist der letzte Abschiedsgruß an den Verstorbenen.

Noch ein Wort über die Religion und Mythologie der Guarayos. Sie sagen, am Anfang sei alles Wasser gewesen; ein Wurm, den sie mbir nennen, ging über ein Rohr, das aus dem Wasser hervorragte; dieser Wurm wurde durch seinen eigenen Willen Mensch und mit demselben Willen schuf er auch die Erde. Der Mbirmensch heißt Mbiracucha. Noch war die gebildete Erde sehr klein, da erhob sich plötzlich Zaguaguayu[3], näherte sich dem Mbiracucha und sagte zornig: „Warum hast du dich vor mir erhoben? Ich hätte mich vor dir erheben sollen.“ Sie wissen nicht, was Zaguaguayu war, bevor er Mensch ward, und wie er Mensch wurde, nur erzählen sie, sein Bruder Abaangui habe, um sich zum Menschen zu machen, verschiedene Figuren verfertigt und endlich eine Menschenfigur mit einer dicken und großen Nase zu stande gebracht, die den

[1] Cardus, Las Misiones Franciscanas usw. 74. [2] Ebd. 75.
[3] Das Wort bedeutet Kranz von gelben Federn.

Namen Abaangui (d. h. Mensch mit herabhängender Nase) verdiente. Außerdem existierte noch eine vierte Person von Anfang an, die Candir heißt. Nur Abaangui, Mbiracucha und Candir haben die Welt gebildet. Von diesem Geschäfte schließen die Guarayos den Zaguaguayu aus, obwohl sie ihn für ihren ersten Abuelo (Großvater, Ahnherrn) halten. Jede von den drei genannten Personen schuf eine Nation mit dem zugehörigen Land: Abaangui die Guarayos, Mbiracucha die Brasilianer und Candir die Neger; ihre Nachkommen bilden drei verschiedene Rassen. Sie haben auch ein Wort, das Gott bedeutet, Tumpa, aber sie erweisen ihm keine Verehrung. Andere sagen, Tumpa sei der Yabare (das Haupt der Weißen, und die Könige seien seine Diener)[1]. Der Abuelo (Zaguaguayu) hat eine Frau mit Namen Guiyarei; wie und woher er sie bekam, wissen sie nicht.

Als die beiden Ahnen der Guarayos (Abaangui und Zanguaguayu) es müde wurden, länger auf Erden zu leben, suchte Abaangui ein anderes Land für sich und seine Nachkommen und fand endlich im Westen ein solches, wo er eine Stadt baute. Da lebt er mit seinen Nachkommen, und die Guarayos gehen nach ihrem Tod in dieses glückliche Land, wo Chicha im Überfluß vorhanden ist. Aus diesem Grund wird der Guarayo immer so begraben, daß er gegen Westen schaut, wo er hinreisen will. Zaguaguayu dagegen wandte sich gegen Osten, wo er in einem Lande ohne Sonne und Himmel einsam in seinem Glück lebt. — Der Ahnherr (Abuelo) soll zwei Söhne gehabt haben, von denen der eine in die Sonne, der andere in den Mond verwandelt wurde. — Von den Festen der Guarayos sind einige allgemeine Festtage für alle, andere werden nur von einer Familie mit ihren Verwandten und Freunden, besonders zur Zeit der Aussaat und Ernte gefeiert. Für einige Feste haben sie eine Art Kapellen (Tocais), d. h. regelrechte achteckige Häuser, in denen verschiedene grotesk gemalte Tier- und Vogelfiguren sich befinden. An der östlichen Wand ist eine Anzahl dicker Rohre angelehnt (Tacuar genannt), die zu zwei und zwei zusammengebunden sind und auf einer Bank an der Wand stehen. Daneben ist ein Kohlenbecken und darüber hängen eine große Pfeife, eine Tabakrolle und Mbaraca (ein hohler Kürbis, in dem sich kleine Steinchen, Stücke Holz usw. befinden und der als Schelle dient). Am Festtag müssen sich alle baden, sich bemalen und schmücken, und dann zieht man nackt in die Kapelle, wo sich jeder an seinem Platz niedersetzt. Als Zeremonienmeister fungiert der Eigentümer der Tocai oder der älteste Verwandte. Dieser zündet die Pfeife an und beräuchert zuerst die Tacuaras, indem er einen Mund voll Rauch auf jeden Tacuar bläst; dann beräuchert er die Anwesenden in derselben Weise der Reihe nach. Hierauf wird eine Strophe eines Liedes gesungen und Chicha getrunken, dann wieder gesungen und wieder getrunken, bis die Chicha zur Neige geht. Oft dauert dieses Fest zwei bis drei Tage, schließlich sind alle betrunken, es kommt zu Streit und Schlägereien und den gröbsten Ausschweifungen[2]. So ehren die Guarayos ihren Abuelo.

Interessant ist noch, was sich die Guarayos von der großen Reise in das selige Land ihres Abuelo erzählen. Wenn der Tote mit dem Gesicht

[1] Cardus a. a. O. 76—77. [2] Ebd. 78—81.

nach Westen gekehrt und geschmückt ist, legt man ihm in die rechte Hand eine Kalebasse voll Chicha und in die Linke einen Bündel Zündhölzchen, und zuletzt werden auf der einen Seite die Tacuaras und auf der andern Bogen und Pfeile und einige Zuckerrohre zur Erquickung für den Abuelo hineingebracht. Nun tritt der Verstorbene die große Reise an, auf der sich ihm gleich zwei Wege öffnen; zur Rechten ist die schöne mit Blumen bedeckte Straße für die Weißen; wohin diese Straße führt, wissen die Guarayos nicht. Die Straße zur Linken ist eng und führt zum Land des Abuelo. Sie kommt bald zu einem tiefen und reißenden Strom, über den weder Brücke noch Fahrzeug führt. Nur ein häßlicher Kaiman liegt im Fluß und bildet eine Art Brücke. Beherzt stürzt sich endlich der Wanderer auf den Rücken des Tieres, berührt die Tacuaras und gelangt an das andere Ufer. Bald kommt er an einen zweiten Fluß, an dem eine Viper steht, die dem guten Guarayo von fern sehr groß zu sein scheint, aber um so kleiner wird, je näher er kommt. Der schlechte Guarayo wird aber von der Bestie verschlungen[1]. Ist der Wanderer glücklich über den zweiten Fluß, so muß er noch einen dunklen Ort passieren und viele andere Gefahren bestehen, bis er endlich zu seinem Abuelo kommt, der ihn an der Hand in seine Stadt einführt, ihn höchst eigenhändig badet, von allen Schwächen heilt, ihn unter vielen schönen Frauen eine auswählen läßt und ihm endlich seine Wohnung anweist, wo er nun glücklich lebt, immer Chicha trinkt, Kinder zeugt usw.[2]

14. Die Manaziker.

Die Manaziker (Manacici werden sie von den Missionären lateinisch genannt), wohnten nördlich von den Chiquiten, mit denen sie früher eng verbunden waren. Es ist aber sehr schwer, ihren Wohnsitz genau zu bestimmen, da die alten Missionäre vielfach Völker- und Flußnamen gebrauchen, die heute verschwunden sind. Wir folgen in unserer Darstellung der Sitten der Manaziker dem schon erwähnten Werke des P. J. P. Fernandez[3] und der Geschichte Paraguays von Charlevoix[4]. Wir bemerken übrigens, daß weder Fernandez noch Charlevoix selbst bei den Manazikern gewesen sind; sie teilen nur mit, was sie von den Missionären vernommen haben.

Die Manaziker werden als ein wohlgebauter, kräftiger und kriegerischer Menschenschlag geschildert. Ihre Dörfer sind nicht ohne Kunst angelegt und haben Plätze und Straßen. In diesen Niederlassungen sieht man drei oder vier größere Gebäude mit verschiedenen Zimmern und Gängen. Hier wohnen die Kaziken mit den einflußreichsten Leuten. Diese Wohnungen dienen auch zu den öffentlichen Mahlzeiten und sogar als Tempel zur Verehrung der Götter. Auch die Privathäuser sind in einer bestimmten Ordnung gebaut und zur Aufnahme der Gäste eingerichtet. Die Eingebornen bedienen sich zum Bau dieser

---

[1] Es ist nicht klar, ob der böse Guarayo aufhört zu existieren, oder ob er in ein Tier verwandelt wird.

[2] Cardus, Las Misiones Franciscanas usw. 81—86.

[3] Historica Relatio de Apostolicis Missionibus Patrum S. J. apud Chiquitos etc.

[4] Histoire du Paraguay II 272 ff.

Häuser nur der Steinäxte, mit denen sie ungeheure Bäume fällen. Die Frauen beschäftigen sich viel mit Weben von Tüchern und Herstellen irdener Gefäße. Die Dörfer liegen nicht weit auseinander, weshalb sie freundschaftlichen Verkehr miteinander pflegen und sich gegenseitig zu Festgelagen einladen, die gewöhnlich mit Trunkenheit enden. Bei öffentlichen Geschäften und Versammlungen nimmt der vornehmste Kazike den Ehrenplatz ein, ihm zunächst sitzen die Opferpriester, dann kommen ihre Ärzte (Zauberer) und weiterhin die untergeordneten Vorsteher und endlich die übrigen Adeligen[1].

Der oberste Kazike nimmt aber nicht nur den Ehrenrang ein, sondern man gehorcht ihm schnell in allen Dingen. Die Untertanen bauen ihm die Häuser, bestellen seine Felder und versehen ihn reichlich mit allen Vorräten für Küche und Keller. Nur dieser Häuptling straft auf Grund seiner Vollgewalt seine Untergebenen mit äußerster Strenge, indem er sie gewöhnlich in grausamer Weise durchprügeln läßt. Einen gleichen Gehorsam erweisen die Weiber der Hauptfrau dieses Kaziken, der übrigens so viele Weiber halten darf, als er will. Auch von den Frauen erhält er den Zehnten vom Fischfang und der Jagd, die sie nie unternehmen, ohne ihn vorher um die Erlaubnis gebeten zu haben. Die Würde des Häuptlings ist erblich nach dem Rechte der Erstgeburt. Der Erstgeborne übt schon von Jugend auf die Herrschaft über die Knaben aus und wird in gewisser Weise besser und despotisch erzogen. Sobald er in das Alter gekommen, wo er fähig ist, seine Untertanen zu regieren, tritt er an die Stelle seines Vaters, was mit feierlichem Gepränge und vielen Zeremonien zu geschehen pflegt. Doch bewahren die Untergebenen dem gewesenen Herrscher ihre frühere Liebe und Unterwerfung. Deshalb wird auch, wenn er stirbt, ein feierliches Begräbnis mit vielem Weinen und Klagen und unzähligen abergläubischen Gebräuchen veranstaltet. Sein Grab ist eine Art Gewölbe unter der Erde, das durch Steine und Pfeiler befestigt ist, damit die Leiche nicht durch die Feuchtigkeit zersetzt oder von der Erde darüber belastet werde[2].

Merkwürdig ist, was Fernandez von der Religion der Manaziker sagt. Er meint, aus gewissen Zeichen könne man schließen, der hl. Thomas müsse in diesen Gegenden gepredigt haben[3]. Denn sie glauben, sagt er, aus alter Überlieferung, daß eine Jungfrau ohne Verkehr mit einem Manne ein liebliches Kind geboren habe; dieses Kind habe viele und große Wunder gewirkt: Blinde und Lahme geheilt und Tote erweckt. Es habe dann den Menschen gesagt, und die Indianer glauben es, seine Natur sei von der ihrigen ganz verschieden; darauf sei es vor aller Augen durch die Luft zum Himmel aufgestiegen und dort in die Sonne verwandelt worden, die wir heute mit Augen sehen. Sie erweisen aber diesem Wundertäter keine Ehrenbezeigungen, sondern beten den Teufel an. Doch haben sie keine Götzenbilder aus Stein oder Holz, sondern beten den Teufel unter den schreckhaften und wüsten Gestalten an, in denen er ihnen erscheint. Fernandez führt es auf den Einfluß des Teufels, dieses betrügerischen Affen des wahren Gottes, zurück, daß die Manaziker eine dunkle und verzerrte Idee der Trinität haben: des Vaters, des Sohnes und des Geistes. Sie nennen diese

[1] Fernandez a. a. O. 139. [2] Ebd. 140.
[3] Ebd. 142. Charlevoix a. a. O. II 174.

Trinität Tiniamacas. Die Mutter des Sohnes und die Frau des Vaters scheint eine Verzerrung der Mutter Gottesidee darzustellen. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auf irgend eine Weise eine oberflächliche Idee der christlichen Glaubenswahrheiten erhalten haben. Der Vater gilt ihnen als der Gott der Gerechtigkeit, der die Schuldigen straft, der Sohn und der Geist und besonders die genannte Göttin spielen die Rolle der Mittler. Als Tempel dieser Gottheiten dient die große Wohnung des Kaziken, in der sich das Volk zu den Festen versammelt. Bei diesen Festen sollen die Teufel oft erscheinen und durch Vermittlung der Priester mit ihren Verehrern reden und sie zum Trinken auffordern[1]. Die Manaziker bringen ihnen Opfer von Fischen oder Wild dar.

Außer den genannten Göttern und Teufeln verehren die Manaziker auch Götter, die sie Herren des Wassers (Isitanus) nennen und die für die Flüsse und Fische sorgen. Sie ehren diese Götter durch Tabakrauch, den dieselben gern riechen, und wenn der Fischfang gut ausgefallen ist, gehen sie in den Tempel und bringen ihnen einen Teil der Beute dar. Eine große Rolle spielen die Priester oder Zauberer (Mapono), besonders das Haupt derselben, das große Verehrung genießt, mit den Geistern Verkehr unterhält und seinen Feinden nicht nur schaden, sondern auch den Tod verursachen kann. Um zu zeigen, welche Gewalt er habe, unterhält er in seiner Wohnung Schlangen und Nattern. Wie dem Häuptling wird auch diesem Oberpriester der Zehnte dargebracht.

Die Manaziker „glauben an die Unsterblichkeit der Seelen, die sie Oquipau nennen; sie sind fest überzeugt, daß sie einst ewig im Himmel leben und sich dort freuen werden, wohin sie der Oberpriester bringen wird“[2]. Beim Tode eines Stammesgenossen wird eine Totenfeier veranstaltet, die sich nach dem Rang des Verstorbenen richtet. Nach dem Begräbnis gehen die Mutter und Frau des Verstorbenen zum Tempel, wo dessen Seele ihnen erscheinen und zu ihnen sprechen soll. Sie tröstet die Lebenden mit der Hoffnung, daß sie bald im Himmel wieder vereinigt sein werden. Dann besprengt der Priester die vermeintliche Seele des Toten mit kaltem Wasser, um sie von den Sündenflecken zu reinigen. Jetzt verschwindet die gereinigte Seele aus den Augen der Mutter und Frau. Der Priester stößt beide gewaltsam auf die Seite und fliegt in die Luft. Nun trauert die verlassene Witwe, bis der Priester zurückkehrt und ihr mitteilt, die Seele sei schon bei den Göttern im Himmel selig. Der Priester begleitet nämlich die Seele, bis sie in den Himmel eingeht. Die Seele muß durch Wälder, Sümpfe, Flüsse ꝛc. ziehen, bis sie endlich an einen Scheideweg kommt, der von einem Strom durchschnitten wird. Über den Strom führt eine Brücke. Hier wacht Tag und Nacht ein Gott, Tarusiso (Tatusio) genannt, der die Aufgabe hat, die Seelen über die Brücke zu führen und direkt zum Himmel zu leiten. Er hindert die Seele zuweilen am Übergang, besonders wenn es die einer jungen Person ist, um sie zu reinigen. Leistet sie den geringsten Widerstand, so wird der Gott zornig und schleudert sie in den Fluß, um sie zu ersticken. Daraus entstehen dann auf der Erde zahlreiche Übel[3].

[1] Fernandez, Historica Relatio usw. 144—145. [2] Ebd. 150.
[3] Charlevoix, Histoire du Paraguay II 277.

15. Die Moxos.

Unter den Moxos (sprich Mochos) verstand man schon im 17. und 18. Jahrhundert die zahlreichen Indianerstämme, die heute im nördlichen Bolivia am Madeirafluß und nördlich davon zwischen dem 11. und 15.° s. Br. wohnen. Moxos war eigentlich bloß der Name eines der bedeutendsten der genannten Stämme, der sich am ehesten zum Christentum bekehrte; aber allmählich wurde dieser Name auf alle Stämme ausgedehnt, die dieses ungeheure Gebiet bewohnten und zum Teil noch heute bewohnen. Im 17. Jahrhundert zählten die Missionäre bei diesen Stämmen nahezu vierzig verschiedene Sprachen.

Schon vom Anfang des 17. Jahrhunderts an wurden bei diesen wilden Völkerschaften Missionsversuche unternommen, aber erst gegen Ende desselben Jahrhunderts gelang es dem heroischen Seeleneifer des P. Cyprian Baraza S. J., dort zahlreiche und blühende Missionsstationen zu errichten.

Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts besitzen wir einen ausführlichen Bericht über die Sitten und Gebräuche der Moxos und die Arbeiten des genannten Missionärs. Der Bericht wurde auf Befehl Urban de Matha's, Bischofs von La Paz, zu Lima spanisch gedruckt und ist in einem Auszug in den Lettres édifiantes et curieuses[1] veröffentlicht worden. Diesen Auszug benutzen wir im folgenden.

Bei den heidnischen Moxos gibt es weder Gesetze, noch Regierung noch Polizei; niemand befiehlt und niemand gehorcht. Entsteht ein Streit, so verschafft sich jeder selbst mit bewaffneter Hand Recht. Die Unfruchtbarkeit des Bodens zwingt sie, zerstreut zu leben, um ihren Unterhalt zu finden. Das ist eines der größten Hindernisse für die Tätigkeit der Missionäre. Wo sie sich niederlassen, bauen sie ganz niedrige Hütten; jede Hütte ist von Gliedern derselben Familie bewohnt. Sie schlafen auf Matten am Boden oder in Hängematten, die sie an zwei Pfählen oder zwei Bäumen befestigen. Um sich gegen die wilden Tiere und die Moskitos zu schützen, zünden sie rings um ihre Hängematten ein Feuer an; sie werden aber durch die Sorge für den beständigen Unterhalt des Feuers sehr im Schlaf gestört. Sie haben keine bestimmte Zeit zum Essen, sondern essen zu jeder Zeit, sobald sie etwas zu essen finden. Da ihre Speisen roh und unschmackhaft sind, kommt es beim Essen selten zum Übermaß, dafür entschädigen sie sich durch das Trinken. Durch Aufweichen bestimmter fauler Wurzeln im Wasser erhalten sie ein sehr starkes berauschendes Getränk, dessen sie sich besonders bei den Festen zu Ehren ihrer Götter bedienen. Beim Klang gewisser Instrumente, deren Ton sehr unangenehm ist, versammeln sie sich in einer Art aus Ästen geflochtener Laube; dort tanzen sie den ganzen Tag und trinken in langen Zügen das berauschende Getränk. Das Ende dieser Feste ist fast immer Streit, mehrfacher Totschlag und wüste Ausschweifung[2].

Obwohl das Land Überfluß hat an Heilkräutern und die Moxos an vielen Krankheiten leiden, kennen sie doch die Heilkraft dieser Kräuter nicht und machen keinen Gebrauch davon. Dagegen kennen sie sehr gut die verschiedenen Arten von Giften und bedienen sich derselben, um an ihren Feinden Rache zu nehmen.

[1] X Recueil, Paris 1713, 186 ff. [2] Ebd. 195.

Im Krieg gebrauchen sie vergiftete Pfeile, und das Gift ist so stark, daß die kleinste Wunde den Tod verursacht. In den Krankheiten nehmen sie ihre Zuflucht zu den Zauberern, denen sie eine besondere Macht zur Heilung der Krankheiten zuschreiben. Diese besuchen die Kranken, sprechen einige abergläubische Gebete über sie, versprechen für ihre Heilung zu fasten und ein paarmal während einiger Tage Tabakrauch einzunehmen, oder auch, was als besondere Gunst gilt, an der kranken Stelle zu saugen. Dann lassen sie sich reichlich bezahlen und ziehen sich zurück.

Lächerlich ist die Art und Weise, wie sie sich schmücken und putzen, um sich noch häßlicher zu machen, als sie von Natur aus sind. Die einen schwärzen sich die Hälfte des Gesichtes und beschmieren die andere mit einer rötlichen Farbe. Andere durchbohren sich die Lippen und Nasen und befestigen daran kleine Gegenstände, so daß sie ganz lächerlich aussehen. Wieder andere tragen auf der Brust eine Metallplatte oder gürten sich mit mehreren Schnüren, an denen Glaskörner, Zähne und Hautstücke von erlegten Tieren hängen. Einige hängen sich sogar die Zähne der Menschen um, die sie erschlagen, und je mehr Zeichen dieser Grausamkeit sie an sich tragen, um so größer ist ihr Ansehen bei den Eingebornen. Viele schmücken sich auch Kopf, Arme und Knie mit allerlei Vogelfedern, die sie ganz gefällig zu ordnen verstehen.

Die einzige Beschäftigung der Männer bei den Moxos besteht in der Jagd, dem Fischfang und dem Herstellen von Bogen und Pfeilen. Die Weiber müssen für die Männer das Getränk besorgen und ihre Kinder pflegen. Stirbt die Mutter, so werden die kleinen Kinder mitbegraben. Bekommt eine Frau Zwillinge, so wird eines der Kinder begraben, weil, wie sie sagen, die Mutter nicht zwei Kinder auf einmal gut ernähren könne [1].

Alle diese Völkerschaften führen fast beständig Krieg miteinander; sie kämpfen ohne Ordnung und Disziplin, und gewöhnlich ist nach einem zwei- oder dreistündigen Kampf der ganze Feldzug zu Ende. Die Besiegten fliehen. Die im Kampfe Gefangenen werden zu Sklaven gemacht und um eine Kleinigkeit an Völker verkauft, die damit Handel treiben. Die Beerdigung findet fast ohne Feierlichkeit statt. Die Verwandten des Toten graben eine Grube und begleiten stillschweigend oder laut schluchzend die Leiche zum Grabe. Sobald diese im Grabe ist, teilen sie sich in seine geringe Hinterlassenschaft, und damit verschwindet der Tote für immer aus ihrem Gedächtnis. Fast ebenso einfach halten sie es mit der Heirat. Alles hängt von der Einwilligung der Eltern der Brautleute ab und von einigen Geschenken, die der Mann dem Vater oder dem ältesten Verwandten seiner Braut gibt. Um die Einwilligung der Brautleute kümmert man sich nicht, und es besteht bei ihnen die Sitte, daß der Mann der Frau überallhin folgt, wo diese wohnen will. Obwohl die Vielweiberei gestattet ist, haben doch wenige Männer mehr als eine Frau, da ihnen ihre Armut nicht gestattet, mehrere zu halten. Die Unenthaltsamkeit ihrer Frauen betrachten sie als ein ungeheures Verbrechen, und wenn eine untreu wird, so gilt sie als eine Ehrlose und Prostituierte; ja ihre Untreue kostet ihr oft das Leben [2].

[1] Lettres édifiantes et curieuses 200. [2] Ebd. 202—203.

Alle diese Völker haben keine Kenntnis des wahren Gottes. Einige beten die Sonne, den Mond und die Sterne an, andere die Flüsse oder auch einen vorgeblichen unsichtbaren Tiger. Einige tragen immer eine große Zahl lächerlich geformter Idole bei sich. Bestimmte Glaubenssätze haben sie nicht, auch leben sie ohne Hoffnung einer besseren Zukunft, obwohl sie, wie wir gleich hören werden, an ein Fortleben nach dem Tode glauben[1].

Die obige Behauptung, daß die Moxos keine Kenntnis Gottes haben, widerspricht der Angabe des P. Stanislaus Arlet S. J., der am Ende des 17. Jahrhunderts als Missionär bei einem Stamm der Moxos wirkte, welcher den Namen die Canisianen (Canisianae) trug. In einem Brief an den Jesuitengeneral, datiert vom 1. September 1698, schreibt er: „Diese Barbaren haben keine Religion, aber auch keinen Aberglauben, weil sie weder Gott noch dem Teufel einen Kult erweisen, obwohl sie eine ziemlich klare Erkenntnis Gottes haben (licet utcumque claram Dei notitiam habeant)."[2] Wir sehen hier wieder, in welchem Sinn die alten Missionäre den Wilden die Religion absprechen. Religion bedeutet ihnen Gottesverehrung (cultus Dei), und diese kann fehlen, obwohl eine mehr oder weniger klare Idee von Gott vorhanden ist.

Obwohl sich die erwähnten Angaben zu widersprechen scheinen, lassen sie sich doch in Einklang bringen, wenn man annimmt, daß es sich um verschiedene Stämme handelt. Denn unter dem Namen Moxos begriff man ein zahlreiches Volk, das aus vielen verschiedenen Stämmen mit ganz verschiedenen Sprachen und Sitten bestand. Die Indianer, von denen P. Arlet schreibt, hatten noch keine Missionäre gesehen. Sie waren wilde, ganz nackte Menschen, die das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehrten und deren Schädel als Trinkgefäße benutzten. Die Gefangenen wurden zum Teil gebraten und verspeist, zum Teil als Sklaven benutzt. Bei ihren häufigen Trinkgelagen kam es oft zu Streit, Totschlag und wüsten Ausschweifungen. Trotz ihrer Wildheit nahmen die Barbaren den Missionär freundlich auf, als sie hörten, daß er in friedlicher Absicht komme. Mit Aufmerksamkeit lauschten sie dem, was er ihnen von Gott und von der ewigen Vergeltung des Guten und Bösen nach diesem Leben sagte. In wenigen Jahren brachte er eine schöne Reduktion zu stande, in der mehrere hundert Wilde ein wahrhaft christliches Leben führten, nachdem sie der Vielweiberei und der Trunksucht entsagt hatten.

Vielleicht ist übrigens der Bericht des P. Arlet noch in anderer Weise mit dem der Lettres édifiantes in Einklang zu bringen. Diese fahren nämlich in ihrer Darstellung der Moxos also fort: In allen Dingen erblicken sie einen Geist, der ihnen zuweilen zürnt und ihnen die Übel sendet, unter denen sie leiden, und deshalb ist es ihre Hauptsorge, diese geheimnisvolle Macht, der man nicht widerstehen kann, zu versöhnen oder sie nicht zu beleidigen. Möglicherweise ist dieser mächtige Geist, dem man nicht widerstehen kann, und der nicht immer, sondern nur zuweilen zürnt, Gott selbst, wenn sich die Eingebornen darüber auch nicht klar sind.

---

[1] Ebd. 203.

[2] Eine deutsche Übersetzung dieses Briefes findet sich im Neuen Welt-Bott Nr 50.

P. Franz Xaver Eder[1], der auch lange Jahre als Missionär bei den Moxos weilte, berichtet über ihren Aberglauben: „Die Führer und Lehrer ihrer abergläubischen Gebräuche heißen Motire und sind meist alte Leute beiderlei Geschlechts, die, um zu ihrem Titel zu gelangen, nur vorzugeben brauchen, sie hätten mit einem Tiger oder Krokodil oder, was noch mehr gilt, mit Acsane gesprochen. Was aber Acsane sei, wissen sie selbst nicht, da niemand diese Gottheit (numen istud) jemals gesehen oder ihr Orakel gehört hat. Sie haben diesen leeren Namen zugleich mit allerlei albernen Fabeln von den Vorfahren überkommen und glauben daran. Man meint, er sei ein doppelter Geist: der eine wohnt in den Wäldern, Flüssen, Seen und andern Dingen; der andere gehört dem Menschen und ist eine Art Schutzgeist desselben. Doch haben nicht alle Menschen denselben Genius oder Geist, sondern die einen sind mächtiger als die andern. Wenn deshalb ihre Schützlinge miteinander kämpfen, muß der schwächere Acsane dem stärkeren notwendig unterliegen." Da diese Darlegungen aus einer Zeit stammen, in der der größere Teil der Moxos schon christlich war, ist es nicht unmöglich, daß sich unter einem Acsane noch eine verworrene Erinnerung an den alten Gott der Moxos verbirgt, dem die Missionäre einen andern Namen gegeben. Doch wie dem immer sei, so viel ist nach den älteren Berichten sicher, daß die Moxos keinen eigentlichen äußeren und feierlichen Kult hatten und daß man unter diesen verschiedenen Völkerschaften nur eine oder zwei fand, die eine Art Opfer darbrachten[2].

Es gibt unter den Moxos zwei Arten von Religionsdienern. Einige sind Zauberer, deren einziges Geschäft darin besteht, den Kranken die Gesundheit wieder zu geben. Andere sind als Priester dazu bestimmt, die Götter zu versöhnen. Die ersteren gelangen zu ihrem Ehrenrang nur nach einem strengen Fasten, das ein Jahr lang dauert. Während dieser Zeit müssen sie sich von Fleisch und Fisch enthalten. Außerdem müssen sie von einem Tiger (Jaguar) verletzt werden und seinen Klauen entronnen sein. Dann ehrt man sie als Männer von einer seltenen Macht; weil man glaubt, sie ständen in Achtung und Gunst bei dem unsichtbaren Tiger, der sie gegen die Angriffe des sichtbaren Tigers, mit dem sie gekämpft, beschützt habe. Wenn sie lange Zeit dieses Amt ausgeübt haben, läßt man sie zur höchsten Priesterschaft zu. Um sich aber derselben würdig zu machen, müssen sie noch ein ganzes Jahr mit derselben Strenge fasten und muß ihr Gesicht ganz hager und eingefallen sein. Dann werden einige scharfe Kräuter ausgepreßt und der Saft auf ihre Augen gegossen, was ihnen sehr heftige Schmerzen verursacht. So drückt man ihnen den Charakter der Priesterschaft auf. Durch dieses Mittel soll ihr Blick geschärft werden, und deshalb nennt man diese Priester Tiharaugui, was in ihrer Sprache so viel bedeutet wie: derjenige, der scharfe Augen hat[3].

Zu gewissen Zeiten des Jahres, besonders zur Zeit des Neumondes, versammeln diese Diener Satans das ganze Volk auf irgend einem Hügel in der Nähe der Niederlassung. Bei Tagesanbruch zieht es schweigend zu der Stelle;

[1] Descriptio Provinciae Moxitarum in regno Peruano, quam e scriptis posthumis Fr. X. Eder S. J. annis 15 sacri apud eosdem Curionis digessit, expolivit Abb. et Consil. Reg. Mako, Budae 1791, 343.

[2] Lettres édifiantes et curieuses 203—204. [3] Ebd. 206.

sobald es dort angekommen, fängt es plötzlich ein furchtbares Geschrei an. Das geschieht, wie sie sagen, um das Herz ihrer Gottheiten zu erweichen. Den ganzen Tag wird gefastet und durcheinandergeschrieen bis zum Anbruch der Nacht. Dann fangen die Priester an, sich die Haare abzuschneiden, was bei diesen Völkern als Zeichen großer Freude gilt, und sich den ganzen Körper mit roten und gelben Federn zu bedecken. Hierauf lassen sie die großen Gefäße herbeibringen, in die man das berauschende Getränk gießt, das für das Fest bereitet wurde. Sie nehmen dasselbe als die ihren Göttern dargebrachten Erstlinge in Empfang, trinken übermäßig daraus und überlassen es dann dem ganzen Volke, das nun nach ihrem Beispiel auch bis zum Übermaß trinkt. Die ganze Nacht wird mit Trinken und Tanzen zugebracht; einer von ihnen stimmt ein Lied an, alle bilden einen großen Kreis, bewegen ihre Füße im Takt, neigen den Kopf nachlässig von einer auf die andere Seite und machen dazu unanständige Gebärden. Darin besteht der ganze Tanz. Je törichter und extravaganter die Bewegungen sind, die einer macht, um so andächtiger und frömmer ist er nach ihrer Meinung. Den Schluß dieser Feste bilden gewöhnlich Verwundungen und mehrere Totschläge.

Die Moxos haben die Kenntnis von der Unsterblichkeit der Seele, aber diese Kenntnis ist sehr dunkel. Sie scheinen keine Idee davon zu haben, daß man im andern Leben Strafe zu fürchten oder Belohnung zu hoffen habe. Auch kümmern sie sich kaum um das, was mit ihnen nach dem Tode geschehen wird[1].

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten die Jesuiten einen beträchtlichen Teil der Moxos dazu vermocht, sich in festen Niederlassungen anzusiedeln und das Christentum anzunehmen. Nach dem schon erwähnten spanischen Bericht soll P. Baraza allein mehr als 40000 Eingeborne getauft haben. „Er hatte Menschen angetroffen, die jeder menschlichen Gesittung entbehrten und wilder waren als die Tiere, und er hinterließ ein zivilisiertes Volk, das sich in hohem Maße durch die Gesinnung der Frömmigkeit und Religiosität auszeichnete.“[2]

Wir haben schon bemerkt, daß die Moxos aus sehr verschiedenartigen Völkerschaften bestanden. Zu den Moxos wurden auch die Movimer am Rio Cayan und Rio Madeira gerechnet, deren Sitten uns der deutsche Missionär P. Joh. Röhr S. J. in einem Briefe aus der Mission San Borgia vom Neujahr 1727 beschreibt[3].

Man hört hier, berichtet der Missionär, eine dreifache Sprache. Die vornehmste ist die der Movimer. Dieses Volk ehrte zur Zeit seiner Barbarei einen Gott, den es Bulan, den Vater und Herrn aller Dinge, nannte. Fragt man sie nach ihrer Herkunft, so antworten sie, der Bulan habe ihre Ahnen aus dem See Movim, von dem sie ihren Namen haben, hervorgezogen. Die Movimer fürchten sich sehr vor der Boligenvölkerschaft, weil diese, wie sie meinen, sich in Tiger verwandeln können. Sie hatten auch einige Erkenntnis von der Unsterblichkeit der Seele, indem sie bekennen, daß die Seelen nach diesem zeitlichen ein anderes Leben haben. Man findet bei ihnen Götzendiener, Aenonen genannt, welche das Volk bereden, daß es den erzürnten Bulan

---

[1] Ebd. 208. [2] Ebd. 252.

[3] Vgl. Stöcklein, Der Neue Welt-Bott, 27. Tl, Nr 524.

durch Geschenke besänftigen solle, nämlich durch Geschenke von Kaninchen, Rehen, Baumwollgarn u. dgl. Des geopferten Garns, der Hemden usw. bedienen sich die Aenonen. Das Übrige wird teils in dem Götzenhäuslein aufgehängt, teils in die Erde verscharrt, und damit soll der Bulan besänftigt sein. Man findet auch eine Art Ärzte bei ihnen, die, wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, an dem kranken Teil des Leibes saugen und unterdessen etwa einen Käfer aus der Hand fallen lassen und schreien: Jetzt wirst du bald gesund werden. Es ist übrigens ein einfältiges Volk, ohne Herrn und Gesetz, und deshalb leicht zu bekehren. Die Zahlen deuten sie mit den Fingern an, und wenn es über zwanzig geht, übersteigt die Zahl ihren Witz. Von Höflichkeit und guten Sitten wissen sie wenig. Der Gruß bei der Begegnung besteht in der Anrede: Du! worauf der Gegengruß folgt: Ich! Der Morgengruß lautet: Bist du schon aufgestanden? die Antwort: Ich bin schon aufgestanden. Die wichtigste Übung ihrer Höflichkeit kommt beim Ballspiel vor. Sie machen einen ca 20 Pfund schweren Ball aus einer Art elastischen Harzes. Die Spieler bilden einen Kreis, und welchen sie nun ehren wollen, dem bieten sie den Ball zuerst an, damit er ihm mit dem Fuß einen Stoß versetze, auf daß der Ball zu springen anfange und dann durch das Schienbein oder Knie eines andern weitergetrieben werde. Diesem Spiel sind sie sehr ergeben.

Ihre Mahlzeiten halten sie um das Feuer herumsitzend. Einer beißt zuerst in ein Stück gebratenes Fleisch und gibt dann das Stück dem zweiten, der dasselbe tut usw., bis es die Runde gemacht und zum ersten zurückkehrt, der inzwischen seinen Bissen schon gekaut und verschluckt hat. Sie essen Schlangen, Kröten, Eidechsen, Fledermäuse ohne Ekel, ja noch andere Dinge, die man ohne Abscheu nicht ansehen kann.

Wenn sie zu Feld ziehen, bilden die Krieger nur eine Reihe, so daß ein Mann von dem andern acht Schritte absteht. Ein jeder schießt wider die Feinde seine Pfeile, während sein Weib hinter seinem Rücken die feindlichen Pfeile sammelt und ihm überbringt. Wenn einer oder zwei verwundet zu Boden sinken, ist der Kampf fertig und die andern suchen sich durch die Flucht zu retten.

Eine eigentümliche Sitte der Völker ist, daß sie die Lippen durchlöchern und den Kopf von Jugend auf mit Gewalt zwingen, nach oben spitz zuzulaufen, so daß er einem mit Haaren bewachsenen Kürbis gleicht.

Die Movimer sind munter und kühner als die andern Indianer. Die Geschwätzigen werden von ihnen hochgeschätzt, und es ist ein besonderes Lob, wenn sie sagen: Dieser redet viel.

Die Eltern versprechen ihre Kinder einander zur Ehe, sobald sie geboren sind; diejenigen, für welche sie keinen Gatten finden, töteten sie früher. Seitdem ihnen dies vom Missionär unter schweren Strafen verboten worden, wollten sie diese Kinder zuerst nicht taufen lassen, töteten sie aber auch nicht, sondern wickelten sie in Binsendecken ein und brachten sie zur Kirche, damit sie lebendig begraben würden. Es hat viele Mühe gekostet, diese unmenschlichen Gebräuche auszurotten.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts existierten unter den Moxos sehr viele blühende Missionen. Durch die Vertreibung der Jesuiten sind diese zivilisatorischen Arbeiten fast ganz vernichtet worden. In seinem Buche „Vom

Amazonas und Madeira“ [1] schreibt Franz Keller-Leuzinger: Unter den Jesuiten erfreuten sich die Moxos geordneter Zustände; seit ihrer Vertreibung sind die sieben Stämme der Moxos von den Bolivianern, vorab von der Regierung, mißhandelt und ausgebeutet worden und leben jetzt in grauenhaft verwahrlosten Zuständen. Erst in neuester Zeit sind wieder energische Missionsversuche unternommen worden.

16. Die Indianer von Tumupasa in der bolivianischen Provinz Caupolican.

Die große Dorfschaft Tumupasa liegt unter dem 14.° 8′ südl. Br. und 70.° 46′ westl. L. von Paris. Sie wurde im Jahre 1756 gegründet, und ihre Bevölkerung setzte sich aus Tacanas, Marcanis, Sapurunas, Toromanos usw. zusammen [2]. Sie glaubten an einen Gott, den Schöpfer und Herrn des Weltalls, der den Berg Caquiahuaca vergöttlicht und einen Schutzgott gleichen Namens darauf gesetzt hatte. Die Toromanos kamen im Jahre 1780 von ihren Dörfern, um diesen Berg zu besuchen, schleppten bei dieser Gelegenheit ein „Edutzi“ genanntes Götzenbild mit sich fort, damit es sie zur Glückseligkeit geleite, denn Edutzi heißt: der Führer.

Die Tumupacenos glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, das jüngste Gericht, die ewige Glückseligkeit und die Hölle. Gott nennen sie Edutzi, Seele Enidu, jüngstes Gericht Bi pea zine heatusu, Glückseligkeit Diosu caua, Hölle Ichaunasa cuati. Der Bidui paititi ist der Götze, welchen die Tumupacenos verehrten und von dem sie glaubten, daß er am Tage des Gerichtes komme, um zu belohnen oder zu bestrafen.

Diese Notizen sind dem alten 1756 angefangenen Taufregister entnommen [3]. Wie weit in diesen Anschauungen schon christliche Einflüsse sich geltend machen, ist schwer zu sagen. An ihren heidnischen Gebräuchen und Vorstellungen hängen die Tumupacenos noch heute mit großer Zähigkeit, so daß jetzt ihre Religion ein sonderbares Gemisch von Christentum und Heidentum ist. Auch die Regierung ist ein Kuriosum, halb weltlich, halb geistlich. Die aus verschiedenen Stämmen sich zusammensetzende Bevölkerung wechselt in den öffentlichen Dienstleistungen je am Sonntag ab. Jeder Stamm hat seinen Alkalden, Kommissar, Gerichtsdiener, Fiskal, seine Katechisten, Sakristane, ferner einen Oberalkalden oder Kaziken und Polizeivorsteher. Die Angehörigen eines Stammes halten sich nicht für verpflichtet, stets im Dorfe zu wohnen, sondern bloß in der Woche, wo sie Dienst haben. Sie lieben das Waldleben über alles, ernähren sich von wilden Früchten, den Produkten der Jagd und Fischerei, verschmähen aber auch Mäuse, Frösche, Würmer usw. nicht. Auf das Tanzen sind sie sehr erpicht, und dies ist das einzige, was sie an gewissen Hauptfesten (Ostern, Patronatsfest und Fronleichnam) nach dem Dorfe zieht. Auch an Fastnacht fehlt keiner.

---

[1] Stuttgart 1874. Vgl. Fr. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I 402.

[2] Vgl. Globus LX (1891): Nusser-Asport, Padre Armentias Reise in der bolivianischen Provinz Caupolican. Die Angaben sind dem „Tagebuch der Reise nach dem Madre Dios“, die der Franziskanerpater Nic. Armentia in den Jahren 1884 bis 1885 als Regierungsbeauftragter unternahm.

[3] Vgl. Globus LX (1891) 119.

Jeder Stamm hat seine Musiker, die wöchentlich für den Kirchendienst abwechseln gerade wie die andern Dienstpflichtigen; das Hauptinstrument ist natürlich die Trommel. Ihre Hütten sind das Armseligste, was man sich denken kann. Die Alkalden und Sklaven (von denen gleich die Rede sein wird) ausgenommen hat niemand Tisch oder Stuhl, und noch weniger Bettstellen. Alle schlafen am Boden auf einer Art Matte, und nicht alle besitzen eine Decke. Das Weib kann den ganzen Hausrat in einem Korbe forttragen, denn er besteht bloß aus einem Kochtopf, um Bananen zu kochen, einer Spindel, um zu spinnen, und einem Stück weißer Erde, um die Spindel einzureiben. Ihre Kleidung besteht aus einem ärmellosen Hemd, das bei den Weibern bis auf die Füße, bei den Männern bis auf die Knie reicht.

Die Leute verlangen vom Padre bloß, daß er sie feierlich taufe, verheirate und begrabe und an den Hauptfesten seinen Funktionen nachkomme, während sie sich mit Tanzen und Trinken dabei beteiligen. Obwohl sie aber viele und starke Chicha trinken, berauschen sie sich nicht. In $2^1/_2$ Jahren sah P. Armentia nie eine Schlägerei infolge von Betrunkenheit. — Wenn einer *stirbt*, so versetzen sie, sobald der Leichnam entfernt ist, die Türe auf die andere Seite der Hütte, damit der Verstorbene sie nicht finde. Die Witwe muß während acht oder vierzehn Tagen nach Mitternacht aufstehen, um die Hütte zu umkreisen und unter Jammergeschrei und Trauergesängen alles, was dem Manne gehörte, zu zerstören und zu vergraben. Sie glauben, daß, solange der Leichnam nicht in geweihter Erde ruhe, die Seele leidend im Feld umherirre. Sie unterwerfen sich deshalb allen Opfern und Anstrengungen, um ihren Verwandten ein kirchliches Begräbnis zu verschaffen.

Sie haben im Walde ihre heiligen Stätten, wo sie alljährlich verschiedene Male ihre alten Gebräuche feiern, verheimlichen sie aber sorgfältig vor dem Missionär. Tänze und Trinkgelage, die immer mit der krassesten Sittenlosigkeit endigen, spielen dabei die Hauptrolle. Der Leiter dieser Zeremonien ist Baba, d. h. ein Indianer, der die Rolle eines Zauberpriesters spielt. Sie haben nie Götzen in der Gestalt von Menschen oder Tieren gehabt, nur rohe Gegenstände aus Stein oder Holz, ebensowenig hat man Spuren von Sonnenkult bei ihnen angetroffen, sie haben also in dieser Beziehung nichts mit den Peruanern unter den Inkas gemein. Ihr Kultus richtet sich, wie sie sagen, nicht an ein Wesen, das Gott ist, sondern an eines, das mit Gott spricht und ihm alles anzeigt. Sie glauben an Hexerei und Zauberei, man darf aber dabei nicht übersehen, daß bei ihnen vergiften oder verhexen die gleiche Sache ist.

Es ist bedauerlich, daß diese Indianer, die doch manche gute Eigenschaften haben, sich gegen die praktische Aneignung des Christentums und gegen jede Zivilisation hartnäckig wehren. Sie sind kaum in die Schule und in die Kirche zu bringen. Im übrigen sind sie stark und flink und lernen leicht lesen und schreiben, besitzen Geschick für Musik und verschiedene Gewerbe.

Die Missionäre müssen, da die Kirche kein Vermögen hat, für alle Kultusgegenstände sorgen. Indianer, welche *Sklaven* genannt werden, stellen die Beleuchtung; es sind ihrer 24, zwei für jeden Monat. Um sich Wachs zu verschaffen, gehen sie in Begleitung ihrer Familien und Verwandten auf mehrere Monate in den Wald. Wenn sie heimkommen, lassen sie von den Sakristanen

das Wachs reinigen und die Kerzen verfertigen, während dieser Zeit werden sie von ihnen beköstigt. Wenn sie endlich die Kerzen in die Kirche bringen, halten sie das ganze Dorf mit Essen und Trinken frei. Bei dieser Gelegenheit werden ungeheure Massen von Chicha vertilgt. Die sog. Sklaven halten sich für die Edelsten des Dorfes und sind stolz auf ihr Amt[1].

17. Die Virakaner.

Über die Virakaner (Viracani) entnehmen wir den Jahresbriefen der Gesellschaft Jesu aus den Jahren 1586 und 1587[2] folgende Notizen. Sie wohnen in den Bergen und wurden unlängst von den Chiriguanos geschlagen und haben dabei sehr viele Leute verloren, deshalb beschlossen sie, mit den Spaniern Frieden zu schließen, und sandten eine Botschaft an sie ab, an deren Spitze ihr Kazike Canerius stand. Einer der Missionäre, der mehrere Tage mit ihnen verkehrte, schildert sie als stattliche, kräftige Gestalten. Alle waren bewaffnet und reich geschmückt. Ihre Hauptkleidung bestand in einem leinenen Tuch, das von den Hüften bis zu den Knien herabreichte. Am Leibe waren sie rötlich bemalt. Die Arme und die Waden waren ganz mit Narben bedeckt. Sie sollen, wie man sagt, am Anfang des Mondes oder beim Vollmond sich mit kleinen Stäben aus Knochen selbst Wunden beibringen, entweder aus religiöser Verehrung oder um sich für den Krieg zu üben, damit sie der Anblick des Blutes in der Schlacht nicht schrecke. Obwohl man ihnen in vollen Gläsern Wein anbot, tranken sie doch nur wenig davon, entweder um sich nicht zu betrinken oder weil sie nicht daran gewöhnt waren.

Der Kazike Canerius war eine wahrhaft herkulische Gestalt, ganz majestätisch im Auftreten, dabei bescheiden, so daß er dem, mit dem er redete, nie ins Gesicht schaute. Um sie zu gewinnen, suchte der Missionär ihnen durch einen Dolmetscher jeden Verdacht zu nehmen, daß man sie in Knechtschaft bringen oder mit Gewalt zum Christentum bekehren wolle. Dann fragte er sie, ob sie gern hätten, daß er ihnen von den Dingen des Seelenheiles rede. Als sie das bejahten, fragte er sie: „Glaubt ihr, daß es nach diesem Leben ein anderes Leben gebe oder daß Leib und Seele zugleich untergehen?“ Der Anführer antwortete im Namen aller: „Bei den Menschen wie bei den Tieren sei das Ende des Lebens auch das der Seele“ (eundem esse animae quam vitae finem)[3]. „Verehrt ihr irgend eine Gottheit?“ — „Den Lenker der Zeiten und die Quelle des Lichtes, die Sonne, und ihre Schwester, den Mond.“ Der Missionär sprach dann von der Unsterblichkeit der Seele und von der Belohnung der Guten und der Bestrafung der Bösen im Jenseits und fragte die Indianer:

---

[1] Ebd. 120.

[2] Litterae Societatis Iesu duorum annorum 1586—1587, Romae 1589, 518 ff. Der Herausgeber nennt das Volk Viracani, fügt aber zweifelnd hinzu: wenn sich der Abschreiber nicht geirrt hat.

[3] Wenn man weiß, wie die Wilden auf solche offizielle Fragen zu antworten pflegen, ist mit den genannten Worten die Frage keineswegs entschieden, ob sie nicht eine dunkle Ahnung von einem Etwas nach dem Tode haben. Unter Leben verstehen die Wilden oft einfach das menschliche irdische Leben.

„Wollt ihr in den Himmel kommen oder in die Hölle verstoßen werden?" „Wir wollen in den Himmel", riefen alle einstimmig. „Nun wohlan, wenn ihr nicht mit euren Ahnen ins ewige Verderben geraten wollt, müßt ihr ein anderes Leben führen als sie. Ich verlange nicht, daß ihr euch den Spaniern unterwerfet, ich will vielmehr, um euch wahrhaft freizumachen, mich ganz eurem Dienste widmen." Das gefiel allen sehr, und sie dankten ihm. Auf die Frage, ob sie über den Weg des Heiles belehrt werden wollten, antworteten sie bejahend, und die kurze Belehrung, die ihnen der Missionär über den einzigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, über den Fall der Engel, über die Bestimmung aller Menschen zur ewigen Seligkeit erteilte, hörten sie freudig und beifällig an. Auch die Behauptung, daß durch die List des Teufels die Menschen dazu gekommen seien, Sonne, Mond und andere leblose der Menschen wegen geschaffene Dinge anzubeten, gefiel ihnen gleich.

Gerade diese Tatsache, daß die Wahrheiten von Gott, dem Urheber und Herrn aller Dinge, der jenseitigen Vergeltung von gut und bös so leicht Eingang finden in die Herzen dieser Wilden, ist ein Beweis, daß dieselben mit Anschauungen harmonieren, die wenigstens dunkel und unbestimmt in ihrer Seele sich vorfinden.

Es sei uns gestattet, bei dieser Gelegenheit das Zeugnis d'Orbignys anzuführen, der auf seinen vielen Reisen in Südamerika reiche Gelegenheit hatte, mit den Eingebornen zu verkehren. Über den Unsterblichkeitsglauben der Südamerikaner sagt er[1]: „Obwohl mehrere Schriftsteller[2] den Amerikanern jede Religion abgesprochen haben, ist uns einleuchtend, daß alle Nationen, selbst die wildesten, irgend eine hatten. Bringt der Mensch nicht schon von Geburt an diese tröstliche Idee mit, die ihn während seines ganzen mehr oder weniger mühseligen irdischen Lebens begleitet, daß er nicht vollständig untergehen wird, und daß für den vornehmsten Teil seiner selbst mit dem Tode ein zweites, endloses und glücklicheres Dasein beginnt? Nun, diese tröstliche Idee, dieser instinktive Glaube findet sich allgemein bei den amerikanischen Völkern und offenbarte und offenbart sich noch unter verschiedenen Formen in der Gewohnheit, mit den Toten Lebensmittel und alles, was ihnen gehörte, zu begraben. Die Inkas gingen zu ihrem Vater, der Sonne, sie vor allen fuhren fort, ihm dort zu dienen. Der Guarani findet in der andern Welt mit reicher Jagd seine verjüngten Frauen wieder, der Antisier (Andenbewohner), der Chiquito, der Moxo, der Pampasindianer, der Araukaner treffen dort viel Wildbret und sehen ihre ganze Familie wieder. Einige Stämme der Pampas genießen dort jeden Augenblick die Wonne des Rausches; so schafft und schuf sich jeder, je nach dem herrschenden Geschmack, eine Seligkeit, die den irdischen Vergnügen entspricht."

---

[1] L'homme Américain I, Paris 1839, 231.

[2] d'Orbigny zitiert F. de Azara, Voyages dans l'Amérique méridionale; Pauw, Recherches sur les Américains; W. Robertson, Histoire de l'Amérique.

18. Die Eingebornen der Provinz Santa Cruz de la Sierra.

Von den Indianern der Provinz Santa Cruz de la Sierra, den Itatinern und Varai, berichten die Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu von 1589[1]: Letztere sind sanften Charakters und nur, wenn sie gereizt werden, schwer zu behandeln. Die Itatiner sind wild und verachten die übrigen Sterblichen, mit Ausnahme der Spanier, von denen sie abzustammen behaupten. Ein zugefügtes Unrecht vergessen sie nicht leicht. Kleider haben sie keine, nur die verheirateten Frauen verhüllen sich den Leib mit Blättern oder Baumrinden. Wenn sie aber in die Städte der Spanier kommen, legen sie Kleider an, die sie jedoch wieder ablegen, sobald sie die Stadt verlassen haben. Wenn es bei Nordwind kalt ist, liegen sie ganze Tage am Feuer, und beim Ausgehen tragen sie einen Feuerbrand, mit dem sie sich von Zeit zu Zeit den Magen wärmen.

Im Unterschied zu den übrigen Peruanern lassen sie die Haare nicht wachsen. Manche rasieren sich den Kopf und lassen nur auf dem Scheitel einen Haarbüschel; sie sagen, das sei eine seit Jahrhunderten gebräuchliche Sitte, die sie von einem Manne, mit Namen Paicumue, erhalten haben. Die Spanier halten diesen Mann für den hl. Thomas, der Paraguay das Evangelium verkündet haben soll. Sie haben auch die Überlieferung von einer großen Wasserflut; durch dieselbe sollten zwei Personen, Paitacurus und Paiamandre, hinweggerissen worden sein, so daß man sie nicht mehr zu sehen bekam.

Die Männer haben viele Weiber, acht oder zehn und noch mehr, so viele sie überhaupt ernähren können. Die Nichte heiratet den Onkel; auch bei ihnen gibt es Ehehindernisse, sowohl solche, welche die Eingehung der Ehe hindern, als solche, die sie ungültig machen. Die Bande der Verschwägerung werden heilig gehalten. Nach der Empfängnis bis zur Niederkunft wohnt der Mann der Frau nicht mehr bei, und während der Zeit enthalten sie sich des Fleisches und der Fische. Nach der Geburt gibt, wenn es ein Knabe ist, der Großvater oder der nächste Verwandte, und wenn es ein Mädchen ist, die Großmutter dem Kinde einen Namen. Der Vater bleibt einige Tage im Bette liegen, und auch nachdem er aufgestanden ist, darf er kein Tier schlagen und kein Fleisch von einem Tier, das Zähne hat, auch keine Fische essen; er darf auch der Frau nicht mehr beiwohnen, bis das Kind laufen kann. Ist das Mädchen ein Jahr alt geworden, so wird ihm ein Mann bestimmt, dem man einen Bogen, Pfeile und eine Hacke bringt; das sind die Symbole der Verlobung. Werden die Geschenke angenommen, so gilt der Bräutigam als gebunden und wird sofort ins Haus der Braut geführt, um den Schwiegereltern zu dienen, bis die Braut heiratsfähig ist. Götzenbilder findet man bei ihnen keine, nur den Teufel (thoborococi) verehren sie, indem sie ihm die Erstlinge der Früchte und der Ernte widmen; beim Jagen und Fischen, das ihre Hauptbeschäftigung ist, weihen sie sich ihm ganz, nicht sowohl, um Gutes von ihm zu erlangen, als um sich gegen seine Nachstellungen zu sichern, denn er schadet ihnen beständig.

Die Varai haben die Gewohnheit, zu gewissen Zeiten des Jahres wie wahnsinnig in den Wald zu laufen, wo sie unter tollen Sprüngen und wildem

[1] Annuae Litterae Societatis Iesu anni 1589, 424 ff.

Geschrei den „Candire“ anrufen, von dem sie schon aus der Zeit der großen Überschwemmung allerlei absurde Fabeln erzählen. Dann springen sie über steile Felsklippen, laufen über glühende Kohlen und giftige Schlangen, ohne Schaden zu leiden.

Groß ist der Aberglaube der Eingebornen bei den Begräbnissen. Sobald die Frau verheiratet ist, webt sie für sich und ihren Mann eine Tunika zum Einhüllen der Leichen. Wenn man an der Genesung eines Kranken verzweifelt, tragen die Verwandten eine Masse Sand herbei, um den Sterbenden darauf zu legen; sie meinen, das sei das weichste Bett. Der Kranke muß auch zusehen, wie man vor seinen Augen das Grab bereitet. Ist er verschieden, so wird er rot und schwarz bemalt und mit Federn geschmückt. Neben die Leiche legt man Bogen, Pfeile und die andern Waffen, die der Tote im Kriege gebraucht hat, auch etwas Speise und Trank, einen Krug Maisbier, eine Ente und ein Huhn. Dann erhebt man zum letztenmal ein großes Geschrei und ermahnt den Toten, schleunig zu fliehen, solange der Weg noch offen stehe. Acht Tage später wird wieder eine Totenfeier abgehalten, zu der sich viele einfinden; eingeleitet wird dieselbe durch übermäßiges Trinken zu Ehren des Verstorbenen. Nach einem Jahre wird eine ähnliche Totenfeier wiederholt.

Bei den Varai ist es Sitte, daß die Verwandten beim Tode eines der Ihrigen mit dem Kopf gegen die Wand rennen oder auch sich von einer Anhöhe herunterstürzen, als ob sie aus Schmerz sich umbringen wollten. Bei ihren Festen kommen grausame Szenen vor. Wenn sie einen Feind in der Schlacht gefangen haben, so malen sie ihn rot und schwarz, schmücken ihn mit Federn, geben ihm reichlich Wein, damit er fröhlicher den Tod verachte, und binden ihn dann an einen Baum. Der Gefangene bekommt infolge des Rausches oder der Verzweiflung neuen Mut (denn er würde es nicht dulden, daß man ihn loskaufe) und fängt nun an, die Umstehenden mit den gröbsten Schmähungen zu beschimpfen, und reizt sie an, ihn zu töten, indem er dem Henker Scherben ins Gesicht wirft, ihm seine Schwäche vorwirft, bis dieser ergrimmt mit einem hölzernen Schwert durch wiederholte Schläge den Kopf spaltet. Nun laufen die Weiber herbei und zerreißen und verschlingen die noch warmen Glieder des Toten.

Die Hütten dieser Indianer sind oft 100 Fuß lang, sehr breit, ohne Abteilungen im Innern und ohne andere Ausstattung als Bogen und Pfeile und Hängematten, unter die sie im Winter glühende Kohlen legen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Die Sprache der Varai war, wie es scheint, die Guaranisprache, die in Paraguay und auch in Brasilien gemein ist. Die Varai wohnten an Orten, die von hohen und fruchtbaren Bäumen beschattet waren. Einen Unterschied an Rang und Würde gab es bei ihnen nicht, alle sind untereinander gleich, halten sich aber den andern Völkern für weit überlegen, verachten sie, so daß sie den Begleiter des Missionärs fragten, ob sie mit dem gleichen Wasser und dem gleichen Ritus getauft werden sollten wie die andern. Der Missionär taufte deshalb absichtlich zuerst ihre Sklaven oder wenigstens die Sklaven zugleich mit ihren Herren, um sie Demut zu lehren. Anfänglich setzten viele dem Missionär Schwierigkeiten entgegen, bald aber

überzeugten sie sich, daß es ruhmreich sei, für den Glauben gegen den Unglauben, für den Gehorsam gegen die Rebellion einzutreten. Der Missionär erlangte bei ihnen bald ein viel größeres Ansehen, als es ihre Kaziken besitzen, denen sie selten gehorchen, höchstens dann, wenn es Männer sind, die sich durch ihre Tapferkeit im Kriege auszeichnen oder wenn sie ihnen Angenehmes befehlen. Eigentliche geschlossene Dörfer haben die Varai nicht, und ihre Wohnungen verlegen sie sehr leicht von einem Ort an einen andern.

Wie die Itatiner halten es auch die Varai für eine Ehrensache, viele Weiber zu haben; von den übrigen halten sie sich fern. Bei der Geburt eines Knaben beobachten sie ein dreimonatiges Fasten und enthalten sich mancher Speisen. Sobald die Knaben drei oder vier Jahre alt und von der Milch entwöhnt sind, übt man sie in verschiedenen Grausamkeiten, indem man ihnen die Gefangenen übergibt, damit sie sich an ihnen im Schießen üben. Wer einen durch einen Pfeil tötet, erhält besonderes Lob und eine Belohnung. Auch die Männer selbst halten es für die größte Ehre, recht viele im Kriege getötet zu haben.

Den Neumond verehren sie durch großes Geschrei und allerlei Sprünge und Gebärden. Eine eigentliche Gottesverehrung haben sie nicht, auch keine Götter oder Götzenbilder, sie schwören auch nicht. Sie glauben an sieben verschiedene Arten von Dämonen, die eigene Namen haben, sie verehren sie aber nur aus Furcht, damit sie nicht von ihnen geschädigt werden. Wenn der Mond Hörner bekommt, zerschneiden sie vielfach die Arme, die Beine und Hüften und streuen die Asche von verbrannten wilden und schnellfüßigen Tieren in die Wunden, um deren Eigenschaften zu bekommen. Auch die Frauen tätowieren Arme, Gesicht und Beine. Die Gewohnheit, durch Stechen des Leibes sich zu quälen, ist allgemein, und durch die Furcht vor demselben werden die kleinen Knaben im Zaum gehalten; die größeren werden nie gestraft.

Das Verbrechen des Diebstahls ist bei ihnen etwas seit Menschen Gedenken Unbekanntes und wird deshalb mehr gemieden, als wenn es (durch ein positives Gesetz) verboten wäre. Auch gekauft und verkauft wird nichts. Wenn jemand ein Kleid oder sonst etwas nötig hat, so schenkt es ihm derjenige, der Überflüssiges besitzt.

Niemand darf die Leichen der Verstorbenen berühren, doch betrauern sie die Toten mit Tränen und Klagen. Die Weiber bleiben einen Tag und eine Nacht nüchtern bei der Leiche, wobei sie klagen, den Kopf gegen die Wand stoßen und sich oft auf dem Boden wälzen. Die Männer betragen sich etwas ruhiger, sie zeigen die Bogen, den Pfeil und die Keule des Verstorbenen und verkünden dabei das Lob und die kriegerischen Ruhmestaten des Abgeschiedenen. Acht volle Tage dauern diese Trauerkundgebungen; selbst in der Nacht bleibt man oft auf, um zu klagen. Wie sie die Toten mit Tränen und Geschrei beklagen, so begrüßen sie in derselben Weise die Ankunft geliebter Personen.

Welch gute Menschen es bei diesen Wilden gab, geht aus dem Beispiel eines Mannes hervor, der trotz der Erlaubnis der Vielweiberei volle 50 Jahre ehelos und keusch lebte. Als der Missionär ihn fragte, ob er denn den Stachel der sinnlichen Begierde nicht gefühlt habe, antwortete er: „O gewiß, sehr oft und heftig, aber er habe sie alle überwunden, da ihm das Gewissen sagte, man

müsse Gott allein, dem die Keuschheit gefalle, gehorchen." Er ist jetzt getauft, fügt der Missionär hinzu, und verharrt in seinem Vorsatze.

19. Die Cianen.

In den schon erwähnten Jahresbriefen[1] wird ein Volk „Cianen" (Cianum gens) geschildert, von dem wir nicht wissen, ob es noch existiert oder heute vielleicht einen veränderten Namen hat[2]; aber die Schilderung der Sitten desselben ist zu interessant, als daß wir sie übergehen könnten.

Das Volk der Cianen, sagen die Jahresbriefe, wohnt an den Grenzen der Provinz Santa Cruz, vielleicht noch innerhalb derselben. Es werden bei ihm mehrere Sprachen (Dialekte?) gesprochen, doch verstehen alle einander, so groß ist unter ihnen der Verkehr. Dieses Volk zeichnet sich dadurch vor allen benachbarten Völkern aus, daß es ein vollständiges Zahlensystem besitzt. Das Jahr teilt es in zwölf Monate, von denen jeder seinen eigenen regierenden Stern hat. Durch bestimmte Opfer verehren sie diese Sterne, besonders diejenigen, die zur Erntezeit regieren. Sie beobachten genau die Mondphasen. Wenn sie das traurige und von ihnen sehr verabscheute Klagen des Uhu in einem Dorf vernehmen, verlassen die Greise sofort das Haus mit Pfeilen in den Händen und schmähen ihn, schreien dazu und bitten ihn fortzugehen, ohne zu schaden. Die Kinder und Frauen müssen unterdessen im Innern der Häuser bleiben, damit nicht etwa, wenn sie herauskommen, der Vogel durch Gesang ihren Tod verkünde.

Drei große Opfer pflegt dieses Volk darzubringen, um den Teufel zu versöhnen; sie verehren ihn nämlich aus Furcht, weil er sich manchen oft zeigen soll. Das erste Fest wird gefeiert bei großer Trockenheit und Dürre. Um Regen zu erlangen, ruft der Oberpriester alle alten Leute zusammen und fordert die Männer auf, mit ihm auf einen Berg zu ziehen, der diesem Volke infolge der Wahrsagereien der Väter heilig ist. Dann schreibt er ein Fasten vor, d. h. die Enthaltung von Salz, Pfeffer und Speisen, die am Feuer gekocht sind, und fordert alle auf, ihm zu folgen. Er selbst schreit laut und fleht zu den Sternen, Regen fallen zu lassen. Bei der Rückkehr in das Dorf reicht er allen einen Trank, dessen berauschende Kraft sie nicht ertragen können, so daß sie bald die Besinnung verlieren und in Schlaf fallen, währenddessen sie verworrene Träume haben, die sie beim Erwachen den andern erzählen. Außerdem machen sie aus Honig, Mais, Wasser usw. einen süßen Trank (mulsum) und werfen denselben unter ungeheurem Geschrei in die Höhe, als wollten sie den Himmel und die Sterne besprengen. Dabei rufen sie die Sterne an. Am folgenden Tag legen sie einen hervorragenden und verdienten Greis auf ein hübsch geschmücktes Lager und bringen darunter ein langsames Feuer an. Der Opferpriester steht beobachtend dabei, sammelt den herausbrechenden Schweiß mit einem Schwamm in ein Gefäß, vermischt ihn mit Gänseblut und Wasser und spritzt diese Flüssigkeit gegen die Wolken, damit sie Regen senden; dazwischen

[1] Annuae Litterae Societatis Jesu 1590—1591, Romae 1594, 756 ff.

[2] Vielleicht ist es identisch mit den oben S. 176 erwähnten Chanes; doch ist das nur eine Vermutung.

klagen sie mit trauriger Stimme die Sonne als Urheberin der Trockenheit und Not an. Fällt dann am selben Tag Regen, so wird den Sternen Dank gesagt, und der Oberpriester erhält seinen Lohn. — Ein anderes Opferfest wird zur Erinnerung an den Sieg der Ahnen über einen Drachen gefeiert; bei diesem Fest ist es allen erlaubt, heimlich zu stehlen. Das dritte Opferfest wird für die Toten gefeiert. Alle Wahrsager und Greise kommen in der Nacht zusammen, und jeder bringt seinen Bogen und Pfeil und besonders Wein für sich. Inzwischen werden die Gräber gereinigt. Dann beginnen die Priester stehend ein trauriges Lied, in das die übrigen sitzend einstimmen. Bald laufen sie zum Wein, was sie wiederholt tun, um neue Kraft zur Klage zu erlangen; dabei flehen sie zum Teufel, zu den Bergen und Seen und rufen mit lauter Stimme nach den Toten und laden sie zum Trinken ein. Dann schauen sie in die Gräber, um sich mit den Augen zu überzeugen, ob sie auferstehen, und endlich, da sie sich überzeugt, daß sie zu Toten reden, wiederholen sie ihre Klage und kehren nach Hause zurück.

20. Die Diagiten.

Großen Erfolg hatten die Jesuitenmissionäre um die Wende des 16. auf das 17. Jahrhundert bei den Diagiten (Diaguitae) im Süden Tukumans. Diese waren, wie Charlevoix[1] berichtet, weniger dem Trunk ergeben als die meisten andern Indianerstämme und faßten großes Zutrauen zu den Missionären, von denen sie vernommen hatten, daß sie die Eingebornen gegen die ungerechten Bedrückungen der Spanier beschützten.

Ihre Religion deutet auf den Einfluß der Peruaner hin, denn sie beteten die Sonne an. Sie weihten ihr Vogelfedern, die sie dann in ihre Hütten trugen und dort von Zeit zu Zeit mit dem Blute der Tiere begossen. Sie glaubten, daß die Seelen ihrer Kaziken beim Verlassen des Leibes in Planeten, und die der gewöhnlichen Leute in Sterne verwandelt würden. Sie hatten Tempel, die der Sonne geweiht waren. Auf Befehl des Missionärs zerstörten sie dieselben sofort und pflanzten auf ihren Ruinen das Kreuz auf. Ungerechte Bedrückung der spanischen Beamten stellten leider bald alle Erfolge der Missionäre in Frage. „Wir sehen jetzt", riefen die Eingebornen, „daß die Religion, die man uns gepredigt, nur ein Fallstrick ist, den man uns gelegt, um sich unseres Landes zu bemächtigen und uns unserer Freiheit zu berauben. Wir lassen uns aber nicht zu Sklaven machen und werden alle Fremden als treulose Verführer niedermachen." Nur mit großer Mühe gelang es den Missionären, sie zu beruhigen, indem sie ihnen die Versicherung gaben, sie würden es nie dulden, daß man die Religion mißbrauche, um sie zu Sklaven zu machen.

21. Die Yurakares (Yukares).

Die Yurakares werden von d'Orbigny[2] zu der Rasse der Antisier gerechnet, zu der er auch die Mocetener, Tacanes, Maropes und Apollistas zählt. Sie wohnen an den kleinen Nebenflüssen des Rio Ibaho von Santa

[1] Histoire du Paraguay I 203. [2] L'homme Américain I 338 ff.

Cruz de la Sierra bis jenseits von Cochabambo in den dichtesten Wäldern am Fuß der bolivianischen Anden. Ihre Nachbarn im Norden sind die Moxos. Zur Zeit d'Orbignys waren sie in der großen Mehrheit noch Heiden. Sie bestehen aus zwei Stämmen, den Solostos und den Mansinos. Die Quichuas nannten sie Yurakari (weiße Menschen), wegen ihrer weißen Hautfarbe. Sie sind nach d'Orbigny von schöner Gestalt und groß, ihre Haltung ist aufrecht und stolz, ganz ihrem hochmütigen Charakter entsprechend. Ihre Sprache ist sehr wohlklingend.

Von ihrem Charakter entwirft d'Orbigny[1] ein dunkles Bild. Sie sind zwar fröhlich und von scharfem Verstand, halten sich aber für die ersten Menschen, sind stolz, frech, kühn, unternehmend, grausam gegen sich und andere; bei ihren zahlreichen abergläubischen Gebräuchen bedecken sie sich mit Wunden und martern ihre Weiber und Kinder. Sie haben keine Anhänglichkeit an ihre Väter, die sie oft im Stiche lassen, opfern kaltblütig ihre Kinder, nur allein um die Sorge der Erziehung los zu sein. Sie hassen jeden, der ihre Unabhängigkeit antasten will, leben infolge davon familienweise, und in den Familien selbst gibt's keine gegenseitige Rücksicht, keine Unterordnung. Die Frauen gleichen den Männern und töten oft die Hälfte ihrer Kinder und sind fast die Sklaven derjenigen, die sie aufziehen.

Die Yurakares sind in ihren Sitten noch heute so, wie sie zur Zeit der Ankunft der Spanier waren; sie leben noch immer in zerstreuten Familien, die sich gegenseitig meiden und gegen die Christen absperren. Wenn sich ein Yurakare nach einer Orgie verheiratet, so trennt er sich gleich von seinen Eltern und läßt sich an einem Fluß im Walde mit seiner Frau nieder. Dort haut er mit Hilfe der Seinigen, die er eingeladen, die Bäume um, baut eine große, mit Palmblättern bedeckte Hütte, pflanzt ein Feld an und geht bis zur Ernte auf die Jagd und den Fischfang. Einige Jahre bleibt er am selben Platz, dann zieht er anderswohin, um sich dort niederzulassen. Die Frau muß in einem Netz alles Gepäck und außerdem die kleinen Kinder mit sich schleppen, während der Mann nur Bogen und Pfeile trägt. Tritt ein Mädchen ins heiratsfähige Alter, so wird ein Fest gefeiert, bei dem viel getrunken und getanzt wird und am Ende sich jeder an Armen und Beinen Wunden beibringt, so daß das Blut auf den Boden fließt. Die Frauen gehen zur Niederkunft in den Wald an einen Fluß, in dem sie gleich nach derselben baden, dann kehren sie zu ihren gewöhnlichen Arbeiten zurück. Die Männer begehen zuweilen Selbstmord; auch Duelle mit Pfeilen kommen vor. Sie halten die Mahlzeiten gemeinsam und unterziehen sich dabei allerlei abergläubischen Gebräuchen. Die Kranken werden im Walde durch Aderlaß und abergläubische Zeremonien geheilt. Beim Tode eines der Ihrigen wird alles, was ihm gehört hat, vernichtet, dann wird er begraben, aber sein Andenken wird lange in der Familie bewahrt. Die Yurakares haben als Regel, nie ihre Kinder zu strafen oder sie zu schelten. Sie sind sehr erpicht auf den Ruhm der Beredsamkeit und reden zuweilen ganze Stunden[2].

---

[1] L'homme Américain I 359. [2] Ebd. 361—362.

Ihre Gewerbetätigkeit beschränkt sich auf die Verfertigung von Bogen und Pfeilen, die sie sehr sorgfältig arbeiten, und auf den Schmuck ihrer Hemden aus Baumrinde. Die Weberei und der Gebrauch der Hängematten ist ihnen unbekannt; die Frauen beschäftigen sich mit Verfertigung von irdenen Töpfen unter abergläubischen Zeremonien. — Ihre Hauptkleidung besteht in ärmellosen Tuniken aus Rinde, die mit roten und violetten Zeichnungen versehen sind. — Von einer eigentlichen Regierung kann, wie schon bemerkt, nicht die Rede sein, da die eingebornen Familien fast immer getrennt leben; die Familien haben zwar ein Haupt, aber selbst diesem gehorchen nicht alle.

Merkwürdig ist die heidnische Religion, die sie bis heute hartnäckig bewahrt haben und die sehr bequem ist. Sie glauben, alle Dinge seien in der Natur von selbst entstanden und deshalb schuldeten sie niemand Dank dafür; sie meinen auch, sie hätten nichts zu fürchten für ihr mehr oder weniger lasterhaftes Leben, denn jeder sei von Geburt absoluter Herr seiner guten und schlechten Handlungen. Wir teilen übrigens diese Angaben d'Orbignys mit allem Vorbehalt mit; denn da er selbst, wie es scheint, nur oberflächlich mit den Yurakares bekannt geworden ist, und diese sich von den Missionären und überhaupt von den Christen absperren, ist es schwer, über ihre religiösen und sittlichen Anschauungen vollständig unterrichtet zu sein. Die Yurakares glauben übrigens an verschiedene Gottheiten, denen sie aber keine Ehre erweisen. Der Sararuma soll einen allgemeinen Brand der Wälder verursacht haben, aus dem sich nur ein einziger Mensch rettete, indem er sich in einer Höhle verbarg. Dieser allgemeine Brand nimmt die Stelle der Wasserflut anderer Völker ein. Sararuma gab den Menschen Körner, die Erde wieder mit Bäumen zu bepflanzen; danach erschienen andere Wesen in der Welt und spielten dort eine große Rolle. Ule, der zuerst der glänzendste Baum des Waldes war, verwandelte sich auf die Bitte eines jungen Mädchens in einen Mann; als das Mädchen Mutter geworden war, riß ein weiblicher Jaguar den Tiri aus dem Schoß der Mutter und zog ihn groß. Ein anderes Wesen, Caru, machte die Menschen sterblich. Der schon erwähnte Tiri ließ aus einem hohlen Baum alle den Yurakares bekannten Nationen hervorgehen und schloß den Baum wieder, als die Erde genug bevölkert war. Nach dem Gesagten ist die Behauptung, daß nach der Meinung der Yurakares in der Natur alles von selbst entstanden sei, doch nicht ganz richtig.

Die genannten Götter sind allen Yurakares wohlbekannt, aber sie verehren sie nicht, im Gegenteil, sie verabscheuen sie und beklagen sich über sie. Dasselbe gilt auch von Mororoma, dem Gott des Donners, der von der Spitze der Berge ihnen seine Blitze zuschleudert; sie drohen ihm mit ihren Pfeilen und fordern ihn heraus, wenn es donnert; dasselbe gilt endlich von Chunchu, dem Gott des Krieges. Fragt man sie, welches ihre wohlwollende Gottheit sei, so zeigen sie auf Bogen und Pfeil, ihre Waffen, mit denen sie sich ernähren. „Sie glauben an ein anderes Leben, in dem sie reiche Jagd antreffen und wo alle, ohne Ausnahme, sich wiederfinden werden.“ [1] Ihre abergläubischen Gebräuche vererben sich vom Vater auf den Sohn; für ihre

[1] Ebd. 365.

Krankheiten haben sie wenig abergläubische Gebräuche, um so mehr für ihre Jagd, ihren Fischfang, ihre Nahrung, und zwar lächerliche; sie fürchten, daß sich die getöteten Tiere, wenn sie beleidigt werden, nicht mehr ihren Schüssen darbieten werden; ähnlichen Aberglauben haben sie mit Rücksicht auf den Feldbau und die Pflanzen. Wenn das Mädchen heiratsfähig wird, begeht man, wie schon angedeutet wurde, Feste, bei denen sich alle tiefe Wunden beibringen, die Männer, um gewandt, die Frauen, um stark, die Kinder, um groß zu werden[1].

Von der alten heidnischen Religion der obengenannten Mocetenes, Tacanas usw., die sich heute zum Christentum bekennen, ist wenig oder nichts Sicheres bekannt.

Siebtes Kapitel.

Die Eingebornen Chiles und Südargentiniens.

1. Die Araukaner.

Schon im 16. Jahrhundert wurde von Peru aus ein großer Teil der Eingebornen des heutigen Chile der spanischen Krone unterworfen und christianisiert. Nur das wilde und kriegerische Volk der Araukaner wußte sich in den Bergen zu behaupten und erwies sich dem Christentum fast unzugänglich. Ursprünglich scheinen die Araukaner unter mächtigen Häuptlingen in großen Niederlassungen in den Tälern und Abhängen gegen den Stillen Ozean gelebt zu haben. Manche von diesen Häuptlingen konnten 5000—6000 Mann ins Feld stellen[2]. Die alten Geschichtschreiber schildern uns die Araukaner als eine kräftige Rasse, die trotz der vielen Laster sehr kriegerisch war und hauptsächlich von Ackerbau lebte. Von Jugend auf wählte sich jeder eine Waffengattung, mit der allein er fortan kämpfte, weil sie mit Recht meinten, wer sich in verschiedenen Waffen übe, erlange in keiner vollständige Fertigkeit. In einem Kriegsrat entschieden die Angesehensten, ob es zum Krieg kommen solle. Drei Tage wurde unter Gelagen beraten und der schließliche Entscheid war unabänderlich. Die, welche sich im Krieg durch Heldentaten auszeichneten, wurden zu militärischen Ehrenstellen befördert; die gewöhnlichen Krieger wurden auf öffentliche Kosten ernährt. Die Autorität der Kaziken war so groß, daß ohne ihren Willen kein Araukaner Christ zu werden wagte. Haupthindernisse der Bekehrung waren außer dem schlechten Beispiel vieler Europäer die Vielweiberei und die häufigen Festgelage, zu denen die verschiedenen Dörfer einander einluden und bei denen die gröbsten Ausschweifungen vorkamen.

Weil die Häuptlinge das größte Ansehen besaßen, war es das Bestreben der Missionäre, dieselben oft zusammenzubringen und zum Christentum zu bekehren. Als einst bei einer solchen Zusammenkunft P. Ludwig Valdivia S. J. von dem ewigen Los der Guten und Bösen sprach, unterbrach ihn plötzlich ein

---

[1] D'Orbigny, L'homme Américain I 366.

[2] Del Techo, Historia Provinciae Paraquariae S. J., Leodii 1673, l. 3, c. 15.

Wilder und rief: „Von wem habt ihr das erfahren?“ „Vom Sohne Gottes“, antwortete Valdivia. „Also“, rief der Wilde, „hat euer Gott eine Frau gehabt, da er einen Sohn gezeugt.“ Nun erklärte Valdivia das Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit und der Menschwerdung, und die Wilden hörten mit Staunen und Befriedigung seine Lehre an. Da rief ein anderer Kazike dazwischen: „Warum verbietet das christliche Gesetz, sich zu betrinken? Wenn man nicht sündigt, indem man sich schlafen legt, warum versündigt man sich durch das Betrinken, das sich vom Schlaf nicht unterscheidet?“ Valdivia antwortete, derjenige, der sich betrinke und sich dadurch gewaltsam den Vernunftgebrauch entziehe, sündige nicht weniger als der, welcher sich einen Arm abschneiden würde. „Und warum“, unterbrach ihn ein anderer Wilder, „verbietet das christliche Gesetz die Vielweiberei?“ Ihm entgegnete Valdivia: „Warum erlaubt ihr denn euren Frauen nicht, mehrere Männer zu haben?“ „Ach“, riefen sie, „für die Weiber ist das schimpflich, für die Männer aber nicht, da die Gewohnheit dies erlaubt.“ Die Gewohnheit, erwiderte Valdivia, mache eine schlechte Handlung nicht gut. Setzen wir den Fall, bei euch herrsche die Gewohnheit, zu morden und Witwen zu machen, würde dieses Morden etwa aufhören, schlecht zu sein? So wurde ein großer Teil der Nacht hindurch disputiert. Gegen Morgen kam ein großer Kazike an, der sehr ärgerlich wurde, als er hörte, Valdivia behaupte, der Gott der Christen sei der einzige Schöpfer aller Dinge; er werde nie gestatten, daß man dem Gott der Chilenen (den sie Pillan nennen) die Kraft zu erschaffen abspreche. „Wer ist denn dieser phantastische Gott?“ fragte Valdivia. Mit diesem Gott, antwortete der Häuptling, verhält es sich so: Die Vornehmsten des Volkes und die durch Tapferkeit sich auszeichnenden Krieger bringt er nach dem Tode an Orte, wo sie ewig glücklich sein und sich an Tänzen und Gelagen erfreuen werden; das Blut der im Kriege getöteten adeligen Männer wird in die Nähe der Sonne gebracht und in rote Sterne verwandelt, mit denen sich die aufgehende Sonne schmückt; die gewöhnlichen und armen Leute erhalten aber von ihrem Gott keinen Lohn. Dann ist euer Gott sehr ungerecht, meinte Valdivia, denn es ist bekannt, daß die Vornehmen und die Soldaten viel größere Verbrechen begehen als die gewöhnlichen Leute, und wer sollte nicht über einen Gott lachen, der gegen die Schlechten wohlwollend ist, die Guten aber verachtet? Es scheint, daß dieses Gespräch einen guten Eindruck auf die Wilden machte, wenn es auch nicht zur Bekehrung führte[1].

Eingehende und zuverlässige Nachrichten über die Araukaner besitzen wir von Ignaz Molina[2] aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Auch zur Zeit

[1] Ebd. l. 2, c. 26.

[2] The geographical, natural and civil History of Chili, from the spanish and french versions, 2 Bde, London 1809. Molina war ein geborner Chilene, wurde Jesuit und als solcher mit seinen Mitbrüdern aus den spanischen Ländern vertrieben. Bei der Vertreibung verlor er eine herrliche naturwissenschaftliche Sammlung, die er mit großer Mühe angelegt hatte, und auch alle seine Manuskripte. Glücklicherweise gelangte er später wieder in den Besitz seines Manuskriptes über die Geschichte Chiles. In Bologna, wo er nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu lebte, gab er dasselbe im Druck heraus im Jahre 1787, und zwar in italienischer Sprache. Das Werk wurde bald ins Spanische, Französische und Englische übersetzt und wird mit Recht hochgeschätzt.

dieses Schriftstellers war nur der nördliche Teil von Chile den Spaniern unterworfen. Der südliche Teil, der zwischen dem 37.° und 41.° südl. Br. liegt, war von drei unabhängigen Nationen bevölkert: den Araukanern, den Kunches und den Huilliches. Die Araukaner, das mächtigste und zahlreichste der drei Völker, wohnten zwischen dem Rio Bio-Bio und Valdivia. Sie teilten ihr Land in vier Fürstentümer oder Häuptlingsschaften (uthaumapu), von denen jede in mehrere Provinzen und die Provinzen in Kommandantenschaften (rehue) unterabgeteilt waren. Wie die Araukaner waren auch die mit ihnen verbündeten Kunches und Huilliches sehr kriegerisch. Alle drei Völker gehörten übrigens, wie die äußere Erscheinung und die Sprache beweisen, zur selben Rasse. Aus dem Reichtum, der Harmonie und dem feinen Bau der Sprache schließt Molina, daß diese Chilenen einst auf einer viel höheren Stufe der Zivilisation gestanden haben müssen.

Übrigens waren schon zur Zeit der spanischen Invasion die Araukaner keineswegs ein völlig wildes Volk. Sie trieben einen ziemlich intensiven Ackerbau, der ihnen reichlich Produkte der verschiedensten Art lieferte; auch die Industrie war schon auf einer gewissen Höhe. Sie verstanden sich auf Weben und Spinnen, auf Töpferei, sie wußten Salz, Gold, Silber, Zinn, Kupfer und Blei zu gewinnen. Das Zahlensystem war vollkommen ausgebildet: 10 nannten sie mari, 100 pataca, 1000 guaranca. Sie hatten auch ein Mittel gefunden, um die Erinnerung an ihre Verhandlungen und Verträge festzuhalten, den sog. Pron, der dem Quippo der Peruaner entsprach. Er bestand aus einer Reihe verschiedenfarbiger Fäden mit einer Anzahl Knoten. Die Farben bezeichneten den behandelten Gegenstand und die Knoten die Zahl und Quantität. Schrift besaßen sie keine[1]. Später, in den langen und blutigen Kämpfen mit den Spaniern, hat sich in den Sitten und Gebräuchen der Araukaner manches geändert, aber wir schildern sie hier, wie sie zur Zeit der Entdeckung waren.

Obwohl nur mittelgroß, sind die Araukaner sehr fest und muskulös gebaut. Krüppel und Mißgestaltete findet man unter ihnen selten. Man hat behauptet, das komme daher, weil sie alle krüppelhaften Kinder töteten, aber nach Molina bestand diese grausame Sitte bei ihnen nie[2]. Ihre Hautfarbe ist heller als die der übrigen amerikanischen Eingebornen, ihr Gesicht rund, die Nase etwas abgeplattet, die Augen sind klein und lebhaft; der Bart ist spärlich und wird fleißig ausgerupft; sie halten es für unanständig, einen Bart zu haben, und spotten über die Europäer, die „Langbärte".

Ihrem Charakter nach sind sie unerschrocken, lebhaft, ausdauernd in Arbeit und Strapazen, höflich und gastfreundlich. Sie halten treu ihre Versprechungen und sind dankbar für geleistete Dienste. Die Besiegten behandeln sie menschlich. Besonders eifersüchtig wachen sie über ihre Ehre und ihre Unabhängigkeit, die ihnen über alles geht. Leider waren sie stark dem Trunk und der Ausschweifung ergeben und sehr stolz. Mit Verachtung schauten sie auf andere Nationen herab. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht aus einem Wollhemd, einer Weste und dem bekannten Poncho. Die Frauen sind sehr anständig gekleidet, sie tragen eine lange, bis auf die Hüfte herabreichende Tunika mit einem

[1] Molina, The History of Chili II 25—26. [2] Ebd. 54.

Gürtel um die Lenden, ferner einen kurzen Rock (ichella), der vorn mit einer Silberschnalle befestigt ist; außerdem verschiedene Schmucksachen.

Das Recht des Privateigentums war bei den Araukanern und den Chilenen überhaupt ganz ausgebildet. Jeder war absoluter Herr über die Felder, die er bebaute, und über die Produkte seiner Arbeit. Das Eigentum ging erblich auf die Kinder über. Ihre Hütten waren viereckig und mit Binsen bedacht: die Wände bestanden aus Holz, das mit Lehm verkittet war, zuweilen auch aus Backsteinen. Da die Vielweiberei allgemein bestand, richtete sich die Größe der Hütte nach der Zahl der Frauen. Ihrem Ackerbauleben entsprechend gruppierten sich die Chilenen in kleinere oder größere Familien, die manchmal in einem beträchtlichen Dorfe zusammenlebten, noch häufiger aber kleine Weiler bildeten. Doch lagen die Wohnungen nie so eng zusammen, wie dies in den europäischen Dörfern der Fall ist, sondern weithin über die Felder zerstreut. Jedes Dorf oder jeder Weiler hatte seinen Häuptling (Ulmen), der dem ebenso genannten Häuptling des Stammes in manchen Dingen untergeordnet war. Die Häuptlingswürde war erblich, doch war die damit verknüpfte Gewalt nicht sehr groß. Jedes Dorf hatte seine althergebrachten Rechtsgewohnheiten, nach denen es sich richtete[1].

Die Araukaner haben ihre Aristokratie. Sie unterscheiden drei Grade oder Ordnungen des Adels: die Toquis, die Apo-Ulmenes und die Ulmenes, die alle ihre Vasallen haben. Die Toquis (Richter, Befehlshaber) sind vier an der Zahl und voneinander unabhängig, aber miteinander zum Zweck des öffentlichen Wohles verbündet. Die Apo-Ulmenes regieren die Provinzen unter ihren respektiven Toquis. Unter den Upo-Ulmenes stehen die Ulmenes oder Präfekten der Distrikte (regues), doch beschränkt sich ihre Abhängigkeit nur auf militärische Dinge. Die Ulmenes sind, was man in andern Gebieten Kaziken nennt. Die Toquis haben nur geringe Autorität, die eigentliche Macht liegt in der Gesamtheit des Adels, der in öffentlichen Versammlungen (Butacoyog) über alle wichtigen Fragen entscheidet. Ihre Gesetze bestehen in dem ungeschriebenen, durch alten Gebrauch eingeführten Gewohnheitsrecht (Admapu = Gewohnheiten des Landes). Durch dieses Gewohnheitsrecht sind die Kompetenzen der verschiedenen Autoritäten, die Nachfolge in den Ämtern der Toquis und Ulmenes, die Wahl und die Macht der Befehlshaber im Krieg, das Recht der Toquis, die Adelsversammlung einzuberufen usw., genau bestimmt; sein Zweck ist vor allem die Erhaltung der Freiheit und der alten Gebräuche. Wenn eine herrschende Familie in der männlichen Linie ausstirbt, so haben die Vasallen das Recht, ihr Haupt aus einer beliebigen Familie zu wählen; aber der Erwählte muß dem Toqui ihrer Provinz vorgestellt werden, damit die Wahl des neuen Hauptes allen bekannt und dasselbe von allen anerkannt und geehrt werde. Diese Häupter erhalten keine Abgaben von ihren Untertanen und auch außerhalb des Krieges keine persönlichen Dienstleistungen, sie müssen sich selbst mit dem eigenen Vermögen unterhalten.

Aus dem Strafrecht der Araukaner heben wir folgendes hervor: Verbrechen, die die Todesstrafe verdienen, sind: Verrat, absichtlicher Mord,

[1] Ebd. 20.

Ehebruch, Diebstahl einer wertvollen Sache und Zauberei. Doch kann sich der Mörder, dessen Schuld bewiesen ist, von den Verwandten des Ermordeten loskaufen. Ehemänner und Väter werden nicht gestraft, wenn sie ihre Weiber und Kinder töten, da sie nach ihrem Gesetz Herren über ihr Leben sind. Diejenigen, die der Zauberei angeklagt sind, werden zuerst durch Feuer gequält, damit sie ihre Mitschuldigen angeben, und dann erstochen. Geringere Verbrechen werden einfach durch Wiedervergeltung (thaulonco) gesühnt. Das Strafverfahren ist sehr summarisch. Gefängnisse sind unbekannt und deshalb werden die Verurteilten sofort hingerichtet. Die Ulmenes sind die gesetzlichen Richter ihrer Vasallen. Weil sie aber keine Zwangsgewalt haben, wird die Justiz oft schlecht gehandhabt, und deshalb nehmen die Familien vielfach zur Selbsthilfe ihre Zuflucht.

Am besten organisiert ist bei den Araukanern das Militärwesen. Wenn der große Rat den Krieg beschlossen hat, so schreitet man zur Wahl eines Generals. Den ersten Anspruch auf diese Würde haben die Toquis, da sie die erblichen Führer des Volkes sind. Hält man keinen der Toquis für fähig, die Führung im Kriege zu übernehmen, so wählt man irgend einen der Ulmenes oder auch einen Krieger aus dem gewöhnlichen Volk zum Befehlshaber. Dieser ernennt dann die andern Offiziere. Die Unterordnung des Volkes unter seine Befehlshaber zur Zeit des Krieges ist geradezu wunderbar, besonders wenn man bedenkt, wie unbotmäßig sie in Friedenszeiten sonst sind. Wie diszipliniert, tapfer, ausdauernd und schlau die Araukaner im Kriege sind, haben die Spanier oft zu ihrem Schaden erfahren müssen. Nach dem Krieg wurde die Beute unter die Sieger oder, wenn es sich um eine allgemeine Eroberung handelte, zu gleichen Teilen unter alle Krieger verteilt, ohne Rücksicht auf Würde und Rang. Die Gefangenen wurden zu Sklaven gemacht, bis man sie loskaufte. Nach altem Gewohnheitsrecht mußte aber einer dieser Gefangenen den Manen der im Kriege Gefallenen geopfert werden. Umgeben von ihren Soldaten bilden die Offiziere einen Kreis. Im Mittelpunkt dieses Kreises liegen die vier Schwerter, die Symbole der vier Uthaumapus, und im Zentrum liegt die Axt, das Amtszeichen des Toqui. Zum Schimpf wird der Gefangene auf einem Pferd, dem man Ohren und Schwanz abgehauen, in den Kreis geführt und er muß sich neben die Axt stellen, mit dem Angesicht gegen seine Heimat. Jetzt gibt man ihm eine Handvoll kleiner Stöcke und einen spitzen Stab, mit dem er ein Loch in den Boden graben muß, und befiehlt ihm, einen von den kleinen Stöcken nach dem andern in das Loch zu werfen und dabei den Namen eines großen Kriegers seiner Heimat zu nennen. Jedem Namen rufen die Umstehenden die gröbsten Verwünschungen nach. Dann muß er das Loch zumachen, wie um den Namen und die Tapferkeit der genannten Feinde darin zu begraben. Nach dieser Zeremonie zerschlägt ihm der Toqui oder einer der Tapfersten mit einer Keule den Schädel. Das Herz wird herausgerissen und dem General und den übrigen Offizieren der Reihe nach dargeboten, die etwas Blut aus demselben saugen. Inzwischen bläst der General etwas Tabakrauch aus seinem Munde nach allen vier Himmelsrichtungen. Die Soldaten lösen das Fleisch von den Knochen, um aus denselben Flöten zu machen. Der Kopf wird vom Rumpf getrennt und auf einer Stange unter dem Schreien und

Singen der Menge und dem schrittmäßigen Stampfen der Soldaten herumgetragen. Zuletzt wird dem blutigen Rumpf des Erschlagenen ein Schafskopf aufgesetzt und es folgt ein wildes Trinkgelage. Wurde der Schädel des Toten von der Keule nicht ganz zerschmettert, so wird er als Becher bei ihren Trinkgelagen gebraucht[1].

Religion. Die Araukaner „glauben an ein höchstes Wesen, den Urheber aller Dinge, das sie Pillan nennen", oder auch „Guenu-Pillan = Geist des Himmels", „Buta-gen = das große Wesen", „Thalcove = den Donnerer", „Vilvemvoe = den Schöpfer von allem", „Vilpepilvoe = den Allmächtigen", „Mollgelu = den Ewigen", „Avnolu = den Unendlichen"[2]. Die Regierung Pillans gleicht dem irdischen Regiment. Er ist der Herrscher der unsichtbaren Welt und hat als solcher seine Apo-Ulmenes und Ulmenes, denen er die minderwichtigen Angelegenheiten überläßt. Zu der ersten Klasse dieser untergeordneten Gottheiten gehörten Epunamun, der Kriegsgott, Meulen, eine wohlwollende Gottheit, der Freund des Menschengeschlechtes, Guecubu, ein böses Wesen, der Urheber aller Übel, der identisch zu sein scheint mit Algue. Guecubu (Huecubu) gleicht dem Mavari der Orinoko-Indianer. Wenn die Erde bebt, hat ihr Guecubu einen Stoß gegeben; wenn ein Mensch stirbt, hat ihn Guecubu erstickt. Die himmlischen Ulmenes zusammen mit dem wohlwollenden Meulen bilden ein Gegengewicht gegen die ungeheure Macht Guecubus. Sie gehören beiden Geschlechtern an, bleiben aber immer keusch, da es in der Geisterwelt keine Fortpflanzung gibt; die männlichen Geister heißen Gen, die weiblichen Amei-malghen, diese letzteren sind Schutzgeister der Häuser. Jeder Araukaner glaubt einen solchen Schutzgeist zu haben. Merkwürdig ist, daß sie diesen Geistern fast keine Verehrung erweisen. Sie haben weder Tempel noch Götzenbilder, bringen auch keine Opfer dar, ausgenommen zur Zeit eines großen Unglücks oder beim Friedensschluß. Bei diesen Gelegenheiten opfern sie Tiere und verbrennen Tabak zu Ehren ihrer Götter. Auch in Notfällen flehen sie diese Götter um Hilfe an, besonders wenden sie sich an Pillan und Meulen.

Diese geringe Religiosität der Araukaner ist auch der Grund, warum sie sich gegen das Christentum von Anfang an ziemlich gleichgültig zeigten, obwohl sie die Missionäre ehrten und frei predigen ließen. Dagegen sind sie sehr abergläubisch, glauben an Wahrsagerei, Träume u. dgl. Der im Kriege furchtlose Araukaner zittert, wenn er eine Eule sieht. Bei jeder Gelegenheit wenden sie sich an die Wahrsager; die Zauberei spielt in ihrem Leben eine große Rolle.

Alle Araukaner glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Diese Wahrheit wurzelt tief in ihrer Seele. Der Mensch besteht nach ihnen aus dem verweslichen Leib (anca) und der Seele (am oder pulli), die unleiblich ist und ewig lebt. Diese Überzeugung ist bei ihnen so fest, daß sie oft das Wort anca metaphorisch zur Bezeichnung der Hälfte eines Dinges gebrauchen[3]. In Bezug auf den Zustand der Seele nach dem Tode kommen nicht alle überein. Alle nehmen an, daß sie sich nach dem Tode nach Westen, jenseits des Meeres

[1] Molina, The History of Chili II 78—80. [2] Ebd. 84.
[3] Ebd. 89.

an einen Ort begibt, der Gulcheman heißt. Aber einige meinen, dieses Land sei in zwei Teile geteilt, von denen der eine lieblich und mit allen köstlichen Dingen angefüllt sei, das sei die Wohnung der Guten; der andere sei trostlos und entbehre alle nötigen Dinge, das sei der Aufenthalt der Bösen. Andere dagegen behaupten, alle würden in der andern Welt gleichmäßig sich ewig freuen, und die Taten in diesem Leben hätten keinen Einfluß auf den Zustand im Jenseits[1].

Obwohl die Araukaner zwischen Leib und Seele genau unterscheiden, darf man doch nicht meinen, sie hätten eine klare Idee von der Geistigkeit der Seele gehabt. Das erkennt man leicht aus ihren Totengebräuchen. Wenn jemand gestorben ist, so setzen sich seine Freunde und Verwandten um ihn herum auf den Boden und weinen lange Zeit; dann stellen sie die Leiche mit den besten Kleidern angetan auf einem hohen Sarge aus; dort bleibt sie die ganze Nacht, und während dieser Zeit wehklagen sie oder essen und trinken mit denen, die kommen, um sie zu trösten. Am folgenden Tag, zuweilen erst nach zwei oder drei Tagen tragen sie die Leiche in Prozession zum Familienfriedhof, der gewöhnlich im Wald oder auf einem Hügel liegt. Zwei junge Leute zu Pferde sprengen im Galopp der Prozession voraus. Der Sarg wird von den nächsten Verwandten getragen und von Frauen umgeben, die beständig wehklagen. Andere Frauen folgen dem Zug und streuen Asche auf den Weg, um die Seele zu verhindern, in ihre frühere Wohnung zurückzukehren. An der Begräbnisstelle angekommen, wird die Leiche auf den Boden des Grabes gelegt und, wenn es ein Mann ist, mit den Waffen, wenn eine Frau, mit ihren Werkzeugen umgeben und außerdem mit einem großen Vorrat von Provisionen und mit Gefäßen voll von Chicha und Wein versehen, weil das nach ihrer Meinung notwendig ist, um auf der Reise in die andere Welt bestehen zu können. Zuweilen töten sie auch ein Pferd und begraben es mit dem Verstorbenen. Nach diesen Zeremonien nehmen sie mit vielen Tränen Abschied, bedecken die Leiche mit Erde und legen einen pyramidenförmigen Stein darauf, auf den sie eine große Menge Chicha gießen. Die Ähnlichkeit der Bestattungszeremonien mit denen vieler alten Völker ist auffallend.

Gleich nachdem die Verwandten den Toten verlassen haben, kommt, wie die Araukaner glauben, eine alte Frau mit Namen Tempulcague, in Gestalt eines Walfisches, um den Verstorbenen in das Elysium zu bringen; bevor er aber dorthin gelangt, muß er noch an einem Engpaß einer bösen Frau, die dort Wache hält, einen Zoll bezahlen; unterläßt er das, so beraubt sie ihn eines Auges. Die Seele übt im andern Leben dieselben Funktionen aus wie in diesem, mit dem Unterschied jedoch, daß sie nie müde und hungrig wird. Die Männer haben dort dieselben Frauen, die sie auf Erden gehabt, aber die letzteren haben keine Kinder, weil das glückliche Land nur von den Geistern der Toten bewohnt werden kann. Trotz des neuen Zustandes verlieren die Seelen ihre früheren Neigungen nicht, und wenn sie zu ihren Landsleuten zurückkehren, was oft geschieht, so kämpfen sie wütend mit den Geistern ihrer Feinde, und diese Kämpfe verursachen Stürme, Donner und Blitz.

---

[1] Molina, The History of Chili II 89—90.

Die Araukaner haben eine Überlieferung von einer großen Wasserflut, aus der nur wenige Personen dadurch gerettet wurden, daß sie auf einen hohen Berg kletterten, der Thegtheg, der Donnernde und Blitzende, heißt. So oft ein heftiges Erdbeben entsteht, fliehen die Araukaner auf diesen Berg. Sie nehmen eine Masse Vorräte mit sich und eine Holzplatte, um damit ihren Kopf zu schützen, wenn etwa der Berg durch die Flut bis zur Sonne erhoben werden sollte. Wenn man ihnen sagt, sie sollten lieber Lehmplatten mitnehmen, die nicht verbrennen wie die Holzplatten, antworten sie, sie täten, was schon ihre Vorfahren getan [1].

Wir haben schon erwähnt, wie sehr die Araukaner in ihrem Stolz die andern Nationen verachten. Untereinander aber sind sie verträglich und nennen einander Brüder (pegni). „Das Wohlwollen und die Güte", sagt Molina, „mit denen sie sich gegenseitig behandeln, ist erstaunlich. Für das Wort ‚Freund' haben sie wenigstens sechs oder sieben bezeichnende Ausdrücke in ihrer Sprache." [2] Infolge dieser Liebe unterstützen sie einander in allen ihren Nöten. Im ganzen Araukanerland findet man keinen einzigen Bettler. Auch der Ärmste und Schwächste, der nicht imstande ist, sich selbst zu erhalten, ist anständig gekleidet. Aber nicht nur untereinander, sondern auch gegen Fremde sind sie sehr gastfrei; dabei sind sie freundlich und höflich in fast übertriebener Weise.

Ehe. Die Heirat kommt gewöhnlich durch eine Art Kauf zustande. Der Bräutigam muß für die Braut ihrem Vater einen bestimmten Betrag von Gütern übergeben. Ehen unter den näheren Verwandten werden streng vermieden. Die Ehelosigkeit gilt als eine Schande. Alte Hagestolze erhalten besondere Spottnamen. Die wesentliche Hochzeitsfeier besteht in einer Scheinentführung. Nach Verabredung mit dem Brautvater versteckt sich der Bräutigam mit einigen Freunden an einem Ort, wo die Braut vorbeikommt. Sobald sie erscheint, wird sie ergriffen und zu Pferd entführt. Sie wehrt sich und schreit, aber der Widerstand ist nichts weniger als ernstlich gemeint. Im Hause des Bräutigams sind die Verwandten schon versammelt, dann findet ein Gastmahl statt und werden die vereinbarten Geschenke überreicht. Obwohl die Polygamie gestattet ist, haben doch fast nur die Reichen mehrere Weiber, da die Hochzeitskosten ziemlich hoch sind. Die erste Frau heißt Unendomo und wird immer als die eigentliche und legitime Frau geachtet, während die andern nur Inandomo (Nebenweiber) sind. Ihr liegt die Leitung der ganzen Haushaltung ob. Da die Frauen sehr eifersüchtig sind, hat der Mann viel zu tun, um die Eintracht unter ihnen aufrecht zu erhalten. Alle Frauen wohnen in demselben Raum, doch hat jede ihre eigene Küche, oder genauer ihren eigenen Herd. Die Frauen haben die meiste Arbeit zu leisten und dem Manne sind alle sehr untertänig. Für die Reinlichkeit sind sie sehr besorgt. Männer und Frauen baden sich häufig, und die Frauen an Plätzen, die von denen der Männer weit entfernt liegen. Sobald die Kinder laufen können, werden sie leicht gekleidet und dann sich selbst überlassen. Sie werden fast nie gestraft,

[1] Ebd. 93—94. [2] Ebd. 111.

selbst wenn sie unverschämt werden, weil man meint, die Strafe mache sie niederträchtig und feig[1].

Diesen Berichten aus früherer Zeit fügen wir einige Angaben aus neuerer Zeit hinzu. Heute ist ein großer Teil der Araukaner Christen, doch haben noch viele, besonders in den Bergen, ihr altes Heidentum bewahrt. Bei diesen heidnischen Araukanern wirken seit 1848 segensreich die Kapuzinermissionäre. P. Adeodat von Bologna, der 42 Jahre bei ihnen weilte, klagt sehr über ihre Unwissenheit, Unsittlichkeit, Unmäßigkeit und Trägheit. Dann fügt er aber bei[2]: „Inmitten solcher Unwissenheit, Laster und abergläubischen Gebräuche erglänzen auch gute Eigenschaften, welche den Araukaner über alle andern Eingebornen Amerikas erheben. Einmal hat er langjährige Proben seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit gegeben, da er sein Gebiet gegen jeglichen Angriff heldenmütig verteidigte. Das war die Folge der hochgradigen Eifersucht, mit der er über seine und seiner Weiber und Kinder Freiheit und Ehre wacht. Er gerät bei jeder beleidigenden Rede in Zorn und Streit. Getreu kommt der Araukaner seinen Verpflichtungen nach. Am bestimmten Tag sucht er seine Gläubiger auf, um sie zu bezahlen. Kommt es einmal vor, daß einer seine Schulden, die er bei Angehörigen eines andern Stammes gemacht hat, nicht bezahlt, so ist sein ganzer Stamm oder sein ganzes Dorf dafür haftbar. Jedoch behält jeder das Recht, sich am eigentlichen Schuldner schadlos zu halten."

„Der Araukaner ist talentiert und schlau, nichts tut er ohne Überlegung und Berechnung. Großmütig springt er den Dürftigen bei; er ist gastfreundlich gegen jeden, der sich seiner Hütte naht. Geduldig und ohne Klagen leidet er Entbehrungen und Krankheiten. Er zeigt sich für empfangene Wohltaten dankbar und ist stets bereit, sie mit Gegendiensten zu vergelten. Er ist aber auch rachsüchtig und vergißt erlittenes Unrecht nicht. Es kommen bei den Araukanern mitunter Diebstähle vor, besonders Diebstähle von Ochsen, Pferden und Schafen. Wird der Dieb entdeckt, so wird er nach dem Herkommen vom Kaziken verurteilt, das Doppelte der gestohlenen Sache zurückzugeben. Fügt er sich der Entscheidung nicht, so schickt der Kazike einen Boten mit dem Befehle, die zurückzugebenden Tiere zu fordern und für sich selbst ein weiteres für die Mühe des Abholens zu nehmen. Verweigert der Dieb auch jetzt noch hartnäckig den Gehorsam, so begibt sich der Kazike in höchsteigener Person in Begleitung einiger Männer zum Dieb und fordert das Doppelte der gestohlenen Sache für den Bestohlenen, ein weiteres Stück für jeden seiner Begleiter und zwei für sich selber. Gehorcht der Dieb auch dann nicht, so beruft der Kazike eine Versammlung des ganzen Stammes und trägt den Fall vor. Die ganze Versammlung begibt sich nun zum Hause des Diebes, um mit Gewalt zu nehmen, was er zurückzugeben sich weigerte. Dann hat jeder das Recht, ein Stück Vieh für sich zu nehmen. Besitzt der Dieb nicht so viel, um allen zu genügen, so müssen seine Verwandten das Fehlende ersetzen. Es kommt deshalb selten vor, daß ein Dieb die Sache so weit kommen läßt."[3]

---

[1] Molina, The History of Chili II 115—120.
[2] Vgl. Katholische Missionen 1896, 97 ff. [3] Ebd. 99—100.

Die araukanischen Frauen zeichneten sich von alters her durch eine Ehrbarkeit und Sittsamkeit aus, welche sprichwörtlich war. Das war die Folge ihrer Erziehung und der strengen Bestrafung des Ehebruchs. „Die Strenge", schreibt P. Adeodat, „mit welcher der Ehebruch bestraft wurde, machte dieses Verbrechen bei den Araukanern selten. Auch behüteten die Eltern ihre Töchter mit äußerster Strenge. Sie beschäftigen sie beständig unter ihren Augen mit häuslichen Arbeiten und gestatten ihnen nicht einmal jene Zerstreuungen, welche bei uns in der Kindheit üblich sind. Trotz dieser harten Eintönigkeit, welcher die Araukanerinnen auch jetzt noch unterworfen sind, sind sie doch recht liebenswürdig und gesprächig und sehr geschickt zu häuslichen Arbeiten. Infolge dieser guten Eigenschaften könnte man aus den Araukanern ein Mustervolk bilden. Aber mit jedem Tag werden sie mehr verdorben durch Müßiggang, Trunkenheit und durch die Berührung mit Europäern, welche aus schmutziger Gewinnsucht den Hang zu berauschenden Getränken nähren, ihnen Unglauben und Zweifel an der christlichen Religion einflößen, sie zur Sittenlosigkeit verführen und auf diese Weise ihrer moralischen Kraft und ihrer zeitlichen Güter berauben[1].

Diese Laster und die Vielweiberei erschweren sehr die Bekehrung. Sie lassen sich im Christentum unterrichten und glauben vielfach daran, aber wenn es heißt, die Vielweiberei aufzugeben, können sie sich nicht entschließen. Die Missionäre suchen deshalb durch die Jugend das Volk zum Christentum zu bringen. Die araukanische Jugend, die in den christlichen Grundsätzen erzogen wurde, sagt P. Octavian[2], folgt nicht mehr den Sitten ihrer Vorfahren. „Sie bekennen, daß sie mit einer einzigen Frau glücklich und zufrieden leben." Die Araukaner haben einen Widerwillen gegen alles, was sie zur Zivilisation führt. „In der Fülle der Freiheit und wilder Unabhängigkeit lebend, betrachten sie sich als die glücklichsten Wesen der Welt." Deshalb muß der Missionär die Eltern demütig um die Erlaubnis bitten, ihre Kinder umsonst ernähren, erziehen und kleiden zu dürfen, und ihnen und den Verwandten zu dem Zweck Geschenke machen.

Von der Religion der Araukaner sagt P. Adeodat: sie hatten, als die Missionäre zu ihnen kamen, eine dunkle Idee von Gott, für den sie zwei Namen besaßen: Nughmapu und Pillan. Über alles aber fürchteten sie Guecubu, d. i. den bösen Geist, den sie für den Urheber alles Bösen halten. Es gab keine Tempel, keine Altäre und keine Priester. Ihr Gottesdienst beschränkte sich auf gewisse Tieropfer, welche sie unter freiem Himmel darbrachten, um die erzürnten bösen Geister zu versöhnen, wenn sie von Unglücksfällen betroffen waren. Außerdem brachten sie Trankopfer von Apfelmost oder Branntwein dar, von dem sie mit der Hand einige Tropfen gegen den Vulkan Villarica sprengten, wo nach ihrer Meinung der allmächtige Pillan thront. Sie hatten auch die Idee von einem privilegierten Orte, den ihre Götter zum Wohnsitz hatten, und glaubten, die Götter stünden mit den Menschen durch gewisse Geister als Boten in Verbindung. Sie glaubten auch an die Unsterblichkeit der Seele und an ewigen Lohn und ewige Strafen

[1] Ebd. 100. [2] Ebd. 101.

nach dem Tode. Die Seelen, welche für die ewigen Freuden bestimmt sind, überschreiten nach ihrer Ansicht nach der Trennung vom Leibe einen geheimnisvollen Berg, „der mitten im Ozean liegt“ [1]. Mit diesen Angaben stimmt im wesentlichen das überein, was der französische Reisende Ernest Michel [2] berichtet. Er fragte den araukanischen Kaziken Colipi Aucamilla nach der Religion seiner Leute. Dieser antwortete: „Wir glauben an Gott, den Schöpfer aller Dinge, und an das zukünftige Leben; wir beten Gott an, nicht in Bildern, aber im Geist, indem wir ihn uns lebendig auf einem Berge oder an bestimmten Plätzen vorstellen und ihm die Erstlinge von dem opfern, was er uns sendet.“ Als Michel den Kaziken fragte, ob er ihm zeigen könne, wie sie Gott anbeten, erhob sich dieser, ergriff das ihm dargebotene Glas Rum und sprach in ernstem feierlichen Ton: „Enema pu ia peomain enimy vla vatemu tuvaci. — Enema pu putuamaï guemi mi vla ustralé imaguen.“ Dann erhob er die Augen zum Himmel und leerte sein Glas zu Ehren der Sonne. Er erklärte dann das Gesagte auf spanisch. „Was ich gesagt habe, bedeutet ungefähr: ‚Großer Gott, Vater aller Geschöpfe, du bist gut, da du mir heute diesen vortrefflichen Trank gibst, und ich opfere dir die Erstlinge dafür.‘“ An einem andern Ort antwortete eine Frau dem schon genannten Reisenden auf die Frage nach ihrer Religion: „Der, welcher Himmel und Erde geschaffen, ist mein Gott und ich nenne ihn meinen Vater; es gibt eine andere Welt, in die wir alle nach dem Tode gehen werden.“ Dieser Glaube veranlaßt die Araukaner, Kleider und Lebensmittel in den Sarg zu legen und dem Toten sein bestes Pferd in das Grab für die große Reise mitzugeben.

Je weniger die Araukaner Gott verehrten, um so mehr schenkten sie nach P. Adeodat ihren Wahrsagern und Zauberern blinden Glauben und leisteten ihnen unbedingten Gehorsam. Ist jemand krank, so wird eine Zauberin geholt, um die bösen Geister zu vertreiben durch allerlei Gaukelwerk und Opfer an die bösen Geister. Übrigens gibt es auch Zauberinnen, welche Heilkräuter kennen und wohltuende Arzneien bereiten. Ist ein Araukaner tot, so muß der Zauberer die Todesursache ermitteln. Denn man ist überzeugt, niemand sterbe auf natürliche Weise, außer im Krieg und durch Altersschwäche. Starb jemand in jungen Jahren, so behauptete man, er sei vergiftet worden. Die Verwandten gaben sich alle Mühe, die Mörder zu entdecken. Sie schnitten dem Toten einen Büschel Haare und die Nägel ab, brachten sie dem Wahrsager und befragten ihn über den Mörder. Unter allerlei Sprüngen und Gestikulationen ließ er eine Stimme vernehmen, so tief, als ob sie aus der Erde käme. Die Stimme nannte den Namen einer oder mehreren Personen. Dies war das unwiderrufliche Todesurteil für die Genannten, denn die Verwandten des Toten verlangten vom Kaziken die Hinrichtung der Mörder. Zum Begräbnis wurden alle Leute des Stammes eingeladen. Alle gingen einige Male laut heulend um das Grab. Die Weiber stellten sich, als ob sie weinten. Das tat man, um die bösen Geister fern zu halten. Dann veranstalteten sie eine lange Prozession, bei welcher die Weiber Lebensmittel und Gefäße mit Apfelmost und Branntwein trugen. Am Begräbnisplatz angekommen, legten sie die mit den

[1] Katholische Missionen 1896, 125. [2] Missions catholiques XIX (1887) 224.

besten Kleidern geschmückte Leiche in die Grube und dazu alle mitgebrachten Lebensmittel, damit der Tote eine Stärkung habe auf dem weiten Weg zu den Freunden jenes geheimnisvollen Berges. Neben den Toten legte man, je nach seinem Geschlecht, entweder seine Waffen oder die weiblichen Gerätschaften. Darauf bedeckten sie ihn mit Erde. Der vornehmste Kazike des Stammes hielt eine Leichenrede zur Verherrlichung des Hingeschiedenen und versicherte, derselbe wäre nicht so früh gestorben, wenn nicht böse Menschen seinen Tod beschleunigt hätten. Darauf gab er den vom Wahrsager Genannten als Mörder an und befahl ihn vorzuführen, um ihn in Stücke zu zerreißen oder lebendig verbrennen zu lassen. Das Urteil wurde sofort mit unmenschlicher Grausamkeit ausgeführt.

Wie schon bemerkt wurde, herrscht bei den Araukanern auch heute noch die Vielweiberei. Es gilt als Ehrensache und als Zeichen des Reichtums, viele Weiber zu haben. Wer nur eine Frau hat, wird verachtet. Die Weiber müssen die Wald- und Feldarbeit verrichten, Tuch weben, Körbe flechten, irdene Gefäße verfertigen, während der Mann nichts tut oder kleine Schmuckgegenstände für seine Weiber herstellt. Über das Hochzeitszeremoniell schreibt ein Missionär: „Will ein heidnischer Araukaner ein Mädchen heiraten, das ihm gefällt, so geht er zu dessen Eltern und vereinbart mit ihnen ohne Wissen der Tochter, wieviel Stück Vieh er ihnen für die Tochter geben muß. Ist der Vertrag abgeschlossen, so begibt sich der Bräutigam mit seinen Freunden und Verwandten nachts in das Haus der Braut und trägt sie fort. Es findet dabei immer ein Scheinkampf statt, der aber ohne Blutvergießen mit dem Sieg des Bräutigams endet. Im Hause ihres Räubers angelangt, muß das Mädchen seine Frau werden. Einige Tage danach zahlt der Bräutigam den bedungenen Preis den Eltern. Stirbt die Frau in jungen Jahren, so muß er ihren Eltern das Doppelte von dem zahlen, was sie ihn ursprünglich kostete. Deshalb behandeln die Männer ihre Frauen gut[1].

In staatlicher Beziehung führen die Araukaner, soweit sie nicht der chilenischen Regierung unterworfen sind, auch heute noch ein freies Leben in ihren Wäldern. An der Spitze eines jeden Stammes, eines jeden Dorfes und jeder Niederlassung steht ein Häuptling oder Kazike. Mehrere Stämme haben einen Oberkaziken. Der Kazike hat wenig Gewalt, er ist Schiedsrichter in Streitigkeiten der Untergebenen und kann nur nach dem Herkommen entscheiden. Steuern, Abgaben und Frondienste gibt es nicht; aber der Araukaner ist jeden Augenblick kampfbereit, wenn es die Not erfordert. Soll eine wichtige Entscheidung getroffen oder eine Neuerung eingeführt werden, so muß der Kazike eine Volksversammlung berufen. Diese findet im Freien statt, manchmal bei strömendem Regen, ohne daß sich die Araukaner dadurch in ihren Reden stören lassen. Kann man sich nicht einigen, so entscheidet ein Spiel. Man begibt sich auf einen eigens dazu bestimmten Platz. Hier stellen sich die Parteien je nach ihrer Meinungsverschiedenheit einander gegenüber auf. Im Boden befindet sich ein Loch, in welches sie eine Kugel werfen. Das Spiel gewinnt jene Partei, welche die Kugel auf ihre Seite bringt. Dabei entsteht ein furchtbares

[1] Katholische Missionen 1896, 129.

Raufen und Stoßen, bis endlich eine Partei die Kugel auf ihre Seite gebracht hat. Gibt sich die unterlegene Partei nicht zufrieden, so entscheidet ein Pferderennen. Gegen diese Entscheidung gibt es keine Appellation mehr. Denn die Araukaner glauben, daß ein Gott diese Entscheidung gegeben, und fürchten die Strafe Gottes, wenn sie sich seinem Urteile nicht unterwerfen. Doch schwinden diese Bräuche immer mehr[1].

Die Araukaner haben auch ein sehr ausgebildetes Zeremoniell für die Begrüßungen. Ein Gast, der einen Fremden besuchen will, muß vor der Hütte warten, bis ihm der Hausherr die Erlaubnis zum Absteigen gibt und ihn in die Nähe der Türe führt. Dort muß sich der Gast auf den Boden setzen und in langer Rede die Gründe und die Geschichte seines Kommens erzählen. Dann erkundigt er sich nach dem Befinden der Weiber und Kinder, nach dem Ausfall der Ernte usw., und erhebt sich endlich, umarmt alle in der Hütte anwesenden Männer und sie umarmen ihn; die Frauen grüßen mit einer Verneigung. Man beginnt zu essen, was die Frauen inzwischen bereitet haben: Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, geröstetes Mehl; manchmal auch Lamm-, Ochsen- oder Pferdefleisch.

2. Die Patagonier.

Die Patagonier im heutigen Argentinien bestehen aus zwei in Sprache und Körperbau sehr verschiedenen Völkerschaften, den nördlichen Patagoniern oder den sog. Manzaneros oder Pampaspatagoniern und den südlichen Patagoniern, die einfachhin Patagonier oder auch die eigentlichen Patagonier genannt werden. Die letzteren, die sich durch ihre Leibesgröße auszeichnen, wohnen in Südargentinien von der Magelhaensstraße bis über den Rio Chico hinaus; die ersteren wohnen nördlich davon in den Pampas. Diesen wollen wir uns zuerst zuwenden.

1. Die Ranqueles. Zu den nördlichen Patagoniern gehören u. a. die Ranqueles oder Distelindianer auf den argentinischen Pampas. Sie gelten als die wildesten Patagonier, und bis in die neueste Zeit ist es Argentinien nicht gelungen, über diese verwegenen Räuber Herr zu werden. Ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort ist der Landstrich zwischen 35° und 37° südl. Br. und von den Kordilleren bis zum 66.° westl. L. von Greenwich. Die Ranqueles gelten heute ziemlich allgemein als Abkömmlinge der Ankas, die ihrerseits eine Abzweigung der Araukaner sind. Ihre Statur ist die der Europäer, aber sie sind breitschulteriger und mit größerer physischer Kraft begabt[2]. Die Sprache der Ranqueles ist eine Mundart des Araukanischen, nur weicher als dieses. Die Nation teilt sich in drei Stämme, deren jeder seinen Häuptling oder Kaziken hat. Diese Kaziken haben spanische Namen, weil sie sich haben taufen lassen, ohne jedoch ihren heidnischen Gebräuchen zu entsagen. Den Oberkaziken unterstehen etwa 60 kleinere Häuptlinge, von denen jeder über 10 bis 30 Krieger befiehlt.

[1] Katholische Missionen 1896, 130.

[2] Vgl. Globus XXV (1874) 250 ff. Die Angaben stützen sich auf die Berichte A. Kahls in Montevideo, der ein gründlicher Kenner der La Plata-Region und Chiles ist.

In jedem Zelt wohnt eine Familie, die infolge der Vielweiberei nie unter 10, häufig bis zu 20 Personen zählt. Auch die Cautivos, d. h. die gefangenen Christen, die aus Männern, Frauen und Kinder bestehen, bilden ein wichtiges Element dieser Bevölkerung. Das Innere der Zelte ist gewöhnlich in mehrere Räume geteilt, die von dem Gesinde, den Gästen und der Familie eingenommen werden. Im Sommer besteht die Kleidung der Männer in einem Stück Zeug, das die Lenden bedeckt; nur die Wohlhabenderen und die Kaziken kleiden sich wie argentinische Gauchos mit einem weiten Lendentuch (Chiripa), das bis auf die Knöchel reicht, dem Poncho und dem Panamahut[1].

Die Frauen kleiden sich sorgfältiger als die Männer und bedecken sich gewöhnlich den ganzen Leib mit selbstgewebten Tüchern, die sie Pilquenes nennen. Im ganzen behandelt der Ranquelesindianer seine Frau gut, was wohl die Folge der großen Zahl Sklaven ist, die er auf seinen Raubzügen erbeutet, und die alle Hausarbeiten verrichten müssen. Die Frauen haben also nur die Pflege der Kinder und die Beaufsichtigung der Sklaven. Das Mädchen genießt vor der Heirat die größte Freiheit; es gilt nicht als Unehre, wenn es einen Geliebten oder selbst mehrere hat, und die Eltern erheben keinen Widerspruch dagegen. Um so größer ist die Abhängigkeit der Frau nach der Heirat. Das Mädchen muß nach dem Gesetze des Stammes den ersten besten Mann annehmen, der ihr die Heirat anbietet, und ihr Widerwille oder der der Eltern wird dann nach den Geschenken abgeschätzt, welche die Familie der Braut, aber immer im Verhältnis zum Vermögen des Freiers, fordern darf. Kann man sich nicht einigen, so verbindet der Prätendent sich mit einigen Freunden, überfällt das Zelt der Braut und entführt diese gewaltsam, was einer legalen Heirat gleichkommt. Am schlimmsten geht es den alten Frauen (Hexen), von denen man annimmt, daß böse Wesen in ihnen Wohnung nehmen, und die daher jeder totschlagen darf, was denn auch häufig genug vorkommt. Kluge alte Frauen spielen nicht selten als Wahrsagerinnen eine nicht unwichtige Rolle, aber wehe ihnen, wenn sie falsch prophezeien, dann werden sie sofort niedergemacht. Im Geschlechtsleben sind im allgemeinen beide Geschlechter mäßig[2].

Ihre Nahrung entnehmen sie ihren zahlreichen Stutenherden, auch lassen sie durch die Gefangenen etwas Mais bauen; außerdem bietet die Jagd auf Strauße, Rehe, Guanacos usw. reichen Ertrag. Auf ihren Raubzügen oder als Tribut von der argentinischen Regierung, um Frieden zu halten, verschaffen sie sich Tee und Zucker. Sie wissen gut zu kochen, und beim Essen benehmen sie sich mit Würde und Anstand, bis das Horn mit Branntwein herumgereicht wird. Dem Trunk sind sie in hohem Grade ergeben. Frauen und Kinder nehmen zuweilen teil an diesen Trinkgelagen, bei denen oft Streitigkeiten entstehen. Sie sind aber so klug, vorher ihre Waffen sicher zu verstecken. Am Ende der Völlerei sieht man oft nur einen Knäuel bewußtlos betrunkener Männer, Frauen und Kinder. Merkwürdigerweise erholt sich der Wilde schnell von den Wirkungen des Rausches. Ein Bad in der nächsten Lagune genügt dazu.

Religion. Die Ranqueles kennen einen guten und einen bösen Gott (Geist?). Den ersten nennen sie Cuchauentru, den großen Mann, oder

[1] Ebd. 264. [2] Ebd. 265.

öfters Chachao, Allvater; sie sagen von ihm, er sei allgegenwärtig, unsichtbar und unteilbar, er sei sehr gut, und es sei Pflicht, ihn zu lieben. Der böse Geist ist der Gualichu, welchem sie keine Form geben. Sie betrachten ihn als ein böses Prinzip und verehren ihn mehr als den guten Gott. Jedes Übel wird dem Gualichu zugeschrieben, den man durch Opfer von Pferden, Rindern, Ziegen und Schafen zu versöhnen sucht. Wenigstens einmal jährlich muß dieses Opfer dargebracht werden. Dem guten Gott werden nur Trankopfer dargebracht. Der Indianer unterläßt es selten, einige Tropfen auszuschütten, die dem Chachao geweiht sind. Es ist nicht Sitte bei ihnen, in Gemeinschaft Gott anzubeten; sie tun es insgeheim. Der Indianer geht allein in den Wald, und nur wenn er sicher ist, daß ihn kein menschliches Auge sieht, teilt er sich seiner Gottheit mit (?). Sie haben keine Priester[1].

Nur wenig verschieden von diesen Angaben lauten diejenigen A. Guinnards, der im Jahre 1856 in die Gefangenschaft der Pampaspatagonier geriet[2] und mehrere Jahre bei ihnen in Gefangenschaft schmachtete. Er berichtet: „Sie nehmen zwei Götter an, einen guten und einen bösen. Sie bewundern und achten die Macht des guten Gottes Widaventru[3], aber eine bestimmte Ansicht über den Ort, wo dieses höhere Wesen sich aufhalte, haben sie nicht. Der Gott (Geist) des Bösen heißt Huakuwu. Sie glauben, er schwärme auf der Oberfläche der Erde umher und gebiete den bösen Geistern; sie nennen ihn auch Gualichu und bezeichnen ihn als Ursache alles Bösen, von dem die Menschen heimgesucht werden. Auch haben sie Wahrsager beiderlei Geschlechts, welche das Zukünftige vorausverkünden. Priester fand auch Guinnard bei den Pampasindianern nicht. „Die Kinder", sagt er, „erlernen die Religion von den Vätern und Müttern. Der Indianer nimmt keine Speise zu sich, ohne vorher den Göttern einen Anteil geweiht zu haben. Er wendet sich gegen die Sonne, welche der gute Gott geschickt hat, wirft ihr ein wenig Fleisch entgegen oder schüttet Wasser aus. Diese Handlung begleitet er mit folgenden Worten: „O Vater, großer Mann, König dieser Erde, gib mir Gunst, teurer Freund, alle Tage einer guten Nahrung, eines guten Wassers, eines guten Schlafes. Ich bin arm; hast du Hunger? Siehe, hier ist ein armer Esser. Iß, wenn du willst."

Wahrscheinlich gilt von den Pampaspatagoniern, was P. Dobrizhoffer[4] von der Religion der Patagonier schreibt: „Die Patagonier nennen Gott Soychu, d. h. ein Wesen, welches unsichtbar und aller Verehrung wert ist und außer der Welt sich aufhält, darum heißen sie die Verstorbenen Soychubet, d. i. Menschen, welche bei Gott sind und außerhalb der Welt leben. Sie scheinen mit den Gnostikern und Manichäern zweierlei Prinzipien zuzulassen, da sie Gott zum Urheber alles Guten und den Teufel zum Urheber aller Übel machen. Diesen letzteren verehren sie zwar nicht, aber sie fürchten ihn ungemein."

Die Ranqueles besitzen keine Tradition, daß ihre Vorfahren je Menschenopfer dargebracht haben. Eine Ausnahme besteht für die alten Frauen; kommt

[1] Globus XXV (1874) 230. [2] Globus (1862) 262.

[3] Widaventru ist offenbar derselbe wie Cuchauentru. Vielleicht handelt es sich nur um eine dialektische Verschiedenheit oder wahrscheinlicher hatte Cuchauentru mehrere Namen.

[4] Geschichte der Abiponer II 116.

in einer Familie ein Todesfall vor und befindet sich in derselben eine alte Frau — mag sie Gebieterin oder Sklavin sein —, so wird sie gewöhnlich geopfert. Es geschieht dies nicht öffentlich, sondern der Hausvater sucht sie heimlich durch einen Messerstich aus der Welt zu schaffen. Ist die alte Frau gar die Schwiegermutter des Familienvaters, so ist das Opfer besonders erwünscht, denn man glaubt, der Gualichu finde ein spezielles Vergnügen daran, in dem Körper solcher Frauen seinen Sitz aufzuschlagen[1]. Es ist deshalb auch Sitte, daß die Schwiegereltern ganz getrennt von den Schwiegersöhnen leben und sich gegenseitig weder berühren noch ansprechen dürfen[2].

Sie *glauben an ein anderes Leben* in Form einer Seelenwanderung. Wie das zu verstehen, wird leider nicht erklärt, und die Seelenwanderung paßt schlecht zu dem, was weiter berichtet wird. Die Besseren, d. h. die Reicheren, sollen im Süden vom Rio Negro auferstehen. Damit dem *Toten* im andern Leben nichts fehle, *begraben* sie ihn mit seinem besten Pferde sowie mit seinen silbernen Kleinodien. Auf dem Grabe werden Pferde, Kühe und Schafe geopfert. Die Gräber werden heilig gehalten, und keine Handlung gilt den Indianern für verabscheuungswürdiger als die Grabschändung[3].

Die tägliche Beschäftigung der Männer besteht in dem Eintreiben des Viehs, dem Zähmen der Pferde und der Jagd; dazwischen kommen Einfälle in das Gebiet der Weißen. Finden sie bei diesen Überfällen Widerstand und können sie ihn überwinden, so zeigen sie sich sehr grausam und töten die Männer und die älteren Frauen, während sie Kinder und junge Frauen mitschleppen. Ergibt sich der Grenzbewohner ohne Widerstand, so begnügt sich der Wilde mit dem Raube und den Gefangenen und läßt die Männer unangefochten. Aber sie müssen alles lassen, selbst das Hemd wird ihnen vom Leibe gezogen. Die Bewaffnung der Indianer besteht aus Lanzen und eingehandelten Karabinern. — Das Schicksal der Gefangenen ist ein sehr trauriges. Sie werden vollkommen als *Sache* behandelt, und der neue Eigentümer hat Gewalt über Leben und Tod. Die Frauen dienen dem Wilden zum Zeitvertreib, bis er ihrer überdrüssig wird und sie dann an Stammesgenossen oder andere Stämme verkauft. Geschieht dies nicht, so werden sie zum Hüten des Viehs und den niedrigsten Dienstleistungen verwendet. Die Lage der Armen verschlimmert sich ungemein durch den Haß der indianischen Weiber. Es ist selten, daß ein Indianer sich mit einer weißen Frau formell verheiratet, d. h. sie in die Reihe seiner legitimen Konkubinen aufnimmt. Die argentinische Regierung sowohl als Privatpersonen suchen Gefangene auszulösen, aber nicht selten kommt es vor, daß gefangene Frauen ihrer Kinder wegen, welche die Indianer unter keinen Umständen ausliefern, das Elend der Sklaverei der Freiheit vorziehen.

Handel, Gewerbe und Ackerbau der Ranqueles sind sehr primitiver Art. Ihren Stammesgenossen verhandeln sie gegen Pferde, Vieh oder Pampasstoffe die gefangenen Sklaven. Die chilenischen und argentinischen Händler bringen ihnen Silber, Branntwein, Zucker, Flanellhemden u. dgl. und erhalten dafür

[1] Wenn das richtig ist, kann die Tötung der Frau kaum den Charakter eines Opfers für den Gualichu haben; eher ist sie eine Strafe für den vermeintlichen bösen Zauber, den der Gualichu durch sie ausübt.

[2] Globus XXV (1874) 280. [3] Ebd.; vgl. auch LXV (1894) 396.

Häute von Rindern, Schafen, Guanakos, oder auch Silbermünzen, welche sie als Lösegeld für Gefangene bekommen haben. In ihrem eigenen Verkehr kursiert kein Geld. Sie besitzen eine ausgedehnte Rindvieh- und Schafzucht und verkaufen große Herden an die Araukaner. Sie sorgen trefflich für ihr Vieh, beim Schlachten gehen sie nicht mit unnötiger Grausamkeit zu Werk wie die argentinischen Grenzbewohner. Sie betäuben das Tier durch einen Schlag mit den steinernen Wurfkugeln und durchschneiden ihm dann die Kehle. Die Indianer sind ausgezeichnete und verwegene Reiter; bei den Festlichkeiten führen sie Kunststücke auf, die einem Kunstreiter zur Ehre gereichen würden[1].

2. Die Tehuelchen. Der Hauptstamm der eigentlichen Patagonier im Süden Argentiniens sind die Tehuelchen. Der englische Reisende Georg Chaworth Musters[2], der sich gegen ein Jahr bei ihnen aufgehalten hat, entwirft davon folgende Schilderung:

Die Patagonier sind sehr groß, kräftig und wohlproportioniert; sie sind gewöhnlich heiter und bei guter Laune, nur wenn sie sich in den Ansiedelungen (der Weißen) befinden, zeigen sie ein gesetztes und sogar düsteres Benehmen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einer Chiriga, d. h. einem Unterkleid um die Lenden herum. Sie halten viel auf Anstand. Außerdem tragen sie, besonders bei nassem Wetter, einen Fellmantel und endlich als Kopfbedeckung ein farbiges Band, um das Haar zusammenzuhalten. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem Fellmantel, wie ihn die Männer tragen; derselbe wird vorn am Halse mit einer Nadel oder Brosche zusammengehalten, darunter befindet sich ein weites sackartiges Kleidungsstück, das von den Schultern bis zu den Knöcheln reicht.

Die Tehuelchen halten sehr auf Reinlichkeit. Sie leben vorwiegend von der Jagd, in der sie äußerst gewandt sind. Im Essen sind sie mäßig. „Ich bin der Ansicht", schreibt Musters von ihnen, „daß in der Regel die Indianer weniger essen als zivilisierte Menschen, geschweige denn, daß sie sehr gefräßig wären."

Bei der Geburt eines Kindes wird, wenn die Eltern reich sind, d. h. zahlreiche Stuten und Hengste und viel Silberschmuck besitzen, das Ereignis sofort dem Doktor oder Zauberer des Stammes sowie dem Kaziken und den Verwandten angezeigt, es folgt ein Schmaus und Tanz. Das Kind wird kurz nach der Geburt mit feuchtem Gips überschmiert. Die Mütter können schon am selben oder sicherlich am folgenden Tage auf dem Pferde reiten; das Kind wird in einer geflochtenen Wiege mitgenommen, und beide Eltern sorgen aufs zärtlichste für dasselbe. Jedem Kinde werden in seiner frühesten Kindheit Pferde und Zubehör angewiesen, über die es fortan als Eigentum verfügen kann.

Die Ehen beruhen immer auf gegenseitiger Zuneigung. Wenn das Mädchen den Mann nicht will, der um seine Hand wirbt, wird es von den Eltern nicht gezwungen. Ist der Bräutigam der Einwilligung des Mädchens sicher, so sendet er einen Bruder oder Freund zu den Eltern und bietet so und so viel Stuten oder Silberschmuck für die Braut an. Willigen die Eltern ein,

[1] Globus XXV (1874) 282.

[2] Unter den Patagoniern. Deutsch von Martin, Jena 1873.

so geht der Bräutigam zu dem Toldo (Hütte) seiner Künftigen und überreicht die Gaben. Die Eltern der Braut erwidern dieselben mit Gaben von gleichem Wert, die jedoch im Fall einer Scheidung (die selten vorkommt) Eigentum der Braut werden. Hierauf wird die Braut von dem Bräutigam unter dem Jauchzen seiner Freunde und dem Gesang der Frauen nach seinem Toldo gebracht. Dann folgt ein Festmahl. Der Indianer darf so viele Frauen haben, als er ernähren kann, aber die meisten haben nur eine.

Beim Tode eines Tehuelchen werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Tiere getötet, seine Ponchos und alles, was ihm gehörte, auf einen Haufen gelegt und verbrannt. Die Leiche wird in einen Mantel, Poncho, oder wenn der Verstorbene einen Panzer besaß, in denselben genäht und mit dem Gesicht nach Osten in sitzender Stellung begraben; über dem Grabe wird ein Steinhügel errichtet. Der Name des Verstorbenen wird nicht mehr genannt, er soll vergessen werden[1]. Bei dem Tode eines Kindes zeigen die Eltern aufrichtigen Schmerz.

Religion. Von Sonnendienst, wie bei den Pampas und Araukanern, ist bei den Tehuelchen keine Rede, wohl aber wird der Neumond begrüßt, wobei die ehrfurchtsvolle Gebärde von leise gemurmelten Worten begleitet wird, die Musters nie verstehen konnte. Sie glauben an einen großen und zwar guten Geist, der nach ihrer Sage die Indianer und die Tiere schuf. Doch bekümmert sich derselbe nicht viel um die Menschen. Götzenbilder oder sonstige Gegenstände der Anbetung haben sie nicht; auch feiern sie — wenn man nach einjähriger Erfahrung urteilen darf — keinen regelmäßig wiederkehrenden religiösen Festtag. Was sie zu ihren religiösen Handlungen antreibt, ist der Glaube an viele böse Geister, die ihnen auflauern und Unheil bereiten. Diese Geister zu vertreiben oder zu versöhnen, ist die Aufgabe der Zauberer. Zauberei und Aberglaube spielen eine große Rolle im Leben der Tehuelchen.

Die Tehuelchen stehen in keinem Untertanenverhältnis zu einem Oberkaziken; doch können sie sich unter einem solchen vereinigen. Sie sind von Natur sehr zur Unabhängigkeit geneigt, aber alle Horden, ob groß oder klein, stehen unter dem Befehl eines Kaziken, der zuweilen mit dem zärtlichen Namen „Vater" bezeichnet wird. Bei einigen Horden ist die Häuptlingswürde erblich.

Musters macht noch die Bemerkung, daß man gewöhnlich eine zu ungünstige Meinung von den Tehuelchen habe. „Die Bezeichnungen: grausame Wilde, Räuber der Wüste usw., verdienen sie sicherlich nicht. Sie sind freundliche, gutgelaunte, plötzlichen Antrieben folgende Naturkinder, die sich leicht für oder gegen etwas sehr einnehmen lassen, feste Freunde und ebenso erklärte Feinde werden." Gegen Fremde, besonders gegen Leute spanischer Abkunft, sind sie mißtrauisch, weil sie oft hinterlistig und grausam behandelt wurden. — „Ich bin bei den Geschäften, die ich mit ihnen hatte, immer ehrlich behandelt worden." Doch machen sie sich kein Gewissen daraus, jeden zu bestehlen, der nicht zu ihrer Horde gehört. Wenn es sich um unbedeutende Dinge handelt, lügen sie fast

[1] Dobrizhoffer (Geschichte der Abiponer II 98) schreibt: „Die Patagonier und die übrigen Völker, welche das magallanische Land bewohnen, sind fest der Meinung, daß die Seelen der verstorbenen Menschen und die Seelen umgekommener Strauße unter der Erde in einerlei Gezelten sich aufhalten."

immer. Handelt es sich aber um eine Sache von Wichtigkeit, so sprechen sie die Wahrheit, solange man ihnen Treue und Glauben hält. „Als ich einige Zeit unter ihnen war und sie sich überzeugt hatten, daß ich es stets vermied, nur irgend von der Wahrheit abzuweichen, hörten sie selbst in unbedeutenden Sachen auf, mich zu belügen." Auch sind sie nicht aus Gewohnheit grausam, selbst gegen Sklaven und Gefangene. Wenn sie aber betrunken sind, werden sie zügellos.

Vielleicht der schönste Zug in ihrem Charakter ist die Liebe zu ihren Weibern und Kindern; eheliche Zwistigkeiten sind selten, und das Schlagen der Weiber ist unbekannt. Die Kinder werden wegen schlechten Betragens nie zurechtgewiesen, so daß es zu verwundern ist, daß die jungen Leute nicht halsstarriger und eigensinniger werden.

„In ihren heimatlichen Wildnissen habe ich", sagt Musters, „unter den Indianern wenig Unsittlichkeit bemerkt, in den Ansiedlungen jedoch werden sie, infolge der Trunksucht und wohl auch des Beispiels der Europäer, ausschweifender."

3. Die Feuerländer.

Im südlichsten Teil von Südamerika, vom Festlande durch die Magelhaensstraße abgetrennt, liegt eine Gruppe von größeren und kleineren Felseninseln, die den Namen Feuerland tragen. Diesen Namen hat das Land von den ersten Seefahrern erhalten, die sowohl auf den Inseln als in den Kanoes der Eingebornen viele Feuer sahen. Die Feuerländer geben sich nämlich durch Feuer Zeichen, außerdem verbrennen sie das Gras, um den Boden zu düngen, und wenn sie endlich in der Nacht auf die Vogeljagd oder den Fischfang ausziehen, pflegen sie viele brennende Fackeln zu tragen. Wir geben zuerst einen allgemeinen Überblick über dieses Volk und lassen dann eine kurze Charakteristik der Hauptstämme folgen.

Die Eingebornen zerfallen in drei ziemlich weit voneinander verschiedene Stämme oder Völkerschaften: die Yagan, die Ona und die Alacaluf, die wahrscheinlich nacheinander in ihr heutiges Gebiet einrückten. Als die ältesten Bewohner gelten die Yagan, die von den Chonos abstammen; dann kamen die Alacaluf und zuletzt die Ona, die ein Zweig der Tehuelchen im südlichen Patagonien sind, wie sich aus ihrer leiblichen und sprachlichen Verwandtschaft mit diesen ergibt. Die Yagan wohnen im südlichen Teil des Archipels, südlich vom Beaglekanal bis zu den Inseln am Kap Hoorn. Den Namen Yagan haben sie von den Europäern erhalten, sie selbst nennen sich Yamana, was so viel heißt als Leute, Menschen, vernünftige Wesen. Die Alacaluf wohnen an dem Labyrinth von Kanälen, das sich von der Insel Stewart bis zur Ultima Speranza in der Magelhaensstraße ausdehnt. Die Ona endlich leben auf der größten Insel des Archipels, dem Feuerland im engeren Sinn, besonders im östlichen Teil derselben [1].

---

[1] Ant. Cojazzi, Contributi al Folk-Lore e all' Etnografia dovuti alle Missioni Salesiane. Gli Indü dell' Arcipelago Fueghino, Torino 1911, 14—16. Ferner Giacomo Bove, Patagonia, Terra del Fuoco, Mari Australi, Genova 1883, 128 ff. Die

Die Yagan sind klein von Statur, aber fest gebaut, ihre Augen sind schief wie bei den Chinesen; die Alacaluf sind etwas größer, von brauner Hautfarbe und regelmäßigen Zügen; die Ona endlich sind wahre Riesen und erreichen im Durchschnitt die Höhe von 1,74 m. Die Ona sind immer fröhlich und heiter, stets zum Scherzen aufgelegt; der Alacaluf dagegen ist ernst, finster, schweigsam und verräterisch.

Außer den genannten drei Stämmen gibt es im Feuerland noch einen vierten Stamm, die Haußindianer, die zwar Verwandtschaft zeigen mit den Ona, aber doch durch Sprache und Sitten sich von ihnen in manchem unterscheiden; heute ist jedoch dieser Stamm auf wenige Individuen zusammengeschmolzen[1]. Leider werden ihnen auch die andern Stämme folgen, die trotz der Bemühungen der Missionäre immer mehr verschwinden.

Die Feuerländer galten von jeher als ganz vertierte Menschen. Schon J. de Laet[2] entwirft von ihnen ein abstoßendes Bild. Er nennt sie schamlose Menschen; die Männer laufen nackt umher und bedecken nicht einmal die Scham; die Weiber begnügen sich mit einer armseligen Schamhülle aus Haut. Von Religion und politischer Organisation ist bei ihnen keine Spur zu finden. Ganz besonders hat Ch. Darwin durch seine dunklen Schilderungen dazu beigetragen, daß man sich fast daran gewöhnte, die Feuerländer nur als halbe Menschen zu betrachten. Aber eingehendere Forschung hat gezeigt, daß sie volle und ganze Menschen sind wie wir, wenn auch in verwahrlostem Zustand. Übrigens gab schon Darwin[3] selbst zu: „Als ich an Bord des ‚Beagle' mit den Feuerländern zusammenlebte, ward ich unaufhörlich überrascht von kleinen Charakterzügen, welche zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Eigenschaften den unserigen waren." Auch Peschel[4] weist darauf hin, daß die künstliche Art ihrer Feuerbereitung und ihr Geschick als Seefahrer Scharfsinn verrate. Kapitän Cook und Darwin wollten die Sprache der Feuerländer kaum als artikuliert gelten lassen und verglichen sie mit dem beim Räuspern entstehenden Geräusche. Spätere Forschungen haben gezeigt, daß sie eine wohlgefügte Sprache haben. Die nordamerikanischen Missionäre, besonders Bridges, die sich lange bei ihnen aufhielten, verfaßten eine Grammatik und ein Wörterbuch und zeigten, daß ihre Sprache verhältnismäßig reich sei. Dasselbe haben in neuerer Zeit die Salesianermissionäre des Don Bosco getan[5]. Auch Bove[6] schreibt: „Ihr niedriger Kulturzustand steht in auffallendem Kontrast zu dem Reichtum ihrer Sprache,

---

Mitteilungen Boves über die Feuerländer stützen sich zum Teil auf die Angaben der nordamerikanischen Missionäre, besonders des Rev. Thomas Bridges, der lange Jahre in Feuerland gewirkt hat.

[1] Cojazzi a. a. O. 20.

[2] Novus orbis seu descriptio Indiae occidentalis, Lugduni Bat. 1633, l. 13, c. 14, p. 518. Er sagt z. B.: Gens admodum barbara est; nam praeterquam quod crudis, etiam humanis, carnibus vescantur, ne scintillam quidem religionis aut politici regiminis obtineant, ita penitus omni pudore vacui, ut astantibus, nisi caveant, immingant; ingenio sunt versipilli pravoque, nam licet advenis prima facie abblandiri videantur, omnes industriae nervos intendunt, ut incautos obruant et trucident.

[3] Abstammung des Menschen I (1871) 204. [4] Völkerkunde 151.

[5] Cojazzi a. a. O. 16.

[6] Patagonia usw. 139. Vgl. außerdem noch Cojazzi a. a. O. 114.

der zur Annahme führt, daß sie einst auf einer viel höheren Kulturstufe standen als heute. Die Yaganſprache ist ohne Zweifel eine der ältesten und reinsten. Sie ist sowohl in Bezug auf Grammatik als Wörterschatz sehr vollständig. Der letztere beläuft sich auf ungefähr 30000 Wörter, eine Zahl, die in Anbetracht des agglutinierenden Charakters der Wörter leicht vermehrt werden kann. Die Zeitwörter und Pronomina sind sehr zahlreich und ersetzen zum Teil die Armut an Adverbien und Präpositionen. . . . Ein so großer Reichtum der Sprache verleiht den Feuerländern eine wahrhaft überraschende oratorische Leichtigkeit. Hunderte Male hörte ich in den Wigwams (Hütten) die Greise das Wort ergreifen und ohne Inflexion der Stimme und ohne Zeichen der Anstrengung stundenlang reden. Gewöhnlich handelte es sich um Jagdgeschichten, um Erzählungen der Kämpfe mit den benachbarten Alacaluf oder Ona, um Beschreibung wilder Stürme und Schilderung des Zusammentreffens mit dem schrecklichen Curspic, dem bösen Geist, der die Wälder durchstreift und die verdammten Seelen hinter sich herschleppt."

„Seit langem", schreibt Ratzel, „werden die Feuerländer als die niedrigste Rasse dargestellt. Wir wollen nicht an die geschwänzten Menschen der älteren Seekarten erinnern, aber von Malthus bis auf Darwin haben nur wenige Ethnographen daran gezweifelt, daß man hier eine ‚zwar friedliche, aber äußerst tierische Rasse' vor sich habe. Doch stellen, rein körperlich betrachtet, die Feuerländer keine niedrigere Rasse dar als irgend eine andere Gruppe der Mongoloiden. . . . Je nähere Kenntnisse man von ihren gemütlichen und geistigen Fähigkeiten im näheren Umgang gewann, desto höher stieg auch in dieser Beziehung ihre Wertschätzung."

I. Die Ona.

Die Grundlage der Familie bei den Ona ist die Polygamie, die tief eingewurzelt ist. In der Theorie kann jeder Mann so viele Frauen haben als er will, aber in der Praxis findet sich kaum einer, der mehr als vier Frauen hat. Oft wünscht die Frau, daß der Mann eine zweite Frau nehme, weil sie dadurch Hilfe beim Transport der Hütten zu erlangen hofft. Denn bei diesen Umzügen von einem Ort zum andern trägt der Mann nur Bogen und Pfeile, um beständig schußbereit zu sein, wenn das Wild in den Weg kommt; die Frau dagegen muß die Hütte mit allem Hausgerät transportieren und zuweilen noch kleine Kinder tragen; deshalb sucht sie die Hilfe einer oder mehrerer Gefährtinnen, und zwar solcher, die die Eintracht nicht stören. Aus diesem Grund wählt der Bräutigam häufig zwei Schwestern; zuerst heiratet er die ältere, und später die jüngere, oder er sucht eine Witwe, die eine Tochter hat, und heiratet zuerst die Mutter und später auch die Tochter. Übrigens haben die Ona große Scheu vor Heiraten mit Blutsverwandten, und nur aus Not heiraten sie Leute, die im dritten Grade mit ihnen verwandt sind; denn sie kommen leicht in das Gerede.

Bei den Ona besteht vielfach Frauenraub. Die Männer nehmen sich ihre Bräute während der Kriege mit Nachbarstämmen, indem sie deren Männer töten. Wird aber die Ehe zur Friedenszeit innerhalb desselben Stammes ge-

schlossen, so vereinbaren die Eltern der Brautleute, und zwar ohne Wissen der Braut, die Heirat; meist geben nur Nützlichkeitsrücksichten für die beiden Familien den Ausschlag. Doch kommen auch Ehen aus Herzensneigung vor. Wenn der Jüngling ein Mädchen gefunden, das ihm gefällt, so nimmt er seinen Bogen, begibt sich in die Hütte seiner Erkorenen und übergibt ihr ohne ein Wörtchen zu sagen, den Bogen; dann verläßt er die Hütte und wartet in der Nähe. Das Mädchen beratschlagt nun mit seiner Mutter und faßt den Entschluß. Will es den Jüngling nicht, so ruft es einen Knaben und schickt den Bogen dem Jüngling zurück. Ist es aber einverstanden, so bringt es selbst dem Jüngling den Bogen. Von diesem Augenblick sind sie Eheleute, und das Mädchen folgt seinem Manne ohne weitere Zeremonie in seine Hütte und beide behalten ihren Namen wie zuvor.

Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, so geht sie in den Wald, haut Holz zusammen und trägt eine sehr große Last mühsam nach Hause, in der Überzeugung, dem Kinde dadurch Kraft zu verschaffen. Den Mann hält man möglichst lang in Unkenntnis des zu erwartenden frohen Ereignisses. Nach der Niederkunft muß die Frau mancherlei Abstinenz üben, sie darf z. B. kein Fleisch essen, außerdem muß sie Reinigungsbäder nehmen. Bis zum zweiten Jahre schnüren die Mütter die Köpfe der Kinder mit einer Binde fest, um dadurch, wie sie sagen, ihre Sehkraft zu stärken; außerdem massieren sie die Kleinen mit weißer Erde, und zwar in so fester Weise, daß dieselben laut schreien. Die Mütter behandeln sonst ihre Kinder mit großer Liebe und reichen ihnen die Brust, bis sie ein anderes Kind haben. Die Mädchen zeigen sich in Bezug auf Schamhaftigkeit zarter als die Knaben, da sie schon vom vierten Jahre an einen dreieckigen Streifen Leder tragen; sie zeigen aber auch schon früh Eitelkeit und Liebe zum Putz.

Die Ona können bis fünf zählen; wollen sie zehn sagen, so vereinigen sie beide Hände; zwanzig drücken sie aus mit dem Satz: wie die Hände von zwei Menschen. — Sobald die Knaben in ein bestimmtes Alter kommen, werden sie in die traditionellen Verrichtungen eingeweiht. Eine Tradition der Ona erzählt, in uralter Zeit hätten die Frauen eine Art Oberherrschaft über alle Männer gehabt; sie gingen auf die Jagd, den Fischfang und überließen die lästigen Hausarbeiten den Männern. Es gelang den Frauen, ihre Herrschaft durch ein System schreckhafter Erscheinungen von gewissen Geistern zu befestigen, die bei jeder Gelegenheit vorgaben, die Weiber zu beschützen und die Männer, selbst mit dem Tode, zu bestrafen, sobald diese das Weiberjoch abschütteln wollten. Dieses System von Betrug und Aberglauben hielt die Männer in der Sklaverei, obwohl die erscheinenden Geister nur verkleidete Frauen waren. In dieses Geheimnis wurden die Mädchen zu einer bestimmten Periode eingeweiht. Aber eines Tages wurde der Betrug entdeckt, und die Männer richteten nun ein Blutbad unter den Weibern an und ließen nur die kleinen Mädchen am Leben. Von jetzt an wurden die Jünglinge in einem ähnlichen Fest in die Gebräuche und Geheimnisse des Stammes eingeweiht.

Die Hütten der Ona sind natürlich wegen der Armut des Landes und des ewigen Herumwanderns sehr armselig. Wollen sie länger an einem Ort verweilen, treiben sie in einem Kreise Pfähle in den Boden und vereinigen sie

oben, so daß sie kegelförmige Gestalt erhalten. Die Zwischenräume zwischen den Pfählen werden mit Rasen ausgefüllt. Auf der Wanderung begnügen sie sich oft mit einer schrägen Wand, die gegen Wind und Regen notdürftig Schutz bietet. Als Kleidung benutzen die Männer Lamafelle, die zu einer Art Decke zusammengenäht sind. Die Frauen tragen ein Lamafell wie eine Art Schürze und ein anderes wird um die Schultern geworfen, so daß es fast den ganzen Leib bedeckt wie bei den Männern. Die Hauptnahrung liefern die Jagd und der Fischfang, außerdem graben sie Wurzeln aus. Als Trank dient den Ona das Wasser. Die Bereitung berauschender Getränke scheinen sie nie gekannt zu haben. Obwohl das Land so arm ist, enthalten sich die Eingebornen doch mancher Speisen, sei es aus natürlichem Ekel oder aus Aberglauben.

Die Eingebornen treiben auch ein wenig Handel sowohl unter sich als auch mit den Zivilisierten, denen sie Lama- und Fuchsfelle, Bogen, Pfeile, Körbe usw. verkaufen, um dafür Messer, Scheren, Feuerwaffen und Kleider einzutauschen.

Die Ona glauben, daß alle ihre Krankheiten von Pfeilspitzen, Stückchen Holz, Knochen oder Steinen kommen, die durch geheimen Zauber in ihren Leib geraten; deshalb gebrauchen sie keine Medizinen, sondern rufen ihren Kon zu Hilfe, den Zauberdoktor, der diese Dinge aus dem kranken Leib entfernen muß. In phantastischem Aufputz, mit Fellen und Federn geschmückt, kommt dieser zum Kranken und fragt die Verwandten, welchen Gegenstand er im Leib habe. Der Kranke wird dann nackt auf ein Fell auf den Boden gelegt, es beginnen die Teufelsaustreibungen, und schließlich reibt der Zauberer die kranke Stelle, bläst und saugt daran zu verschiedenen Malen, bis er endlich den Gegenstand aus dem Munde zieht, den er vorher darin versteckt hatte.

Stirbt der Kranke, so erheben die Verwandten laute Klagen, sie schneiden sich die Haare so ab, daß sie eine große Tonsur erhalten, die sie rot färben; den Leib zerschlagen sie sich mit Muscheln. Die Leiche wird in Lamafelle eingewickelt, mit Schnüren zusammengebunden und in beträchtlicher Tiefe begraben, damit die Füchse sie nicht ausscharren, und zwar immer mit dem Angesicht nach unten[1]. Warum sie das tun, wußten sie selbst nicht anzugeben. Nach dem Begräbnis versammeln sich die Verwandten und Freunde um das Feuer dreimal im Tage, und zwar eine Reihe von Tagen hintereinander, um den Toten zu beklagen, einer singt vor und die andern antworten in klagender Melodie. Nach der Zeremonie trennt man sich und lacht und scherzt, als ob nichts Trauriges vorgekommen wäre. Die Hütte des Verstorbenen wird verbrannt und sein Wohnplatz verlassen. Die Verwandten, besonders die Frauen, erzeigen ihren Verstorbenen noch lange ihren Schmerz durch Klagelieder. Alle zeigen einen großen Abscheu gegen das Berühren einer menschlichen Leiche; wer eine Leiche zufällig berührt hat, muß sich sofort waschen.

Weil es so schwierig ist, die Sprache der Feuerländer zu erlernen, und diese in Bezug auf die Religion sehr zurückhaltend sind, wurden sie lange für völlig religionslos gehalten. Schon Darwin sagte: „Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß sie irgend einer Religionsregel folgen." Das ist nach der Angabe der Missionäre falsch. Sie geben zwar zu, daß die Ona keine klare

[1] Bove, Patagonia usw. 72.

Idee von Gott als dem ersten Prinzip und dem Endziel aller Dinge haben, wohl aber glauben sie an eine höhere und unsichtbare Welt von Geistern und an ein Jenseits.

Über die Religion der Ona schreibt Mgr. Ferdinand Terrien[1]: „Sie haben die Idee von einem guten und einem bösen Geist, erweisen ihnen aber keinen äußeren Kult. Es ist der gute Geist, der ihnen als besondere Gunst den Schiffbruch mit reichen Vorräten versehener Dampfer an ihrer Küste gewährt, die ihnen Nahrungsmittel ohne Arbeit verschaffen. Ihm schreiben sie auch die großen Massen von Fischen zu, welche die Flut bei der Ebbe auf dem Trockenen zurücklässt. Ihr Glaube an den bösen Geist offenbart sich besonders bei Krankheitsfällen. Der Zauberer wird dann gerufen, um z. B. eine nicht seltene Unverdaulichkeit zu heilen; er streckt den Patienten auf dem Boden aus, fängt an ihn zu reiben, mit Händen und Füßen zu schlagen und nach allen Seiten umzuwenden. Dabei bläst er kräftig und stößt ein wildes und rauhes Geschrei aus. Diese Operationen haben den Zweck, das Übel aus dem Leibe zu entfernen und herauszuziehen, das nach ihrer Ansicht nur der böse Geist ist."

„Die Ona", berichtet Bove[2], „glauben nicht nur etwa dunkel, sondern klar und ausdrücklich an das Dasein, die Unsterblichkeit und die Metempsychose der Seelen, an einen freudenvollen oder schmerzlichen Aufenthaltsort derselben nach dem Tode des Leibes, ja selbst an ein ziemlich verwickeltes mythologisches System."

Schon frühere Reisende hatten dasselbe bemerkt[3]. Bove sagt, die Feuerländer glauben, daß der Geist den Körper verlässt und durch die Wälder und über die Berge irrt, unruhig und leidend, wenn er im Leben böse war, freudig und ruhig, wenn er gut war. Auch nach J. G. Garson[4] glauben die Feuerländer an einen schwarzen Mann, der alle Werke und Handlungen der Menschen kennt und dem niemand entgehen kann.

Die Ona haben auch zahlreiche mythologische Erzählungen, in denen besonders ein gewaltiger Riese Kuanip eine große Rolle spielt. Er wurde aus der Erde und einem Felsen geboren; oft wird von ihm behauptet, er könne alles, und auf seinen Befehl sei einst die Erde von einer ungeheuern Flut überschwemmt worden; ebenso wird die Scheidung von Tag und Nacht auf ihn zurückgeführt. Wir haben hier wohl einen Überrest der Idee eines allmächtigen Schöpfers.

Eine eigentliche Regierung scheinen die Ona nicht gehabt zu haben; eine Bevorzugung der einen über die andern wird durch Alter, Scharfsinn und Kühnheit erworben. In den Familien und Klans, in welche die Stämme zerfallen, wird der Ausspruch der alten Männer von den jüngeren Leuten als Gesetz betrachtet.

„Der moralische Charakter der Ona", schreiben die Missionäre, „ist nach dem Urteil derjenigen, die lange und vertraut mit ihnen verkehrt haben, im wesentlichen der gleiche wie der jedes andern Menschen. Allerdings finden wir

---

[1] Missions catholiques 1898, 309.
[2] Patagonia usw. 76.
[3] Vgl. Globus XLIII (1883) 159.
[4] Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XV (1886) 145.

bei ihnen nicht die Spuren der christlich-ethischen Prinzipien. Sie haben nur das natürliche Licht der Vernunft, und auch dieses ist oft genug infolge des elenden Lebens, zu dem sie ihre Armut zwingt, verdunkelt. Deshalb ist auch nicht zu verwundern, daß sie sich indolent, apathisch, lügnerisch, diebisch, aufbrausend, unbeständig und — besonders die Weiber — rachsüchtig zeigen. Diesen Fehlern, die jedoch nicht einfachhin allgemein sind, halten das Gleichgewicht die Herzensgüte gegen ihre Wohltäter, die Gastfreiheit, die Gelehrigkeit im Befolgen der Ratschläge, die Sanftmut ihres Charakters gegen alle, die sie gut behandeln, das Verlangen, sich zu unserer Bildung zu erheben, besonders in religiöser und sittlicher Beziehung. Allerdings kamen diese guten Eigenschaften in Gegenwart der Feindseligkeit der zivilisierten Abenteurer nicht zur Entfaltung; es bedurfte der Liebe der Missionäre, damit sie auch dem Europäer jene guten Eigenschaften zeigten, die sie schon unter sich in ihren Privatbeziehungen an den Tag legten. Das erklärt, wie leichtfertige und der Sprache des Landes unkundige Reisende aus ihrer physisch elenden Lage verleitet wurden, auch über ihren moralischen Charakter so ungünstig zu urteilen.“ [1]

„Ebenso kann man in Bezug auf ihre Intelligenz wiederholen, was Nordenskiöld sagte: Sie sind eher des Mitleids als der Verachtung würdig. Was wir von ihren Werkzeugen und ihrer Industrie gesagt haben, beweist, daß sie eine mehr als mittelmäßige Intelligenz haben: ‚die Waffen, die Schmucksachen, die Art der Feuerbereitung, die Nahrung sind das beste, was ihnen überhaupt ihre heutigen Umstände erlaubten‘. Als Nordenskiöld die Stationen und Leistungen der Missionäre besucht hatte, schrieb er: ‚Nachdem ich die Erziehung der Kinder gesehen, ihre Spiele, ihre nach dem Geschlecht verschiedenen Arbeiten, die Arbeiten der Männer in den Werkstätten, in der Sägerei, auf dem Feld und bei den Herden, glaube ich, daß nach wenigen Jahren schon viele nützliche Glieder der Gesellschaft daraus hervorgehen werden.‘“ [2]

II. Die Yagan.

Nach Karl Skottsberg [3] haben die Yagan „keine religiösen Ideen und verehren nichts; doch ist klar, daß sie die Kräfte der Natur fürchten müssen, die sie nicht erklären können“. Das sind nur aprioristische Behauptungen. Wahr ist, daß der religiöse Glaube der Yagan sich auf die Annahme eines wohlwollenden und eines bösartigen Gottes beschränkt, und der eine nicht mehr und nicht weniger als der andere verehrt wird. Curspic ist der Teufel, der sie zuweilen durch Wind, Regen und Schnee wegen ihrer Gleichgültigkeit straft. Der Regenbogen wird als Bote seines Zornes angesehen, die Frauen und Kinder fürchten sein Erscheinen sehr, die Männer dagegen verwünschen ihn und spucken nach ihm [4]. Über die Sündflut besitzen die Yagan eingehendere Sagen als die Ona. So erzählt ein Yaganstamm bei Uschuaia, der Mond sei einst ins Meer gefallen, infolge davon sei das Wasser so hoch gestiegen, daß nur die Spitzen

[1] Cojazzi, Contributi al Folk-Lore usw. 97. [2] Ebd. 98.

[3] The Wilds of Patagonia; a Narrative of the swedish Expedition to Patagonia, Tierra del fuego and the Falkland Islands in 1907—1909, London 1911, 98.

[4] Bove, Patagonia usw. 139. Globus XLIII (1883) 159.

der Berge aus dem Wasser schauten; auf diese konnten sich einige schnell retten. Als der Mond zum Himmel zurückkehrte und die Wasser sanken, fanden sie unten in einer Lagune einen toten Walfisch, den sie aßen. Nach einem andern Yaganstamm sollten sich die Menschen nicht auf eine Bergspitze, sondern auf eine Insel gerettet haben, die sich vom Meeresgrunde losriß und wie eine Barke auf der Oberfläche schwamm, bis sich die Wasser verliefen.

Die Yagan glauben, daß eine gewisse Felsenklippe einer südlichen Insel einst ein Mensch gewesen sei und noch jetzt die böse Zaubermacht behalten habe, jedes Kind, das in die Nähe gebracht wird, krank zu machen. Sie glauben, daß die sichtbaren, aber nicht betastbaren Geister der Nacht die Ursache der Krankheiten und des Todes seien. Sie glauben endlich an das Dasein wilder und grausamer Männer, die Hannusch heißen und ohne Familie immer in der Einsamkeit leben und den Indianern auflauern, um sie zu töten. Wie die Ona schreiben auch sie die Krankheiten und den Tod den Lanzen- und Pfeilspitzen zu, welche die Zauberer (yacamusch) aus dem Leibe zu ziehen vorgeben. Die dabei üblichen Zeremonien, Beschwörungen, tollen Bewegungen u. dgl. sind wie bei den Ona[1].

Die Gewohnheiten und Sagen sind bei den Yagan sehr verschieden von denen der Ona, was mit ihrer Lebensweise zusammenhängt. Sie leben fast immer auf oder an dem Meere und daher hat auch für sie das Kanoe eine viel größere Bedeutung. Merkwürdig ist, daß nur die Frauen schwimmen können und nur die Mädchen diese Kunst lernen. Die Frauen treiben und lenken auch das Kanoe, während der Mann beständig auf die Gelegenheit paßt, Fische mit der Harpune zu treffen. Sie kennen auch ein primitives System von Segeln, zu denen sie ein Stück Tuch und eine Haut gebrauchen. Nach dem Fischfang ziehen sie das Kanoe ans Land in die Nähe der Hütte, die meist kegelförmig aus zusammengeflochtenen Zweigen gebaut ist und an zwei entgegengesetzten Seiten eine Öffnung hat[2]. Als Waffen gebrauchen sie nur die Werkzeuge des Fischfanges, die Harpune, welche Bove einen Wurfspieß nennt, und welche sich bei Kämpfen in eine Lanze verwandelt, und außerdem die Schleuder. Auf das Verfertigen von Bogen und Pfeilen verstehen sie sich nicht. Mit der Schleuder töten sie aber Tiere auf 40—50 Schritte Entfernung mit großer Sicherheit.

Die Hauptnahrung liefert ihnen das Meer. Mit großer Kühnheit durchziehen sie auf ihren gebrechlichen Kanoes alle klippenreichen Kanäle des südlichen Archipels, ja gehen manchmal auf das offene Meer zur Jagd nach Delphinen. Bove gesteht, daß er Darwins Buch „Reise eines Naturforschers" gelesen hatte und mit der Meinung zu den Feuerländern kam, sie seien Menschenfresser, sie töteten und mißhandelten die alten Leute u. dgl., aber er mußte seine Ansichten in den meisten Punkten korrigieren[3]. Hyades[4] lobt auch die Schamhaftigkeit der Yaghan, besonders der Frauen, die nie die Schamhülle (machacana) ablegen.

Wenn einer gestorben ist, stoßen die Verwandten ein schreckliches Geheul aus, malen Gesicht und Hände schwarz, zerreißen sich die Haare und zer-

[1] Bove a. a. O. 106. [2] Ebd. 108—109. [3] Ebd. 110—111.
[4] Tour du Monde I (1885) 408.

fleischen sich den Leib mit Muscheln und Messern. Der Leichnam wird in einige Lumpen eingehüllt und mit den Waffen begraben, wenn es ein Mann, mit den Körben und den Fischereigerätschaften, wenn es eine Frau ist. Es gab eine Zeit, wo die Yagan ihre Toten im Walde zu verbrennen pflegten, und zwar in der Nähe des Ortes, wo er gestorben war. Dabei soll es nach Bove vorgekommen sein, daß solche, die als tot auf den Scheiterhaufen gelegt wurden, infolge der Hitze wieder zu sich kamen und sich von ihrem Lager erhoben[1]. Heute ist dieser Gebrauch der Leichenverbrennung aufgegeben, wenn jemand in seinen gewohnten Wohnplätzen gestorben; wenn aber jemand an einem fremden Ort verschieden ist, verbrennen sie ihn, damit nicht etwa die Feinde seine Gebeine zu Harpunen verwenden. Als Bove von einem Indianer den Schädel seines Vaters kaufte, wandte sich dieser mit den Worten an den Schädel: „Lebewohl, lieber Vater; du, der du in diesem Leben nichts gesehen hast als unsere Schneefelder und unsere Stürme, wirst jetzt nach dem Tode weit, weit reisen. Lebewohl, möge deine Reise glücklich sein." Von den Seelen der Verstorbenen glauben die Yagan, daß sie in den Wäldern und auf den Bergen umherschweifen, unruhig und leidend, wenn sie im Leben böse waren, freudig und ruhig, wenn sie im Leben gut gewesen sind[2].

III. Die Alacaluf.

Bei diesem Stamm haben die Salesianer schon seit 1889 Missionsstationen, besonders auf der Insel Dawson. Die Alacaluf sind sehr mißtrauisch, verräterisch und verlogen. Nur nach langen Mühen gelang es den Missionären, ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Kanoes bauen sie meist aus Baumrinde. Mehrere 3 oder 4 Meter lange und 1—2 Meter breite Rindenstücke werden von den Weibern mittels biegsamer Ruten zusammengenäht. Zuweilen konstruieren sie das Kanoe aus einem einzigen Baumstamm, den sie mit Feuer oder auch mit Werkzeugen aushöhlen. In Bezug auf Waffen und Werkzeuge stimmen sie ziemlich mit den Yagan überein.

Was ihre Religion betrifft, so glauben die Alacaluf an ein unsichtbares Wesen, das sie Taquatu nennen und das sie für einen gewaltigen Riesen halten, der Tag und Nacht in einem großen Kanoe auf dem Meer und den Flüssen und selbst in der Luft umherfährt. Findet er auf seiner Fahrt einen Mann oder eine Frau, die müßig und zerstreut ist, so nimmt er sie in seine ungeheure Piroge und bringt sie weit weg in sein Haus. Besonders während der Nacht fürchten die Alacaluf die Begegnung mit diesem schrecklichen Wesen[3].

Sie glauben, daß die Guten nach dem Tode in einen köstlichen Wald ziehen, um sich da zu sättigen an allen Dingen, die ihnen im Leben gefielen: Fischen, Meerfrüchten, Vögeln usw.; die Bösen dagegen werden in eine tiefe Grube geschleudert, aus der sie nie mehr heraus können[4].

Wir fügen noch einige Zeugnisse von Reisenden über die Feuerländer bei. Aus den eigenen Schilderungen Darwins[5] ergibt sich, daß die Feuerländer regel-

[1] Bove, Patagonia usw. 111. [2] Ebd. 138.
[3] Cojazzi, Contributi al Folk-Lore usw. 124. [4] Ebd. 125.
[5] Naturwissenschaftliche Reisen I (1844) 235. Schneider, Naturvölker II 71.

rechte Begriffe von Tausch, Eigentum, Wahrhaftigkeit und ehelicher Treue besaßen. Die Familie ist wohlgeordnet, aber eine eigentliche Stammesorganisation existiert bei ihnen nicht. Es darf uns dies nicht wundern, da das Land ihnen wenig Nahrung bietet und deshalb nur kleine Gruppen beisammen bleiben können. Auch müssen sie fast beständig auf Wanderungen sein, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, so daß es zu einer größeren sozialen Organisation nicht kommen kann und dazu auch kein Bedürfnis vorhanden ist. Sowohl nach Hyades als nach Bove ist die Freigebigkeit ein hervorstechender Charakterzug der Feuerländer. Daß sie den Mord eines Stammesgenossen als strafwürdiges Verbrechen ansehen, bekundet die Erzählung eines Feuerländers: nach dem Mord, den sein Bruder an einem wilden Manne begangen, hätten lange Zeit Stürme geherrscht und sei viel Regen und Schnee gefallen.

Hyades behauptet von den Feuerländern: „Sie haben fast gar keine abstrakten Begriffe. Es hält schwer, genau zu bestimmen, was sie einen guten und einen bösen Menschen nennen; jedenfalls aber haben sie keinen Begriff von gut und böse, abgesehen davon, daß sie diesem oder jenem Individuum oder Gegenstand die eine oder andere dieser Eigenschaften zuschreiben.“ [1] Nun, wenn sie die Individuen unterscheiden und die einen gut, die andern böse nennen, so haben sie doch den Allgemeinbegriff von gut und böse. Sie haben ja auch den Begriff der Gerechtigkeit, den Begriff von Schuld und Strafe. Im Feuerland ist Totschlag, wie Bridges bemerkt, selten, da das Menschenleben als heilig gilt. „Der Mörder wird geächtet; von allen gemieden, ist er dem Verhungern ausgesetzt oder der Gefahr, von freiwilligen Rächern erschlagen zu werden.“ [2] „Die Feuerländer pflegten zwar die Schiffe, die ihre Küsten besuchten, zu bestehlen. Wenn man ihnen aber Geschenke gab und ein für ein Kanoe bestimmtes Geschenk in die Nähe eines andern fiel, so wurde es unweigerlich dem richtigen Eigentümer übergeben [3]. Nach Bridges werden die Kinder vom Vater belehrt, nicht zu stehlen; wenn aber ein Diebstahl begangen und der Schuldige entdeckt und gezüchtigt worden, ist die öffentliche Meinung befriedigt.“ [4] Die Feuerländer sollen viel lügen und übertreiben. Hier wäre genau zu bestimmen, was eine Lüge ist. Nicht jede landesübliche Übertreibung ist schon eine Lüge. Snow spricht von ihrer „Ehrlichkeit, die sie ohne allen Zweifel bei vielen ihrer Geschäfte an den Tag legen“; und Darwin stellt fest, daß der junge Feuerländer an Bord des „Beagle“ „dadurch, daß er in den heftigsten Zorn geriet, deutlich zeigte, daß er den Vorwurf, ein Lügner zu sein — der er in der Wirklichkeit auch war — sehr wohl verstand“ [5].

---

[1] Bei Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe I 110.
[2] Ebd. 280. [3] Vgl. Darwin a. a. O. I 235.
[4] Bei Westermarck a. a. O. II 2. [5] Ebd. 64.

Fünfter Teil.

Australien und Ozeanien.

Vorbemerkung.

Zwei nach physischen und psychischen Eigenschaften verschiedene Menschenrassen bevölkern Australien und die Inseln des Stillen Ozeans (Ozeanien). Die eine ist dunkelfarbig, fast schwarz, von ziemlich häßlichem Körperbau, wild und steht auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Man bezeichnet sie gewöhnlich als die melanesische Rasse. Sie bewohnt den südwestlichen Teil des Großen Ozeans: Neuguinea, den Bismarckarchipel, Neu-Irland, die Salomonsinseln und den Fidschi-Archipel. Die nächsten Verwandten zu diesen Melanesiern sind die Australneger, die Ureinwohner von Australien und Tasmanien. Alle diese Völkerschaften bilden, wie es scheint, die Reste eines uralten Zweiges der Menschenfamilie, der einst größere Gebiete bevölkerte, aber aus diesen durch höher entwickelte und begabtere Völker mehr und mehr verdrängt wurde.

Die zweite Rasse ist von lichterer Hautfarbe, zeigt durchschnittlich einen schönen, regelmäßigen Körperbau und steht in der Kultur höher. Man bezeichnet sie gewöhnlich als malaiisch-polynesische Rasse. Ihre nächsten Verwandten sind die malaiischen Völker, welche die Halbinsel Malakka, Borneo, Celebes, die Molukken und die Philippinen bewohnen. Diese Rasse zerfällt wieder in zwei Gruppen: die Mikronesier und die Polynesier im engeren Sinn. Die Mikronesier haben die westliche Hälfte der großen Inselkette inne, von der Kingsmillgruppe bis zu den Palaosinseln; die Polynesier die östliche Hälfte von den Samoa- und Tonga-Inseln bis zur Osterinsel, den Sandwichsinseln und Neuseeland. Man kann die Mikronesier als ein Zwischenglied zwischen der malaiischen und polynesischen Rasse ansehen. Sie nähern sich in der Hautfarbe den Papuanern und zeigen im Körperbau den malaiischen Typus; ihre einzelnen Stämme sprechen sehr verschiedene Sprachen, während die eigentlichen Polynesier trotz der großen Entfernungen dieselbe Sprache, wenn auch in verschiedenen Dialekten, reden. Infolge der vielen Wanderungen und Mischungen sind aber die einzelnen Rassen schwer auseinanderzuhalten. Wir beginnen unsern Rundgang mit dem australischen Festland und Tasmanien, ziehen dann nördlich über die Torresstraße nach Neuguinea, dem Bismarckarchipel, Neumecklenburg, Neupommern und besuchen die Inseln mit vorwiegend melanesischer Rasse: die Salomonen, Neuhebriden, Neukaledonien und den Fidschi-Archipel; dann folgen die Mikronesier auf den

Palau-Inseln, den Marianen, Karolinen, Marshall- und Gilbertinseln, und endlich die Polynesier im engeren Sinne: auf den Tonga-, Samoa-, Gesellschafts-, Markesasinseln, auf Tuamotu, Hawaii usw., und die Neuseeländer.

Erster Abschnitt.

Das australische Festland und Tasmanien.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen Südost-Australiens.

1. Allgemeine Charakteristik der südöstlichen Australneger.

Über die Eingebornen im Südosten Australiens (Neusüdwales) hat vielleicht keiner eingehendere Studien gemacht als A. W. Howitt. Schon früher hatte dieser Forscher zahlreiche Abhandlungen über die Sitten und Gebräuche der australischen Stämme im Südosten (vom Wendekreis des Steinbocks im Norden bis zur Meerenge zwischen Australien und Tasmanien) veröffentlicht. Im Jahre 1904 faßte er die Ergebnisse seiner Forschungen zusammen in dem Werke The native Tribes of South-East Australia[1]. In der Vorrede bemerkt er: „Das Material zu diesem Werke wurde während der letzten 40 Jahre gesammelt. Schon während meiner Forschungsreise in Zentralaustralien, wo ich mit zwei Stämmen in nahe und freundschaftliche Berührung kam, die in vollständiger Wildheit lebten, habe ich damit angefangen. Später erlangte ich durch verschiedene Umstände einen bedeutenden Einfluß über Stämme in Südostaustralien und wurde mit ihren religiösen Gebräuchen bekannt, ja konnte denselben sogar beiwohnen." Seit 1873 arbeitete er im Verein mit Lorimer Fison zur Erforschung der Verwandtschaftsbeziehungen unter den Eingebornen. Außerdem stand er in Korrespondenz mit vielen Männern, die über Ost- und Westaustralien zerstreut lebten und ihm reiches Tatsachenmaterial lieferten. In den Tatsachen, die er berichtet, verdient Howitt volles Vertrauen.

Anders verhält es sich freilich mit der Deutung der Tatsachen und den daraus gezogenen Schlüssen. In dieser Beziehung wird man oft anderer Ansicht sein. Er hat seine bestimmten Entwicklungsideen, die sich vielfach an die von Tylor anschließen und oft sehr fragwürdiger Natur sind. Da wir uns aber nur mit Ethnographie befassen, gehen wir darauf nicht näher ein. Man kann darüber A. Lang[2] und besonders P. W. Schmidt S. V. D.[3], den gelehrten Herausgeber des „Anthropos", nachlesen.

Howitt zählt die Dieri am Eyresee zu den südöstlichen Australiern und nimmt sie meist zum Ausgangspunkt seiner Schilderungen. Wir ziehen es vor, dieselben später bei Besprechung der Eingebornen von Zentralaustralien eingehend zu behandeln.

---

[1] London 1904. [2] The Making of Religion[2], London 1900.
[3] Der Ursprung der Gottesidee, Münster 1912.

Nach Howitt sind die Stämme im Südosten Australiens fast ausnahmslos in wenigstens zwei exogame Hälften oder Klassen eingeteilt. Nennen wir die beiden Hälften A und B, so darf ein Glied der Klasse A nie ein Glied derselben Klasse, sondern nur eines der Klasse B heiraten und umgekehrt. Diese Klassen werden bei vielen Stämmen wieder in zwei oder vier oder noch mehr Unterklassen oder Gruppen eingeteilt, unter denen ebenfalls das Verbot der Endogamie herrscht. Bei einigen Stämmen bestimmt sich die Zugehörigkeit der Kinder zu einer Klasse oder Gruppe und ebenso ihr Name nach der Mutter (weibliche Linie), bei andern nach dem Vater (männliche Linie). Jede Familiengruppe hat eine Art heiliges Familienwappen (Kobong oder Totem), d. h. irgend einen der Familie heiligen, mit ihr in geheimnisvoller Beziehung stehenden Gegenstand (sehr oft ein Tier), von dem sie den Namen trägt. Dasselbe Totem findet sich in beiden Klassen. Die Totemangehörigen gelten als Blutsverwandte, und eine Ehe unter ihnen wird als Blutschande betrachtet und bestraft. Die Herleitung des Totems und Familiennamens vom Vater (männliche Linie) hat die Wirkung, daß die Totemangehörigen auch örtlich voneinander geschieden sind, was bei der weiblichen Linie nicht der Fall ist. Viele nehmen an, die weibliche Linie sei die ursprüngliche Bestimmung der Gruppenangehörigkeit, aus der sich erst später auf einer höheren Stufe die väterliche Linie entwickelt habe. Doch ist das mehr als zweifelhaft[1].

Die meisten australischen Stämme halten keine Sitte heiliger als die Exogamie, die sie vielfach als eine göttliche Einrichtung ansehen[2]. Um die Verwandten genau auseinanderzuhalten, haben sie sehr spezialisierte Namen für die verschiedenen Gruppenangehörigen. Während die europäischen Sprachen mit dem Sammelnamen Onkel sowohl den Bruder des Vaters als den der Mutter bezeichnen, haben die Australier keinen solchen Sammelnamen, sondern einen eigenen Namen für den Bruder des Vaters und einen andern für den Bruder der Mutter. Ebenso haben sie verschiedene Namen für den Großvater oder die Großmutter väterlicher- und mütterlicherseits.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheinen die australischen Stämme keine politische Organisation zu haben. Bei näherem Zusehen aber findet man, daß sie irgend eine Autorität anerkennen. Jeder Stamm hat seine Stammesgesetze, die allen wohlbekannt sind und ihr Verhalten regeln. Es gibt nicht nur zahlreiche Ehegesetze, sondern auch Gesetze in Bezug auf die geheimen Zeremonien des Stammes, die manche Speisen verbieten usw., und zur Beobachtung dieser Gesetze werden alle durch strenge Strafen, zuweilen sogar durch die Todesstrafe angehalten. Manche Gesetze wurden zwar von keiner menschlichen Obrigkeit sanktioniert, sie wurden aber doch beobachtet aus Furcht vor übernatürlicher Strafe, die den Übertretungen nach ihrem Glauben auf dem Fuße folgte. Kein Gesetz wurde strenger beobachtet als z. B. das Gesetz, daß ein Mann nie seiner Schwiegermutter nahen darf. Selbst eine zufällige Berührung konnte bewirken, daß ein Mann gezwungen ward, seinen Distrikt zu verlassen, während seine Frau zu den Verwandten zurückkehrte.

[1] Vgl. darüber W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 181—182.
[2] Howitt, The native Tribes usw. 90.

Die Übertretungen anderer Gesetze wurden von einer Art öffentlicher Autorität oder Exekutivgewalt bestraft. Meistens war diese Gewalt in den Händen der Alten oder der eingeweihten Männer, an deren Spitze ein Obmann stand. Bei allen Stämmen fanden, wenn wichtige Fragen auftauchten, Versammlungen der alten Männer statt, die bei vielen Stämmen von einem Stammesoberhaupt einberufen und geleitet wurden. Manche von diesen Stammeshäuptern waren zugleich Medizinmänner. Bei einigen Stämmen wurde der älteste Mann des Stammes als eine Art Oberhaupt anerkannt, nur im Kriege wurde ein erfahrener Kriegsmann von den alten Männern zum Führer gewählt und durch Rat unterstützt. Bei den südlichen Stämmen der Kamilaroi gab es in jeder Stammesabteilung zwei oder drei Häupter. Ihre Stellung gab ihnen Einfluß und Ansehen, wenigstens wenn sie sich durch persönliche Tapferkeit auszeichneten. Die Würde war aber nicht erblich, sondern wer sich durch Geschick und Tapferkeit auszeichnete, wurde ohne ausdrückliche Wahl als Führer anerkannt. Das älteste von diesen verschiedenen Häuptern galt gewöhnlich als das Oberhaupt des ganzen Stammes, das große Autorität genoß, da überhaupt das Alter bei den Kamilaroi und bei den meisten andern Stämmen in hohem Ansehen stand [1].

Vielfach hatte auch jedes Totem, d. h. die Gesamtheit derer, welche dasselbe Totem besaßen, sein Oberhaupt; außerdem gab es ein lokales Oberhaupt für jede Ortsgruppe. Der Hauptmann berief sein Volk zusammen, so oft es nötig war. Bei solchen großen Versammlungen wurden Angelegenheiten von öffentlichem Interesse besprochen, namentlich die zu ergreifenden Maßregeln bei Mord, bei Entführung von Frauen, Ehebruch u. dgl.[2] Fast in allen Stämmen unterrichteten die alten Männer die jüngeren in den Stammesgesetzen, indem sie ihnen ein nach ihren Begriffen bescheidenes und geziemendes Betragen empfahlen und auf die Verabscheuungswürdigkeit des Inzestes hinwiesen. Die alten Frauen unterwiesen in ähnlicher Weise die jungen [3].

Eigentliche erbliche Häuptlinge scheinen nur bei wenigen Stämmen gewesen zu sein, doch wurde oft der Sohn des verstorbenen Obmannes andern vorgezogen, wenn er die nötigen Eigenschaften hatte. Wenn wir von Häuptlingen reden, darf dieses Wort nicht in dem strengen Sinn genommen werden, den es bei vielen Stämmen Afrikas und Amerikas hat. Der Häuptling ist entweder der Stammvater einer Gruppe oder der älteste und erfahrenste Mann in derselben, dem man wegen seines Alters und seiner Klugheit sich unterwirft. Als im Jahre 1788 Sydney gegründet wurde, lebten die Eingebornen an der Botany Bay, Port Jackson und Broken Bay in zerstreuten Familien, deren Haupt oder Ältester von den übrigen Unterwerfung verlangte. Wenn die Engländer zu solchen Familien kamen, so wurden sie immer von der Person angeredet, welche die älteste derselben zu sein schien, während die Frauen, jungen Leute und Kinder in einiger Entfernung blieben. Letztere nannten die alte Person „Vater". Als die Eingebornen später die Autorität sahen, mit der Gouverneur Phillip gebot, und die Strenge, mit der er Gehorsam forderte, nannten sie ihn ebenfalls Vater (Be-anna), und zwar ihn allein, obwohl sie die Autorität sahen, mit der die Herren über ihre Diener geboten, woraus die

[1] Ebd. 302. [2] Ebd. 303. [3] Ebd. 300.

wahre Bedeutung des Wortes „Vater" klar hervorgeht. Sie beweist, daß diejenigen, welche diesen Titel erhielten, den Rang eines Oberhauptes einnahmen[1].

Sehr einflußreich sind bei den Australiern wie bei den meisten Naturvölkern die Zauberdoktoren oder Medizinmänner, die bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Namen haben. Sie verursachen nach dem Volksglauben Krankheiten oder heilen sie, sie können auch Regen machen, und zwar alles das infolge ihres Verkehrs mit übernatürlichen Wesen, die bei den Kurnai Brewin, bei den Wurunjerri Ngarrang heißen und den Menschen oft Böses zufügen. Sie sind nur den Zauberern sichtbar; und diese verstehen es, den bösen Zauber aus dem Leibe zu saugen. Obwohl bei diesen Medizinmännern mancherlei Betrug vorkommt, so glauben sie doch alle an das Vorhandensein geheimnisvoller Zauberkräfte, und selbst die, welche sich der Betrügereien schuldig machen, glauben fest an die Zauberkräfte der andern Medizinmänner. Es ist oft schwer zu entscheiden, wo bei diesen Leuten der persönliche Glaube an ihre Zauberkräfte aufhört und der bewußte Schwindel beginnt. Die südostaustralischen Stämme glauben allgemein, daß der Tod die Wirkung des Zaubers sei. Sie meinen, der (geheime) Zauberer könne unsichtbar Dinge in seine Opfer hineinwerfen, namentlich kristallisierten Quarz. Die Zauberer führen auch stets solche Quarzstücke in ihrem Beutel bei sich.

Allgemein ist bei den Südostaustraliern der Glaube, daß jeder Mensch eine Seele hat, die beim Tode sich vom Leibe trennt und entweder in die Wolken zieht oder auf Erden herumschweift. Die Narrinyeri glauben, die Seele gehe in die Wolken hinauf, nach Wai-irrewarra[2]. Ihre Nachbarn, die Buandik, glaubten, es gebe zwei Geister im Menschen, die sie Boong nannten. Beim Tode geht der eine Geist nach Westen ins Meer und kommt dann als weißer Mann zurück (wohl ein Zusatz zu dem ursprünglichen Glauben, der erst aus der Zeit der europäischen Einwanderung datiert), der andere geht in das Wolkenland. Alle Stämme der Wotjo-Nation glaubten, der Geist der Menschen (Gulkan-Gulkan) könne den Leib schon zu Lebzeiten verlassen, z. B. wenn er hingeht, um die Leiche irgend eines Menschen zu sehen, der bösem Zauber zum Opfer gefallen ist. Nach dem Tod kann der Geist seine Freunde im Schlafe besuchen und sie beschützen. Die Wurunjerri sind der Ansicht, jede Person habe einen Geist in sich, den sie Murup nennen und der nach dem Tode ein Geist oder Gespenst wird. Dieser Geist kann schon im Leben zuweilen den Leib verlassen. Derselbe Glaube herrscht bei den Kurnai, die die Seele Yambo nennen, bei den Yuin Gommeras, den Wiimbaio usw. Die Theddora glaubten an ein anderes Land jenseits der Wolken, in dem nur Schwarze lebten. Die Ngarigo, ihre Nachbarn, meinten, der Geist eines Verstorbenen (bulabong) ziehe hinauf in den Himmel, wo ihnen Daramulun entgegenkomme und für sie sorge. „Dieser Glaube an das Dasein der menschlichen Geister nach dem Tode ist weithin über die östliche Hälfte des Kontinents verbreitet und berechtigt zur Annahme, daß er sich auch bei den dazwischen liegenden Stämmen finde." Schon Collins berichtet in seiner Schilderung der Eingebornen bei Port Jackson, daß einige glaubten, die Seele gehe nach dem Tode

[1] Howitt, The native Tribes usw. 315. [2] Ebd. 434.

über das große Wasser, die meisten aber angaben, die Seele ziehe in die Wolken[1]. Doch meinten auch manche, wie z. B. die Wiradjuri, daß der Geist der Verstorbenen noch in der Nähe herumschweife, seine Wohnung in irgend einem großen Baume aufschlage und zuweilen sich auf das Grab setze, wo ihn die Medizinmänner sehen konnten. „Aus diesen Tatsachen folgt offenbar, daß der Glaube an das Dasein des menschlichen Geistes nach dem Tode und an seine Fähigkeit, mit den Lebenden im Schlafe zu verkehren, ganz allgemein ist. Dieser Geist findet seinen Weg in das Wolkenland, wo er in einer Gegend lebt, die der Erde gleicht, nur fruchtbarer, besser bewässert und reichlicher mit Wild versehen ist.“[2]

Der Glaube, daß die Geister der Toten es hören, wenn man von ihnen spricht, und dadurch erzürnt werden, ist auch der Grund der allgemeinen Scheu der Eingebornen, den Namen des Toten zu nennen. Weit verbreitet war auch die Ansicht, daß die Weißen, die ins Land kamen, wiedererstandene Geister der verstorbenen Australier seien. Mehrere Stämme, wie z. B. die Yaurorka und Marula, essen das Fett der Verstorbenen, andere essen auch das Fleisch. Die Tangara z. B. tragen die Überreste der Toten in einem Sack mit sich, und so oft sie traurig sind, essen sie etwas von dem Fleisch der Leiche, bis nur noch die Gebeine übrig sind. Diese werden aufbewahrt, bis eine Flut kommt, und dann als „Fischsamen“ in die Fluten geworfen. Die Yerkla-mining lassen die Toten einfach im Stich. Sobald der Tod naht, wird der Sterbende möglichst bequem neben ein Feuer gelegt, und dann verläßt der Stamm den Ort und kehrt lange nicht wieder zurück. Sie scheinen eine große Angst vor der Leiche zu haben, doch behandeln sie die Kranken und Verwundeten mit großer Liebe. Der Medizinmann muß alle seine Künste aufwenden, um den Zauber, die Ursache der Krankheit, abzuwenden; stirbt der Kranke, so muß der nächste Verwandte den Tod rächen und den Schuldigen wenigstens mit einem Speer verwunden[3].

Die Kukata begraben ihre Toten sofort und legen in das Grab die großen Speere und andere Waffen und auf dasselbe ein Trinkgefäß für den Verstorbenen, damit er seinen Durst stillen könne. Ein Grabstock wird auf das Grab gelegt, um die bösen Geister fernzuhalten. Die Narrang-ga tragen die Leiche des Verstorbenen einige Wochen in einer Art Sarg mit sich herum und begraben sie dann, indem sie ihr die Knie an das Kinn heranziehen. Hastig legt man sie in das Grab, füllt dieses schnell zu und zündet darauf ein Feuer an. Dann verlassen alle den Ort. Nach dem Tod schlagen die Geister eine andere Richtung ein, je nach der Abteilung, der sie angehörten. Die Tongaranka begraben die Leichen in sitzender Stellung und mit ihr alle Werkzeuge des Verstorbenen. Bevor das Grab zugeschüttet wird, stellt sich der nächste Verwandte an dasselbe und erhält einige Schläge mit der Spitze eines Bumerangs, und das herausfließende Blut läßt er auf die Leiche fallen. Das Grab wird gewöhnlich auf einem Sandhügel errichtet. Auf dem Grabhügel wird ein Loch wie ein Nest angebracht, in das man einige eiförmige Steine legt. Über dem Grab errichtet man ein kegelförmiges Dach aus Zweigen.

[1] Ebd. 438. [2] Ebd. 440. [3] Ebd. 450.

Der Stamm der Mukjarawaint ließ die Leiche zwei oder drei Tage im Lager liegen. Dann wurde sie festgebunden, so daß die Knie an das Kinn gezogen waren und die Hände auf den Schultern ruhten. Die Verwandten des Verstorbenen wehklagten neben der Leiche und schnitten sich etwa eine Woche lang mit Tomahawks, schließlich wurde sie in einen hohlen Baum oder auf ein Gerüst gelegt, und nach einigen Wochen verließ man auf längere Zeit das Lager. Fand man bei der Wiederkehr die Leiche getrocknet, so wurden der Kopf und die Arme abgeschnitten, von der Frau des Verstorbenen mit sich herumgetragen und später mit ihr begraben. Einige Knochen wurden als Zaubermittel verwendet. Bei einigen Stämmen wurden die Leichen der älteren Leute nicht begraben, sondern verbrannt.

Allgemein besteht bei den Südostaustraliern der Glaube an das Dasein gewisser höherer Wesen, die einst auf Erden existierten, in vielen Dingen von den jetzt lebenden Menschen verschieden waren und von einigen Alcheringa, d. i. Vorfahren, Mura-muras oder Muk-kurnai genannt werden. Alle glauben an eine Urzeit, bevor die Menschen existierten; damals war die Erde von diesen geheimnisvollen und mythischen Wesen bevölkert. Wenn diese Wesen auch nicht die Menschen schufen, so haben sie sie doch aus unförmlichen, kaum menschlichen Kreaturen zu wahren Menschen gemacht[1].

Über diesen mythischen Wesen steht nach dem Glauben der Südostaustralier ein anderes Wesen, das eine eigentümliche Stellung einnimmt und bei verschiedenen Stämmen verschiedene Namen hat. Die Narrinyeri nennen dieses höchste Wesen Nurrundere und Martummere. Es soll alle Dinge auf Erden geschaffen haben. Es gab den Menschen die Kriegs- und Jagdwaffen und ordnete alle Zeremonien und Riten an, welche bei den Eingebornen in Übung sind, mögen sie sich auf das Leben oder den Tod beziehen. Fragt man sie, warum sie einen Gebrauch beobachten, so antworten sie, Nurrundere habe es befohlen. Nurrundere ging nach Wyirrawarra und nahm seine Kinder mit sich. Wyirrawarra soll der Himmel sein. Taplin, der die Narrinyeri eingehend geschildert hat, sagt: „Die Narrinyeri nennen seinen Namen immer mit Ehrfurcht. Ich habe nie gehört, daß sie ihn unehrerbietig und leichtfertig aussprachen.“[2] Er erzählt von einer Känguruhjagd, bei der 150 Eingeborne zugegen waren. „Als wir den Jagdgrund erreichten, wurde ein kleines Känguruh (Wallaby), das auf dem Wege getötet worden war, hervorgebracht und von den Frauen ein Feuer angezündet. Dann stellten sich die Männer rund herum und stimmten eine Art Lied an, indem sie zugleich mit den Füßen stampften. Das Känguruh wurde auf das Feuer gelegt, und als der Rauch von ihm aufstieg, rannten die Jäger auf ein gegebenes Zeichen darauf los, die Waffen zum Himmel erhebend. Ich vernahm später, daß diese Feier von Nurrundere eingesetzt worden sei.“

Die Wiimbaio nennen das höchste Wesen Nurelli und sprechen nur mit der größten Ehrfurcht von ihm. Sie glauben, er habe das ganze Land mit Flüssen, Bäumen und Tieren gemacht. Er gab den Schwarzen ihre Gesetze und stieg schließlich in den Himmel empor, wo sie ihn als eines der Stern-

[1] Howitt, The native Tribes usw. 475 ff. [2] Ebd. 488.

bilder (Plejaden?) bezeichneten. Er soll zwei Frauen gehabt und zwei Speere getragen haben, und der Ort, wo er emporstieg, wird am Viktoriasee gezeigt[1].

Bei den Stämmen in Südwestviktoria tritt an Stelle Nurellis der gute Geist Pirnmeheeal, ein riesiger Mann, der oberhalb der Wolken wohnt. Er ist gut geartet, fügt niemand ein Leid zu und wird selten erwähnt, aber immer mit Ehrfurcht. Die Wotjobaluk reden von Bunjil als einem großen Mann, der einst auf Erden lebte, jetzt aber im Himmel ist. Seine Frauen waren zwei Schwestern, Gannawarra (Schwarzer Schwan). Ein Bruder Bunjils war Djurt, der jetzt als Stern neben ihm wohnt. Die Wotjobaluk reden von Bunjil als Mami-ngorak, d. h. „unserem Vater", wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß der Ausdruck „Vater" nicht nur den leiblichen Vater, sondern auch dessen Brüder, ja selbst die älteren Leute bedeuten kann, mit denen man den Bruderbund geschlossen hat. Bunjil soll jenseits der Wolken wohnen. Bunjil heißt bei andern Stämmen auch Daramulun, Baiame und Mungan-ngaua, d. h. Vater von uns allen. Mungan-ngaua ist das Haupt des Wolkenlandes. Die Mukjarawaint glauben, Bunjil sei einst ein Mensch und der Vater aller Völker gewesen. Er ist gut und fügt niemand Schaden zu.

Nach den Kulin ist Bunjil ein alter Mann, der gütige Vater ihres Stammes. Bunjil gab ihnen die Ehegesetze, da sie vorher ohne Rücksicht auf Verwandtschaft heirateten. Er hatte zwei Frauen, die Gannawarra waren (Schwarzer Schwan); sein Sohn heißt Binbeal, der Regenbogen, und dessen Frau war der zweite Regenbogen, der zuweilen sichtbar ist. Nach einer Legende soll er in einem Wirbelwind mit seinen Leuten in die Wolken hinaufgefahren sein, von wo er auf die Kulin herabsieht. Ein Eingeborner wurde, als er noch Knabe war, von seinem Kangun (Muttersbruder) in der Nacht vor den Lagerplatz hinausgeführt. Dort zeigte ihm dieser mit dem Speerwerfer den Stern Altair und sagte: „Siehe, das ist Bunjil, du siehst ihn, und er sieht dich." Das war noch, bevor sich Batmann an den Ufern des Yarra River niederließ, ein Beweis, daß dieser Glaube nicht von den Europäern kam[2]. Die Kulin halten Bunjil für den Urheber der Erde, der Bäume und Menschen, und sein Name gilt in ihrer Sprache als der Ausdruck für Weisheit und Kenntnis[3].

Bei den Kurnais ist die Kenntnis Bunjils den eingeweihten Männern vorbehalten. Die Frauen wissen nur, daß es ein übernatürliches Wesen im Himmel gibt, das sie Mungan-ngaua, „unsern Vater", nennen. Die Männer werden nur auf der letzten Stufe der Manneweihe über Bunjil eingehender unterrichtet, den sie aber nur Mungan-ngaua zu nennen pflegen. Mungan-ngaua, so werden sie belehrt, lebte vor langer Zeit auf Erden und lehrte damals die Kurnai Werkzeuge, Netze, Kanoes, Waffen, kurz alles machen, was sie wissen. Er gab ihnen auch die Namen, die sie von ihren Ahnen erhalten haben. Mungan-ngaua hatte einen Sohn mit Namen Tundun, der verheiratet war und der direkte Ahne, der Urvater der Kurnai wurde. Mungan-ngaua setzte die große Einweihungsfeier (Jeraeil) ein, welche von Tundun geleitet wurde. Dieser letztere machte die Werkzeuge, die seinen und seines Weibes Namen tragen. Als jemand gottlos den Weibern die Geheimnisse der

[1] Ebd. 489. [2] Ebd. 492. [3] Ebd.

Einweihungszeremonie offenbarte und dadurch den Zorn Mungan-ngauas auf die Kurnais herabzog, sandte dieser sein Feuer, die Aurora australis, welches den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde füllte. Männer wurden rasend vor Furcht und gingen mit Speeren aufeinander los, so daß Väter ihre Kinder, Männer ihre Weiber und Brüder töteten. Dann überflutete das Meer das Land und fast das ganze Menschengeschlecht ertrank. Die Überlebenden wurden die Muk-kurnai. Einige wurden in Tiere, Vögel, Reptilien und Fische verwandelt, Tundun und sein Weib aber wurden Meerschweine. Mungan verließ die Erde und stieg in den Himmel hinauf, wo er noch jetzt weilt[1]. Auch die Theddoras kannten Daramulun, der unter donnerähnlichem Lärm herabsteigt, um die Knaben zu Männern zu machen. Sie nannten ihn Papang, d. h. Vater.

Den Kamilaroi gilt Baiame als der Urheber, der alle Dinge erschuf und sie erhält. Er ist im allgemeinen unsichtbar, ist aber einst in menschlicher Gestalt erschienen und hat dem Menschengeschlecht vielerlei Gaben geschenkt. Einer der ersten Ansiedler erzählt, wenn man die Kamilaroi frage: Wer hat das gemacht? so antworten sie: Baiame, glaube ich[2].

An der Küste glauben nach Cameron die Wiradjuri und andere Stämme an eine „Gottheit" Daramulun, den „Vater", und Biamban, den „Herrn" oder Meister. Daramulun lebte einst auf Erden mit seiner Mutter Ngalalbal. Ursprünglich war die Erde kahl und wie der Himmel hart wie ein Stein, und das Land erstreckte sich weit hinaus in das heutige Meer. Damals gab es weder Männer noch Frauen, bloß Tiere, Vögel und Reptilien. Daramulun pflanzte Bäume auf Erden. Nachdem Kaboka, die Drossel, eine große Flut auf Erden verursacht hatte, welche alle Küstenländer überschwemmte, gingen alle Menschen zu Grunde, mit Ausnahme von einigen, die sich aus dem Wasser auf Mount Dromedary retteten. Damals ging Daramulun in den Himmel, wo er jetzt lebt und die Handlungen der Menschen überwacht[3]. Er war es, der zuerst den Kuringal (Einweihungsfeierlichkeit) anordnete und den Menschen den bull-roarer (Schwirrholz) gab, der seine Stimme darstellt. Er sagte den Yuin, was sie tun sollten, und gab ihnen die Gesetze, welche die Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert haben bis auf den heutigen Tag. Er gibt den Medizinmännern ihre Zauberkraft. Wenn ein Mann stirbt und sein Geist fortgeht, so kommt ihm Daramulun entgegen und trägt Sorge für ihn. Es ist des Menschen Schatten, der zu Daramulun hinaufgeht. Frauen kennen das Dasein Daramuluns, aber sie reden von ihm nur als Papang (Vater). Erst wenn man dem Jüngling bei der Mannesweihe einen Zahn ausschlägt, wird ihm der Name Daramuluns mitgeteilt. Daramulun (Tharamulun) kann die Leute sehen und er ist sehr böse, wenn er sie Dinge tun sieht, welche nicht geschehen sollen, wie z. B. wenn er sie verbotene Speisen essen sieht.

Dieses höhere Wesen, an das die Südostaustralier glauben, mag es nun Baiame, Daramulun, Bunjil oder Nurelli oder sonstwie heißen, hat nach dem Gesagten zweifellos göttliche Eigenschaften. Es hat von Anfang aller

[1] Howitt, The native Tribes usw. 493. [2] Ebd. 494. [3] Ebd. 495.

Dinge an existiert und existiert noch. Es ist unsichtbar, kann sich aber sichtbar machen. Es kann überall hingehen und alles tun[1]. Es hat alle Dinge gemacht und die Menschen alles gelehrt, ihnen ihre Satzungen gegeben, es sieht alles und zu ihm kommen die Guten.

Die Behauptung Howitts, dieses höchste Wesen sei nach der Auffassung der Eingebornen nur ein großer Geisterhäuptling im Himmel, ein Analogon zum Stammeshäuptling auf Erden, ist, wie A. Lang[2] und W. Schmidt[3] nachgewiesen haben, unhaltbar. Denn es wird nicht als der höchste unter den abgeschiedenen Geistern betrachtet und ist nie von einem Leibe getrennt worden, sondern steht den andern Geistern durchaus als etwas ganz Eigenartiges gegenüber. Man begreift auch nicht, wie ein solcher „Geist" dazu kommen konnte, „Schöpfer", und zwar nicht bloß des Stammesgebietes, sondern von Himmel und Erde schlechthin zu sein. Es ist endlich nicht nachweisbar, daß die Australier jemals einen unvollkommeneren Begriff von dem höchsten Wesen gehabt haben. Denn schon die ersten protestantischen Missionäre, die im Beginne des vorigen Jahrhunderts in Südostaustralien predigten, fanden den Begriff des höchsten Wesens so vollkommen, daß sie dasselbe unbedenklich Gott nannten. So schreibt S. Manning: „Sie glauben an ein höchstes Wesen, das sie Boyma (Baiame) nennen, das im Nordosten wohnt in einem schönen Himmel. Es wird dargestellt sitzend auf einem Throne von durchsichtigem Kristall, mit schönen Kristallpfeilern zu beiden Seiten. Grogorally ist sein Sohn, der über die Handlungen der Menschen wacht. Er leitet die Seelen der Toten zu Boyma. Der erste von Boyma geschaffene Mensch war Moodgegally, der in der Nähe des Himmels Boymas wohnt." — Manning sagt auch, „sie (die Eingebornen) anerkennen nicht bloß eine höchste Gottheit, sondern glauben auch an seine Vorsehung, die über die ganze Schöpfung wacht, wobei ihm sein Sohn Grogorally und sein zweiter Mittler in der übernatürlichen Person Moodgegally's hilft"[4].

Auch Rev. Will. Ridley bezeichnet Baiame als Gott und sagt, derselbe erscheine zuweilen in menschlicher Gestalt und werde die Menschen vor sein Gericht bringen und die Guten mit nie endender Seligkeit belohnen. Howitt hält sich darüber auf, daß Ridley in diesem Glauben einen Strahl des wahren Lichtes findet, das durch viele Geschlechter überliefert wurde. Aber mit Unrecht. Er selbst berichtet: „Die Stämme am Cape River glauben, daß wenn ein Schwarzer stirbt, dessen Handlungen im Leben so waren, wie sie nach ihrer Ansicht sein sollten, er zum Boorala (d. h. ‚Schöpfer', wörtlich ‚Gut') aufsteigt, wo er lebt wie auf Erden." Von den Stämmen bei Port Stephens sagt Dr M'Kinlay, indem er von der Zeit um 1830 redet, „sie glaubten an böse Geister, welche in der Nacht herumspukten, aber auch an einen herrschenden Geist (master spirit), der an einem unbekannten Ort wohne und ihre Geschicke lenke. . . . Er hatte sie in dem Lande angesiedelt, ihnen die Jagdgründe zugeteilt, ihnen ihre Gesetze gegeben und das Boombat (Einweihungsfeier) eingesetzt"[5].

---

[1] Ebd. 553. [2] The making of Religion 178 ff.
[3] Der Ursprung der Gottesidee 176. [4] Howitt a. a. O. 501—502.
[5] Ebd. 496. Nach dem Univers pittoresque: Océanie III (1837) 504 und Dumont d'Urville (Malerische Reise um die Welt II [1837] 180) glauben einige

Außer an das höchste Wesen glauben viele südöstlichen Australier auch an das Dasein eines oder mehrerer böser Geister. Die Eingebornen bei Port Stephen und am Herbert River hatten große Angst vor einem bösen Wesen, das sie Koin oder Coën nannten. Es hat die Gestalt eines schwarzen Mannes, hält sich im Walde auf und tötet diejenigen, die ihm begegnen. Howitt meint, dieses Wesen sei identisch mit Baiame und Daramulun, da er auch mit manchen göttlichen Eigenschaften bekleidet erscheint. Diese Behauptung scheint uns deshalb sehr zweifelhaft, weil Baiame und Daramulun sonst immer als ein gutes Wesen auftritt. Eine nähere Untersuchung dieser Frage wäre sehr zu wünschen.

Die Mannweihe wird im Südosten Australiens mit großer Feierlichkeit als religiöses, von dem „Allvater" eingesetztes Fest begangen. Gewöhnlich wird es von mehreren Stämmen gemeinsam gefeiert. Wenn auch je nach der Verschiedenheit der Gegenden und Stämme die Feier nicht überall gleichmäßig vor sich geht, sind doch die allgemeinen Züge desselben überall die gleichen. Howitt schildert diese verschiedenen Typen sehr eingehend[1]. Wir werden hier nur die Züge herausheben, die ihre sittlichen Anschauungen beleuchten.

Vor der Einweihungsfeier werden die Jünglinge, die zu Männern gemacht werden (gewissermaßen den „Ritterschlag" erhalten) sollen, einem älteren Lehrmeister übergeben, unter dessen Leitung sie eine Art Noviziat zu bestehen haben. Während dieser Zeit müssen sie sich jeder Annäherung an Frauen enthalten[2] und auch sonst große Zurückhaltung und Bescheidenheit beobachten. Sie werden strengen Speiseverboten unterworfen und müssen bei einigen Stämmen oft ganze Tage streng fasten. Eine ihrer Hauptpflichten ist williger Gehorsam gegen die Befehle und Unterweisungen ihrer Novizenmeister. Diese haben sie in allen ihren Pflichten und vor allem über das Wesen und die Stellung des „Allvaters" zu belehren. Erst bei dieser Gelegenheit wird die Kenntnis seines Wesens und seiner Macht mitgeteilt. Die Weiber sollen bloß wissen, daß jenseits der Wolken ein großes Wesen wohnt, das Vater (Papang) oder Meister (Biamban) genannt wird. Der Name Daramulun gilt für so heilig, daß die Eingebornen denselben nicht auszusprechen wagen. Howitt erzählt, daß zwei alte Eingeborne, die er über das Wesen Tharamuluns (Daramuluns) ausfragte, ihm nur flüsternd und mit Umschreibungen davon zu reden wagten, und anstatt seinen Namen zu nennen, nur das Pronomen „Er" oder den Ausdruck der „Große Geist" gebrauchten. Ein alter Woiworung erzählte ihm, schon vor der Ankunft der weißen Männer in Melbourne habe ihn einst sein Vater des Nachts auf das Feld geführt und zum Himmel hinaufweisend gesagt: „Du wirst jetzt groß, du

---

Stämme in Neusüdwales, die leider nicht näher bezeichnet werden, an einen guten Geist, Coyan, und an einen bösen, Potoyan. Sie glauben fest, daß der erstere die Umtriebe des letzteren überwacht und die Eingebornen gegen dieselben schützt, und daß er ihnen hilft, die Kinder wiederzufinden, wenn der Potoyan sie an sich locke, um sie zu verschlingen. Sie machen sich zuerst Coyan günstig, indem sie ihm einen Wurfspieß opfern. Wenn sie das Kind entdecken, so gilt es als selbstverständlich, daß sie das dem Coyan verdanken; finden sie es nicht, so schließen sie daraus, daß sie irgend etwas getan haben, was ihn beleidigte. Potoyan streift in der Nacht umher, um Beute zu machen. Sie fürchten ihn sehr.

[1] The native Tribes 509 ff. [2] Ebd. 560 586 usw.

wirst bald Känguruhs töten, du wirst jetzt ein Mann: sieh dort oben Bunjil; der kann dich sehen und alles, was du hienieden tust." [1]

Am Einweihungstag ist großer Festzug nach dem Platz, auf dem die Feier stattfinden soll. Während dieses Zuges wird den Einzuweihenden bis zur Ermüdung das gerade Gegenteil von dem zugerufen, was man ihnen eigentlich sagen will, um sie, wie die Eingebornen selbst erklärten, daran zu gewöhnen, offen und ehrlich die Wahrheit zu sprechen. Die Feier selbst besteht im Ausschlagen eines Vorderzahnes, dem sich die Einzuweihenden unterziehen müssen, ferner im Unterricht über das Wesen Daramuluns in Gegenwart seines Bildnisses, weiterhin in der Anlegung der Zeichen der Manneswürde. Wir übergehen die vielen lächerlichen Gebräuche und tollen Sprünge, mit denen die Australier diesen Eintritt ins Mannesalter verherrlichen, und gedenken nur noch der Pantomimen, durch welche die neugeweihten Männer an ihre sittlichen Pflichten erinnert werden. Durch pantomimische Tänze werden verschiedene Vergehen gegen das Eigentum und die guten Sitten dargestellt. Die alten Männer und die Lehrer der Einzuweihenden erklären diesen die Bedeutung der verschiedenen Vorstellungen und mahnen sie an die Folgen, welchen sie sich aussetzen, falls sie nach dem Verlassen des Festplatzes sich dieser Übertretungen schuldig machen sollten. „So hörte ich", erzählt Howitt, „die alten Männer sagen: Wenn du etwas derartiges tust, nachdem du heimgekehrt bist, wirst du getötet werden — nämlich durch Zauber oder direkte Gewalt." . . . „Die eingeschärften Verbote richten sich unter anderem gegen Mißachtung alter Leute, gegen den geschlechtlichen Verkehr mit schutzlosen Weibern oder mit den Frauen anderer und gegen jene Vergehen, um derentwillen die Städte der Ebene (Sodoma usw.) durch Feuer vom Himmel zerstört wurden." [2]

Durch diese Zeremonien erhält der Jüngling die Vorrechte, Pflichten und Obliegenheiten des Mannes. Er kann sich jetzt verehelichen und ist der Aufsicht der Mutter entzogen. Die Feierlichkeiten sollen ferner eine tiefe, unübersteigbare Kluft zwischen dem früheren Leben des Knaben und dem zukünftigen des Mannes ziehen und das Ansehen der älteren Männer den jüngeren Leuten gegenüber befestigen. Ein Zweck dieser Zeremonien ist auch, den Jünglingen unauslöschlich jene Regeln des Verhaltens einzuprägen, welche das Sittengesetz des Stammes ausmachen [3].

Die Ehen wurden gewöhnlich von den Eltern der Brautleute vereinbart; vielfach wurden die Mädchen schon im frühen Alter von ihrem Vater verlobt. Die Einwilligung der Väter war zur gewöhnlichen Eingehung der Ehe nötig. Waren die Mädchen im heiratsfähigen Alter mit der Verlobung nicht einverstanden, so flohen sie mit dem Mann ihrer Wahl, sie wurden dann von ihren Vätern und Brüdern verfolgt, und der Mann, mit dem sie entlaufen, mußte einige Schläge auf den Kopf erdulden, durfte aber dann meist die Frau behalten, wenn die Klassengesetze nicht im Wege standen. In andern Fällen

[1] Howitt, On some Australian Beliefs. Sonderabdruck aus dem Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 1883, 9.

[2] Howitt, Australian Ceremonies of Initiation, im Journal of the Anthropological Institute usw. 1884, 20.

[3] Ebd. 27.

fand ein Kampf zwischen den männlichen Verwandten der Brautleute statt, an dem sich auch die Weiber hitzig beteiligten[1]. Die Männer, die einem Bräutigam bei der Entführung seiner Braut halfen, beanspruchten bei den Kurnais und einigen andern Stämmen ein ius primae noctis, sie durften der Braut in der ersten Nacht, und zwar nur in dieser, beiwohnen, doch war dieser Brauch keineswegs allgemein, so verabscheuten ihn z. B. die Wolgal[2]. Wenn ein Mann allein eine Frau aus einem fremden Stamme geraubt hatte, so gehörte sie gewöhnlich ihm allein, doch kam es vor, daß sie zuerst innerhalb der Klassengesetze als Gemeingut galt und erst dann dem Sieger übergeben wurde. Das scheint darauf hinzudeuten, daß das obenerwähnte ius primae noctis nur als Lohn für die geleistete Mithilfe gewährt wurde, da der Bräutigam — dem andere Mittel zur Bezahlung fehlten — sonst die Hilfe bei der Entführung nicht erlangt hätte.

Die Polygamie existierte ziemlich allgemein, doch gab es Ausnahmen. So sagt Westermark[3]: „Nach Curr gibt es in Australien einige echt monogame Stämme: beim Birriastamm z. B. ist der Besitz von mehr als einem Weib durchaus untersagt oder war es schon vor dem Erscheinen der Europäer.“ Zu gewissen Zeiten bei großen Stammesversammlungen wurden die Frauen ausgetauscht, aber nur innerhalb der Klassengesetze. Dasselbe geschah, um ein großes Unglück abzuwenden, das man befürchtete. Als z. B. eine große Krankheit drohte, machten in einem Falle die alten Männer den Vorschlag, die Frauen auszutauschen, um dadurch vor der Krankheit beschützt zu werden[4]. Zu allen andern Zeiten verlangten die schon verheirateten Männer streng die Treue ihrer Frauen, und nur mit spezieller Erlaubnis oder auf Befehl durfte ein Gast oder Freund mit ihnen verkehren.

Wenn auch diese und ähnliche Dinge sattsam dartun, daß die ehelichen Verhältnisse der Australier sehr locker waren, so geben sie doch keine Berechtigung, sie als Überbleibsel eines ursprünglichen geschlechtlichen Kommunismus oder von Gruppenehen anzusehen. Schon der Umstand, daß man selbst bei Gelegenheit des gröbsten Durcheinanders die Klassengesetze streng innehielt, ist mit der Idee des geschlechtlichen Kommunismus unvereinbar[5].

Man beruft sich auch auf die schmutzigen Zeremonien bei den Mysterien der Manneweihe. Vielfach wurden — allerdings nur andeutungsweise — pantomimische Darstellungen obszöner Dinge vorgenommen, aber, wie Howitt ausdrücklich bemerkt, zu dem Zweck, um den Initianden einzuschärfen, daß sie derartige Dinge vermeiden sollten. Es ist auch gesagt worden, die Australier hätten keine Idee von vor- oder außerehelicher Keuschheit. Das ist eine unbewiesene Behauptung. Von den Wolgal berichtet Howitt[6], ein verheirateter Mann halte sich auf der Reise nie in dem Lager der unverheirateten Männer auf, es sei denn, daß er die Frau nicht bei sich habe und somit wie ein unverheirateter angesehen werden könne. Die verheirateten und die un-

[1] Howitt, The native Tribes usw. 194. [2] Ebd. 198.
[3] Vgl. Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe II 316.
[4] Howitt a. a. O. 195.
[5] Ausführlicheres hierüber bei W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 188 ff
[6] A. a. O. 776.

verheirateten Männer haben stets ein ganz getrenntes Lager. Bei den Kaiabaren schlägt der Obmann sein Lager in der Mitte des Kampes auf; die ledigen jungen Männer halten sich auf der einen Seite und die ledigen jungen Frauen auf der andern Seite. Die alten Frauen geben darauf acht, Ungehörigkeiten zwischen den jungen Leuten zu verhindern. Wir sehen daraus, daß ihnen der Geschlechtsverkehr der jungen Leute keineswegs als zulässig erscheint. „Von den Lower Darling, einem Maraurastamm, sagt Holden, daß vor der Ankunft der Weißen ‚ihre Gesetze streng waren, besonders die den Umgang zwischen jungen Leuten beider Geschlechter betreffenden. Der Geschlechtsverkehr vor der Verehelichung zog für den Mann fast den Tod nach sich'. In Westviktoria ist nach Dawson bei manchen Stämmen „die Unehelichkeit etwas Seltenes und wird so sehr verabscheut, daß die Mutter von ihren Verwandten stets arg verprügelt, zuweilen sogar getötet und verbrannt wird. Gelegentlich wird mit ihr zusammen das Kind umgebracht und verbrannt. Der Vater des Kindes wird ebenfalls äußerst streng bestraft, ab und zu selbst hingerichtet“ [1].

Aus den Schilderungen Howitts erhellt, daß die Stämme sehr viele Verbrechen streng bestrafen. Bei den Tongarankastämmen werden Übertretungen der Ehegesetze und der Klassenregeln mit dem Tode bestraft und der ganze Stamm nimmt die Sache in die Hand. Vergehen der Individuen untereinander, z. B. Diebstahl, werden von dem verletzten Individuum selbst gerächt durch den Speer oder andere Waffen [2]. Bei den Wiradjuristämmen findet eine Versammlung aller eingeweihten Männer statt, in der die Häupter die gemeinsamen Angelegenheiten besprechen und entscheiden, was zu geschehen habe. Zu diesen Angelegenheiten gehören z. B. Streitigkeiten mit andern Stämmen, Übertretung der Stammesgesetze u. dgl. In Fällen von Entführung der Frauen, von Ehebruch oder Mord, und wenn es dem Schuldigen gelungen, zu seiner Ortsabteilung oder zu dem Nachbarstamm zu entkommen, wird folgendes Verfahren eingeschlagen: Wenn der Hauptmann entscheidet, der Schuldige sei zu töten, so wird das Volk, zu dem er geflohen, durch einen Boten ersucht, ihn auszuliefern. Weigert man sich, so kommt es zu einem Kampf. Unterliegt der Stamm des Schuldigen, so geschieht nichts weiter, aber dieser ist immer in Gefahr, getötet zu werden, wenn es geschehen kann.

Bei einigen Stämmen besteht auch der Zweikampf als Ordal. Der Schuldige muß sich bloß mit einem Schild bewaffnet gegen die Angriffe der beleidigten Leute verteidigen [3]. Zuweilen finden auch wegen eines Verbrechens Kämpfe zwischen ganzen Totemgruppen oder Stämmen statt.

Interessant ist, daß die wilden Stämme untereinander eine Art Völkerrecht anerkennen. Jeder Stamm kann zu den andern, auch den entferntesten Stämmen öffentliche Boten entsenden, die je nach ihrem Auftrag verschieden ausgerüstet oder gekleidet sind. Diese Boten werden bei allen, selbst im Krieg, ehrenvoll empfangen und gelten als heilig [4]. Es besteht auch zwischen den verschiedenen Stämmen eine Art Tauschhandel in Werkzeugen, Waffen und Schmuck-

---

[1] Zitiert bei Westermark a. a. O. II 344. [2] Howitt a. a. O. 332.
[3] Ebd. 333. [4] Ebd. 687.

sachen[1]. Selbst eine Art Markt scheint bei gewissen Gelegenheiten stattgefunden zu haben[2].

Man hat wiederholt behauptet, die Australier seien nicht imstande, über vier oder höchstens fünf zählen zu können. Howitt widerlegt diese Fabel. Wenigstens bis 30 zählen verschiedene Stämme. Sie fangen auf der einen Seite mit den fünf Fingern an, zählen dann an der Hand, dem Arm, der Schulter bis zum Scheitel des Kopfes 15, dann gehen sie in der umgekehrten Ordnung auf der andern Seite vom Kopfe herunter bis zu den Fingern[3].

Sehr ausgebildet ist bei den Australiern die Zeichen- oder Gebärdensprache. Man hat das der Armut ihrer Sprache zugeschrieben. Dazu bemerkt Howitt: „Man kann nicht sagen, daß der Gebrauch der Zeichen bei den eingebornen Australiern der Armut ihrer Sprache zuzuschreiben sei, da diese vollständig für die materiellen und geistigen Bedürfnisse ihres Lebens ausreicht. Diejenigen, die Gelegenheit hatten, intimere Bekanntschaft mit dem gesellschaftlichen Leben dieser Wilden zu machen, werden mit mir in dieser Behauptung übereinstimmen, und niemand kann den geringsten Zweifel daran haben, der ihren Rednern in der Versammlung der Männer zugehört und den Strom überzeugender Beredsamkeit bewundert hat, mit der sie die Zuhörer nach ihrem Willen für ihre Meinung gewinnen.“[4] Doch ist die Zeichensprache nicht überall gleich ausgebildet. Einige Männer haben nur die Zeichen und Gebärden, die man allgemeines Eigentum des gesamten Menschengeschlechtes nennen kann.

Der Kindesmord war weit verbreitet. Der Grund dieser schändlichen Sitte scheint oft die große Mühe der Ernährung und Aufziehung gewesen zu sein. Doch wurden z. B. bei den Tongaranka die Kinder erst dann getötet, wenn die Familie schon aus drei oder vier Gliedern bestand. Bei einigen Stämmen wurden, wenigstens früher und in Zeiten der Not, die neugebornen Kinder aufgegessen[5].

Menschenfresserei war früher vielfach in Übung. Erschlagene Feinde wurden aus Rache verzehrt, um sie vollständig zu vertilgen. Genossen des eigenen Stammes wurden aus religiösen oder vielmehr abergläubischen Gründen verspeist, namentlich beim Begräbnis[6], doch wurden meist nicht alle, sondern nur bestimmte Teile gegessen.

Bezeichnend für die sittlichen Anschauungen der Südostaustralier sind ihre Gebote über die Verteilung der Jagdbeute. Der glückliche Jäger durfte nicht alles für sich behalten, sondern mußte die Beute nach ganz bestimmten Regeln, die aber nicht bei allen Stämmen gleich waren, verteilen. Einen Teil durfte er für sich und seine Familie behalten, einen Teil mußte er dem Schwiegervater und, wenn der Vorrat reichte, andern Verwandten geben. Bei einigen Stämmen wurde die Beute gleichmäßig unter alle Verwandte oder selbst unter alle Stammesgenossen verteilt[7]. Auch der Vater des Jägers mußte bedacht werden, wenn er Mangel litt.

Überhaupt betätigen die Südostaustralier in der verschiedensten Weise ihre Sorge für die alten Leute. Bei den Wurunjerri lehrten die alten Männer

[1] Howitt, The native Tribes usw. 714 ff. [2] Ebd. 718.
[3] Ebd. 697 ff; vgl. ebd. 701. [4] Ebd. 723. [5] Ebd. 748.
[6] Ebd. 751. [7] Ebd. 756 ff.

die jungen, jeder solle die Nahrung mit andern teilen, besonders mit Greisen und jungen Leuten. Sie sagten, es gefalle Bunjil, wenn er sehe, daß man für alte Leute und Kinder Sorge trage. Wenn ein Mann so alt wurde, daß er nicht mehr reisen konnte, so trug ihn sein Sohn oder sein Schwager oder sein Schwiegersohn von einem Lager zum andern. Das wurde als strenge Pflicht angesehen. Howitt sah wiederholt, wie Männer der Wurunjerris oder Kurnais ihre Frauen im Land herumtrugen, wenn diese zu alt oder zu krank waren, um zu gehen. Bei den Stämmen in einer Umgebung von 50 Meilen um Maryborough in Queensland waren die Leute sehr liebevoll gegen ihre alten und kranken Verwandten und trugen sie auf Bahren herum. Im Daleburastamm wurde ein von Geburt an krüppelhaftes Weib von den Stammesgenossen der Reihe nach mitgetragen, und das geschah bis zu ihrem Tode in einem Alter von mehr als 60 Jahren. Bei einer Gelegenheit stürzten sich mehrere von ihnen in einen angeschwollenen Strom, um eine alte Frau vom Ertrinken zu retten, deren Tod für diese selbst eine Erlösung gewesen wäre. In einem Fall wachte eine Mutter bei ihrem kranken Kinde und lehnte alle Nahrung ab, und als das Kind starb, war sie ganz untröstlich[1].

Die Kulinstämme halten dafür, daß der Busch und alles, was er enthält, allen zugehöre: Privateigentum seien nur die Gerätschaften, die jeder in seinem Sacke trage. Wenn sie nach einer Wanderung am Abend im Lager zusammenkommen, so teilen diejenigen, die auf der Jagd Glück gehabt haben, denen mit, die leer ausgegangen sind, damit niemand Mangel leide, solange andere etwas haben; und diese Gabe gilt nicht als eine Gunst, sondern als ein Recht der Notleidenden. Man wirft ihnen die Gabe zu Füßen, wohl deshalb, wie Howitt sagt, weil man fürchtet, dafür etwas von der andern Person zu erhalten und dadurch bösem Zauber ausgesetzt zu sein[2].

Von den Kamilaroi berichtet Howitt, daß bei der Bora die Jünglinge unterrichtet werden über die Speisegebote, über die Pflege der Alten und Kranken und die Pflicht, diejenigen zu unterstützen, die eine zahlreiche Familie haben. Einen Teil der erlegten männlichen Tiere, die er bisher nicht essen durfte, solle er ins Lager bringen und vor die Hütte derjenigen hinlegen, die infolge des Alters oder der Krankheit nicht selbst jagen können oder eine große Familie haben[3].

Mit vollem Recht bemerkt Howitt zu dem Gesagten, diese Beispiele von der Verteilung der Speisen unter die Angehörigen und Verwandten und die besondere Versorgung der alten Leute geben eine ganz andere Vorstellung von dem Charakter der Eingebornen, als man vielfach hat. Die gewöhnliche Vorstellung hat man sich nach dem gebildet, was man an den Schwarzen unter dem Einfluß unserer Zivilisation beobachtet, welche die alten Gesetze umstößt[4].

2. Über einige Stämme von Neusüdwales im besondern.

Obwohl die Schilderungen Howitts, denen wir im vorigen Abschnitt hauptsächlich gefolgt sind, sich großenteils auch auf die Stämme von Neusüdwales erstrecken, wollen wir doch über diese noch das Zeugnis eines verdienten Forschers

[1] Ebd. 766. [2] Ebd. 767. [3] Ebd. 594. [4] Ebd. 777.

vernehmen, der sich lange bei ihnen aufgehalten und ihre Sitten sorgfältig erforscht hat. Dieser Forscher ist A. L. P. Cameron[1]. Seine Angaben beziehen sich besonders auf die Stämme der Wathi-Wathi, der Ta-ta-thi, der Barkinji und einige andere.

Unter Stamm versteht Cameron eine Gesamtheit von Eingebornen, die dieselbe Sprache, dieselben Gesetze, Einrichtungen, Gebräuche und einen gemeinsamen Namen haben. Unter dem Namen Nation versteht er eine Gruppe von verwandten Stämmen, die in freundschaftlichen Beziehungen zueinander stehen und deren Sprache und Gesetze einander in etwa ähnlich sind. Mit dem Namen Klan bezeichnet er Unterabteilungen der Stämme, die dieselbe Sprache und dieselben Gebräuche haben.

Auch die Stämme, mit denen Cameron bekannt wurde, werden in zwei exogame Klassen geteilt, manche in vier. Wo vier Klassen bestehen, sind sie wahrscheinlich durch Unterabteilung der beiden ersten Klassen entstanden. Alle Klassen haben ihre Totems oder Verwandtschaftswappen und berechnen die Verwandtschaft nach der weiblichen Linie. Ein Mann heiratet nie eine Frau aus seiner eigenen Klasse. Selbst bei außerehelichem Geschlechtsverkehr werden die Klasseneinteilungen stets beobachtet. So findet im Ta-tathistamm bei gewissen Gelegenheiten ein ausschweifender, unterschiedsloser Geschlechtsverkehr statt, aber nie zwischen zwei Personen derselben Klasse. Jede Übertretung dieser Gesetze würde an dem Schuldigen von dem Stamme schwer gerächt. Nur wenige Männer hatten zwei Frauen, die allermeisten nur eine. Die Heiraten fanden ohne viele Zeremonien statt. Mädchen werden sehr oft schon als Kinder zur Ehe versprochen. Kommen sie ins heiratsfähige Alter, so werden sie von der Mutter oder deren Bruder zu dem Lager ihres zukünftigen Mannes gebracht. Die Mutter gibt der Tochter einen Sack, in dem sie die Sachen mit sich tragen kann, und einen Yamsstock. Der Vater hat sich in die Heiratsangelegenheiten der Tochter nicht einzumischen. Als Grund dafür wird angegeben, weil die Tochter zur Klasse des Bruders der Mutter und nicht zu der des Vaters gehört. Trotzdem glauben sie, daß die Tochter nur vom Vater herrühre und von der Mutter nur gehegt werde[2].

Die Frau ist streng zur Treue gegen ihren Mann verpflichtet; er kann sie nach Belieben für ihre Untreue strafen. Dieses Gesetz gilt aber nicht für den Mann. Es ist nicht gestattet, daß ein Mädchen mit einem jungen Mann verkehre, bevor es mit einem alten Mann oder mehreren alten Männern aus der Klasse, in die es heiraten darf, Umgang gehabt hat. Eine weibliche Gefangene gehört dem, der sie gefangen hatte, wenn sie zu einer Klasse gehört, aus der er seine Frau nehmen darf. Kein Mann durfte eine Frau aus einer verbotenen Klasse bei sich behalten. In manchen Fällen war ein solches Weib innerhalb der Klassengesetze Gemeingut aller; später wurde sie einem Manne zugeteilt, mit dem sie sich gesetzlich verheiraten durfte. Es war eine fast in ganz Neusüdwales verbreitete Sitte, daß Männer, die einen Nachbarstamm mit derselben Klassenorganisation besuchen, für diese Zeit mit Weibern versorgt wurden. Früher

[1] Notes on some tribes of New South Wales, im Journal of the Anthropological Institute usw. XIV (1884) 344 ff.

[2] Ebd. 352.

scheint bei gewissen großen Versammlungen des Stammes oder um ein drohendes Unglück abzuwenden, ein Austausch der Weiber stattgefunden zu haben. Cameron meint, das weise auf eine frühere Zeit zurück, wo die Gruppenehe bestanden habe; das ist eine willkürliche Hypothese. Dieser abscheuliche Gebrauch scheint eher im Aberglauben seinen Grund gehabt zu haben. Heute ist übrigens die Sitte fast ganz verschwunden[1].

Die Schwiegermutter und der Schwiegersohn weichen sich stets aus. Ein Mann spricht nie mit der Mutter seiner Frau, wenn er es vermeiden kann, und umgekehrt. Wir übergehen die von Cameron eingehend geschilderten und sehr verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse, welche von den Eingebornen ebenso sorgfältig berücksichtigt werden, wie wir Europäer die unsrigen berücksichtigen[2].

Das Amt des Häuptlings war in gewissem Sinn erblich, d. h. der Sohn erbte die Stellung seines Vaters, wenn er rednerische Begabung oder sonstige hervorragende Eigenschaften besaß; wenn nicht, so erhielt der Brudersohn (Neffe) des Verstorbenen das Amt, oder falls ein solcher nicht vorhanden war, der nächste Verwandte, der denselben Klassennamen hatte. Zuweilen, wenn ein Unternehmen vereinbart worden war, wurde von der Mehrheit der Teilnehmer ein Leiter gewählt; die Teilnehmer selbst wurden aber, wie Cameron meint, von den alten Männern des Stammes bestimmt[3]. Wenn Streit zwischen Individuen oder Klassen entsteht, so tritt bei fast allen Stämmen jeder auf die Seite seiner Klasse.

Das wichtigste Fest der Eingebornen in Neusüdwales ist die Bora (Bura), die Mannweihe, bei der die Jünglinge gewissermaßen die Weihe als Männer erhalten. Da diese Feier in den wesentlichsten Zügen in ganz Südostaustralien dieselbe ist, übergehen wir sie hier[4]. Auch das Zauberwesen ist in Neusüdwales wie in ganz Südostaustralien[5]. Nur einige Angaben über Tod und Begräbnis lassen wir noch folgen. Nach dem Glauben der Eingebornen ist der Tod, ausgenommen den Fall eines Unglücks oder einer Verwundung in der Schlacht, nicht ein natürliches Ereignis, und deshalb muß, sobald er sich ereignet, sofort ausfindig gemacht werden, wer ihn durch seinen Zauber verursachte. Bei den Wathi-Wathi wird die Leiche von jedem Verwandten der Reihe nach ersucht, durch irgend ein Zeichen die Person anzudeuten, die den Tod verursacht habe. Erhalten sie keine Antwort, so beobachten sie, nach welcher Richtung ein Vogel fliegt, nachdem er über den Toten gezogen ist. In der Richtung des Fluges muß der böse Zauberer zu finden sein. Zuweilen schläft der nächste Verwandte auf der Leiche, weil ihn dies veranlaßt, vom Mörder zu träumen. Glauben sie den bösen Zauberer entdeckt zu haben, so lauern sie ihm auf und töten ihn in grausamer Weise[6].

Das Begräbnis findet bei den Wathi-Wathi, den Ta-ta-thi, den Muthi-Muthi, den Wonghi und einigen andern Stämmen in folgender Weise statt. Ein Verwandter hüllt die Leiche in ein Opossumfell, wickelt sie dann in eine Art Netz und trägt sie zum Grabe, begleitet von den Freunden und Verwandten

---

[1] Ebd 353. [2] Ebd. 354—356. [3] Ebd. 556.
[4] Eingehend schildert Cameron die Bora der Wathi-Wathi ebd. 358 ff.
[5] Ebd. 360 ff. [6] Ebd. 262.

des Toten, die ihr Haupt zum Zeichen der Trauer mit Lehm bedeckt haben. An einem trockenen Ort wird ein tiefes Grab geöffnet und darin ein Feuer angezündet, welches man einige Zeit unterhält, damit das Grab ganz trocken werde. Nachdem man das Feuer entfernt, kommt zuerst eine Rindenschicht auf den Boden des Grabes und darauf eine dicke Lage Gras. Nun wird der Leib in das Grab gelegt, und der Sohn oder nächste gegenwärtige Verwandte darf einen Augenblick darin stehen, damit er den Verstorbenen nicht vergesse. Darauf wird wieder eine dicke Schicht Gras auf die Leiche gelegt und darüber eine Rindendecke und schließlich das Grab mit Erde aufgefüllt. Der Boden rings um das Grab herum wird reinlich gekehrt und über dem Grab eine rohe Hütte errichtet. Freunde des Verstorbenen besorgen noch zwei bis drei Monate das Grab, aber nach einem Jahr wird die Hütte niedergerissen und auf das Grab gelegt [1].

Die Eingebornen glauben, daß die Geister der Verstorbenen die Erde besuchen und oft gesehen werden. Männliche Geister werden von den Ta-ta-thi Nguma-gumatsch, weibliche Biriup-gumatsch, und Geister im allgemeinen Durundera oder Thurundera genannt. Dieser Name wird auch den Weißen gegeben. Sie sprechen sehr ungern von den Toten und suchen auf jede Weise die Nennung ihrer Namen zu vermeiden.

Von ihrem Glauben an Gott und Unsterblichkeit sagt Cameron [2]: „Die Leute aller dieser Stämme scheinen einen Glauben an eine Gottheit und an einen zukünftigen Zustand irgend einer Art zu haben. Die Wathi-Wathi und die Ta-ta-thi haben, obwohl sie ganz nahe beisammen wohnen, verschiedene Namen für die Gottheit. Der Name ist bei den Wathi-Wathi Tha-tha-puli, bei den Ta-ta-thi Tulong. Gott wird als ein mächtiger Geist und vielleicht als ein höchstes übernatürliches Wesen angesehen. Er sagte jedem Stamme, welche Sprache er reden solle. Er schuf Männer und Weiber und Hunde; auch die letztgenannten pflegten zu reden, aber er nahm ihnen die Gabe der Sprache. Die Ta-ta-thi reden nicht oft von Tulong und sagen, er komme selten auf die Erde. Obwohl es scheint, daß bei vielen australischen Stämmen nur eine dunkle Idee von den Eigenschaften des höchsten Wesens und dem zukünftigen Zustand vorhanden ist, so haben doch die Ta-ta-thi und die ihnen verwandten Stämme zweifellos den Glauben nicht nur an einen künftigen Zustand des Daseins, sondern auch an ein System von Belohnungen und Strafen. Mein Ta-ta-thi-Gewährsmann sagte, daß vor langer Zeit ein Doktor (Zauberdoktor) durch die Wolken hinaufgestiegen sei und dort einen Ort gesehen habe, an dem die Bösen gebraten wurden." [3] Makogo, ein intelligenter Wathi-Wathi, gab Cameron eine kurze Darlegung des Glaubens seines Volkes, bevor es mit den Europäern in Berührung kam, und meinte, es würde jetzt besser daran sein, wenn sein Glaube nicht verwirrt worden wäre.

Die Wathi-Wathi machten, wie es scheint, einen Unterschied zwischen dem Gespenst (ghost) und der Seele, wie wir etwa zwischen Seele und Geist oder Gespenst unterscheiden könnten. Im Augenblick, wo die Seele den Leib

[1] Cameron, Notes on some tribes usw. XIV 363. [2] Ebd. 364. [3] Ebd.

verläßt, heißt sie Bo-oki, später aber Boongarnitchie. „Wenn der Boongarnitchie seinen Lauf in die Wolken angetreten, kommt ihm ein anderer Boongarnitchie entgegen, der ihn auf den Weg für die guten Menschen führt. Nachdem er ein Stück weit gegangen, sieht er zwei nahe beieinander und parallel laufende Straßen, von denen die eine reingefegt, die andere aber schmutzig ist. Der Geist eines guten Menschen wähle die schmutzige Straße, da er wisse, daß die andere von bösen Geistern rein gehalten werde, um die Gedankenlosen auf sie zu locken. Später begegne ihm ein Weib, das ihn zu verführen suche, aber er entkomme ihren Lockungen und gelange bald an einen Ort, wo zwei Frauen ein Seil halten, das sie schnell im Kreise drehen wie ein Schiffstau. Die Frau, welche auf der reinen Seite der Straße steht, ist blind und sucht den Boongarnitchie zum Straucheln zu bringen, aber indem er sich auf der schmutzigen Straße hält, möglichst weit von ihr fort, vermeidet er den Unfall. Das nächste Hindernis ist ein tiefer und enger Graben, der quer durch die beiden Straßen geht und aus dem Flammen abwechselnd auf und nieder steigen. Indem er den günstigen Augenblick wahrnimmt, springt der gute Geist heil und sicher über den Graben und begegnet jetzt zwei alten Frauen, die sich seiner annehmen, bis er sich an seinen neuen Aufenthaltsort gewöhnt hat. Nach einiger Zeit kommt die Gottheit mit einer Schar Geister, um den neuen Ankömmling zu sehen und seine Kraft zu prüfen. Tha-tha-puli gibt einer der alten Frauen eine Nulla-nulla (eine Art Keule), und diese überreicht sie dem Geiste. Eine Anzahl Emus werden vorbeigetrieben und auf einen derselben wird die Keule geschleudert, so daß er zusammenbricht. Wenn die Wathi-Wathi eine Sternschnuppe sehen, glauben sie, es sei eine durch den Raum fliegende Nulla-nulla, und sagen, Tha-tha-puli prüfe die Kraft eines neuen Geistes. Der Geist der bösen Menschen stürzt, wenn er auch allen ihm gelegten Fallen entgeht, sicher in die Feuerhölle. Manche Eingebornen haben ihre religiösen Ansichten im Umgang mit den Europäern geändert, und ich zweifle, ob diese Feuergrube nicht dazu gehöre. Ich fragte deshalb meinen Gewährsmann sehr genau aus, aber er versicherte mir, daran sei gar kein Zweifel, daß das oben Mitgeteilte genau der Glaube seines Stammes vor der Ansiedlung der Weißen in diesem Lande gewesen sei.“ [1]

Die australischen Eingebornen haben auch viele alte Überlieferungen, von denen manche lächerlich und obszön sind, doch nicht mehr als viele Sagen der klassischen Mythologie. Nach einer weitverbreiteten Sage der Stämme, von denen Cameron redet, war die Erde einst von einer viel mächtigeren Rasse bewohnt, als die jetzige ist; besonders verstand sie sich mehr auf die Zauberkünste. Diese erste Rasse hat bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Namen. Die Wathi-Wathi nennen sie Bookoomuri (Bukumuri) und behaupten, sie seien ausgezeichnete Jäger und Fischer gewesen und bei einer Gelegenheit von Tha-tha-puli in Tiere verwandelt worden, der dann die gegenwärtige Rasse schuf. Andere erzählen, die Bookoomuri hätten selbst diese Umwandlung bewirkt, und da sie als Tiere sich für die neue Rasse interessierten, hätten sie dieser manche nützliche Kenntnis mitgeteilt. Es existiert auch ein Glaube, die Zauberkräfte seien den Zauberdoktoren, den Krankheitsverursachern und den Regen-

[1] Ebd. 364—365.

machern von den Bookoomuri übermittelt worden[1]. Sie haben endlich Sagen über die Art und Weise, wie sie zuerst zum Feuer gelangten usw.

Cameron beklagt es, daß bisher von der englischen Regierung so wenig geschehen sei zu Gunsten der Eingebornen. „Daß unsere gegenwärtige Stellung zu den ursprünglichen Bewohnern des Landes keine billige ist, ist fraglos. Wir haben ihnen ein Land genommen, in dem sie in ihrer Art zufrieden und glücklich lebten, und als Entgelt haben wir ihnen eine Zivilisation gebracht, an der sie zu Grunde gehen. Die Eingebornen schmelzen mehr und mehr zusammen, und ihr völliges Verschwinden ist nur eine Frage der Zeit."[2]

3. Die Euahlayi.

Die Euahlayi (sprich Jualai) wohnen im Nordwesten von Neusüdwales am Narranfluß. Über dieses Volk besitzen wir ein interessantes Werk aus der Feder der Frau eines englischen protestantischen Missionärs, K. Langloh Parker[3]. Der bekannte Ethnolog Andrew Lang, der das Manuskript der Frau Parker vor der Drucklegung durchgesehen und eine Einleitung dazu geschrieben, lobt die Methode, welche sie bei ihren Forschungen einhielt, und die Zuverlässigkeit der Ergebnisse, zu denen sie gelangt ist. Sie selbst schreibt von sich: „Mein Beobachtungsgebiet beschränkt sich der Hauptsache nach auf die Gegend, welche der Stamm Euahlayi im nordwestlichen Neusüdwales am Narranfluß bewohnt. Sie sind zwanzig Jahre lang meine Nachbarn gewesen. Ich war mit den Eingebornen von Jugend auf bekannt; zuerst im südlichen Südaustralien, sodann an der Station meines Vaters am Darling River, wo ich von einem eingebornen Mädchen gerettet wurde, während meine Schwester beim Baden ertrank. Ich war vertraut mit den Anlagen der Schwarzen und stand auf freundschaftlichem Fuß mit ihnen, ehe ich einen regelrechten Versuch unternahm, ihre Sitten und Gebräuche zu studieren. Dies geschah auf der Station meines Mannes am Narran River, genau nördlich vom Barwon River, dem großen Nebenfluß des Murray River."

Auf die Frage, inwiefern der Euahlayistamm unter dem Einfluß europäischer Ideen gestanden, antwortet Parker: „Die nächste Missionsniederlassung wurde gegründet, nachdem wir uns bei den Euahlayi angesiedelt hatten, und lag wenigstens 100 Meilen entfernt, zu Bewarrina. Keiner von den Eingebornen, bei denen ich mich über ihre Sitten erkundigte, hat meines Wissens je unter dem Einfluß eines Missionärs gestanden. Sie trugen alle Hemden und die meisten von ihnen gelegentlich auch Hosen, und alle, mit Ausnahme der alten Männer, die die Hauptquelle meiner Informationen waren, standen bei den weißen Ansiedlern in Arbeit." Alle standen sehr gut zu mir und wir tauschten öfters Geschenke aus.

Von ihrer Stellung zu Spencer sagt Parker: „Meine Kenntnis anthropologischer Literatur war nicht groß, aber ich war wohl vertraut mit Herbert Spencers ‚Geistertheorie', der Herleitung der Religion aus der Verehrung der

[1] Cameron, Notes on some tribes usw. XIV 368. [2] Ebd. 344.
[3] The Euahlayi tribe. A Study of aboriginal life in Australia, London 1905.

Geister der verstorbenen Ahnen, und war eine Anhängerin derselben. Was ich von den Eingebornen erfuhr, überraschte mich und erschütterte meinen Glauben an Spencers Theorie, mit der es mir unvereinbar schien."

Die Euahlayi glauben an ein übermenschliches, aber doch menschenähnliches Wesen, das sie Byamee (Baiami) nennen; derselbe Name kommt auch bei ihren Nachbarn, den Kamilaroi und Wiradjuri vor. Er bedeutet wörtlich „der Große". Als Bezeichnung Gottes darf das Wort von den Frauen und Uneingeweihten nicht gebraucht werden, die dafür den Namen Boyjerh (Vater) gebrauchen, ähnlich wie im Theddorastamm die Frauen statt des Wortes Daramulun (Gott) den Ausdruck Papang (Vater) gebrauchen.

„Das erste Mal sprach mir von Byamee in geheimnisvollem Flüsterton ein sehr alter Eingeborner, der schon im Jahre 1864, als Thomas Mitchel den Narran entdeckte, graue Haare gehabt haben soll. Er sagte mir, er sei in seiner ersten Einweihungszeremonie über Byamee unterrichtet worden. Wenn er früh grau wurde, sagen wir mit dreißig Jahren, im Jahre 1846, so fand seine Einweihung im Jahre 1830 statt, und wir haben mithin einen tatsächlichen Beweis, daß der Glaube an Byamee nicht von den Missionären importiert wurde, da erst nach 1856 christliche Ideen durch das Buch Ridleys bei unterrichteten Kamilarois Eingang fanden. Byamee galt lange vor der Ankunft der Missionäre als ein zu verehrendes Wesen, das sich in geheimnisvoller Weise offenbarte, wie alle meine Gewährsmänner versichern."

„Es ist viel darüber gestritten worden, ob die eingebornen Australier irgend eine Idee oder den Keim einer Idee von Gott haben, mehr als bloß den unbestimmten Glauben an frei umherschweifende, meist böswillige Geister, die man versöhnen oder verscheuchen kann. Mr Huxley verneinte das ebenso wie H. Spencer. Beide Schriftsteller unterließen es, auf die gegenteilige Behauptung von Waitz hinzuweisen, die schon im Jahre 1872 veröffentlicht war[1]. Dieser behauptete, daß die Eingebornen in mehreren Gegenden den Glauben an ein göttliches Wesen besaßen und zu seiner Ehre Tänze veranstalteten, und er leugnete zugleich, daß dieser Glaube auf europäischen Einfluß zurückzuführen sei. Tylor gab zu, daß dieser Glaube heute bis zu einem gewissen Grade bestehe, aber er schrieb ihn dem Einfluß der Missionäre und weißen Ansiedler zu. ‚Baiame', so behauptete er, sei ein von den Missionären gebildetes und zwischen 1830 und 1840 aufgekommenes Wort. Diese Ansicht wurde von A. Lang und N. W. Thomas bestritten. Thomas konnte sich auf das von Henderson im Jahre 1829—1830 niedergeschriebene Zeugnis für den Glauben an ‚Piaame' oder Byamee oder Baiame berufen."[2]

„Im Jahre 1904 lieferte Howitt eine große Masse von Beweisen für den Glauben der Eingebornen an das, was er den „Allvater" nennt und der in mehreren Dialekten mit Namen bezeichnet wird, die „Unser Vater" bedeuten, der in oder über den Wolken wohnt und oft die Seelen der Schwarzen, welche ‚gut' gewesen sind, empfängt. Diese Ideen stammen nach Howitt nicht von den Europäern und haben sich auch nicht aus der Ahnenverehrung entwickelt,

[1] Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker VI, Leipzig 1872, 796 ff.
[2] Parker a. a. O. 5—6.

die bei diesen Stämmen nicht existiert. Dieser Glaube wird vor den Weibern geheim gehalten und den Jünglingen bei ihrer Mannesweihe mitgeteilt."

Aber wie konnte Frau Parker etwas von dem Glauben erfahren, der sorgfältig vor den Frauen geheim gehalten wird? Sie selbst antwortet, durch besondere Vergünstigung sang ein alter Schwarzer in ihrer und ihres Mannes Gegenwart das „Lied Byamees", das nur die eingeweihten Männer singen dürfen und das von der heutigen Generation nicht mehr verstanden wird. Außerdem haben die Frauen der Euahlayis einige Kenntnis von Byamee und auch einige Mittel, ihm geheimnisvoll zu nahen; sie geben ihm aber einen andern Namen.

„Byamee ist zunächst für die Euahlayi, was Alcheringa oder die ‚Traumzeit' (uralte, sagenhafte Zeit) für die Arunta (Aranda). Fragt man einen Arunta nach dem Grunde von irgend etwas, so antwortet er, so war es in der Alcheringa. Ähnlich ist es bei den Euahlayi. Sie erzählen, es habe einst eine Zeit gegeben, wo nur Vögel und Tiere auf Erden lebten. Da kam ein kolossaler Mann mit zwei Frauen vom fernen Nordosten, verwandelte die Vögel und Tiere in Männer und Frauen, bildete noch andere Wesen aus Lehm oder Stein, lehrte sie alles, gab ihnen Gesetze und kehrte dann dorthin zurück, woher er gekommen. Dieses ist eine Art Alcheringa-Mythus; ob nun dieser kolossale Mann Byamee gewesen ist oder nicht, stets antwortet dieser Stamm, wenn man nach dem Ursprung einer Sitte fragt: ‚weil Byamee so sage'. Byamee erklärte seinen Willen, das war und ist genug für seine Kinder. Bei der Boorah (Bura) oder Einweihungsfeier wird er als der Vater aller gepriesen, dessen Gesetzen die Stämme jetzt gehorchen. Byamee ist, wenigstens nach einem Mythus, der auch bei den Wiradjuri existiert, die Urquelle aller Totems und des Gesetzes, daß Leute von demselben Totem untereinander nicht heiraten dürfen, ‚wie weit auch ihre Jagdgründe auseinander liegen'." [1]

Nach einer allgemeinen Legende hatte Byamee einen eigenen Totemnamen für jedes Glied seines Leibes, ja sogar für jeden Finger und jede Zehe, und wenn er über frische Felder ging, so gab er jeder Verwandtschaft eines Stammes beim Verlassen eines von seinen Totems. Nach der gewöhnlichen Erzählung erhielten alle als Totem den Vogel oder das Tier, aus dem sie gebildet wurden. Kein Klan denkt aber daran, Byamee als Verwandten für sich in Anspruch zu nehmen. Er ist von allen gesondert und doch der Vater von allen, gerade so wie Birrahgnulu, seine Hauptfrau, die Mutter aller und nicht mit irgend einem Stamm verwandt ist. Cunnumbeillee dagegen, das zweite Weib Byamees, hatte nur ein Totem. Birrahgnulu wird die Mutter aller genannt, denn auch sie hatte, wie er, ein Totem für jeden Teil ihres Leibes, und kein Totem kann sie allein für sich in Anspruch nehmen. Cunnumbeillee dagegen ist die Gebärerin und Ernährerin der Kinder. Birrahgnulu ist die Lieblingsfrau und Gefährtin Byamees, der dieser eine Macht und Stellung gegeben hat wie sonst keinem. Auch sie ist, wie er, zum Teil kristallisiert in dem Himmelsfeld, wo sie zusammen leben; die oberen Teile ihrer Leiber sind wie auf Erden. Bei Mangel an Regen wendet man sich an sie, und wenn

[1] Parker, The Euahlayi tribe 6—7.

sie die Bitte gewähren will, befiehlt sie der Cunnumbeillee, einen Flutball aus Blut den Berg herunterrollen zu lassen.

Byamee ist übrigens nicht bloß der Urheber der Totems, sondern auch vieler anderer minder wichtiger Einrichtungen. Von ihm kommt z. B. das Gesetz, daß es einen den verschiedenen Stämmen gemeinsamen Lagerplatz gebe, wo während der Fischereifeste der Friede streng beobachtet werden muß und alle zusammenkommen, um sich am Fisch zu erfreuen und gemeinsam für die Erhaltung der Fischerei zu sorgen.

„Byamee existiert noch. Ein alter Eingeborner erzählte mir, daß man bei den Begräbnissen *Gebete an Byamee für die Seelen der Verstorbenen richtete*, ein Gebrauch, der sicher nicht von den protestantischen Missionären herkommt." [1] Man glaubt, Byamee höre auf das Rufen einer Waise nach Regen. Diese braucht nur, wenn Wolken in der Höhe sind, hinauszulaufen, zum Himmel zu blicken und laut zu rufen: „Wasser, komm herab, Wasser, komm herab!" Regnet es zu viel, so kann das jüngste Kind einer Frau, das dazu imstande ist, ihn durch Verbrennen von Midchirholz stillen. Eine alte Frau erzählte nach einem Regen der Frau Parker, sie habe einen ihrer Schutzgeister zu Boyjerh — der Name Byamees bei Frauen und Kindern — gesandt gehabt, um ihm zu sagen, daß das Land Regen brauche. Als Antwort habe er eine Handvoll Kristallkiesel genommen und von den Wolken in einen steinernen Wasserbehälter auf der Spitze des heiligen Berges geworfen. Als die Steine ins Wasser fielen, spritzte dieses bis in die Wolken empor und fiel dann als Regen auf die Erde. Bei gewissen Einweihungsfeierlichkeiten richtet der älteste gegenwärtige Medizinmann — Wirrinun — *Gebete an Byamee*, ihn anflehend, ihnen langes Leben zu geben, *solange sie sein Gesetz beobachteten*. Die gewöhnlichen Männer scheinen nur bei den Begräbnissen und am Schluß der Bora (Boorah) zu Byamee gebetet zu haben.

Einige Gelehrte haben die geistige Begabung der Schwarzen in Frage gestellt, weil sie kein ausgearbeitetes Zahlensystem haben. Aber für ein solches haben sie gar kein Bedürfnis. Soweit es ihnen nötig ist, können sie zählen. Die Zahl wird gewöhnlich der zu zählenden Sache angehängt, so z. B. Gundui, ein einziger Emu, Buluwah zwei Emus, Ugle Ugle vier Emus, Gayyahgnai fünf oder sechs Emus, Gonurrun vierzehn oder fünfzehn Emus. Ich denke, meint Parker, die Köpfe, die so verwickelte Heiratsregeln auszuarbeiten vermochten, wären auch imstande, wenn nötig, die Arithmetik durchzuarbeiten. Wenige von uns kennen ihren Familienstammbaum so genau wie die Schwarzen. Selbst das kleinste Kind, das reden kann, scheint voll von Kenntnissen der verschiedenen Verwandtschaften und Ehetapus zu sein.

In Bezug auf die *Ehe* unterscheiden die Euahlayi zwei Phratrien oder exogame Hälften: Gwaigulliah (die Hellblütigen) und die Gwaimudthen (die Dunkelblütigen). Ein Hellblütiger darf nie eine Hellblütige heiraten; er muß seine Frau bei den Dunkelblütigen suchen. Ebenso darf der Dunkelblütige nur eine Hellblütige heiraten. Die Kinder gehören immer zur Phratrie ihrer Mutter (weibliche Linie).

---

[1] Ebd. 8.

Eine andere Einteilung der Stammesgenossen ist lokaler Natur und der Gegend oder dem Jagdgrund entnommen, dem ein Glied angehört. Diesen Namen erhält das Kind von seiner Mutter, wo immer es geboren sein mag. Die Stammesgenossen bilden so gewissermaßen Nationalitäten im kleinen, die aber untereinander leben können, etwa wie Irländer, Schotten und Engländer. Diese Einteilung hängt nicht mit der Blutsverwandtschaft zusammen und bildet kein unübersteigliches Ehehindernis.

Eine dritte Einteilung ist der allen Töchtern und allen Söhnen von Schwestern gemeinsame Name. Die Töchter erhalten alle den Namen ihrer Großmutter mütterlicherseits, die Söhne den Namen ihres Großonkels mütterlicherseits. Es gibt vier solche Klassen mit eigenem Namen, der jedem Glied der Klasse zukommt. Die Klassen sind so eingerichtet, daß nie Ehen der älteren mit der jüngeren Generation stattfinden können. Auch die, welche dasselbe Totem haben, gelten als Brüder und Schwestern und dürfen deshalb nie untereinander heiraten.

Oft wird ein Mädchen noch ganz jung einem Mann vermählt. Die Euahlayis machen übrigens einen Unterschied zwischen der Verlobung und der Ehe. Frau Parker sah, daß Mädchen für ihre Freiheit kämpften, weil sie entdeckten, daß man sie bloß verlobt, aber nicht eigentlich vermählt hatte. Vielweiberei ist gestattet, doch haben die meisten Männer nur eine Frau[1]. Ein eigentlicher Frauenkauf scheint nicht stattzufinden, doch muß der Bräutigam seiner Schwiegermutter gewöhnlich Geschenke machen. Indessen kommt es auch vor, daß ein Mann ohne Geschenke eine Frau erhält. Wenn der Mann die Frau mißhandelt, so können die Verwandten sie ihm nehmen. Er selbst kann die Frau zu ihren Leuten zurückschicken, wenn sie ihm nicht mehr gefällt. Hat sie ein Kind, so läßt er es bei ihr, bis es alt genug ist, um von ihr fortzugehen, dann wird es dem Mann zurückgegeben[2].

Ehebruch der Frau wird hart gestraft, zuweilen mit dem Tode. Wenn ein Mädchen zum erstenmal gefallen ist, bilden seine Brüder und nächsten Verwandten einen Kreis um dasselbe, und nachdem ihm Hände und Füße gebunden wurden, stoßen sie es von einem zum andern, bis es halb betäubt und fast zu Tode erschreckt ist. Dann wird es losgebunden und seinem Bräutigam übergeben oder es wird ein Mann für dasselbe gewählt. Ist ein Weib völlig ausschweifend, so bilden Männer einen Kreis um dasselbe, stoßen es hin und her, und wenn es erschöpft ist, wird es losgebunden und von den Verwandten den Männern übergeben, die mit ihm nun tun können, was sie wollen. Die fast unvermeidliche Folge ist der Tod. Angesichts solcher Vorkommnisse, meint Frau Parker, haben die Schwarzen vielleicht recht, wenn sie sagen, in früheren Zeiten seien ihre Weiber in Bezug auf die häuslichen Beziehungen ganz anders gewesen.

Ein Hauptfest der Euahlayi ist die Feierlichkeit der Bura (Boorah), d. h. der Mannesweihe, durch die der Jüngling in die Reihen der vollberechtigten Männer aufgenommen wird. Der Jüngling erhält um diese Zeit einen älteren Verwandten als Beschützer und Lehrer und muß durch verschiedene Prüfungen seine Tapferkeit beweisen. In früheren Zeiten wurden die Jünglinge, die bei

[1] Parker, The Euahlayi tribe 55. [2] Ebd. 58.

diesen heiligen Zeremonien lachten, getötet, ebenso diejenigen, die als dumm und unfähig erfunden wurden. Die Einweihung findet in mehreren Abstufungen und Feierlichkeiten statt, die sich auf Monate erstrecken. Während dieser Zeit werden die Einzuweihenden von ihren Meistern in den heiligen Dingen unterrichtet. Während eines ganzen Jahres dürfen sie kein Wort mit einer Frau sprechen und auch keine Nahrung von ihr annehmen, gleich als wären sie Novizen in einem Kloster. Es ist dies ein Beweis, daß die Euahlayi die Keuschheit als etwas Gott Wohlgefälliges ansehen. Bei der Bura dürfen die Jünglinge nach genügender Vorbereitung die ungeheuren Lehmfiguren Byamees, Birragnulus und Baillaburrahs oder Dillalis sehen und werden über diese Wesen unterrichtet. Weil Byamee dieses Fest der Bura angeordnet, können nur diejenigen zu ihm in sein Himmelslager gelangen, die sich den vorgeschriebenen Riten unterziehen.

Drei Sünden werden nie vergeben und überliefern den Schuldigen unaufhörlicher Bewegung in der Unterwelt von Jlianbah Wundah, wo die Dunkelheit nur durch ein beständig unterhaltenes Feuer erhellt wird. Dort muß der Schuldige seine rechte Hand an die Seite halten, ohne sie zu berühren, während er selbst sich beständig bewegen muß. Wer den Hang der Schwarzen zum Dolce far niente kennt, begreift, was für eine Hölle diese stete Bewegung sein müßte. Die genannten drei Todsünden sind mutwilliger Mord, Anlügen der älteren Leute des Stammes und der Raub einer blutsverwandten Frau zu blutschänderischer Ehe[1]. Merkwürdigerweise wird aber eine solche Ehe als gültig anerkannt, wenn der Mann folgende Prüfung besteht: Er muß sich, nur mit einem Schild bewaffnet, gegen die Verwandten der gestohlenen Frau wehren, die Waffen auf ihn werfen. Bei dieser Prüfung dürfen nur die Verwandten der Frau Angreifer sein, während bei einem Morde den mutmaßlichen Täter alle Männer des Stammes angreifen dürfen. Gelingt es dem Schuldigen, mit heiler Haut davonzukommen, so darf er die Frau behalten.

Güte gegen alte Leute und Kranke wird streng eingeschärft als ein Gebot Byamees; diesem werden beim Tode eines Mannes alle Übertretungen seiner Gesetze berichtet und der Mann wird danach gerichtet[2]. Thomas Mitchel, der im Jahre 1837 seine Erfahrungen bei den Schwarzen aufschrieb, bezeichnet deren Sorge und Liebe für die alten Leute als sehr groß.

Bei der zweiten Bura darf der junge Mann auch das Lied hören, das Byamee selbst sang, und ebenso das Gebet, das der älteste Medizinmann an ihn richtet, um ihn anzuflehen, daß er die Schwarzen lange leben lasse, da sie durch die Beobachtung der Bura sich seiner Anordnung unterwürfig gezeigt hätten. Zu diesem Zweck spricht der alte Zauberer mehrmals flehentliche Worte, indem er dabei den Kopf nach Osten wendet. Auch die Toten werden meist mit dem Gesicht nach dieser Richtung begraben.

Vor der Bura sind den Männern manche Speisen und Genüsse verboten (Tapu). Bei jeder Bura wird ein Tapu gehoben. Nach der dritten Bura

[1] Ebd. 78. [2] Ebd. 79.

darf der Mann Fische essen, nach der vierten Honig, nach der fünften alles, was er will. Heute gibt es nur wenige Männer mehr, die bei fünf Buras gewesen sind. Bei jeder Bura wurde dem Mann ein Stein gegeben, und wenn er den fünften erhalten hatte, durfte er heiraten. Nach der ersten Bura durfte der Mann Kriegswaffen tragen und war nun ein Krieger, aber erst nach der fünften durfte er sich den Dorrunmai anschließen oder auch einer von ihnen sein. Diese Dorrunmai sind eine Art Häuptlinge, die Kriegsrat halten; sonst haben sie wenig Macht; nur im Krieg und auf den Jagden sind sie die anerkannten Führer. Die Hauptmacht besitzen die Medizinmänner oder Zauberer.

Parker schildert ausführlich die Begräbnisfeierlichkeiten der Euahlayis. Sie wohnte selbst dem Begräbnis einer alten Frau bei. Die Leiche wurde in eine große Baumrinde eingebunden. Die ganze Zeit, vom Tode bis zum Begräbnis, blieb ein Verwandter bei dem Sarge und unterhielt kleine Feuer, die Rauch verbreiteten. Zur bestimmten Zeit wurde die Leiche in Prozession zur Begräbnisstätte gebracht. Während sich die Prozession voranbewegte, hörte Frau Parker den Ruf eines Vogels und sah, wie die Frauen einander anblickten und sich Namen zuflüsterten. Auf die Frage, was das bedeute, sagte man ihr, das sei der Schrei eines kleinen Vogels, Durrui, in dem die Geister der verstorbenen Frauen die Erde wieder besuchten. Numbardi, die erste Frau, scheint eine gute Ernährerin gewesen zu sein; sie erwarb die Kunst, Pflanzenwurzeln in sehr geschätzte flache Kuchen zu schlagen. Sie trug deren immer bei sich. Byamee hatte ein sehr großes Wohlgefallen daran, daß sie immer Nahrung für die Hungrigen brachte. Nach dem Tode erlaubte er ihrem Geiste, in der Gestalt des kleinen Vogels ihr Lager wieder zu besuchen. „Alle Frauen haben nach ihr dasselbe Vorrecht, wenn sie im Leben ihre Pflicht erfüllt haben.“[1] Dieser Vogel gilt als heilig, und wehe dem, der ihn angreift oder auch nur seinen Schrei nachahmt.

Als man an dem ungefähr 5 Fuß tiefen Grabe ankam, wurde die Leiche neben dasselbe gelegt, der Boden des Grabes mit Zweigen und Rinde belegt und ein Feuer angezündet, das einen dichten Rauch über das offene Grab und die alten Gräber verbreitete. Ein Sack mit den Habseligkeiten der Verstorbenen wurde als Kissen ins Grab gebracht und darauf die Leiche ins Grab gesenkt unter lautem Schluchzen der Tochter der Verstorbenen. Die Tochter setzte sich mit den andern Frauen ans Grab, blickte hinein und sang mit ihnen die Totenklage: „O Mutter, o meine Mutter, komm zurück zu mir. Meine Mutter, mit der ich immer gewesen, warum hast du mich verlassen?“ Als sie geendet, rief ein alter Mann: „Sie ist von uns gegangen, sie wird nie wiederkehren, nicht mehr wie einst wird sie Honig sammeln, niemals mehr Yams graben, sie ist gegangen und wird nicht wiederkehren.“ Als er geendet, folgten wieder Klagen der Weiber. Dann sprach ein alter Mann, der im Grabe stand: „Muscheln sind in der Bucht, aber sie, die hier liegt, wird nicht mehr graben; wir werden Fische fangen wie früher, aber sie, die hier liegt, wird kein Öl mehr verlangen, Öl für ihr Haar, sie wird keines mehr bedürfen.“ Es folgt wieder das Klagen der Weiber. Zum Schluß sprach der erstgenannte alte

[1] Parker, The Euahlayi tribe 86.

Mann: „Nie mehr wird sie Feuer brauchen; wo sie hingeht, gibt es kein Feuer, denn sie geht ja zu den Frauen, zu den toten Frauen, und Frauen können kein Feuer machen. Früchte sind dort im Überfluß und Grassaat, aber keine Vögel und Tiere sind im Himmel der Frauen.“ [1] Während das Grab mit Erde zugeschüttet wird, bleibt ein Mann im Grabe stehen, bis die Leiche verdeckt ist, um sie zu hüten. Auf das vollständig zugedeckte Grab werden Scheite und Zweige gelegt; rings herum wird der Boden gekehrt. Das Feuer und der Rauch sollen die Geister fernhalten, und das Kehren hat den Zweck, denjenigen zu entdecken, der den Verstorbenen getötet und vergiftet hat. Denn sie schreiben den Tod nicht natürlichen Ursachen, sondern zauberischen Einflüssen zu.

Nach dem Begräbnis erklärte ein alter Mann der Frau Parker, beim Begräbnis eines Mannes würde viel mehr gesprochen worden sein. Man würde seinen Geist in einem kurzen Gebet dem Byamee empfohlen haben, um diesen zu bitten, daß er den Toten in den Bullimah (Himmel) einlasse, da er die Burageſetze beobachtet habe, natürlich wenn er eingeweiht war; denn die Uneingeweihten wandern umher, bis sie wieder Menschen werden, und kommen nie in den Bullimah.

Bei dem oben beschriebenen Begräbnis ergriff die Tochter der Verstorbenen, während man das Grab zuwarf, einen Stein und schlug sich damit den Kopf blutig, indem sie „Mutter, Mutter!“ rief. Doch nahmen ihr die Umstehenden den Stein. Gewöhnlich aber findet beim Begräbnis viel Blutvergießen statt [2]. Dieses Blutopfer soll den Toten als Beweis der Liebe gefallen.

Wenn der Geist des Verstorbenen das Grab verläßt, findet er die Geister seiner verstorbenen Verwandten, die auf ihn warten, um mit ihm zum Oobi Oobi, d. h. einem heiligen Berge, zu ziehen, dessen höchste Spitzen bis in die Wolken ragen und fast den Bullimah berühren. Der eine Geist erkennt seine Verwandten sofort; manche von ihnen waren an seinem Totenbette, aber nur ihm sichtbar, nicht den Umstehenden, obwohl diese zuweilen Geisterstimmen hören sollen. Der das Grab verlassende Geist nimmt Zweige von dem dem Toten heiligen Dhealbaum mit und läßt dieselben fallen, während er den Geistern folgt, damit die Nachkommenden den Weg erkennen können. Oben auf der Spitze des Oobi Oobi findet er die Murubeaigunnil genannten Geister, deren Aufgabe es ist, eine Brücke über den Zwischenraum zu bilden, welchen der Geist von der Spitze des Berges bis zum Bullimah, dem großen Himmelsfeld Byamees, zu überschreiten hat. Einer von den Murubeaigunnil ergreift ihn und hebt ihn auf seine Schulter, dann kommt ein anderer und hebt den ersten auf seine Schulter usw., bis derjenige, der den Geist auf seinen Schultern hat, ihn in den Bullimah setzen kann. Sobald der Geist darin ist, stößt ein Murubeaigunnil den untersten in der Leiter um und die andern stürzen mit Donnergetöse, das die Stämme weithin hören können, zur Erde. Vernehmen sie dieses Getöse, so sagen sie, ein Geist ist in Bullimah eingezogen.

Nicht immer werden die Leichen in der Erde begraben, zuweilen auch in hohlen Bäumen. Die Habe des Verstorbenen, die man nicht mit ihm begräbt, wird verbrannt.

---

[1] Ebd. 87—88. [2] Ebd. 90.

Bei einigen Stämmen existiert die Sage, daß durch des Weibes Schuld die Sünde in die Welt kam[1]. Diese Sage beweist, daß ursprünglich die Stämme unsterblich sein sollten. Der Tod kam so. Frauen sollten sich nie einem gewissen hohlen Baum nahen. Die Bienen machten ein Nest in diesem Baum. Die Frauen verlangten nach dem Honig, aber die Männer verboten ihnen, in die Nähe zu gehen. Endlich jedoch beschloß eine Frau, den Honig zu holen. Rasch fiel ihre Axt in den hohlen Stamm, und eine ungeheure Fledermaus flog heraus. Das war der Geist des Todes, dem es jetzt gestattet war, frei in der Welt umherzustreifen und alles für sich in Anspruch zu nehmen, was er mit seinen Flügeln berühren konnte.

Geradezu erstaunlich ist der Reichtum an Mythen, Legenden und Sagen, den die Phantasie dieses kleinen Volkes ersann; Sonne, Mond, Sterne, Kometen, Meteore, Naturereignisse aller Art haben ihre Mythen. Dabei spielen natürlich allerlei böse Geister und Teufel eine beträchtliche Rolle. — Ihre Geschicklichkeit, in ihrer Lage und mit ihren Mitteln die Natur sich dienstbar zu machen, ist sehr groß.

In Bezug auf die Kleidung sei noch bemerkt, daß heute die Euahlayi sich zuweilen europäische Kleidungsstücke anlegen. Frau Parker sah einen Mann, der mit großer Selbstgefälligkeit nur mit einem kurzen Hemd und einem alten hohen Hute bekleidet einherstolzierte. Früher trugen sie als einziges Kleidungsstück eine Art Leibbinde mit Fransen. Völlig nackt scheinen sie nie gegangen zu sein.

4. Die Bungyarlee, Parkungi und verwandte Stämme nördlich vom Darling River.

„Während meines Aufenthaltes in einem weiten Gebiete auf der nördlichen Seite des Darling River zwischen den Jahren 1865 und 1880", so schreibt Frederic Bonney[2], „hatte ich als einer der frühesten europäischen Ansiedler Gelegenheit, die Eingebornen in diesem Distrikte kennen zu lernen, bevor sie durch die Zivilisation verdorben wurden. Da ich sie als Schafhirten und zu andern Beschäftigungen auf den weiten Schaf- und Rinderweiden gebrauchte, so waren sie während der Arbeit gewöhnlich meine Begleiter in den ersten Jahren meines Buschlebens, und an manchem Lagerfeuer wurde ich mit ihrem Charakter und ihren Gewohnheiten bekannt. Die Stämme, die ich am besten kenne, heißen Bungyarlee und Parkungi, von denen die ersteren um die Buchten nördlich vom Mount Murchison und die letzteren am Darling River oberhalb und unterhalb Wilcannia leben. Sie sprechen dieselbe Sprache, das Weyneubulkoo, das auch von den umliegenden Stämmen gesprochen wird, den Baroongee am unteren Paroo River, den Mullia-arpa im Yencanyahdistrikt" usw. Das Gebiet dieser Stämme ist sehr dünn bevölkert, da es fast beständig an Dürre leidet, besonders in den Jahren, wo nur wenig Regen fällt.

---

[1] Parker, The Euahlayi tribe 97.

[2] On some customs of the aborigines of the River Darling of New South Wales, by Frederic Bonney, in der Zeitschrift The Journal of the Anthropological Institute usw. XIII (1883) 122 ff.

Die Eingebornen der genannten Stämme sind durchschnittlich klein von Statur. Die Haut ist in der Jugend dunkel schokoladefarbig, wird aber mit zunehmendem Alter schwarz. Das neugeborne Kind ist fast weiß, wird aber bald dunkler, obwohl die Fußsohlen und die inneren Flächen der Hände noch einige Zeit weiß bleiben. „Obwohl in ihrer Erscheinung wenig einnehmend und häßlich, sind sie doch gütig und artig und erreichen den Durchschnitt von Intelligenz und Sittlichkeit. Daß sie oft in ihrer Person schmutzig sind, läßt sich bis zu einem gewissen Grade durch den Wassermangel in den meisten Teilen ihres Gebietes entschuldigen. Die australischen Eingebornen sind oft als der niedrigste Typus der Menschheit hingestellt worden. Ich halte das im großen ganzen für eine Verleumdung, wenigstens gilt das zweifellos von den Stämmen, die ich am besten kenne. Es ist ungerecht, als Muster der Rasse diejenigen anzusehen, die man in den zivilisierten Bezirken an der Küste oder in der Nähe der Städte im Innern antrifft, die alles, was sie von Haus aus Gutes besaßen, verloren haben, schlechte Wirtshäuser besuchen und oft mit Europäern verkehren, die noch tiefer gesunken sind als sie selbst. Diese haben nichts mehr von dem Adel des Wilden an sich und gehören gewiß zu den herabgekommensten Geschöpfen." [1] Heute findet man nach Bonney nur mehr wenige Individuen, die nicht durch die Zivilisation etwas verdorben sind. Gerade deshalb will er aufzeichnen, was er bei den Wilden in ihren besseren Tagen gesehen, und beweisen, „daß ihre Rasse besser, edler und geistig mehr veranlagt ist, als diejenigen glauben, die nicht unter diesen Stämmen gelebt haben".

Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, verläßt sie in Begleitung einer andern Frau das allgemeine Lager, und beide lassen sich ein- oder zweihundert Schritte entfernt unter einem schattigen Baum nieder. Wahrscheinlich geschieht das, um einem Tod im Lager zuvorzukommen, der alle zwingen würde, das Lager zu verlassen und anderswo ein neues aufzuschlagen, da dies allgemeine Sitte ist, wenn im Lager ein Todesfall vorkommt. „Es scheint die Sitte geherrscht zu haben, viele Kinder gleich nach der Geburt zu töten, um der lästigen Sorge und den Entbehrungen zur Zeit der Dürre zu entgehen, wenn zur Suche nach Nahrung und Wasser weite Märsche gemacht werden müssen und es schwierig sein würde, bei der drückenden Hitze eine Anzahl junger Kinder auf einer trockenen Wanderung von 20 Meilen und oft noch mehr mitzutragen ohne anderes Wasser als das, was man in den zu diesem Zweck gebrauchten Schläuchen mitnehmen kann. Ob das Kind am Leben bleiben solle oder nicht, entscheidet im allgemeinen der Bruder der Mutter, wenn sie einen hat und er sich in der Nähe befindet. Soll ein Kind getötet werden, so geschieht dies durch einen Schlag auf den Hinterkopf oder durch Erwürgen mit einer Schnur oder durch Ersticken mit Sand. Wird aber entschieden, es solle am Leben bleiben, so kehrt die Mutter so bald als möglich mit ihm in das Lager zurück, wo es sorgfältig ernährt und gut behandelt wird. Sowohl Männer als Frauen lieben die Kinder, und von alt und jung wird ihnen die liebevollste Aufmerksamkeit erzeigt. Sie werden durch diese gütige Behandlung nicht verdorben; ein Wort der Eltern genügt im allgemeinen, ein Kind abzuhalten, wenn es

[1] Ebd. 124—125.

etwas Unrechtes tun will, und die Kinder erzeigen den Eltern die größte Achtung. Überhaupt ist von seiten dieser Leute die Behandlung der Kinder, wenn diese einmal angenommen sind, vernünftig und achtenswert. Es ist sonderbar, daß das Leben des Kindes bei der Geburt so gering und etwas später so hoch geschätzt wird. Soll das Kind getötet werden, so geschieht dies, ohne daß man viel Aufhebens davon macht; gestattet man ihm aber zu leben, und sollte es nun nach einer Woche oder später eines natürlichen Todes sterben, so würden alle Frauen im Lager seinen Verlust betrauern und die Mutter und die Verwandten laut weinen." [1]

Eine Mutter hat selten mehr als vier oder fünf Kinder, und sie werden gewöhnlich erst, wenn sie mehr als drei Jahre alt sind, von der Mutterbrust entwöhnt. Zwillinge sind ebenso selten als bei den Europäern. Bonney erwähnt einen Fall, in dem einer von den Zwillingen getötet wurde; da die Mutter bald danach starb, nahm eine andere Frau sich des zweiten, eines Mädchens, an und säugte es. Leider wurde dieses, als es heranwuchs, sehr schlecht, „es war weder ehrbar noch wahrhaftig, ermangelte also der beiden Tugenden, die den meisten von ihnen natürlich sind" [2]. Die Mütter tragen gewöhnlich die Kinder auf dem Rücken, so daß diese die Hände um ihren Nacken schlingen und zugleich festgebunden sind. — Die Kinder erhalten meist den Namen von irgend einem Tiere. Die Eingebornen vermeiden es, den Namen eines Verstorbenen auszusprechen, und das Wort wird nicht mehr gebraucht, bis man es wieder anwenden kann, ohne den Verwandten oder Freunden wehe zu tun; denn aus einem Gefühl der Trauer und nicht aus Furcht vermeiden sie es, das Wort zu gebrauchen [3].

Wenn der Jüngling ungefähr 16 Jahre alt geworden, muß er sich der Einweihungszeremonie unterziehen, durch die er ein Mann wird. Da uns ähnliche Zeremonien schon bei andern Stämmen begegnet sind, übergehen wir hier die Beschreibung, die Bonney von ihnen entwirft.

Alle diese Stämme werden in zwei Klassen eingeteilt, die „Muckwarra" und „Keelparra" heißen. Ein Muckwarra muß eine Keelparrafrau heiraten und umgekehrt. Die Kinder gehören zur Klasse ihrer Mutter und werden oft verlobt, wenn sie noch ganz jung sind. Es gilt als ein schweres Vergehen, wenn zwei Personen derselben Klasse sich miteinander verheiraten, ja als ein Vergehen, das nicht vergeben werden kann. Die Übertreter kommen in schlechten Ruf und werden allgemein verachtet. Der Verlust der Freundschaft und Achtung ihrer Freunde ist für sie eine schwere Strafe; deshalb kommen solche ungesetzliche Ehen selten vor [4].

Hat ein junger Mann die Zeremonien der Mannesweihe durchgemacht, so darf er, wenn er will, das Mädchen heiraten, mit dem er als Kind verlobt wurde. „Er bittet nun die Eltern um das Mädchen, und diese, zufrieden, daß ihre langgehegten Wünsche in Erfüllung gehen, ordnen sogleich die Heirat zwischen den beiden in ihrer einfachen Weise an. Der hervorragendste alte Mann des Lagers sagt dem Bräutigam, er könne das gewünschte Mädchen

[1] Bonney, On some customs usw. a. a. O. 125—126. [2] Ebd. 126.
[3] Ebd. 127. [4] Ebd. 129.

heiraten und zugleich wird ihm ein Stück Schnur mit einem Knoten darin übergeben. Hat der Bräutigam eine Schwester, welche der Bruder der Braut zu heiraten wünscht, so macht der alte Mann zwei andere Knoten an den Enden der Schnur. Der Bräutigam behält diese Schnur, bis er sie seinem Schwager mit seiner Schwester oder einer andern Frau als Weib übergeben kann; denn er betrachtet es als Pflicht, seinem Schwager ein Weib zu verschaffen, wenn er kann. Die Mutter der Braut oder des Bräutigams bereitet ein Lager für das junge Paar und sagt dem Bräutigam, er solle es in Besitz nehmen, und wenn die erwählte Braut in das Lager kommt, sagt man ihr, sie solle zu ihrem zukünftigen Mann gehen. Sollte sie sich weigern, so zwingen sie ihre Verwandten mit Gewalt dazu, und damit wird die Ehe als abgeschlossen betrachtet. „Obwohl junge Frauen oft gezwungen werden, einen Mann zu heiraten, den sie wenig oder gar nicht kennen, so finden sie doch im allgemeinen Glück und Zufriedenheit in ihrem Eheleben. Streitigkeiten zwischen den Ehegatten sind selten, und sie beweisen sich in ihrer Art gegenseitig große Zuneigung.“ [1] Freilich zeigen sie ihre Liebe nicht in so demonstrativer Weise, wie das anderwärts geschieht. „Von Natur sind sie sehr herzlich und höflich, immer besorgt, sie möchten in Wort oder Tat als lieblos gelten und die Gefühle derjenigen verletzen, die sie lieben und respektieren.“ [2]

Sie meinen, alle Krankheiten würden von einem Feinde verursacht, der sich gewisser Zaubermittel bedient, von denen einige Younto, andere Moolee heißen und in kleinen Stückchen Knochen oder Quarz bestehen. Aufgabe des Doktors (maykeeka) ist es, die Krankheit dadurch zu heilen, daß er den Zauber aus dem Leibe des Kranken heraussaugt. Gelingt ihm dies, so ist die Heilung sicher. Er zeigt auch irgend etwas dem Patienten und seinen Freunden und sagt, er habe es aus dem Leibe gesogen [3].

Eine sehr kranke oder schwache Person wird mit dem Blute genährt, welches ihr Freunde aus ihren Adern verschaffen [4]. In der Krankheit sind die Eingebornen immer kleinlaut, niedergeschlagen, und die lauten Klagen und besorgten Blicke der sie umstehenden Freunde sind wohl geeignet, sie mit Angst zu erfüllen. Man hat erzählt, die australischen Eingebornen verhelfen denen zum Tode, welche hilflos und verkrüppelt sind, oder töten sie sogar. „Ich habe gute Gründe anzunehmen, daß das bei diesen Stämmen nicht der Fall ist. Nachdem ich Zeuge der liebevollen Behandlung der Kranken unter sehr schwierigen Verhältnissen gewesen bin, glaube ich, daß sie gegen dieselben sehr gut und aufmerksam sind und daß ihre Geduld und Sympathie ganz musterhaft ist. Zuweilen kommt es vor, daß ein Lager gewechselt und eine lange Reise durch eine ausgetrocknete Gegend gemacht werden muß mit einem hilflosen Invaliden, der von starken Männern getragen wird, die gern von ihrem Blute hergeben, bis sie selbst schwach und erschöpft sind, nur um einem Kranken die Nahrung zu besorgen, die sie als die beste für ihn ansehen.“ [5] Bonney führt manche Beispiele an, die zeigen, welche große Sorgfalt die Australier den Schwach- und Irrsinnigen angedeihen ließen.

---

[1] Ebd. 129. [2] Ebd. 130. [3] Ebd. 130—131. [4] Ebd. 128 132.
[5] Ebd. 133.

Das Begräbnis findet gleich nach dem Tode statt. Die Füße und die Arme werden zusammengeschnürt, dann wird die Leiche in ein Tuch gehüllt, mit einem Strick zusammengebunden und an einem langen Stock befestigt, der Moolairee heißt. Zwei Männer werden als Träger ausgewählt, um die Leiche zum Grabe zu bringen. Sollten die Freunde des Verstorbenen irgend welchen Zweifel daran haben, wer dessen Tod verursacht, so werden am Grabe einige Fragen an die Leiche gestellt, wie z. B.: „Warst du in dem oder dem Lager, als die Krankheit dich überfiel?" „Hat der oder der dich getötet?" Antwortet die Leiche nicht durch eine Bewegung, so wird sie etwas weiter getragen, bis sie durch eine Bewegung in der Richtung des Zauberers antwortet und ihnen so zeigt, wen sie wegen des Todes des Verstorbenen zu bestrafen haben. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß infolge des sofortigen Begräbnisses manche noch lebend begraben werden. Bonney erzählt von einem Mann, der in der gewöhnlichen Weise zu Grabe getragen wurde, als man eine ungewöhnliche Bewegung wahrnahm, deshalb den Bündel öffnete und nun durch die Frage des Totgeglaubten überrascht wurde, warum man ihn so fest gebunden habe[1].

Sie haben keine festbestimmten Begräbnisplätze. In der Nähe des Lagers wird ein 3 bis 4 Fuß tiefes Grab gemacht, der Boden desselben mit Zweigen der Ginsterstaude bedeckt und dann der die Leiche enthaltende Bündel von zwei Männern, die im Grabe stehen, in dasselbe gelegt. Gewöhnlich wird dem Toten noch etwas von seinem Fleische oder Haare abgeschnitten. Bei einigen Begräbnissen treten mehrere Männer an das offene Grab, schlagen sich gegenseitig mit dem Bumerang an den Kopf und lassen das Blut in das Grab auf die Leiche tropfen. Während des Begräbnisses hört man viel Weinen und Klagen, besonders von seiten der Weiber. — Das von der Leiche abgeschnittene Fleisch wird nach Hause genommen, an der Sonne getrocknet, dann in ganz kleine Stücke zerschnitten und an die Verwandten und Freunde des Verstorbenen verteilt, die es als Zaubermittel gebrauchen.

Einige Männer dürfen zwei Frauen haben, aber als Regel gilt die Monogamie.

Zweites Kapitel.

Die Eingebornen im Süden und Westen Australiens.

1. Die Südaustralier.

Unter Südaustraliern verstehen wir hier die Eingebornen in der Kolonie Südaustralien (Adelaide) und dem ganzen westlich davon gelegenen Küstengebiet bis zum King George Sound. Am Spencer-Golf dehnt sich dieses Gebiet nach innen bis zum Eyresee, aber die am Süd- und Ostgelände dieses Sees wohnenden Diery werden wir später bei den Zentralaustraliern beschreiben. Einer der ersten, die die Südaustralier eingehend beschrieben haben, ist Edward John Eyre, der auf verschiedenen Reisen dieses weite Gebiet erforscht und

[1] Bonney, On some customs usw. a. a. O. XIII (1883) 134.

besonders in den Jahren 1840—1841 von Adelaide aus eine Entdeckungsreise in das Innere des Landes bis zum Eyresee und dann der Küste entlang bis zum King George Sound unternommen hat[1].

Das Aussehen dieser Eingebornen, schreibt Eyre, ist lange nicht so häßlich, als viele Europäer behaupten. Die Männer sind oft recht stark, haben eine aufrechte, gerade Haltung mit viel natürlicher Anmut und Würde im Betragen. „Wenn man zum erstenmal mit den Eingebornen zusammentrifft, zeigen sie oft furchtlose Unerschrockenheit in ihrem Betragen, einen geraden und offenen Blick und Anstand im Benehmen, so daß ihr Äußeres sehr für sie einnimmt.“[2] Die Weiber dagegen sehen häßlich und verwahrlost aus, was wohl von den vielen harten Strapazen, Entbehrungen und Mißhandlungen herkommt, denen sie ausgesetzt sind. Wie die meisten Wilden betrachtet der Australier sein Weib als eine Sklavin, der alle Arbeiten zur Last fallen. Es muß die tägliche Nahrung sammeln und bereiten, das Zelt für die Nacht aufrichten, Brennholz und Wasser herbeischaffen, die Kinder besorgen und auf der Wanderung die ganze bewegliche Habe, oft sogar die Waffen des Mannes mitschleppen. Obwohl die Eingebornen die Reinlichkeit völlig vernachlässigen, sind sie doch sehr eitel auf ihre Schmucksachen: Federn, Gürtel, Halsbänder, Bemalung oder Tätowierung des Leibes usw. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in einem Fell, das um die Schultern gelegt wird; die Männer tragen einen Schamgürtel, der zwischen den Beinen durchgezogen wird. Bei manchen Festlichkeiten und Tänzen gehen die Männer ganz nackt. Die Jugend bleibt bis zur Heiratsfähigkeit ebenfalls ganz unbekleidet.

In ihrem Verkehr untereinander sind die Eingebornen sehr höflich und auf ihre Etikette bedacht; auch solche, die sich nie gesehen, geben sich schmeichelhafte Namen. Wenn sie jemand anreden, schicken sie immer dem Namen des Angeredeten: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn usw. voraus. „Die Eingebornen lieben die Kinder sehr, die sie aufziehen, spielen mit ihnen und liebkosen sie; die Männer zeigen aber den Weibern selten herzliche Zuneigung. Ich habe eingeborne Männer gesehen, die bei der Heimkehr ihren Frauen die größte Gleichgültigkeit zeigten und keine Notiz von ihnen nahmen, sondern sich niedersetzten und benahmen, als hätten sie nie ihr Lager verlassen. . . . Dagegen habe ich Eltern gesehen, die nach langer Abwesenheit den Kindern beim Wiedersehen um den Hals fielen und weinten. Es ist eine irrige und ungerechte Annahme, zu meinen, der Eingeborne sei zärtlichen Gefühlen unzugänglich.“[3] Sehr oft bemerkte Eyre bei den Eingebornen in ihrem wilden Zustand einen angebornen Takt im Benehmen, ein bescheidenes Auftreten ohne jede Anmaßung; allerdings fand er auch oft das Gegenteil, gewöhnlich aber bei Leuten, die schon mit den Europäern in Berührung gekommen waren. Ebenso kennen sie zarte Rücksichten. Am King George Sound sah Eyre eines Tages einem Tanz zu, bei dem die Männer wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten ganz nackt waren. Plötzlich bemerkte ein Zuschauer, eine weiße Frau gehe auf dem Wege

[1] Vgl. Journals of the expeditions of discovery into Central Australia and overland from Adelaide to King George's Sound in the years 1840—1841, 2 Bde, London 1845.

[2] Ebd. II 207. Ausland 1832, 817 ff. [3] Eyre a. a. O. 215.

vorüber; obwohl sie in einiger Entfernung tanzten und die Nacht ziemlich dunkel war, liefen die Wilden doch alle sofort in den Busch, zogen ihre Kleider an und kehrten dann zum Tanz zurück[1].

In ihrer Lebensgewohnheit sind die Australier eigentliche Nomaden. Sie bleiben selten mehrere Wochen an demselben Ort, oft bloß einige Tage. Im Sommer oder Frühling, wenn die Nahrung reichlicher ist, kommen nicht selten mehrere Stämme an einem Ort zusammen, um Feste zu feiern, Kriegsangelegenheiten zu erledigen oder Nahrung, Kleider, Werkzeuge, Waffen u. dgl. untereinander auszutauschen, oder auch um den Einweihungszeremonien für die jungen Leute beizuwohnen, die in ganz Südaustralien üblich sind. Kannibalismus scheint nie allgemein gewesen zu sein; es sind nur wenige Fälle von Menschenfresserei sicher konstatiert und sie scheinen mit dem Aberglauben zusammenzuhängen. Eingeborne Zauberer sollen ihre geheimnisvolle Kraft durch Essen von Menschenfleisch erlangen; dies geschieht aber nur einmal im Leben[2].

Man hat gemeint, schreibt Eyre[3], die Eingebornen Australiens hätten keine Idee von Grundeigentum oder Eigentumsrecht; das ist ganz irrig. Ich habe gefunden, daß besondere Distrikte mit einem Radius von etwa 10 bis 20 Meilen als das Eigentum des dort lebenden Stammes betrachtet wurden. Diese Distrikte werden wieder unter die Glieder des Stammes in Parzellen verteilt. Jeder Mann hat ein Stück Land, dessen Grenzen er genau angeben kann. Dieses Eigentum wird vom Vater zu Lebzeiten unter die Söhne verteilt und geht in fast erblicher Weise auf die Nachfolger über. Ein Mann kann über sein Land verfügen und es auch verkaufen; Frauen erben aber nie, auch gibt es unter den Söhnen kein Erstgeburtsrecht. Ein Stamm darf das Gebiet eines andern nur mit dessen Erlaubnis betreten.

Dem Wanderleben entsprechend sind die Hütten der Australier sehr armselig. Im Sommer bestehen sie aus Buschwerk, das in einem Halbkreis aufgeschichtet wird und gegen den Wind schützt; im Winter oder bei kaltem Wetter wird dieser Halbkreis noch durch Zweige geschützt, die man auf den Boden stellt und die oben in einem Halbbogen zusammenlaufen. Zuweilen hat jeder verheiratete Mann für sich, seine Frauen und Kinder und vielleicht noch die Mutter oder eine Verwandte eine eigene Hütte; in andern Fällen werden große Hütten errichtet, in denen fünf bis zehn Familien zusammenleben, so jedoch, daß jede ihren getrennten Feuerherd besitzt. Junge unverheiratete Männer vereinigen sich zuweilen in Partien von sechs bis acht Individuen und bauen für sich eine eigene Hütte. In manchen Orten mußten die unverheirateten und noch nicht eingeweihten Männer eine eigene Hütte bewohnen, und am Morgen mußten sie sich früh entfernen, um nicht etwa menstruierenden Frauen zu begegnen, was man als unheilbringend ansah. Wenn junge Männer Frauen begegnen, die ausgehen, um Nahrung zu suchen, so müssen sie einen weiten Umweg machen, um ihnen nicht nahe zu kommen[4].

---

[1] Eyre, Journals of the expeditions of discovery into Central Australia usw. II 216.

[2] Ebd. 255. [3] Ebd. 296. [4] Ebd. 304.

Von einer eigentlichen Regierung ist bei den uns beschäftigenden Australiern kaum die Rede. Jeder kann ungefähr alles tun, was ihm beliebt; die einzige Schranke bildet die öffentliche Meinung oder der Wunsch des Stammes oder auch der überwiegende Einfluß, den eine oder zwei Personen auf die Leitung des Stammes erlangen. Bei keinem einzigen Stamm hat man bis jetzt anerkannte Häuptlinge getroffen, obwohl es in allen einige leitende Männer gab, deren Meinung und Wille einen großen Einfluß ausübte. — Unter gleichen Umständen wächst das Ansehen eines Mannes im Stamme im Verhältnis zu seinem Alter. In jedem Lebensstadium, in das er (durch Weihe oder sonstwie) eintritt, erhält er einen Zuwachs von Kenntnissen und Macht und auch einige besondere Waffen oder Werkzeuge als eine Art Privileg.

Daß Polygamie herrscht, wurde schon angedeutet; alte Männer haben gewöhnlich eine bis vier Frauen oder so viel, als sie ernähren können. Die Frauen, Töchter, Nichten oder auch Schwestern werden von den alten Männern bei sich behalten, um sie gelegentlich gegen Frauen umzutauschen. Die Frauen werden als das absolute Eigentum des Mannes betrachtet und können nach Laune verschenkt, vertauscht oder ausgeliehen werden. Mädchen werden oft schon in früher Jugend verlobt, und meist hält man sich später an diese Vereinbarung. Im Alter von zwölf Jahren geht das Mädchen zum Bräutigam und wird nun seine Frau. Heiraten unter Leuten, die näher verwandt sind als Geschwisterkinder, sind verboten und kommen im allgemeinen nicht vor. Weibliche Waisen gehören dem nächsten männlichen Verwandten[1]. Eine eigentliche Hochzeitszeremonie findet nicht statt. Der nächste Verwandte befiehlt einfach der Braut, ihren Sack, in dem die Frau die Gerätschaften ihres Mannes zu tragen pflegt, zu nehmen und zu ihrem Bräutigam zu gehen. Auf die Keuschheit der Mädchen wird kein Wert gelegt, den Unverheirateten wird der freieste Verkehr gestattet; auch die verheirateten Männer tauschen oft ihre Frauen aus oder prostituieren sie und die Töchter aus Gewinnsucht. Diese Prostitution dürfte aber wohl eine Errungenschaft der europäischen Kultur sein. Denn die Eingebornen selbst sind zu arm, um die Gewinnsucht anderer befriedigen zu können. Nach Eyre hat die Knechtschaft des Weibes zum guten Teil in diesen Ausschweifungen ihren Grund; denn da die Männer schon von Jugend auf ihre niedrigen Triebe beliebig befriedigen dürfen, verlangen sie nur deshalb nach Weibern, um Dienstmägde zu besitzen. Von Keuschheit scheinen sie kaum einen Begriff zu haben. Auch die Gewohnheit besteht, daß der Mann einem aus der Ferne kommenden Gast seine Frau zeitweilig überläßt[2].

Fast alle Stämme Südaustraliens von Adelaide bis King George Sound haben, wie schon angedeutet wurde, verschiedene Zeremonien, durch die die jungen Leute beim Übergang von einem Rang zu einem höheren eingeweiht werden; doch haben nicht alle den Gebrauch der Beschneidung. Am King George Sound existiert die Beschneidung nicht, dagegen existiert sie am Great Bight und auf der Port Lincoln-Halbinsel. Im Adelaidedistrikt müssen die jungen Männer, um zur vollen Manneswürde zu gelangen, fünf Zeremonien zu verschiedenen Zeiten durchmachen. Jeder Grad hat seine besondern Abzeichen und

[1] Ebd. 318—319. [2] Ebd. 321.

Privilegien. Da sie im wesentlichen mit den früher beschriebenen übereinstimmen, übergehen wir ihre Schilderung.

Die Bestattung der Toten ist fast bei jedem Stamm eine andere. Bei Adelaide erheben die Verwandten und Freunde, sobald jemand gestorben, ein lautes Geheul, der Leichnam wird sofort in die Haut oder das Kleid gehüllt, das der Tote im Leben getragen hat, und nach einem oder zwei Tagen wird er auf den Sarg gelegt, der aus kreuzweise übereinander gelegten Zweigen besteht. Dann schreitet man zur Untersuchung der Todesursache. Der Sarg wird über die Plätze getragen, an denen der Verstorbene gelebt hat; ein Mann geht unter dem Sarg und spricht angeblich mit dem Toten. Er fragt: Wer hat dich getötet? Wenn der Leichnam erwidert: Niemand, so ist die Untersuchung beendet; sagt er aber, jemand habe ihn getötet, so bewegt sich der Sarg in der Runde; die Leiche soll diese Bewegung verursachen, und zwar unter dem Einfluß von Kuingo, einer fabelhaften Personifikation des Todes. Ist der bezeichnete Mörder zugegen, so soll er die Bewegung verursachen und ein Zweig des Sarges ihn berühren. Dann folgt sicher entweder unmittelbar oder im Lauf von ein oder zwei Tagen ein Kampf. Beim Begräbnis wird die Leiche vom Sarg gehoben und mit dem Kopf nach Westen in ein 4—6 Fuß tiefes Grab gelegt. Kinder unter vier Jahren werden einige Monate nach dem Tode nicht begraben. Sie werden eingehüllt, von den Müttern während des Tages auf dem Rücken getragen und in der Nacht als Kopfkissen gebraucht, bis sie ganz trocken und mumienartig sind; dann werden sie begraben.

An einigen Orten bestehen mehrere Bestattungsarten. Alte Leute werden begraben, Personen in den mittleren Jahren werden so in einen Baum gelegt, daß Hände und Knie das Kinn berühren. Alle Öffnungen des Leibes: Mund, Nase, Ohren usw., werden zugenäht und die Leiche mit Matten, Stücken von alten Kleidern usw. bedeckt. Hierauf zündet man am Fuß des Baumes ein Feuer an, um das sich die Freunde und Verwandten herumsetzen und Trauerklagen anstimmen. Der Leichnam bleibt in dieser Stellung, bis das Fleisch verschwunden ist; dann wird der Schädel vom nächsten Verwandten als Trinkgefäß genommen. Die dritte Begräbnisart besteht darin, daß man den Leichnam in sitzender Stellung und ohne Bedeckung mit dem Gesicht gegen Osten auf den Boden legt, bis er von der Sonne getrocknet ist; dann wird er in einen Baum gebracht. Diese Begräbnisart findet für diejenigen statt, deren Gedächtnis man besondere Ehrfurcht erweisen will. Die letzte Bestattungsart ist die Leichenverbrennung, diese kommt aber nur bei Kindern in Anwendung, die tot zur Welt kommen oder bald nach der Geburt sterben. Am Lake Alexandrina wird für die Toten ein Gerüst errichtet und die Leiche daraufgelegt. Darunter wird ein Feuer angezündet und ringsherum stimmen die Verwandten die Totenklage an[1]. — Über den Grabhügeln werden vielfach Hütten aus Rinde oder Zweigen errichtet, um den Toten gegen den Regen zu schützen. Die Gräber werden während einiger Monate von Zeit zu Zeit von den Frauen besucht, die dort wieder ihre Klagen anstimmen und sich zer-

[1] Eyre, Journals of the expeditions of discovery into Central Australia usw. II 345.

fleischen, wie sie dies beim Begräbnis taten. Netze, aber keine Werkzeuge, werden mit dem Toten begraben. Die Eingebornen haben keine große Furcht davor, sich dem Grabe zu nähern, und sie kümmern sich wenig darum, das Grab in Ordnung zu halten oder zu verhindern, daß die Gebeine auf dem Boden umhergestreut werden.

Über die Religion schreibt Eyre: Die Eingebornen haben, soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, keinen religiösen Glauben und keine Zeremonien. Wie das zu verstehen sei, wird sich aus dem folgenden ergeben. Übrigens darf man nicht übersehen, daß es für einen Reisenden sehr schwer ist, eine genaue Kenntnis der religiösen Anschauungen der Eingebornen zu erlangen. Man kann kaum sagen, meint Eyre, daß von ihnen eine Gottheit oder erste große Ursache anerkannt wird; sie wird jedenfalls nicht verehrt von diesem Volk, das die Schöpfung sehr unzulänglichen Ursachen zuschreibt. Sie sagen, einige Dinge hätten sich selbst ins Dasein gerufen und die Macht gehabt, andere Dinge zu schaffen. Aber über alle diese Dinge haben sie unklare und unbestimmte Begriffe; sie denken wenig nach, und wenn man sie nach dem Warum irgend eines Dinges fragt, so antworten sie, das haben uns die Ahnen gelehrt. Sie vermeiden es auch, über solche abstrakte Dinge zu reden, und wenn sie es einmal tun, so ist es nur zu leicht möglich, daß man sie aus Unkenntnis ihrer Sprache und ihres Charakters ganz mißversteht. Verschiedene Stämme geben auch ihre religiösen Vorstellungen ganz verschieden wieder, aber im allgemeinen sind diese so absurd, zusammenhanglos und widersprechend, daß man schwer sagen kann, was sie eigentlich glauben. Die Eingebornen bei Adelaide gaben an, sie glaubten an eine vom Leibe verschiedene Seele oder einen Geist, der beim Tode nach dem Westen in eine große Grube geht, wo die Seelen aller Menschen hinkommen. Sind einmal alle tot, so werden die Seelen an ihre früheren Aufenthaltsorte zurückkehren, zu den Gräbern ihrer zurückgelassenen Leiber gehen und fragen: Sind dieses die Leiber, die wir früher bewohnt haben? Die Leiber werden antworten: Wir sind nicht tot, wir leben noch. Die Seelen und die Leiber werden nicht wiedervereinigt werden; die ersteren werden während des Tages auf Bäumen leben und in der Nacht sich auf dem Boden niederlassen und Eidechsen, Frösche, Ratten usw. essen, aber keine Pflanzennahrung. Die Seelen werden nicht mehr sterben, aber ungefähr die Größe eines achtjährigen Knaben behalten. Am Murray erhielt Eyre in Bezug auf den Ursprung der Schöpfung folgende Antwort: Vier Individuen leben droben zwischen den Wolken: ein Vater mit Namen Nuril (Nooreel) und seine drei Söhne. Mutter war keine da. Der Vater ist allmächtig und wohlwollend. Er machte die Erde, die Bäume, Gewässer usw. und gab allen Dingen ihren Namen, setzte die Eingebornen in ihre verschiedenen Distrikte mit ihren verschiedenen Dialekten. Er soll die Eingebornen von einem Ort jenseits der Gewässer im Osten hergeführt haben. Die Nooreels sterben nie und die Seelen (ludko = Schatten) der verstorbenen Eingebornen werden zu ihnen hinaufziehen in die Wolken und nie wieder sterben[1]. Andere Stämme berichten von einer ungeheuren Schlange,

[1] Ebd. 356—357.

welche die hohen Felsenberge bewohnte und mit einem Schlage ihres Schwanzes die Schöpfung hervorbrachte.

Alle eingebornen Stämme scheinen große Furcht vor *bösen Geistern* zu haben, die schwarz aussehen. Sie fliegen in der Nacht durch die Luft, brechen Baumäste ab und greifen alle Eingebornen an, die ihnen begegnen. Sie schleppen dieselben hinter sich her. Dem Feuer wird große Kraft zugeschrieben, diese Ungeheuer fernzuhalten. Die Eingebornen machen sich auch sehr ungern im Dunkeln auf den Weg. Alle glauben an Zauberei und Hexerei. Um ein Zauberdoktor zu werden, muß man sich gewissen Gebräuchen unterziehen, die bei verschiedenen Stämmen verschieden sind. In der Gegend von Adelaide müssen sie zu einer bestimmten Periode das Fleisch junger Kinder essen und zu einer andern das eines alten Mannes, aber nur einmal im Leben, wie es scheint. Sind sie einmal eingeweiht, so besitzen sie große Macht, sie können Krankheiten heilen und verursachen, Regen, Wind, Hagel, Donner oder Sonnenschein hervorbringen. Sie haben allerlei Werkzeuge oder Zaubermittel, die meist sorgfältig vor den andern, besonders vor den Weibern, geheim gehalten werden. Alle Krankheiten werden der Hexerei oder geheimem Zauber zugeschrieben und die Zauberer haben dieselben zu heilen. Oft saugen sie an der kranken Stelle und ziehen dann ein Stück Knochen aus dem Munde, von dem sie behaupten, daß sie es aus dem Leibe des Kranken gesogen haben[1]. Gewöhnlich sind nur ältere Männer Zauberer, nie die Weiber.

Die Eingebornen glauben fast allgemein, die Europäer oder Weißen seien vom Tode erstandene Eingeborne, die ihre Farbe geändert haben und an denselben Ort zurückgekehrt sind, an dem sie früher gelebt. Worüber sie sich am meisten wundern, ist, daß die wiedergekehrten Eingebornen ihre früheren Freunde und Verwandten nicht kennen. Ein alter Mann sagte Eyre, alle Schwarzen gingen nach dem Tode hinauf zu den Wolken, wo man Überfluß an Speise und Trank habe: an Fischen und Wild jeder Art und dazu die nötigen Waffen und Werkzeuge, um sie zu erbeuten. Er fügte hinzu, gelegentlich seien einige Individuen in den Wolken gewesen und dann wiedergekehrt, aber solche Fälle seien selten. Auch seine Mutter sei dort gewesen, jemand habe sie an einem Seile heruntergelassen; sie sei nur eine Nacht geblieben und habe dann in einem Liede beschrieben, was sie gesehen. Er konnte aber den Sinn nicht verstehen[2].

Die Verbrechen, welche die Eingebornen gegen die Europäer begehen, sind in Anbetracht ihrer Zahl und ihrer Lage nicht häufig. Gegeneinander verüben die Wilden wenig Verbrechen, wenn man ihre Gewohnheiten und ihre Ansichten über Recht und Unrecht in Betracht zieht. *Privatrache* ist eben bei ihnen eine seit unvordenklichen Zeiten als legitim anerkannte Institution, die sich bei ihrer Isolierung und mangelhaften Organisation leicht begreifen läßt. Ihre alten Gewohnheiten regeln alle Dinge: den Erwerb der Weiber, die Behandlung der Frauen und Eltern, die Unterordnung der jüngeren Glieder des Stammes unter die Anordnung der Alten, die Beziehungen der Stämme untereinander, das Verbot gewisser Speisen in bestimmten Altersstufen usw. „Ich habe gefunden, daß die Eingebornen im Verkehr miteinander im allgemeinen

[1] Eyre, Journals of the expeditions of discovery into Central Australia usw. II 360. [2] Ebd. 367.

die Wahrheit reden und ehrlich handeln, und sie werden sich gewöhnlich ebenso gegen die Europäer benehmen, die in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen stehen. Aus Politik und Gewohnheit sind sie im gegenseitigen Benehmen und in der Verteilung der Nahrung äußerst höflich und freigebig. Alte Männer stehen sich in dieser Beziehung besonders gut, da ihnen die jungen Leute immer den besten und größten Teil von allem mitteilen." Die Weiber werden allerdings sehr oft zurückgesetzt und schlecht und roh behandelt. Eyre will nicht zugeben, daß die Australier blutdürstig seien, obwohl sie in Übereinstimmung mit ihren alten Gewohnheiten oder auch aus plötzlichem Zorn manche Bluttat verüben. „Trotz der manchen Laster und der wenigen Tugenden glaube ich nicht, daß der australische Wilde in seinen Neigungen lasterhafter und bösartiger sei als die großen Volksmassen der unteren Klassen in den sog. zivilisierten Gemeinwesen."[1] Eyre bemerkt, daß viele Krankheiten, namentlich Syphilis, durch Europäer in Australien eingeschleppt wurden. Sicher ist, daß dort, wo die Wilden keinen Verkehr mit Ansiedlern haben, die Geschlechtskrankheiten selten und nicht bösartig sind, während an den Orten, wo sie in stetem Umgang mit denselben leben, diese Krankheiten ungeheure Verheerungen anstiften[2].

Bei Spring Hill (Campbell Range) traf Eyre einen ausgemergelten, sterbenskranken Greis, den die Wilden seinem Schicksal überlassen hatten; er bemerkt dazu: Das ist das Los der alten und hilflosen Leute bei den Wilden; wir dürfen uns aber nicht wundern, daß dem so ist. „Die Selbsterhaltung ist das erste Naturgesetz, und der herumwandernde Eingeborne, der immer große Strecken durchziehen muß, um seine tägliche Nahrung zu suchen, und nicht einmal für seine eigene Erhaltung das Notwendige erlangen kann, ist genötigt, bei den alten und kranken Leuten zu bleiben oder, wenn das nicht geht, sie mit sich zu tragen."[3] Man begreift, daß das schier unmöglich ist und daß die alten und kranken Leute selbst es überdrüssig sind, so herumgeschleppt zu werden, und wünschen, daß man sie ruhig an einem Platze sterben lasse.

Eyre[4] behauptet, daß die australischen Eingebornen selten aus Mutwillen oder ohne herausgefordert zu sein an den Europäern Raub oder Mord verübt haben. Wenn sie so etwas taten, geschah es unter dem Eindruck von Gefühlen, die bei den Europäern in gleichen Umständen dieselbe Wirkung hervorgebracht hätten. Gewöhnlich handelt der Eingeborne nicht aus schlechteren Beweggründen, als diejenigen sind, aus denen die Leute im zivilisierten Zustand zu handeln pflegen. Um die den Eingebornen vorgeworfenen Missetaten gegen die Europäer richtig zu beurteilen, muß man nach Eyre[5] folgendes erwägen: 1. daß unser (der Europäer) Aufenthalt im Lande nach ihren Ideen von Recht und Unrecht ein ungerechter Einbruch und eine Aggression ist; 2. daß sie lange Zeit nicht die Beweggründe verstehen konnten, warum wir zu ihnen kamen und bei ihnen blieben, und ganz naturgemäß meinten, es geschehe nur, um sie aus ihrem Besitztum zu vertreiben; 3. daß unsere Gegenwart und Niederlassung an einem bestimmten Ort tatsächlich die eingebornen Einwohner aus ihrem Besitztum ver-

[1] Ebd. 387. [2] Ebd. 380 Anm. [3] Ebd. I 41. [4] Ebd. 166.
[5] Ebd. 167.

drängt; 4. daß die von den Europäern besiedelten Orte gerade diejenigen sind, welche für die Eingebornen den meisten Wert haben, weil sie sich dort am besten ernähren konnten; das gilt besonders von Gegenden, wo das Wasser selten ist, weil die Europäer gerade dieses Wasser in Beschlag nehmen; 5. daß die Eingebornen ebensogut wie wir ihre Gesetze, Gewohnheiten und vorgefaßten Meinungen haben, denen sie große Wichtigkeit beilegen und deren Verletzung sie ebensogut wie wir als ein Verbrechen und eine Beleidigung ansehen; wir aber verletzen diese Gewohnheiten, sei es aus Unwissenheit oder Unbehutsamkeit; können wir uns da wundern, daß sie diese Verletzungen bestrafen? Tun wir nicht dasselbe? 6. Der europäische Ansiedler, der sich in entfernteren und unbewohnten Gegenden unter den Eingebornen niedergelassen hat, steht nicht mehr unter dem Schutz von Gesetzen und hält sich deshalb auch nicht mehr an ihre Schranken. Er läßt sich mit seinen Herden an den besten Wasserplätzen nieder; die Wilden werden dadurch beunruhigt und hoffen vielleicht lange umsonst, der Eindringling werde wieder verschwinden; sie kommen heran, weil sie an dem Ort gewisse Pflanzen kennen oder besseres Wasser finden und denselben seit Menschengedenken als ihr Eigentum betrachteten. Aber wie werden sie empfangen? Oft werden sie mit Gewalt weggetrieben und gezwungen, sich in unwirtliche, wasserlose Wüsten zurückzuziehen. Ich übergehe die schrecklichen Szenen und das Blutvergießen, deren sich in allen australischen Kolonien verzweifelte und verwahrloste Landsleute gegen die Eingebornen schuldig gemacht haben; ich übergehe die Brutalität, mit der nur zu oft Schafhirten und Herdenbesitzer im Innern die eingeborne Bevölkerung behandelt haben, indem sie auf die Wilden wie auf freies Wild schossen und sich der Zahl der Niedergeschossenen und der Mißhandlung noch rühmten. Viele ließen sich schon deshalb zu Brutalitäten verleiten, weil ihnen die Gegenwart der Eingebornen lästig war und ihnen gefährlich schien. 7. Man muß auch auf Ansichten und Gefühle der Wilden Rücksicht nehmen, wenn man sie richtig beurteilen will. Das ihm angetane Unrecht zu rächen, sieht er als eine Tugend an; kann er sich nicht an dem Übeltäter selbst rächen, so glaubt er sich berechtigt, an einem andern Individuum derselben Rasse Rache zu nehmen. Er beurteilt diese Dinge wie Repressalien in einem Krieg. Er lebt sozusagen immer mit andern im Kriegszustand und tut deshalb manches zu allen Zeiten, was wir Zivilisierten nur im Krieg als erlaubt ansehen.

Wenn man die Eingebornen gerecht und liebevoll behandelt, zeigen sie sich sehr dankbar und dienstfertig. Eyre hat das oft erfahren. In der Nähe der Fowler-Bai traf er einen Stamm Eingeborner, die ihm mit der größten Höflichkeit und Zuvorkommenheit begegneten, ihm nie durch Zudringlichkeit lästig wurden, ihn nie bestahlen, im Gegenteil ihn aufmerksam machten, wenn er etwas vergaß oder verlor, ihn zum besten Wasserbehälter führten, ihm und den Seinigen das ganze Wasser überließen und selbst erst tranken, nachdem sie um Erlaubnis gebeten hatten[1]. Als Eyre am King George Sound für die Unschuld eines fälschlich angeklagten Wilden eintrat und da-

[1] Vgl. Journals of the expeditions of discovery into Central Australia usw. 223—224.

durch seine Freilassung erwirkte, ergriff der Wilde Eyres Hand und küßte sie wohl ein dutzendmal.

Wir haben eben den King George Sound erwähnt. Über die dortigen Eingebornen brachte das „Ausland" schon im Jahre 1832 eine Reihe interessanter Artikel von Scott Rind[1], der sich vom Jahre 1826 bis 1829 in diesem Teile Australiens aufhielt. Wir entnehmen denselben folgende Angaben, welche diejenigen Eyres bestätigen und ergänzen. Der Gestalt und Farbe nach unterscheiden sich die Wilden am Sund wenig von den Eingebornen in der Nähe von Sydney. Ihre einzige Bekleidung besteht aus einem Mantel aus Känguruhfell. Die Häute der Känguruhmännchen, als die größten, dienen vorzugsweise zur Bekleidung der Frauen; die Kinder tragen nur eine Binde von Fell. Sie haben auch die Sitte, sich zu tätowieren und die Scheidewand der Nase zu durchbohren, um eine Feder oder sonst einen Gegenstand darin zu tragen[2]. Die Hütten (Turloits) bestehen aus einigen in die Erde gesteckten Stangen, die oben zusammengebogen sind und während der Regenzeit mit einem Dach von Binsen versehen werden. Ein Lager besteht selten aus mehr als sieben oder acht Hütten, denn mit Ausnahme der Zeit des Fischfanges und der Jagden mit Anzünden des Waldreviers, wo sie sich in großen Scharen zusammenfinden, sind selten mehr als 50 Personen beisammen. Die allgemeine Jagd- und Fischzeit ausgenommen haben die beisammenlebenden Familien das ausschließliche Recht, in dem an ihre Wohnungen grenzenden Gebiet zu jagen und zu fischen. Diese Gebiete sind in persönliche Besitzungen abgeteilt, und der Landstrich, der jedem einzelnen angehört, ist von beträchtlichem Umfang. Jedoch ist sein Recht auf dieses Besitztum nicht so ausschließend, daß nicht auch eine andere Person Anspruch auf die Benutzung desselben hätte, und so kann ein solches Gebiet mehr als Eigentum des Stammes angesehen werden. Soll zum Behuf der Jagd der Boden abgebrannt werden, so muß der Eigentümer desselben gegenwärtig sein.

Die verschiedenen kleinen Horden sind schwer voneinander zu unterscheiden, da sie alle denselben Namen tragen. Sie anerkennen kein gemeinsames Oberhaupt, sondern vereinigen sich und gehen wieder auseinander, wie es eben die Jahreszeit und das Bedürfnis mit sich bringt. Männer und Weiber gehen meist in abgesonderten Trupps früh morgens an ihre Verrichtungen: die Weiber, um Wurzeln zu graben oder zu krebsen, und die Männer, mit ihrer Lanze bewaffnet, entweder auf die Jagd oder den Fischfang. Sie haben verschiedene abergläubische Meinungen hinsichtlich der Nahrungsmittel, insofern diese nach gewissem Alter oder Geschlecht gegessen werden dürfen oder nicht. Z. B. die Mädchen über elf oder zwölf Jahren essen kein Fleisch vom gestreiften Känguruh, weil es der Fruchtbarkeit nachteilig sein soll usw.[3] Ihre Kinder scheinen sie sehr zu lieben, und nur selten werden diese gezüchtigt, die Weiber werden aber von den Männern hart behandelt und geschlagen. Die Vielweiberei ist Sitte. Die ganze Bevölkerung teilt sich in zwei (exogame) Klassen, in die Erniung und die Tem oder Taaman. Beide müssen sich untereinander heiraten, und wer

[1] Ausland 1832, 817 ff. Der Bericht Rinds findet sich auch wörtlich in The Journal of the Royal Geographical Society I, London 1832, 21 ff.

[2] Ausland 1832, 821. [3] Ebd. 885 f.

gegen diese Verordnung verstößt, wird streng bestraft. Die Kinder erhalten immer den Namen der Mutter; z. B. die Kinder eines Mannes, der ein Erniung ist, erhalten den Namen Taaman (Namen der Frau), die Kinder seiner Schwester dagegen erhalten den Namen Erniung. Diese Sitte besteht bei allen Stämmen, mit Ausnahme der Meurram.

Die Töchter sind, wie es scheint, ganz der willkürlichen Verfügung des Vaters überlassen und werden als Kinder, ja sogar schon vor der Geburt verlobt. In einigen Fällen findet ein gegenseitiges Versprechen der Kinder statt. Nicht selten wird ein Mädchen mit einem Mann verlobt, der schon in vorgerücktem Alter ist und bereits mehrere Weiber hat. Ein anderer Gebrauch, Cotertie genannt, der sich nur auf die Knaben bezieht, läßt sich mit den Pflichten vergleichen, die ein Pate übernimmt, und scheint in dem Versprechen zu bestehen, dem jungen Mann beizustehen, ihn zu beschützen und als Schwiegersohn anzunehmen. Besondere Hochzeitsgebräuche scheinen nicht zu bestehen. In noch zartem Alter wird das Mädchen ihrem zukünftigen Manne zugeführt, und man bezeigt ihrem Vater weit mehr Achtung und macht ihm mehr Geschenke als der Braut selbst. Die Geschenke bestehen meist in Nahrungsmitteln, Speeren usw. Im Alter von elf bis zwölf Jahren wird das Mädchen dem Manne ganz überlassen.

Auch Frauenentführung kommt vor. Bei solchen Entführungen wird zuweilen Gewalt gebraucht, meistens jedoch ist die Entführte die Gattin eines alten Mannes, und die jungen Leute tun diesen Schritt aus gegenseitiger Neigung; auch sind die Stämme zuweilen mit dem Unternehmen einverstanden. Sind die Flüchtigen so glücklich, unentdeckt zusammen zu bleiben, bis die Frau schwanger wird, so treten die Freunde beider Parteien als Vermittler auf, dem beleidigten Gatten werden Geschenke gemacht und die frühere Verbindung gelöst. Nicht selten wird indes die Schuldige wieder eingefangen und dann schwer gezüchtigt oder noch häufiger mit dem Speer an den Schenkeln verwundet. Eheliche Untreue ist nicht selten, indes hütet der Mann seine Frau mit eifersüchtigen Augen und prügelt sie beim geringsten Verdacht unbarmherzig. Die meisten Männer bleiben bis zum dreißigsten Jahre unverheiratet, einige noch länger. Die unverheirateten Männer entschädigen sich zum Teil durch den Tarra Manaccarack; so wird die Sitte genannt, einer Frau noch bei Lebzeiten ihres Mannes den Hof zu machen, wobei jedoch beide Parteien übereinkommen, daß der Liebhaber das Weib heiratet, sobald sie Witwe geworden ist. Dieses Verhältnis besteht ganz offen und gilt als erlaubt, doch muß alles so anständig zugehen, daß die einverstandenen Paare kein Ärgernis und dem rechtmäßigen Mann keinen Anlaß zu Eifersucht geben [1].

Nach dem Tode eines Mannes wohnen seine jüngsten Weiber während der Trauerzeit beim Stamm ihrer Väter, und sie würden gestraft werden, wenn sie während dieser Zeit schon mit ihren zukünftigen Männern leben wollten. Bei der Geburt von Zwillingen wird eines der beiden Kinder getötet, weil, wie sie zur Entschuldigung sagen, das Weib nicht Milch genug habe, um beide zu säugen. — „Die Tänze werden meistens mit ganz nacktem Leibe aufgeführt, allein in unserer Gegenwart hatten sie ihre Mäntel um die Hüften befestigt,

[1] Ausland 1832, 891.

so daß nur der Oberkörper nackt blieb." „Die Weiber tanzen nie mit den Männern, und ich zweifle, ob sie diese Belustigung überhaupt pflegen."

Die Medizinmänner und Zauberdoktoren (Mulgarradocks) haben bei diesen Stämmen dieselbe Stellung wie bei den andern Australiern. Sie haben zwar einige natürliche Heilmittel gegen Krankheiten, aber die Hauptsache ist Zauberei. Sie gelten als mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet, können Wind und Regen erzeugen, Leute durch Blitz oder Krankheit töten usw. — Außer den zwei exogamen Klassen, von denen oben die Rede war, gibt es nach Rind noch Abteilungen und Unterabteilungen der verschiedenen Stämme so verwickelter Art, „daß es wohl noch geraume Zeit anstehen dürfte, bis man hierüber die nötige Aufklärung erhalten wird". Wahrscheinlich gehören dazu auch Totemsabteilungen, weil nach ihm verschiedene Abteilungen manche Tiere oder Pflanzen nicht essen[1]. Das Land ist in mehrere, Familien oder einzelnen Personen gehörige Bezirke geteilt, und jeder hütet sein Eigentum sorgfältig gegen fremde Eingriffe. Haben einzelne Streit miteinander, so nehmen ihre Familien Anteil daran. Wird einer getötet, so sucht sein Stamm ihn sofort zu rächen, indem er eine Person aus der Horde des Mörders tötet. Ist jemand gefährlich krank, so sucht er jemand umzubringen, in der Hoffnung, dadurch gesund zu werden. Das hängt offenbar mit der Meinung zusammen, Krankheit und Tod seien die Folge bösen Zaubers. Sie haben auch Zweikämpfe, die meistens wegen der Weiber oder wegen Gebietsverletzungen stattfinden; sie suchen dann den Gegner mit dem Speer an den Beinen zu verwunden, aber nicht zu töten. Sobald einer verwundet ist, hat der Kampf ein Ende.

Die Stämme leben in ewigen Kriegen miteinander. Sobald einer fällt, findet er unter seinen Freunden sofort einen Rächer. Nach Beerdigung der Toten wird das Lager abgebrochen und der Bezirk auf einige Zeit verlassen, und man hütet sich, den Namen der Verstorbenen auszusprechen. „Diese Sitte wird beobachtet, weil man fürchtet, beim Aussprechen des Namens des Verstorbenen seinen Gnoit (Geist) zu sehen." Die Leichenbegängnisse werden unter lauten Klagen gehalten. Man bereitet ein Grab von vier Fuß Tiefe, dessen aufgeworfene Erde auf der einen Seite in Gestalt eines Halbmondes aufgehäuft wird. Den Boden des Grabes belegt man mit Baumrinde und grünen Zweigen, auf welche die Leiche in einen Mantel gewickelt, die Knie gegen die Brust aufwärts gebogen und mit gekreuzten Armen niedergesetzt wird; über dieselbe breitet man abermals Zweige aus und bedeckt sie dann mit Erde. Über den Grabhügel werden ebenfalls grüne Zweige gelegt und wird der Speer des Toten aufgepflanzt. Des Verstorbenen Messer, Hammer, Schmuck, Wurfstock und Tauk (ein kurzer Stock zum Werfen oder Schlagen) werden auf das Grab gelegt; die beiden letzten Gegenstände auf beide Seiten des Grabes. Dann schneiden seine Freunde in die Rinden der Bäume in der Nähe des Grabes Kreise ein und zünden zuletzt vor dem Grab ein kleines Feuer an. Sie pflegen sich bei diesen Gelegenheiten mit weißen Querstreifen zum Zeichen der Trauer zu bemalen und sich zu zerkratzen, um sich Tränen zu erpressen. Einer Frau wird ebenfalls alles, was ihr gehört, mit ins Grab gegeben. Es herrscht unter ihnen der

[1] Ebd. 893—894.

Glaube, daß die Seelen nach dem Tode den Mond bewohnen. Nind meint, dieser Glaube sei ihnen nicht ursprünglich, denn so oft man sie darüber befragte, deuteten sie nach Westen. Jedenfalls glaubten sie also an ein Fortleben nach dem Tode[1].

Über die Religion der Eingebornen am King George Sound berichtet leider Nind fast nichts. Er sagt nur[2]: „Sie glauben an Geister, und einige behaupten, sie gesehen zu haben. Ich zeigte einst einem Knaben eine anatomische Zeichnung einer vollen (menschlichen) Gestalt; da rief er sofort, es sei ein Gnoit; und einige, die einmal einen Blick auf diese Zeichnung geworfen hatten, waren nicht mehr zu bewegen, sie noch einmal anzusehen. Sie sind sehr abergläubisch in Bezug auf Vorzeichen; das Geschrei des Nachtkukus verkündet nach ihnen den Tod."

2. Die Westaustralier (südlicher Teil).

Im Westen des australischen Festlandes, nördlich von Perth, hatten die Benediktiner seit dem Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die blühende Mission von Neu-Norcia. Einer der Hauptgründer dieser Mission, P. Salvado[3], der spätere Bischof von Port Victoria, hat in einem eigenen Werk die Sitten der dortigen Stämme beschrieben.

In physischer Beziehung stehen die Australier keineswegs so tief, wie manche Reisende behauptet haben. Salvado findet, daß die Australier durchschnittlich eine schöne und kräftige Rasse sind. Er stimmt ganz dem Australienforscher Leichhardt zu, der behauptet: „In ihrem Naturzustand, wo sie noch nicht von den Europäern angesteckt oder gereizt sind, sind die Australier gastfreundlich, großmütig und höflich. Sie sind eine schöne Rasse, und ihre Gestalten, mag man sie nun einzeln oder in Gruppen betrachten, würden das Auge eines Künstlers erfreuen." Über den Charakter der Australier darf man nicht nach den wenigen Familien urteilen, die im Umgang mit den Weißen ihre Einfachheit verloren haben, sich dem Trunk ergeben und von Diebstahl und Bettel leben. Ihre geistige Begabung ist ebenfalls unterschätzt worden, und Salvado steht nicht an, zu behaupten, daß sie, gut angeleitet und erzogen, ebenso bildungsfähig sind als die Europäer[4].

Der Missionär macht darauf aufmerksam, wie schwer es sei, die wahre Ansicht der Wilden in Bezug auf Religion und Sitten zu erfahren, da sie dieselbe, sei es aus Bosheit, sei es aus natürlicher Scheu, zu verbergen suchen und außerdem sich übertragener Redewendungen bedienen, die das Verständnis für den Europäer sehr erschweren, und zwar selbst in materiellen Dingen. „Wenn es deshalb so schwer ist, selbst in Bezug auf materielle und sichtbare

[1] Ausland 1832, 922.

[2] The Journal of the Royal Geographical Society I (1832) 47.

[3] Memorie storiche dell' Australia, particolarmente della Missione Benedettina di Nuova-Norcia, per Monsign. D. Rudesindo Salvado O. S. B., Vescovo di Porto-Vittoria, Roma 1851. Ist auch ins Französische übersetzt von Falcimagne, Paris 1854.

[4] Vgl. ebd. 281 ff.

Dinge die Namen zu erfahren, wie groß werden erst die Schwierigkeiten in Bezug auf abstrakte und verborgene Dinge sein? In der Tat, versichert uns der Graf Strzlecki, er habe gefunden, daß die Wilden im Osten keine Kenntnis von einem höchsten Wesen haben, während der protestantische Missionär Schmidt das Gegenteil behauptet."

Dann gibt Salvado die Ergebnisse seiner eigenen mehrjährigen Nachforschungen an. „Die Wilden in der Umgebung von Neu-Norcia beten weder die wahre noch eine falsche Gottheit an. Trotzdem haben sie die Idee eines allmächtigen Wesens, das Himmel und Erde geschaffen und das sie Motogon nennen. Diesen Motogon halten sie für einen sehr starken, langen und weisen Menschen, der dieselbe Farbe hat wie die Australier. Als er das Känguruh, die Sonne, die Bäume schuf, sprach er: ‚Erde, komm hervor', und er hauchte, und die Erde ward geschaffen; ‚Wasser, komm hervor', und er hauchte, und das Wasser ward geschaffen usw." [1] „Sie glauben außerdem an einen bösen, dem Menschen überlegenen Geist, den sie im höchsten Grade fürchten und Cienga nennen. Dieser Geist entfesselt nach ihnen die Wirbelstürme und die Regenströme. Er tötet heimlich ihre Kinder und verzehrt ihre Glieder. Er wohnt im Mittelpunkt der Erde. Hieraus kann man schließen, daß die Australier zwei Prinzipien annehmen: Motogon, den Urheber des Guten, und Cienga, den Urheber des Bösen. Motogon existiert indessen nicht mehr, er ist vor langer Zeit in hohem Alter gestorben. Es ist deshalb in gewisser Beziehung nicht zu verwundern, daß sie ihm keine Verehrung erweisen. Was aber höchst befremdet, ist, daß sie nichts tun, um den Cienga zu versöhnen, obwohl sie glauben, daß er sie mit beständigen Leiden verfolge. Tatsächlich habe ich sie nie eine äußere religiöse Kulthandlung vornehmen sehen und auch keine Spur einer inneren Verehrung entdeckt." Der französische Übersetzer der Berichte Salvados macht hierzu die richtige Bemerkung, beim Anblick der Messe der Benediktiner hätten die Wilden dies ihren Jalaru genannt, woraus hervorzugehen scheint, daß der Jalaru (ein feierlicher Tanz) ursprünglich eine Art Kulthandlung war.

„Sie glauben, daß die Seele unsterblich ist und beim Tode eines Wilden in den Leib eines andern übergeht oder aber wehklagend von einem Raume zum andern fliegt. Oft habe ich beobachtet, wie sich eine Australierin, der vor kurzem ein Kind gestorben war, während der Nacht erhob und allein durch die Wälder lief, weil sie den melancholischen Gesang eines Nachtvogels gehört hatte und fest glaubte, es sei die Seele ihres lieben Kindes. Sie nannte es bei seinem Namen, redete ihm liebkosend zu und lud es unter reichlichen Tränen ein, zu ihr zu kommen. Oft dauerte diese Äußerung zarter Mutterliebe über zwei Stunden."

Wir haben oben Salvado behaupten gehört, Motogon, der Schöpfer, sei heute gestorben. Das ist wohl nicht der Glaube aller Westaustralier in der Gegend von Perth. Der Missionär Thierſé[2] schreibt am 8. Februar 1846 aus Neu-Norcia: „Die Idee Gottes, die von Natur allen Menschen ins Herz gegraben ist, bildet nahezu ihr ganzes Glaubensbekenntnis. Wenn man

[1] Memorie storiche usw. 296. [2] Annales de la propagation de la foi XVIII 543

sie bei Tag fragt, wo der Geist sei, den sie anbeten, so zeigen sie auf die Sonne; in der Nacht wissen sie nicht, wo er wohnt, was sie aber nicht hindert, zu seiner Ehre beim Mondschein Tänze aufzuführen. Sie glauben auch an die Unsterblichkeit der Seele, doch mischen sie in diesen Glauben die groben Fabeln der Seelenwanderung. Nach dem Tode, sagen sie, taucht der Geist in einen ungeheuern See, der sich in der Mitte des Landes befindet; von dort geht er nach Verlauf einer gewissen Zeit auf eine andere Hemisphäre, um in den Leib eines Menschen oder eines Tieres einzugehen, je nachdem er das erste Leben gut oder schlecht verwendet hat. Deshalb ersuchen sie die Europäer, wenn sie ihnen begegnen, um Nachrichten über ihre Ahnen." Diesen Glauben, daß die Weißen wieder zum Leben zurückgekehrte verstorbene Australier seien, fand man auch in andern Gegenden Australiens[1].

Einige erwünschte Zusätze zu diesen Berichten bringen die Angaben der Trappisten über die Religion der Westaustralier bei Perth[2] aus dem Jahre 1893. Danach sind die Hauptpunkte der Religion der Eingebornen folgende: 1. Die materielle physische Welt hat immer existiert und wird immer existieren. 2. Die Welt und die Menschen werden, wenn nicht regiert, so doch überwacht von Geistern. Es gibt deren viele und der größte weilt in der Desarterbai. Er ist ein zugleich altes und junges Wesen. Er ist, wie es scheint, ganz mit Blut bedeckt, aber dieses Blut macht ihn herrlich und leuchtend. Sein Kopf ist der eines Greises mit langen weißen Haaren und langem Bart. Seine Augen funkeln und werfen auf die Bösen Übel verschiedener Art, den Tod usw., und zwar in Gestalt von Würmern, die ihm aus den Augen fallen. Die Zauberer allein können ihn sehen, haben aber kein großes Verlangen danach. 3. Um dieses höhere Wesen zu versöhnen, müssen die Eingebornen ihre Corroberies (Kriegstänze) veranstalten, sich den Leib bemalen und besonders Blut vergießen und trinken. Dieser letztere Gebrauch ist, wenn nicht täglich, doch sehr häufig. Wenn sie versammelt sind, so ziehen sie sich gegenseitig Blut in großer Menge aus den Adern, lassen es in einem Gefäß gerinnen und essen es dann. Die jungen Leute von 15 bis 16 Jahren werden der Beschneidung unterzogen. Für diese Zeremonie versammelt man sich von weither, um Blut zu trinken, und der Patient wird mit Blut so bespritzt, daß sein ganzer Leib davon bedeckt ist. Sie trinken auch das Blut, wenn sie sich Einschnitte in den Leib machen, von denen die Männer auf der Brust, den Schultern und dem Rücken die Narben tragen. — Von diesem übernatürlichen Wesen erhalten die Zauberer ihre besondern Gewalten: der eine z. B. die Gewalt, zu heilen oder krank zu machen und zu töten, der andere die Gewalt, verlorene Sachen wieder zu finden, Wildbret und Fische zu fangen usw. Sie scheinen an eine Art Seelenwanderung zu glauben; das, was den Verstorbenen überlebt, kann in einen Vogel, ein Tier oder selbst in ein Kind übergehen[3].

Eine große Rolle spielen bei den Westaustraliern in der Nähe von Neu-Norcia, wie schon angedeutet wurde, die Zauberer und Ärzte (Boglias). Niemand stirbt, wie sie glauben, eines natürlichen Todes; der Tod ist immer die Wirkung der Boglias, welche eine geheimnisvolle, außerordentlich große Macht

[1] S. oben S. 244 278. [2] Vgl. Missions catholiques 1893, 231. [3] Ebd. 232.

besitzen. Außer dem Cienga und den Boglias fürchten sie auch den Mond, den sie für einen Mann und für bösgesinnt ansehen, während seine Frau, die Sonne, gut ist. Sie meinen, die Sterne seien untereinander verheiratet und mit Kindern gesegnet. Die Sterne erster Größe wagen sie nur leise zu nennen, um sie nicht zu erzürnen[1].

Bei den Australiern scheint jede Familie für sich unabhängig zu sein und eine kleine Gesellschaft unter einem Familienhaupte zu bilden. Sie haben aber ihre allgemeinen Gesetze, die durch Überlieferung vom Vater auf den Sohn sich erhalten und deren Übertretung der Familienvater, selbst an Fremden, streng bestraft. „Wenn z. B. ein Mann unter 30 Jahren ein Weib mit sich führt und gesteht, daß sie seine Frau ist, so kann ihn der erste beste Greis unbarmherzig töten, auf Grund des allen Wilden gemeinsamen Gesetzes, daß unter Todesstrafe niemand vor vollendetem dreißigsten Jahre eine Ehe eingehen darf.“[2]

Jedes Individuum hat seinen eigenen Grundbesitz, auf dem es jagen, Gummi und Wurzeln sammeln darf; das Recht, das ihm die Geburt auf seinen Besitz gibt, wird von allen heilig gehalten. „Oft habe ich“, berichtet Salvado, „sogar Freunde im Streite einander sagen hören: ‚Dies ist mein Land, das deinige ist Kanturbi; gehet alle fort von hier.‘“ Dementsprechend bildet jede Familie sozusagen einen eigenen und ausschließlichen Bezirk, an dessen Genuß aber auch die benachbarten Familien teilhaben, wenn man im guten Einverständnis lebt. Will ein Feind oder ein Fremder auf diesem Gebiet sich niederlassen, so wird er vom Eigentümer mit dem Tode bestraft.

Ist eine Frau der Niederkunft nahe, so sucht sie in der Nähe einer Quelle oder eines Wasserbehälters zu bleiben, um dem Neugebornen das Geburtsrecht auf den Boden zu verschaffen, auf dem sich das Wasser befindet. Sie zieht sich an einen einsamen Ort zurück, wo sie ganz allein das Kind zur Welt bringt. Kaum hören die Männer das Weinen des Kindes, so fragen sie die Mutter nach dem Geschlecht desselben. Hören sie, es sei ein Mädchen, so bleiben sie ruhig am Feuer; ist es aber ein Knabe, so geben alle Zeichen der Freude, fangen an zu singen, und die Kinder bringen als Geschenke für den Neugebornen ausgesuchte Wurzeln oder was sie sonst in Händen haben. Dann trägt die Mutter den Knaben zum Vater, der ihm einen den Umständen entnommenen Namen gibt.

Die krüppelhaften Kinder werden gleich nach der Geburt getötet; auch jedes dritte Mädchen ist dem Tode geweiht, nicht selten sogar das zweite, dann geben sie allerdings vor, der Tod sei die Folge von Zauber gewesen; vielfach bringen die Mütter selbst ihre Kinder um; doch kommt es auch vor, daß mitleidige Frauen das dem Tod geweihte Kind adoptieren. Sonst lieben die Australier ihre Kinder, die dem Tod entgangen sind, zärtlich; die Mütter pflegen dieselben mit Sorgfalt, stillen sie oft vier Jahre lang und halten sie reinlich. Die Nachgiebigkeit der Eltern gegen ihre Kinder ist viel zu groß, sie strafen sie nie, weil sie meinen, denselben fehle die nötige Einsicht[3]. Die erwachsenen

---

[1] Salvado, Memorie storiche dell' Australia usw. 300. [2] Ebd. 302.
[3] Ebd. 311.

Kinder vergelten den Eltern ihre Liebe. Sind die letzteren alt, so bewahren ihnen die Kinder die besten Stücke vom Wildbret oder den andern Speisen und rächen die ihnen zugefügten Beleidigungen. Selbst über das Grab hinaus zeigen sie ihnen allerdings in sehr sonderbarer Weise ihre Liebe, indem sie einen oder zwei Wilde töten, wenn der Vater stirbt. Die jungen Australier pflegen alle Greise Mana (d. h. Vater) und alle alten Frauen N-angan (Mutter) zu nennen und behandeln sie mit großer Ehrfurcht.

Das schon erwähnte Gesetz, nicht vor dem achtundzwanzigsten oder dreißigsten Jahre zu heiraten, hat zur Folge, daß die Jünglinge merkwürdig gleichgültig werden gegen die Weiber; auch dürfen sie nicht ein Weib aus der eigenen Familie zur Frau nehmen. Gewöhnlich haben sie zwei Frauen. Wünscht ein Wilder ein Mädchen zu heiraten, so erbittet er sich dasselbe von dessen Vater. Gewährt dieser die Bitte, so gehört von diesem Augenblicke an das Mädchen dem Bittsteller, doch bleibt dasselbe bis zum erforderlichen Alter beim Vater. Das einmal gegebene Versprechen ist unverletzlich, und wollte ein Vater dasselbe nicht halten, so würde es zu blutigen Fehden kommen. Die Einwilligung des Mädchens wird meist nicht erfordert, doch kommen auch Ehen aus wahrer Liebe vor[1]. Eine andere Art, zu einer Frau zu gelangen, besteht darin, daß man sie dem Vater oder dem Manne entführt, weil sie sehr hübsch ist oder von ihrem Manne mißhandelt wird. Wenn aber der Mann die ihm entführte Frau entdeckt, tötet er sie unfehlbar.

Der Wilde verzeiht nie einen Angriff auf die Schamhaftigkeit seiner Frauen; er sieht denselben als einen persönlichen Schimpf an, der dem Übeltäter oft das Leben kostet. Die Europäer haben das mehr als einmal erfahren. Wo die Wilden von den Europäern getrennt leben, sind ihre Sitten sehr rein. „In den drei Jahren meines Aufenthalts unter ihnen habe ich nie die geringste anstößige und ungeziemende Handlung wahrgenommen; im Gegenteil, ich habe gefunden, daß ihre Sitten das höchste Lob verdienen. Wenn die Familie zur Ruhe geht, so schlafen die männlichen Kinder über sechs Jahre getrennt von den übrigen um ein gemeinsames Feuer; die kleineren Knaben schlafen beim Vater, die Säuglinge und die Mädchen jeden Alters bei der Mutter.“[2]

Der Missionär bezeichnet die Australneger als gastfreundlich, großmütig und wohlwollend. Wir schließen diese Schilderung mit einer Tatsache, die zeigt, daß die Australier im wesentlichen dieselben Tugenden und Laster haben wie die Europäer. Ein Wilder hatte auf der Mission einen Brand gestiftet aus Rache dafür, daß der Missionär seine Frau gegen seine Mißhandlung in Schutz genommen, und verschwand dann in den Wäldern. Nach längerer Zeit ließ er durch Angehörige seiner Familie anfragen, ob der Missionär sein Freund sei oder nicht. Als er dann erfuhr, daß dieser bereit sei zu verzeihen, kam er, bat um Verzeihung und gab Zeichen aufrichtiger Reue über sein Verbrechen. Der Missionär schließt: „Ich gab mich mit diesem freiwilligen und demütigen Bekenntnis zufrieden, und seither hat mir Munanga — so hieß der Schuldige — große Dienste in der Mission geleistet.“[3] Er weiß auch von Zügen aufrichtiger Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu erzählen.

---

[1] Salvado, Memorie storiche dell' Australia usw. 313. [2] Ebd. [3] Ebd. 317.

Merkwürdig ist, daß diese Australier, obwohl sie sittlich verhältnismäßig hoch standen, wenigstens im Sommer vollständig nackt gingen, Männer und Frauen, und in diesem Kostüm mit der größten Unbefangenheit auch zur Wohnung der Missionäre kamen. Sie schienen keine Ahnung von dem Ungeziemenden ihrer völligen Nacktheit zu haben. Die Missionäre befahlen nun allen, die auf der Mission arbeiteten oder ein Almosen haben wollten, sich wenigstens notdürftig zu bekleiden; gaben ihnen aber den Grund dieser Maßregel nicht an, um sie nicht auf böse Gedanken zu bringen[1].

3. Die Westaustralier (nördlicher Teil).

1. Eine eingehende Darlegung der Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen am westlichen und nordwestlichen Gestade Australiens verdanken wir dem Engländer George Grey[2], der als einer der ersten große Reisen in diesen Gegenden ausgeführt hat.

Ein charakteristischer Zug der Eingebornen ist, daß sie in bestimmte große Familien (Geschlechter) eingeteilt sind, deren Glieder alle denselben Namen als eine Art Familiennamen tragen. Diese Familiennamen sind über weite Strecken des australischen Festlandes verbreitet; aber in verschiedenen Distrikten haben die einzelnen Zweige dieser Familien noch besondere Ortsnamen, durch die sie sich als Gruppen der Hauptfamilien kennzeichnen. Die Familiennamen werden nach den zwei folgenden Gesetzen verewigt und verbreitet: 1. Die Kinder beider Geschlechter erhalten immer den Familiennamen der Mutter; 2. ein Mann darf nie eine Frau aus seiner eigenen Familie heiraten.

Der Ursprung dieser Namen ist noch nicht genügend aufgeklärt; viele Eingeborne sagen, dieselben seien von irgend einem Tier oder einer Pflanze hergenommen, die in der von der Familie (ursprünglich) bewohnten Gegend sehr verbreitet war. Diese Pflanze oder dieses Tier ist das Wappen oder Kennzeichen (Kobong nennen es die Eingebornen), und Grey meint, die Pflanze oder das Tier habe den Namen von der Familie erhalten und nicht umgekehrt. Zwischen dem Kobong (Totem) und der Familie besteht ein geheimnisvoller Zusammenhang, so daß ein Glied der Familie nie ein Tier von der Art, zu der der Kobong gehört, töten wird, wenn er es schlafend antrifft; und überhaupt tötet er es nur mit Widerstreben und nie, ohne demselben Gelegenheit zur Flucht zu geben. Dies kommt von dem Glauben der Familie, daß irgend ein Individuum aus der Art des Kobong ihr nächster Freund ist, den zu töten ein großes Verbrechen wäre, welches nach Möglichkeit vermieden werden muß. In ähnlicher Weise darf der Eingeborne, der eine Pflanze zum Kobong hat, diese unter bestimmten Umständen und zu einer bestimmten Jahreszeit nicht sammeln.

Heirat. Mädchen werden immer schon wenige Tage nach der Geburt verlobt, und nach der Verlobung haben die Eltern kein Recht mehr in Bezug auf die zukünftige Verheiratung ihrer Kinder. Sollte der erste Mann sterben,

[1] Ebd. 220.

[2] Journals of two expeditions of discovery in North West and Western Australia, during the years 1837, 1838 and 1839 II, London 1841, 225 ff.

bevor das Mädchen zu den Jahren der Pubertät gelangt ist, gehört dies dem Erben des Mannes. Ein Mädchen lebt, sobald es will, mit seinem Mann, und niemand kann in dieser Beziehung dessen Neigungen einschränken. Wenn ein Eingeborner stirbt, erbt sein Bruder dessen Frauen und Kinder, dieser Bruder muß aber derselben Familie angehören wie der Verstorbene. Die Witwe geht drei Tage nach dem Tode ihres ersten Mannes zu der Hütte des zweiten Mannes (des überlebenden Bruders). Die alten Männer trachten stets, die weiblichen Angehörigen unter sich zu behalten, und geben deshalb einander ihre Töchter, und je mehr weibliche Kinder sie besitzen, um so mehr Aussicht haben sie, durch diesen Austausch eine andere Frau zu bekommen; die Weiber haben aber gewöhnlich einen Liebhaber unter den jungen Männern, dessen Frau sie beim Tode ihres Mannes zu werden suchen. — Die von weiblicher Seite blutsverwandten Familien sind verpflichtet, einander zu helfen, wenn es sich um Verteidigung oder um Rache für ein Verbrechen handelt; und da der Vater mehrere Weiber heiratet, die sehr oft verschiedenen Familien angehören, so sind seine Kinder mehrfach untereinander geteilt; kein gemeinsames Band vereinigt sie unter sich; diese Gesetze allein würden genügen, meint Grey[1], um das Volk für immer zu hindern, aus der Barbarei herauszukommen. Die Kinder gehören nach der genannten weiblichen Linie nie zur Familie (d. h. zum Klan oder Geschlecht) des Vaters, und die Folge ist, daß ein Distrikt einer Gegend nie für zwei Generationen in derselben Familie bleibt. Es ist nach Grey sehr schwer, von den Eingebornen über diese Familienverhältnisse Aufschluß zu erhalten, selbst wenn man ihre Sprache gut versteht; denn sie haben ein strenges Verbot, den Namen eines Verstorbenen zu erwähnen, und es gelang unserem Gewährsmann oft nur mit List, den Stammbaum eines Eingebornen zu bestimmen.

„Der Grundbesitz gehört nicht einem Stamm oder mehreren Familien, sondern einem einzelnen Mann; und die Grenzen seines Eigentums sind so genau bestimmt, daß jeder Eingeborne die Grenzen seines Bodens kennt und die Gegenstände angeben kann, welche die Grenzmarken seines Gebietes bilden.“ [2] Grey führt auch das Zeugnis des Dr J. D. Lang, des Direktors des Sydney College, an, der einem Freunde auf die Frage nach den Grundeigentumsbegriffen der Australier schreibt: „Ob die Eingebornen des australischen Kontinentes eine Idee von Eigentum an Grund und Boden haben? Ich antworte ganz entschieden: Ja. . . . Jeder Stamm hat seinen eigenen Distrikt, dessen Grenzen allen Eingebornen im allgemeinen wohl bekannt sind, und innerhalb dieses Distriktes werden alle wilden Tiere als Eigentum des Stammes angesehen, der dort wohnt oder herumstreift. . . . Außerdem sind bestimmte Bezirke nicht bloß das Eigentum eines Stammes, sondern werden allgemein von den Eingebornen als das Eigentum einzelner Individuen dieses Stammes anerkannt; und wenn der Eigentümer eines Bezirkes das Gras niederzubrennen entschlossen ist, um die alten Tiere leichter zu fangen und eine neue Saat von besserem Gras für den entstehenden Wald zu erlangen, so ladet er nicht nur alle seine Stammesgenossen, sondern auch ganze Stämme von andern Distrikten zu einer großen Jagd mit darauffolgendem Schmaus, Tanz und Kriegstanz ein; das

[1] Journals of two expeditions usw. II 220. [2] Ebd. 282.

Wild auf diesem Boden wird von allen als das Eigentum des Bodenbesitzers betrachtet." [1]

Ein Vater verteilt sein Land zu Lebzeiten, indem er jedem der Söhne nach Billigkeit einen Teil zuweist. Sind keine Söhne vorhanden, so erben die männlichen Kinder der Töchter das Land ihres Großvaters. Die Strafe für Übergriffe zum Zwecke der Jagd ist unfehlbar der Tod, wenn der Schuldige auf frischer Tat ergriffen wird, oder es entbrennt zum wenigsten eine hartnäckige Fehde. Wird der Schuldige nicht auf der Tat ertappt, erkennt man ihn aber an den Fußspuren oder andern Umständen, so wird er wahrscheinlich getötet, sobald man ihn in wehrlosem Zustand antrifft. Erscheint er aber in Begleitung seiner Freunde, so wird ihm zur Strafe mit einem Speere der Schenkel durchbohrt. — Die Eingebornen haben auch Gebote, die die Erhaltung der Nahrung bezwecken. So sollen keine Pflanzen, die als Nahrung dienen, während sie Samen tragen, gepflückt oder gesammelt werden. Gewisse Klassen von Eingebornen dürfen bestimmte Speisen nicht essen, um die selteneren Arten des Wildes zu schonen. Auch die Totemgesetze gehören hierher.

Die Wilden glauben nicht an einen Tod aus natürlichen Ursachen. Jeder Tod ist die Folge von Mord oder (geheimer) Zauberei. Ist jemand durch Unglück oder aus natürlichen Ursachen gestorben, so untersucht man unter allerlei abergläubischen Zeremonien, in welcher Richtung der Zauberer lebt, der durch seinen Einfluß den Tod verschuldet hat. Ist die Frage durch einen öffentlichen Zauberer gelöst, so macht man sich nach dem Begräbnis auf den Weg, um Rache zu nehmen. Wird ein Eingeborner absichtlich von einem andern getötet, so tötet man den Mörder oder einen seiner Freunde, dessen man habhaft werden kann. Tötet ein Eingeborner einen andern durch Zufall, so wird er je nach den Umständen des Falles gestraft. — Der erste Grundsatz bei der Bestrafung ist, daß alle Verwandten des Verbrechers für die Schuld haftbar sind, wenn der Täter nicht ausfindig gemacht oder ergriffen wird. Kann man den Täter nicht erlangen, so muß sein Vater oder Bruder für ihn büßen, sonst ein anderer Verwandter, der den Beleidigten in die Hände fällt [2]. Die Rache für einen Mord gilt als die heiligste Pflicht des nächsten Verwandten des Getöteten; bis er diese Pflicht erfüllt, wird er beständig von den Weibern aufgehetzt; ist er unverheiratet, so wird keine Frau mit ihm reden, bis er Rache genommen; ist er verheiratet, so verlassen ihn seine Frauen, seine Mutter weint beständig und sein Vater behandelt ihn mit Verachtung [3].

Strafrecht. Der Raub einer Frau wird gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Wird die Frau bis zu einem bestimmten Termin nicht zurückgebracht, so verfällt ihr Verführer oder einer seiner Verwandten dem Tode. Ehebruch wird streng geahndet, oft mit dem Tode. Alles, was dem Verbrechen des Inzestes nahe kommt, und dazu werden Ehen innerhalb der nächsten Verwandtschaft gerechnet, wird in höchstem Grade verabscheut [4]. Alle sonstigen Verbrechen können dadurch gesühnt werden, daß sich der Schuldige einem Ordal unterwirft. Dieses besteht darin, daß die beleidigten Personen dem Schuldigen Speere durch bestimmte Teile des Leibes stoßen dürfen; für jedes Verbrechen

[1] Ebd. 233—236. [2] Ebd. 239. [3] Ebd. 240. [4] Ebd. 242.

ist genau der Teil des Leibes bestimmt, der durchbohrt werden soll. Selbstmord ist unbekannt[1].

Alte Leute werden immer mit Achtung behandelt; sie nehmen selten Anteil an einem Kampf; sie haben das Vorrecht, gewisse Speisen zu essen, die den jungen Männern verboten sind. Die Mädchen werden, wie schon gesagt, in früher Jugend mit einem Manne verlobt, auch wenn dieser schon älter ist. Dieser überwacht seine Verlobte, bis sie zur Pubertät gelangt, mit einer ängstlichen Sorge, die gewöhnlich um so größer, je größer der Abstand der beiden an Jahren ist; vielleicht ist dieser Umstand schuld, daß so viele Frauen sich Intrigen hingeben, die ihnen sicher den Tod oder einen Speerstoß zuziehen, wenn sie von ihren Männern entdeckt werden; schon der bloße Verdacht der Untreue sichert den Weibern eine grausame Behandlung. Aus diesem Grund müssen sie, solange sie jung sind, ob schwanger oder nicht, ihre Männer auf allen ihren Exkursionen begleiten und sehr angestrengt arbeiten, zu einer Zeit, wo ihnen Ruhe notwendig wäre[2]. Aber auch wenn eine Frau ihre Bewunderer in keiner Weise begünstigt, werden allerlei Komplotte geschmiedet, um sie zu entführen, und bei den daraus folgenden Streitigkeiten wird sie gewiß mißhandelt, denn jeder von den Streitenden befiehlt ihr, ihm zu folgen, und weigert sie sich, so wirft er den Speer auf sie. Ist eine Frau jung und hübsch, so ist ihr Leben eine stete Kette von Gefangenschaften bei verschiedenen Herren, raschen Fluchtversuchen, schlechter Behandlung, auch von seiten der Frauen, zu denen sie als Gefangene gebracht wird. Diese Umstände haben häufige Mißgeburten zur Folge, besonders in den ersten Jahren der Ehe. Sodann werden oft Kinder getötet, weil es Brauch ist, die Kinder zwei oder drei Jahre zu stillen.

Polygamie ist allgemeiner Brauch, und da die Zahl der Frauen nicht groß genug ist, kommt es oft zu Frauenraub, besonders da die Frauen wegen ihrer Arbeit für den Mann von großem Wert sind. Die Männer wachen mit strenger Eifersucht über ihre Frauen[3], und Etikette und Gewohnheit haben dieselben mit fast undurchdringlichen Wällen umgeben. Wenn eine gewisse Zahl von Familien beisammen lebt, lagern sie zwar am selben Ort, aber jede Familie hat eine oder zwei eigene Hütten. Hier schlafen Mann, Frau, Mädchen und alle Kinder unter zehn Jahren. Die unverheirateten Männer und die Knaben über zehn Jahren müssen in einem eigenen Teil des Lagers schlafen, wo sie zwei oder drei Hütten haben, die sie selbst bauen oder die die Mütter ihnen errichten; hier schlafen die bis zu einem bestimmten Grade verwandten Jünglinge beisammen. Wenn Fremde auf Besuch da sind, so schlafen sie, wofern sie ihre Frauen bei sich haben, in ihren eigenen Hütten unter den verheirateten Leuten; sind die Frauen nicht bei ihnen oder sind sie nicht verheiratet, so schlafen sie am Feuerherd der jungen Männer. Unter keinen Umständen darf ein fremder Eingeborner sich dem Feuer eines verheirateten Mannes nähern. Da die Hütten in einiger Entfernung voneinander stehen, so möchte man glauben, jeder soziale Verkehr und jede Unterhaltung sei unmöglich; aber diese Schwierigkeit wird durch eine Art rezitativen Gesanges überwunden. Im Lager erzählen einander

[1] Grey, Journals of two expeditions usw. II 248. [2] Ebd. 248—249.
[3] Ebd. 252.

die jungen Leute ihre Liebesabenteuer, die alten Männer schelten ihre Frauen und spielen mit den Kindern; plötzlich ertönt ein wilder Gesang, in dem ein neu angekommener Eingeborner seine Reiseabenteuer erzählt oder ein alter Mann Erinnerungen aus alten Tagen wachruft oder an eine noch zu vollziehende Rache erinnert. Während einer singt, schweigen alle andern und hören zu. Man macht sich während des Tages auch Besuche und erzählt sich im Flüsterton die neuesten Skandale; doch ist durch Gebrauch genau bestimmt, wer das Recht hat, sich dem Feuer eines andern zu nähern. Die jungen Frauen benutzen dies als Gelegenheit, um Intrigen zu spielen oder mit einem Liebhaber einige Worte zu wechseln; aber wehe ihnen, wenn die wachsamen Männer dies entdecken, ein Stoß mit dem Speer durch den Oberschenkel wäre die geringste Strafe. Bei den Tänzen bleiben die Geschlechter immer getrennt. Gewöhnlich stehen die jungen tanzenden Männer auf der einen Seite des Feuers, die alten auf der andern, und hinter diesen sitzen die Frauen. Bei einigen Tänzen nehmen die Frauen durch Gesang Anteil, aber sie tanzen nie selbst, und die jungen Männer dürfen ihnen nicht nahe kommen [1].

Die Toten werden in Westaustralien begraben. Das schmale und tiefe Grab hat die Richtung von Osten nach Westen. Bevor man den Leichnam hineinlegt, wird ein Feuer im Grabe angezündet, um die Boyl-yas, die bösen Zaubergeister, die das Fleisch des Kranken aufzehren und seinen Tod verursachen, herauszutreiben; dann wird genau die Richtung beobachtet, nach der diese Boyl-yas aus dem Grabe wegziehen; denn in dieser Richtung muß der Urheber des Zaubers gesucht werden, um an ihm Rache zu nehmen. Wenn das Feuer erloschen ist, wird die Leiche mit dem Gesicht nach Osten auf ein Lager von Zweigen ins Grab gesetzt (in sitzender Stellung, wie sie das Kind im Mutterschoß hat) und mit grünen Zweigen zugedeckt, und endlich wird das Grab mit Erde wieder zugeschüttet, so daß ein kleiner Grabhügel entsteht. Bei den Totenklagen pflegen die Verwandten sich Haare abzuschneiden und sie ins Grab zu werfen, auch zerschneiden und zerkratzen sie sich das Gesicht, die Arme usw. und lassen das Blut auf die Leiche fließen. An manchen Orten werden die Speere, das Messer, der Hammer und die Schmucksachen des Verstorbenen auf das Grab gelegt [2]. Die nächsten Verwandten bleiben oft lange bei den Gräbern, wie es scheint, um das Individuum zu entdecken, das den Tod verursacht hat. Diese Entdeckung geschieht durch Erscheinungen oder Träume [3].

Die Zauberer der Westaustralier werden Boyl-yas genannt; sie besitzen die Macht des Boyl-ya. Wie es scheint, verstehen die Eingebornen unter Boyl-yas bald die Zauberer selbst, bald eine Art geheimnisvoller Kräfte oder Geister, welche unter dem Einfluß der Zauberer stehen und die Eingebornen aufzehren. Der Waugul ist ein geheimnisvolles Ungeheuer, das im Wasser wohnt und die Kraft hat, die Eingebornen, besonders die Frauen, aufzuzehren. Der Alp wird durch irgend einen bösen Geist verursacht. Man sucht ihn los zu werden, indem man aufspringt und unter Verwünschungen einen Feuerbrand um den Kopf herum schwingt und dann in der Richtung wegwirft, in der man den Geist vermutet. — Eine große Achtung, ja fast religiöse Verehrung haben die

[1] Ebd. 255. [2] Ebd. 334. [3] Ebd. 336.

Eingebornen vor gewissen glänzenden Steinen oder Kristallstücken, die sie „Teyl“ nennen. Nur der Zauberpriester darf sie berühren; ein gewöhnlicher Wilder würde um keinen Preis eine Berührung wagen[1].

Man hat vielfach behauptet, die Australier hätten früher auf einer viel niedrigeren Kulturstufe gestanden und sich namentlich in Bezug auf die Ehe allmählich aus einem Zustand der Promiskuität, der Gruppenehe usw. zu einer höheren Auffassung des Geschlechtsverhältnisses durchgerungen. Dem gegenüber zeigt Grey[2], daß ein Fortschritt der Wilden aus sich fast eine Unmöglichkeit ist. Seine diesbezüglichen Ausführungen sind sehr lehrreich und gewähren uns einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben der Wilden. Man glaubt, so schreibt er, der Wilde sei frei, aber niemand ist durch alte Gebräuche und Gewohnheiten, die vielfach mit seiner Religion oder seinem Aberglauben innig zusammenhängen, so allseitig eingeengt und beschränkt als gerade er. Selbst in seinem Denken und Wollen, in allen seinen intimsten Verhältnissen wird er durch diese religiös geweihten Gesetze und Gebräuche gehemmt. Das sind Fesseln, die niemand zu sprengen vermag und die höchstens durch äußere Verhältnisse oder besondere Vorkommnisse allmählich geändert werden können. „Er (der Wilde) ist komplizierten Gesetzen unterworfen, welche ihm nicht nur jede freie Bewegung in seinen Anschauungen rauben, sondern auch, da sie für die Entwicklung des Verstandes, Wohlwollens und anderer moralischen Eigenschaften keinen Raum lassen, ihn in einem hoffnungslosen Zustand der Barbarei niederhalten, aus dem sich der Mensch nicht zu erheben vermag, solange er von diesen Gewohnheiten umklammert ist; und diese Gewohnheiten ihrerseits sind so schlau erdacht, daß sie tatsächlich die Tendenz haben, jede Bestrebung zu ihrem Umsturz zu vernichten.“ Es ist auch bekannt, wie zäh alle Wilden an ihren abergläubischen Gebräuchen festhalten, und welche Mühe es die Europäer kostet, einen Wilden zu einer Handlung zu bewegen, die denselben widerspricht. Auf alle Fragen, warum sie dieses oder jenes tun, antworten sie fast überall mit der immer wiederkehrenden Antwort, weil es unsere Ahnen so getan und ihren Nachkommen vorgeschrieben haben. — Theoretisch wissen zwar nach Grey die Australier nichts von Ungleichheit, aber tatsächlich geht die ganze Tendenz ihrer abergläubischen und althergebrachten Rechtsgewohnheiten dahin, bestimmte Klassen zum Wohle anderer herabzudrücken und gewisse Vorrechte oder Wohltaten für die letzteren zu monopolisieren. So sind bei den Wilden die Weiber, die jungen Leute und die Schwachen zu einem hoffnungslosen Zustand der Erniedrigung verurteilt, bloß weil sie die Schwächeren sind; und zwar ist dies die Wirkung nicht etwa augenblicklicher Laune und individueller Anlage, sondern der überlieferten Gesetze und Gewohnheiten, die bei ihnen als ebenso gültig und verbindlich angesehen werden wie bei uns die Gesetze. Diese Gesetze und Gebräuche können nicht als bloß örtliche Einrichtungen angesehen werden, denn man trifft sie im wesentlichen in allen Teilen Australiens, und sie werden nicht durch Bücher vermittelt, welche die leitenden Personen nach ihrem Willen erklären können, sondern bloß durch mündliche Überlieferung, und sie haben sich im Geiste der Wilden als heilige und unveränderliche Satzungen eingebürgert.

[1] Grey, Journals of two expeditions usw. II 340. [2] Ebd. 217.

Manche Schriftsteller meinen, die Menschen seien in völliger Barbarei ohne jede Vorbereitung auf die Erde gesetzt worden, und sie schildern dann, wie diese Menschen von der Not getrieben und den Sinnen geleitet der Reihe nach alle für ihr Dasein notwendigen Produktionen und die dazu gehörigen Künste entdeckten, bis sie endlich auf den Gipfel der Zivilisation gelangten; aber das sind Träume unerfahrener Leute, die, soweit Australien in Betracht kommt, kein Fundament in der Wirklichkeit haben. Daß die Eingebornen, die zuerst auf diesen Kontingent kamen, wissen mußten, wie sie für ihre Bedürfnisse zu sorgen hatten, wie sie die Wurzeln auswählen und die zur Nahrung tauglichen Tiere fangen mußten, zeigt die Erfahrung, die ein Teil der Expeditionsmannschaft Greys unter der Leitung Walkers auf dem Landweg von Gantheaume nach Perth machte[1]. In diesem Fall würden sechs erwachsene Männer, die mit Messern, Fischhaken und Schnüren, einem Kessel, verschiedenen Wasser- und Kochgeschirren und einem kleinen Mundvorrat versehen waren, und von denen mehrere große Erfahrung in den Wäldern hatten, alle durch Hunger umgekommen sein, wenn nicht noch zur rechten Zeit ihnen Hilfe gebracht worden wäre, und zwar wären sie umgekommen einzig aus Unwissenheit der Art und Weise, wie sie sich ihren Unterhalt erwerben konnten, und nicht etwa aus Vernachlässigung der Experimente, um herauszufinden, wie sie sich erhalten könnten. Sie waren also in sehr günstigen Bedingungen, und trotzdem wären sie zu Grunde gegangen, hätte man ihnen nicht Hilfe gebracht. Dieselbe Erfahrung mit demselben Erfolg hat man oft unter ähnlichen Umständen gemacht. „Wenn nun erwachsene Männer im Vollbesitz aller Fähigkeiten, mit Feuer und manchen nützlichen Werkzeugen versehen und von beträchtlicher Erfahrung unterstützt, aus Unkenntnis der natürlichen Produkte des Landes und der Art und Weise, sich dieselben zu verschaffen, vor Hunger sterben, ehe sie es lernen, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, ist es dann wahrscheinlich, daß ein unbewaffneter, nackter, unwissender Mann, der nicht einmal wußte, wie er seine Sinne in harmonische Tätigkeit setzen soll, bevor er diese Kenntnis durch Erfahrung gewonnen, die Möglichkeit gehabt habe, einem Schicksal zu entgehen, dem der Europäer trotz seiner höheren Energie des Geistes und Charakters erlegen wäre, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, auf freundliche Eingeborne zu stoßen?“[2]

Die Gesetze dieses Volkes passen nicht für die Leitung einer einzelnen, isolierten Familie, denn wenigstens manche von ihnen eignen sich nur zur Ordnung einer Ansammlung von Familien; sie können deshalb nicht Regeln gewesen sein, die der erste Vater seinen Kindern gab; sie können auch nicht Regeln gewesen sein, die eine Versammlung von Vätern ihren Kindern gibt; denn das ist das Charakteristische an ihnen, daß manche von ihnen die Untergebenen zwingen, in einem Zustand der Barbarei zu bleiben, während andere nicht nur für die Bedürfnisse und Nöten wilder Nationen passen, sondern auch dafür, eheliche Verbindungen unter zu nahen Verwandten für ein Volk zu verhindern, das weder symbolische noch schriftliche Erinnerungszeichen besitzt; und in allen diesen Fällen werden die gewünschten Ziele durch die einfachsten Mittel erreicht.

---

[1] Ebd. 220. [2] Ebd. 221—222.

„Infolge der besondern Natur ihrer Institutionen war es unmöglich, daß sie aus einem Zustand der Barbarei herauskommen konnten, solange dieselben in Kraft blieben; und in Anbetracht der Zähigkeit und unverbrüchlichen Genauigkeit, mit der sie festgehalten werden, und der Macht, die sie über den Geist der Wilden besitzen, scheint es ebenfalls unmöglich, daß sie abgeschafft oder verändert werden konnten, solange sie nicht mit einer zivilisierten Gemeinschaft in Berührung kamen, welche einen neuen Einfluß ausüben und dadurch das alte System vernichten und beseitigen konnte.“ [1]

2. Zu den Westaustraliern gehören auch die Niol-Niol an der Beaglebai, über die wir noch einige Notizen beifügen. Aus den Angaben Greys könnte man schließen, die von ihm geschilderte Einrichtung des Kobong, die offenbar nichts anderes ist als das Totem, sei eine allgemeine Einrichtung im Westen und Nordwesten Australiens. Dem ist aber nicht so. Klaatsch schreibt, er habe sich besondere Mühe gegeben, bei den Niol-Niol an der Beaglebai das Totem zu entdecken, das Spencer und Gillen bei den Arunta (Aranda) gesehen. Diese Entdeckung war ihm schon früher bei andern Stämmen nicht gelungen. Jetzt an der Beaglebai begab er sich wieder an die Untersuchung mit Hilfe der dortigen katholischen Missionäre (Pallottiner), besonders des P. Bischofs. Die Bedingungen, schreibt er [2], waren ebenso günstig, wie sie Spencer und Gillen hatten; dazu kommt, daß die Niol-Niol gegenüber ihren Freunden und Beschützern, den Missionären, gar keine Geheimhaltung kennen. Die intimsten Dinge offenbaren sie den ihnen wohlwollenden Geistlichen. Zugleich wissen sie, daß etwas vorlügen keinen Sinn haben würde. Ich habe bei unsern Verhandlungen nie die Spur eines Versuchs absichtlich falscher Angaben wahrgenommen. Trotz alledem war es Klaatsch nicht möglich, eine Spur von Totems zu entdecken. Auch der eben erwähnte P. Bischofs schreibt an den „Anthropos“ [3], bei den Niol-Niol gebe es keine Totems. Von den Churinga (Tjuringa) sagt Bischofs: „Mit den heiligen Hölzern — ein passendes deutsches Wort dafür habe ich noch nicht gefunden [4] — wird es unter den Fachgelehrten wohl noch zu heißen Kämpfen kommen. Spencer und Gillen haben sicher die Sache zu leicht genommen und dadurch manche Leute irregeführt, besonders darin, daß sie die Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen nicht genug beobachteten, was überhaupt viel zu wenig geschieht. Jeder Stamm besteht für sich und müßte als solcher studiert werden; z. B. hat Beaglebai (Niol-Niol) ganz andere Gesetze bei den heiligen Hölzern als die Derby- und Broome-Schwarzen. In Derby dürfen auch die Weiber dieselben sehen, tragen und besitzen, bei den Niol-Niol nicht. In Broome dürfen sie auch vor der Jünglingsweihe jungen Leuten gegeben werden, bei den Niol-Niol nicht. Vor zwei Jahren schon wurde in einer Zeitung in Perth behauptet, weil die dortigen Schwarzen Totems haben, müßten solche auch bei den Niol-Niol sein. Hier kennt man aber keine.“

---

[1] Grey, Journals of two expeditions usw. II 223.

[2] Zeitschrift für Ethnologie XXXVIII (1906) 636. [3] IV (1909) 252.

[4] Klaatsch (a. a. O. XXXVIII 793) behauptet: Dr Foy in Köln nennt diese Hölzer „Seelenhölzer“, worin der Kernpunkt ihrer Bedeutung liegt. Man darf allerdings nicht vergessen, daß es auch „Seelensteine“ gibt.

Die Niol-Niol haben nach Klaatsch[1] mit den zentralen Warramunga gemeinsam den Glauben an eine große Schlange, die im Wasser wohnt und einen auch für die Zeremonien wichtigen Geist darstellt. Er heißt Wallangan. — Daß der Regenbogen der Widerglanz dieser Schlange sein soll, erinnert auffallend an die gleiche Auffassung im nordöstlichen Queensland. Der genannte Forscher versichert auch, durch eigene Anschauung zu einer viel günstigeren Anschauung über die Australier gekommen zu sein. Er schildert die Niol-Niol als gutherzig, zutraulich, durchaus nicht ohne Anlagen; insbesondere rühmt er ihren Sinn für Humor. „Wer sie von der humoristischen Seite packt, wird immer leicht mit ihnen fertig werden."

Mit diesem Urteil stimmt überein, was P. Walter P. M. S.[2], der Obere der Mission bei den Niol-Niol, schreibt. „Der Ureinwohner Australiens liebt ein freies Leben in seinem heimatlichen Busche, ohne daran zu denken, durch die Arbeit seiner Hände den Lebensunterhalt zu gewinnen. Jagd und Fischfang, die zahlreichen Buschfrüchte und Wurzeln liefern ihm alles, was er zum Leben nötig hat. Daher kommt es, daß in ihm ein unausrottbares Bedürfnis wohnt, wenigstens von Zeit zu Zeit in seinen Busch zurückzukehren. Dort frei herumschweifend lebt er unabhängig wie ein König, jedoch mit der Gesinnungsart eines unverdorbenen und unerzogenen Kindes. Wenn auch unter den verschiedenen Stämmen wie bei allen Wilden Fehden herrschen, so ist er doch von Natur nicht grausam und rachsüchtig. Seine Freigebigkeit ist so groß, daß sie zum Kommunismus ausgeartet ist; was der eine besitzt, gehört allen. Auf seine Ehrlichkeit kann der Weiße, der ihn kennt, unbedingt rechnen; er kann die verlockendsten Waren wochenlang im Busch liegen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß sie ihm entwendet werden. Natürlich spreche ich hier nur von den durch die Kultur noch unverdorbenen Schwarzen."

Zwei Jahre später schreibt derselbe Missionär[3]: Wer mit den Eingebornen näher verkehrt und ihnen Liebe und Teilnahme bekundet, merkt bald, daß ihr unzivilisiertes Äußeres viele guten Eigenschaften birgt. „Nachweisbar kommen unter den Australnegern weniger Verbrechen vor als unter der weißen Bevölkerung. Weit entfernt, lasterhaft zu sein, sind unsere Eingebornen, wenigstens die, welche ich kennen lernte, sanft und freundlich, großmütig und ehrlich. Wir haben oft große Vorräte an Reis, Mehl, Tabak usw. in beträchtlichen Entfernungen von der Mission untergebracht, aber nie wurde von den Schwarzen etwas entwendet." Im allgemeinen, bemerkt der Missionär noch, führt der Schwarze „nach seiner Bekehrung trotz der heidnischen Umgebung ein besseres und reineres Leben als die meisten Weißen inmitten ihrer Zivilisation".

Über den Seelenglauben der Niol-Niol schreibt Klaatsch[4], er sei zu folgendem gesicherten Resultat gelangt: „Das Hauptergebnis ist: Die Niol-Niol an der Beaglebai glauben an die Existenz der Seele vor der Geburt und an ihre Fortdauer nach dem Tode. Die Bezeichnung für

[1] Ebd. XXXVIII 794.
[2] Die katholischen Missionen 1905—1906, 279.
[3] Ebd. 1907—1908, 210. [4] A. a. O. XXXIX (1907) 649.

die ungebornen Wesen lautet ‚Ra-i', diejenige für die fortlebenden Verstorbenen ‚Njer'. . . . Nach den Ideen der Niol-Niol existieren die Ra-i im Busch und wandern in der Nacht umher. Der Schwarze begegnet denselben im Traum, dessen Eindrücke ja als vollkommene Wahrheit aufgenommen werden." Über das Aussehen der Toten wissen die Eingebornen nichts Bestimmtes anzugeben. Jedenfalls aber besteht bei ihnen dieselbe Meinung, der man auch im Zentrum Australiens begegnet, daß die Konzeption der Kinderseelen von dem Geschlechtsverkehr unabhängig ist. Die Njer sind den Lebenden bald freundlich bald feindlich. Der Schwarze sucht sie günstig zu stimmen, und hiermit hängt das heilige Holz (Schwirrholz) zusammen, das bei den Aranda Tjuringa (Churinga), bei den Niol-Niol Mirunbor oder Mandaka heißt. Auch die Weiber haben bei den Niol-Niol eine Art Churinga (Laras), aber diese sind keine eigentlichen, typischen Churingas und haben nichts Heiliges an sich. Die Frauen gebrauchen sie nur als eine Art Amulett zum Schutz gegen die bösen Geister. Nur die Männer haben im eigentlichen Sinne heilige Churingas, und zwar zwei Arten: eine kleine, und die heißt Mandaka, und eine große, die Mirunbor genannt wird[1].

Von einer Reinkarnation oder Wiedergeburt der „Njer" wissen die Niol-Niol nichts, auch nichts davon, woher die Ra-i kommen und was aus den Njer schließlich wird. Wohl aber glauben sie an Geister verschiedener Art, von denen die bösen überwiegen. Unter den guten scheinen die „Banjebalk" eine Art von Schutzgeistern darzustellen. Sie sollen im Himmel ihren Jagdgrund haben und den Schwarzen, die sie lieben, ihre Gesänge, Tänze und allen ihren Kultbesitz gegeben haben. Die Zauberdoktoren erhalten von diesen Geistern ihre magischen Kräfte. Ein anderer Geist, der ebenfalls im Himmel wohnen soll, wird als Kalalau bezeichnet. Er wird als eine Art rächender Gewalt angesehen, welche darauf achtet, daß die jungen Männer nicht den älteren ihre Weiber stehlen, und welche den Übeltäter bestraft[2]. Von der mythischen Schlange Wallangan war schon die Rede. Sie wird von den Niol-Niol als Urheberin der Zirkumzision und der Subinzision des Penis angesehen. — Wie die andern Australier haben auch die Niol-Niol mancherlei Speiseverbote.

In Bezug auf das Heiratssystem der Niol-Niol hat Klaatsch mit Beihilfe der Missionäre folgendes ermittelt. Es bestehen zwei Hauptgruppen, deren jede wieder in zwei Untergruppen zerfällt. Die Gruppe A umfaßt: I. Pardiara, II. Karimb; Gruppe B umfaßt: III. Borong, IV. Panak. Ein Pardiara heiratet eine Karimb, die Kinder sind Panak; ein Karimb heiratet eine Pardiara, die Kinder sind Borong; ein Borong heiratet eine Panak, die Kinder sind Karimb; ein Panak heiratet eine Borong, und die Kinder sind Pardiara. Schematisch läßt sich das so ausdrücken: I + II = IV; II + I = III; III + IV = II; IV + III = I.

---

[1] Zeitschrift für Ethnologie XXXIX (1907) 647.
[2] Ebd. 654.

Drittes Kapitel.

Die Australier an der Nord- und Ostküste.

1. Die Australier im Westen des Nördlichen Territoriums[1].

An der Nordküste dieses Territoriums, von Port-Darwin bis zum Flusse Adelaide wohnen die beiden Stämme der Larakeyhas und der Wulnas, die untereinander heiraten und ziemlich friedlich miteinander verkehren. Noch weiter östlich auf der andern Seite des Adelaide lebt der Stamm der Alligatoren. Von da an bis zum Daly River wohnen die Wogiten und Wilmungas.

Man würde, schreibt P. Strele, einen falschen Begriff von den Schwarzen im Nördlichen Territorium haben, wenn man sie sich ähnlich den Südaustraliern dächte. Beim ersten Blick fällt einem die große Verschiedenheit auf. Freilich haben auch sie die Gewohnheit, sich zu entstellen. Sie tragen verschiedene Narben auf Arm, Brust und Rücken. Den Knaben und Mädchen wird im zarten Alter ein Loch durch das Nasenbein gebrannt, durch das ein Stückchen Holz oder Gras gesteckt wird. Im übrigen sind die Schwarzen dieses Gebietes eine ausgezeichnete Menschenrasse, von schön proportioniertem Körperbau, schlank und geschmeidig. Ihre Haltung ist immer gerade. Sie machen lange Reisen mit der größten Ausdauer. Die Kranken werden dabei getragen, aber Alter macht keinen Unterschied, alte Weiber sowohl als sechsjährige Kinder gehen den ganzen Tag; noch jüngere Kinder werden zuweilen von den Eltern getragen. Mit Gepäck sind sie allerdings nicht schwer beladen. Der Mann trägt einen Bündel Pfeile und den Bogen, die Frau einiges Geschirr zum Kochen oder Wasserschöpfen und einen Bündel Gras oder Baumrinde, um das Dach für das Nachtquartier damit zu errichten, zu dem sie einige Stöcke als Gerüst gebrauchen. Am Meere fahren sie auf Kähnen aus Baumrinde, die ziemlich groß und nicht ohne Geschmack verfertigt sind. Nach der Landung ziehen sie diese aufs Land, schlagen ihre Schutzdächer auf und gehen dem Wild nach, wenn sie nicht schon das Meer genügend mit Fischen versehen hat[2].

Schwächliche Kinder unterliegen manchmal den von ihrer Lebensweise unzertrennlichen Strapazen. Alte Leute sterben, soviel ich beobachten konnte, an purer Altersschwäche und ohne viel Schmerzen. Manche sterben durch Mörders Hand oder infolge von Aberglauben, da die Schwarzen den Tod nicht natürlichen Ursachen, sondern der Bosheit von Feinden oder der Hexerei zuschreiben, und dann vermehrt die Rache die Zahl der Toten. Zuweilen sieht man Verstümmelte, so z. B. Weiber, die sich einen oder zwei Finger abschneiden zur Erinnerung an gestorbene Kinder.

Über ihre geistigen Fähigkeiten urteilt Strele recht günstig. Die Urteile vieler Reisenden sind nach ihm ganz unzuverlässig. Die Missionäre können sich manchmal des Lachens nicht erwehren, wenn sie lesen, was gewisse Reisende

---

[1] Nach den Briefen des P. Anton Strele S. J. in den Katholischen Missionen 1885, 196 ff und in den Missionsberichten Our Australian Missions, Melbourne 1896 ff.

[2] Katholische Missionen 1885, 197.

ihren Freunden berichten. Diese stellen an die Wilden, die ein paar englische Wörter wissen, einige Fragen und erhalten zur Antwort: „Ja" oder „Nein" oder „ich weiß es nicht", sei es nun, daß die Fragen nicht oder falsch verstanden wurden, oder daß die Schwarzen sie nicht beantworten wollten. Gewiß, die Schwarzen glauben oft unsinniges und abergläubisches Zeug, so rühmen sie sich, daß sie Regen machen, den Mond einfangen können, und den Teufel sehen sie in jedem Ereignis, das sie nicht erklären können; aber wollte man ihnen deshalb gesunden Menschenverstand absprechen, so müßte man das gegenüber vielen Zivilisierten auch tun, bei denen sehr viel Aberglaube zu finden ist. „Die Männer sind ebenso befähigt zur Arbeit wie die weißen Männer, wenn sie nur wollen." Die Missionäre wissen das aus langer Erfahrung, da sie mit Hilfe der Schwarzen schöne Häuser bauten, prächtige Gartenpflanzungen anlegten usw. Stets erwiesen sich dieselben als sehr brauchbare und ganz geschickte Arbeiter.

Was die Familienverhältnisse betrifft, so ist die Frau hier wie bei fast allen Wilden die Sklavin des Mannes. Fällt auf ein Weib der Verdacht der Untreue, so wird sie lebendig gespießt, doch sind solche Vorkommnisse im allgemeinen selten. Im übrigen ist der Eingeborne liebevoll gegen seine Frau. Ist sie krank, so verpflegt er sie, und wird das Übel schlimmer, so trauert er die ganze Nacht; schwindet alle Hoffnung, so bleibt er an ihrem Lager und sorgt für sie, so gut er kann. Dennoch ist der allgemeine Eindruck der, daß unter den Frauen eine gewisse Furcht herrscht vor ihren Männern, die sich zeigt, sobald sie nur deren Stimme hören. Von einer Erziehung der Kinder ist kaum die Rede. Während der ersten Monate ist das Kind unter der Obhut der Mutter. Bald wird es von der Mutter oder dem Vater um den Kopf geschwungen, so daß die Beinchen auf der Schulter sitzen und die Händchen auf dem Kopf liegen. Der Träger nimmt das Kind sehr in acht, damit es nicht falle, aber die Sorge ist bald überflüssig, denn das Kind lernt schnell, sich mit den Händen festzuhalten. Die Kinder der Schwarzen sind so interessant als die der Weißen. „Eine lange und aufmerksame Beobachtung hat in mir die Überzeugung begründet, daß in dem Herzen des Schwarzen eine große und zarte Liebe gegen seine Kinder wohnt, und daß er deshalb oft seine überlegene Stellung seiner Frau gegenüber vergißt und ihr gerne beisteht, so daß man oft die Kinder mehr bei dem Vater als bei der Mutter antrifft..." [1] Diese Zärtlichkeit der Eltern für ihre Kinder mag auch wohl der Grund sein, warum sie dieselben selten strafen.

Sorge für die Zukunft oder auch nur für den folgenden Tag kennen die Eingebornen nicht. In der Nahrung sind sie nicht wählerisch, sie essen beinahe alles, auch eine Art Lehm oder Mergel, entweder allein oder mit Mehl vermengt, vielleicht statt des Salzes, das sie nie gebrauchen. Ferner essen sie Opossums, Känguruhs, jede Art von Schlangen, Schildkröten, Krokodile und deren Eier usw. Vom Krokodilfleisch dürfen die Frauen nicht essen. Daß die Arbeit ihnen lästig erscheint, ist ganz natürlich, trotzdem will Strele nicht, daß man sie allgemein als Faulenzer bezeichne. Ein Hauptgrund ihrer Arbeits-

[1] P. Strele in den Katholischen Missionen 1885, 199.

scheu ist ihr Stolz. Den Ackerbau halten sie ihrer unwürdig. Dennoch gibt es sehr fleißige Männer unter ihnen, die jede Arbeit übernehmen, sich dafür interessieren und auch andere zur Arbeit antreiben. Es ist in ganz „Nord-Territorium" ein bekannter Ausspruch, daß die Eingebornen durch die Berührung mit andern Völkern nicht besser, sondern verdorben wurden. Von den Weißen haben die Wilden viele Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten zu erdulden gehabt. Während aber sonst die Eingebornen von den Weißen verachtet und schmachvoll behandelt wurden, haben diese sich in empörender Weise an den Frauen und Mädchen der Schwarzen vergangen[1].

Viele von den Wilden, schreibt derselbe Missionär ein anderes Mal[2], zeigen sich im Guten sehr beständig und sind uns aufrichtig zugetan. Bei der Erkrankung eines Missionärs zeigten sie so viel aufrichtige Teilnahme und Besorgnis, daß der herbeigerufene Arzt voll Verwunderung sagte: „Die Neger sind Ihnen sehr anhänglich." Ja, die Neger, meint Strele, die sonst bei den Weißen im Rufe der Undankbarkeit und Lieblosigkeit stehen, erhoben in ihrem Lager ein lautes Klagegeschrei und vergossen Tränen, wie sie es zu tun pflegen, wenn einer aus ihnen erkrankt ist.

„Sie glauben an ein höchstes Wesen, wie auch an den Teufel, den sie sehr fürchten."[3] Über die Sittlichkeit der Schwarzen sagt Strele: „Freilich haben manche derselben zwei oder drei Weiber; sie erblicken in der Vielweiberei kein Unrecht, aber sie sehen bald ein, daß es tugendhafter sei, nur ein Weib zu haben. Die Pflicht der ehelichen Treue ist ihnen sehr wohl bekannt; auch ich bin der Meinung, daß sie dieselbe besser beobachteten, bevor die Weißen ins Land kamen. Da konnten sie von den Früchten und dem Wild ihrer Heimat leben; jetzt müssen sie betteln oder bei den Weißen Arbeit suchen, und oft treibt sie das Elend zur Sünde. ‚Wir wissen wohl', sagte einer, ‚daß das nicht recht ist, aber was wollen wir tun? Wir hungern...' Oft sagt man, die Eingebornen seien Diebe. Ich glaube nicht, daß das Urteil in seiner Allgemeinheit gerecht ist. Während vieler Monate hatten wir eine große Anzahl Neger, und nicht immer dieselben, bei uns; unsere Vorräte lagen in einem offenen Schuppen; unsere Wohnung ist nicht verschlossen und oft von niemand bewacht, und doch haben wir niemals auch nur das geringste vermißt oder den Versuch eines Diebstahls bemerkt."[4]

Die dürftigen Angaben Streles über die Religion ergänzt ein anderer Missionär, P. A. Kristen S. J., der sich schon seit mehr als zehn Jahren bei den Wilden im Nord-Territorium aufgehalten hatte, als er auf dem Ersten Australischen Katholikenkongreß zu Sydney am 10. September 1900 über die genannten Eingebornen einen Vortrag hielt, dem wir folgendes entnehmen[5]. Nach Kristen haben sie sowohl in Sprache als Sitten eine große Ähnlichkeit mit den Hebräern. „Im Nord-Territorium ist jeder wahre Sohn der Nation verpflichtet, das Zeichen des Blutbundes zu tragen. Die Beschneidung wird nicht als eine Gesundheitsmaßregel, sondern als ein religiös-nationaler Ritus angesehen, dessen Ablehnung bis zum Jahre 1894 von den Melyuin-Tjendot-

[1] Ebd. 223. [2] Ebd. 44. [3] Ebd. [4] Ebd. 46.

[5] Vgl. Proceedings of the first Australasian catholic Congress. Held at Sydney 10. Sept. 1900, Sydney 1900, 846.

stämmen mit dem Tode bestraft wurde. Entkommt einer, so wird er ein ‚Larrici Jah', d. h. ein Gotteslästerer, genannt. Das Volk um Palmerston herum bildet einen eigentümlichen Stamm. Ein Mädchen von der Station erklärte dem Obern, sie wolle einen gewissen jungen Christen nicht heiraten, weil er nicht ein ‚Mulu', nicht ‚einer von den Gläubigen' sei. So war sie von ihren Eltern und den Stammesvorgesetzten unterrichtet und belehrt worden. Ehebruch wird mit einem Steinspeer (balmot) bestraft. So wurde im Jahre 1894 eine Frau, die schon Kinder hatte, in der Nähe der Chinesischen Gärten am Daly River gesteinigt. Meine Knaben riefen mich, und ich war so glücklich, die schrecklichen Wunden, die die Knochen bloßgelegt hatten, zu heilen. Der Ehemann dankte mir später und bat um Zulassung zur Station." [1]

Kristen glaubt, zahlreiche Anklänge der Sprache der Nordaustralier an das Hebräische zu finden, doch wird das wohl rein zufällig sein. Er teilt viele Beispiele davon mit. So nennen sie ihren Häuptling „Abital". Jah kommt oft in der Bedeutung „Gott" vor. So bedeutet Jinjah für die ganz eingeweihten Schwarzen „Mann Gottes". Den Ausdruck „Larrici Jah", Gotteslästerer, haben wir schon erwähnt. Auch das Gesetz der Erstgeburt wird nach Kristen von den Wilden in karikierter Weise beobachtet, indem sie das erstgeborne Kind meist dem Teufel opferten und es zuweilen schon vor der Geburt töteten. Von den Fischen, Früchten und gewissen Tieren muß zuerst zur bestimmten Jahreszeit der alte Mann seinen vollen Anteil erhalten, bevor es den andern verstattet ist, davon zu verkosten.

Wie Strele bezeugt auch Kristen, daß die Eingebornen einen dunklen Begriff von Gott haben, aber sie scheinen keinen Namen mehr für ihn zu besitzen. „Wir nennen ihn nicht", erklärte ein alter Mann dem P. Kristen; ja sie erweisen ihm auch keine Verehrung, dafür um so mehr dem Teufel. Vor dem letzten Akt der geheimen Mannesweihe, der in einer entehrenden Anbetung einer lebenden Venus besteht, müssen die jungen Männer in einer Hütte liegend und schweigend ein vierzigtägiges Fasten durchmachen und werden während dieser Zeit von einem Novizenmeister überwacht. Diese Übung wird Tjaboi genannt, das eine doppelte Bedeutung hat: eine keusche und eine obszöne. In der keuschen Bedeutung heißt es so viel als feierliches Versprechen oder Bund. Praktisch aber bedeutet es Bestärkung im Geiste Molochs: Sie geloben blinden Gehorsam dem geheimen König; es werden ihnen dann alle Sünden, besonders der Unlauterkeit, gestattet oder aber nachgesehen, wenn sie, wie z. B. begangene Ungerechtigkeiten, öffentlich bekannt werden. Diese geheime Gewohnheit bestand noch vor nicht langer Zeit [2]. Kristen berichtet auch, daß viele Stämme ihre jungen Leute durch Feuer zu Männern einweihen. Fast alle rituellen Symbole und selbst deren Namen haben bei den Wilden eine doppelte Bedeutung, wie in dem schon angeführten Beispiele: eine keusche und eine andere, die sich auf obszöne Dinge bezieht [3].

Die Erwachsenen hatten wenigstens zweimal im Jahr beim Vollmond eine Art Sühnefest, bei dem alle Streitigkeiten und Beleidigungen in Ordnung

[1] Proceedings usw. 847. [2] Ebd. 849.

[3] Vielleicht gilt von diesen obszönen Zeremonien, was Howitt von den ähnlichen Zeremonien in Südostaustralien sagt; sie werden vorgenommen, um den Initianden einzuschärfen, daß sie solche Dinge vermeiden sollen (vgl. oben S. 252).

gebracht und gesühnt wurden, und bei dessen Schluß eine rituelle Waschung stattfand. Alle müssen bei der Gelegenheit dem Leiter der rituellen Handlung eine Art Beicht ablegen und können, wenn notwendig, dazu gezwungen werden. Gibt ein Mann nicht volle Genugtuung, so werden die dazu bestimmten Exekutivmänner nach dem Feste einschreiten. Knaben und Mädchen legen ihre Beicht den Eltern oder ebenfalls dem Repräsentanten des Häuptlings, seinem ältesten Sohne, ab. Die Knaben haben achtmal jährlich dieses Bekenntnis abzulegen, die Mädchen nur viermal.

Kristen lobt die vielen guten Eigenschaften der Schwarzen. In ihren Herzen ist keine Grausamkeit; im Gegenteil, sie sind sehr der Liebe und der Trauer offen. Sie sind gastfreundlich, frugal, mutig in Verteidigung der geliebten Personen, friedfertig, den Freunden treu, ausdauernd in Widerwärtigkeiten, den Stammesautoritäten völlig unterwürfig und gehorsam. Sie haben zärtliche Liebe zu ihren Kindern und scharfes Gefühl gegen jedes Unrecht. Tränen der Freude, der Sympathie und des Schmerzes fließen ihnen leicht. Sie sind dankbar für Liebesdienste, die man ihnen in Krankheit oder Gefahr erweist. „Ich könnte durch viele Tatsachen beweisen, wie edel ihre Natur im Grunde ist.“ [1] Es ist nach unserem Gewährsmann auch falsch, daß der Schwarze von Natur zu (widernatürlichen) Schamlosigkeiten neige. Diese wurden durch die Weißen importiert, wie ein junger Mann ihm versicherte. „Pater“, sagte er ihm, „glaube nicht, daß unsere Väter so schlecht waren; vor langem kamen weiße Männer hierher und teilten uns diese abscheulichen Dinge mit.“ [2]

Etwas ungünstiger als das Urteil Kristens lautet dasjenige des P. Kenny S. J., der im Jahre 1896 die Mission besuchte, doch ist nicht zu übersehen, daß er sich nur kurze Zeit in derselben aufgehalten hat. Er schreibt unter anderem [3]: Um dem Tod durch Zauberei zu entgehen, opfern sie gern einen aus ihrem Stamm. Sie sind zweifellos Kannibalen, obwohl sie das Gegenteil behaupten. Bei ihren Menschenopfern kommen sonderbare Zeremonien vor. Sie essen nicht den ganzen Leib, und nur die Verwandten dürfen von dem Leib der Geschlachteten verkosten. Kindertötung kommt häufig vor. Sonderbar ist, daß eine Familie vielleicht die männlichen, eine andere dagegen die weiblichen Kinder tötet; die Kinder aber, die man erhält, werden sehr geliebt. Vielleicht handelte es sich bei den erwähnten Menschenopfern nur um das Essen von Stücken der Leiche eines Verwandten, eine abergläubische Sitte, die uns auch bei andern australischen Stämmen begegnet.

2. Die Australier am Carpentariagolf.

Die Stämme im Norden Australiens an den Flüssen, die in den Carpentariagolf münden, besonders an den Nebenflüssen des Flinders im Innern des Landes, sind auf Grund langjähriger Beobachtung von Edward Palmer [4] geschildert worden.

---

[1] A. a. O. 850. [2] Ebd. 848.

[3] Our Australian Missions, Richmond 1897, 68—69.

[4] Notes on some Australian tribes, im Journal of the Anthropological Institute usw. XIII (1883) 276 ff.

Die Gebiete eines jeden Stammes, schreibt Palmer, werden gegenseitig anerkannt, und obwohl deren Grenzen nicht genau bestimmt sind, so wissen sie doch gut, wann sie auf neutralem oder strittigem Boden sind. Keine Privatperson hatte ein besonderes Recht auf einen bestimmten Teil des Bodens, jeder hatte bloß das Recht, auf dem Gebiet seines Stammes zu jagen. Der Boden gehörte dem ganzen Stamm. Jeder nicht zum Stamm Gehörige, der auf dessen Boden jagte, wurde als Eindringling behandelt, streng zur Rechenschaft gezogen und gestraft, wenn er sich nicht etwa als Boten oder Herold beglaubigen konnte. Die Eingebornen vermögen nicht anzugeben, wann und wie sie Eigentümer ihres Territoriums wurden. Sie wissen nur, daß ihre Väter von jeher dort gelebt haben. Die Grenzen müssen in einer längst vergangenen Zeit bestimmt worden sein[1]. Im allgemeinen werden diese Grenzen auch respektiert. Wenn zuweilen Stämme an bestimmten Plätzen auf fremdem Jagdgrund, z. B. an Lagunen, zusammenkamen, so taten sie das immer mit Erlaubnis des Eigentümers. Nur auf Kriegs- oder Rachezügen tragen sie kein Bedenken, fremdes Gebiet zu durchziehen.

Bei den nördlichen Stämmen ist die Hautfarbe oft verschieden: einige Individuen sind fast schwarz, andere nahezu rotbraun. Das Haar ist meist straff. Die Leute sind im allgemeinen gesund; die Frauen an manchen Orten groß und kräftig, und sie gebären leicht. Alle haben die Kinder gern, aber fast ebenso gern die Hunde, die sie lecken, küssen und zuweilen sogar säugen. Die Kinder sind früh reif, und können schon zu einer Zeit für sich selbst sorgen und jagen, wo die weißen Kinder noch ganz hilflos sind. Kindermord ist nicht so allgemein, als man vorausgesetzt, obwohl das erste Kind eines Mädchens oft geopfert wird. Fruchtabtreibung führt zum selben Zweck, und sie tragen kein Bedenken, zu diesem Mittel zu greifen. Die Tötung eines neugebornen Kindes gilt den Schwarzen von Queensland als eine belanglose Sache, und wenn man darüber seinen Abscheu ausdrückt, so grinsen sie bloß.

Die nördlichen Schwarzen sind stoisch. Starkmütig ertragen sie Durst und Hunger, ohne zu klagen. Sie können Wunden und Strafen erdulden, ohne nachzugeben, und dem Tod schweigend und entschlossen entgegengehen. Den Tod können sie ebensogut heucheln wie ihre Begleiter, die Hunde. Selbst wenn sie tödlich verwundet sind, können sie ohne ein Lebenszeichen liegen bleiben und sich untersuchen lassen, wenn aber alles ruhig ist, machen sie sich auf und davon. Die Weiber führen ein hartes Leben und müssen viele Mißhandlungen von ihren Männern erdulden; sogar sie zu töten, gilt als kein sehr großes Verbrechen. Doch findet man auch Beispiele, wo Mann und Weib bis ins hohe Alter zusammenbleiben und sich gegenseitig achten. Die Weiber werden oft gezwungen, mit Männern zu leben, die sie nicht mögen. In ihrem Betragen sind sie bescheiden; wenn sie sich z. B. niedersetzen, tun sie es in einer Weise, daß sie verbergen, was die Natur verbergen will. Ihre Ideen von Nacktheit sind nicht grob und roh, sondern einfach und natürlich. Palmer meint sogar, diese Wilden präsentierten sich am besten und vorteilhaftesten vollständig nackt, wenigstens,

[1] Palmer, Notes on some Australian tribes a. a. O. XIII 278.

wenn sie noch in ihrem Naturzustand sind und keine Berührung mit den Europäern haben[1].

Polygamie gilt als zulässig. Gewöhnlich erlangt der Schwarze mehrere Frauen dadurch, daß er entweder andere Schwarze überredet, ihm eine Frau zu geben, oder indem er eine Frau zur Gefangenen macht bzw. sie einem fremden Stamme stiehlt. Die neue Frau wird gewöhnlich von der früheren geschlagen, und es hängt nun von dieser „Schlagfertigkeit" oder der Gunst des Mannes ab, ob sie ihre vorherige Stellung behält oder nicht.

Es gibt bei den nordaustralischen Stämmen keine erbliche Häuptlingswürde oder sonst einen erblichen Vorrang. Doch wird den alten Männern große Ehrfurcht erwiesen, und was überhaupt an Autorität anerkannt wird, besitzen die Alten auf Grund ihrer Jahre und grauen Haare. Alle ihr gesellschaftliches Leben betreffenden Angelegenheiten werden in öffentlicher Versammlung während der Nacht erledigt. Jeder Mann im Lager erhält der Reihe nach das Wort und wird ohne Unterbrechung angehört. Junge Burschen ergreifen nie das Wort, aber wenn es sich um reine soziale Dinge handelt, werfen die Frauen hie und da ein Wort dazwischen, besonders die alten. Die Älteren werden immer mit Ehrfurcht behandelt und nie rauh oder unehrerbietig angeredet[2]. Die Schwarzen haben auch ihre Boten, die von Stamm zu Stamm reisen, Nachrichten übermitteln, wie z. B. wann gemeinsame Jagd oder Tanz oder Mannweihe (Bora) oder Krieg stattfinde. Ihre Personen gelten in gewissem Maße als heilig.

Die Eingebornen vom nördlichen Queensland machen kein Hehl daraus, daß sie Menschenfleisch gegessen haben. Doch deutet alles darauf hin, daß man diese Gewohnheit mehr um der alten Überlieferung als der Nahrung wegen beobachtete. Sie sind keine eigentlichen Kannibalen. Die meisten Schwarzen werden nicht aufgezehrt, sondern begraben. An der Widebai (Ostküste Australiens) wird denen, die aufgezehrt werden sollen, die Haut abgezogen und diese samt den Haaren und Nägeln um einen Bündel Speere gewickelt. Diese Reliquie wird von Lager zu Lager getragen und in jedem in den Boden gesteckt; dann umringen die Klageweiber dieselbe, schreien und machen sich Einschnitte mit Tomahawks (Steinäxten).

Im Jagen und Fischen legen die Eingebornen große Geschicklichkeit an den Tag. Fast alle Nahrung wird geröstet oder in der Asche gebacken. Gewöhnlich machen sie zum Kochen ein Loch in den Boden, legen heiße Steine hinein und mittendrein das Fleisch. Das Ganze wird mit Asche zugedeckt. Die Verteilung der Jagdbeute erfolgt nach alten, festbestimmten Regeln, und hierbei betätigen sie vielfach bedeutende Selbstverleugnung. Oft kommt der Jäger zu kurz, damit andere ihren bestimmten Teil erhalten. Ein Schwarzer will lieber zu kurz kommen und vorgeben, er sei nicht hungrig, als in den Verdacht geraten, er sei im Lager gierig gewesen oder habe die Gebräuche der Gastfreundschaft vernachlässigt[3]. Wir übergehen die Art und Weise, wie sie den Körper durch Einschnitte und Tätowierung verzieren. In vielen Höhlen findet man auch rohe Zeichnungen und Malereien, die an den Wänden und auf Baumrinde

[1] Ebd. 281. [2] Ebd. 282. [3] Ebd. 285.

angebracht sind. Zahlreich sind ihre Spiele und Tänze; unanständige Tänze kommen nicht vor[1].

Die Stämme am Carpentariagolf glauben an ein Leben nach dem Tode an einem Ort, den sie Jalairy nennen, ferner an verschiedene Arten von Geistern. Sie glauben vor allem an einen Geist dort oben, der nach ihnen schaut, wenn sie nach dem Tode oben sind. Stirbt ein Schwarzer, so weilt, wie sie meinen, sein Geist einige Zeit um das Grab oder das Lager herum; danach steigt er beim Südlichen Kreuz hinauf, welches als Leiter zur Milchstraße dient. Die Leiter heißt die Straße nach Jalairy, und die Toten gehen auf dieser Straße in nordöstlicher Richtung, bis sie an ihren Bestimmungsort kommen. Diese Gegend wird als ein gutes Land beschrieben, als ein herrlicher Ort voll schöner und schattiger Bäume, wo Überfluß an Wasser und allen Speisen ist, die sie hienieden haben. Dort gibt es viel Wild zu jagen, die Eingebornen haben dort ihre Hunde, ihre Frauen und Kinder. Sie bestimmen den Ort nicht genau, sondern sagen bloß, er sei in weiter Ferne, irgendwo zwischen den Sternen. Die Gewohnheit, die zwei Zähne auszuschlagen, hängt mit dem Eintritt in ihren Himmel zusammen. Wenn sie die zwei Vorderzähne weg haben, werden sie helles, klares Wasser zu trinken erhalten, sonst bloß schmutziges, schlammiges. Sie glauben, entweder in Jalairy oder auf dem Wege dahin seien zwei ungeheure, etwa 40 Meilen lange Schlangen (Kooremah), welche von den verstorbenen Schwarzen getötet und gegessen und die dann wieder von neuem hervorgebracht werden. Sie fürchten diese Ungeheuer[2].

Andere Geister sind die Limbeen-jar-golong, so genannt nach der Rinde eines Baumes, in der sie sich oft aufhalten sollen. Sie kommen in der Nacht heraus, wandern umher und verkehren mit den Zauberdoktoren. Ein Eingeborner, namens Plungreen, mit dem Palmer oft sich unterhielt, erklärte, er sei selbst mit diesen Geistern vertraut und könne mit ihnen verkehren, wann er wolle. Er schilderte diese Geister als schwarze Skelette mit Augen gleich feurigen Kugeln und mit langen Haaren gleich denen der Pferde. Von ihnen wollen die Eingebornen ihre Lieder und Tänze erhalten haben. Sie tragen einen Stock in der Hand, an dessen Ende sich ein Haken befindet. Sie haben Frauen, die ihnen ähnlich sind und einen Yamsstock tragen. Nach den Eingebornen sind diese Geister nicht bösartig, sondern „gute Kerle", obwohl sie gelegentlich Böses zufügen können. Der Yerrunthullystamm glaubt, es gebe einen Ort weit weg unter den Sternen, an den die Eingebornen nach dem Tode gehen. Sie gelangen dorthin durch ein Seil, das bis zur Höhe hinaufreicht. Sie erwarten dort Überfluß an Speise und haben keine Furcht, dorthin zu gehen. Die Kombinegherry glauben, der Schwarze gehe zunächst irgendwo in die Tiefe der Erde, steige aber später hinauf zu den Sternen. Sie glauben an einen Geist, den sie Mango nennen, und an zwei höhere Geister, die sie und ihre Geschicke beeinflussen. Der eine davon — Coomboorah — ist ein gegen die Schwarzen wohlwollender Geist, dieser sucht sie gegen den andern Geist, der Böses zufügt, zu schützen[3].

[1] Palmer, Notes on some Australian tribes usw., a. a. O. 290. [2] Ebd. 291.
[3] Ebd. 292. Sollte dieser Coomboorah nicht identisch sein mit dem oben erwähnten Herrscher des Jalairy?

Wie die Eingebornen im Süden haben auch die im Norden ihre feierliche Mannweihe (Bora), bei der eine Art Beschneidung stattfindet und die Jünglinge manchen Prüfungen unterworfen werden. So wird z. B. jedem ein Zahn und zuweilen noch ein zweiter ausgeschlagen. Jeder Jüngling erhält einen älteren Mann als Lehrer und Aufseher. Dieser unterweist ihn in seinen Pflichten und zeigt ihm, wie er seine Aufführung das Leben hindurch regeln solle. Er sagt ihm, er solle sich bescheiden (discreetly) gegen die Frauen benehmen, sich innerhalb der Klasse halten, die ihm sein Name zuweise; nicht nach der Frau eines andern schauen; wenn er eine junge Frau nehme, die einem andern gehöre, so solle er sie ohne Kampf herausgeben; er solle keine Frau mißbrauchen, die er allein antreffe; er solle schweigsam und nicht dem Zank ergeben sein. Diese Mahnungen werden so liebevoll, väterlich und nachdrücklich erteilt, daß sie oft das Herz der jungen Leute rühren und ihnen Tränen in die Augen locken[1]. Die Geheimnisse des Stammes werden den Jünglingen bei dieser Gelegenheit mitgeteilt. Diese Unterweisungen werden während der Borafeier jeden Abend wiederholt und bilden einen Hauptteil derselben. Der junge Mann wird angeleitet, sich dem Stamme, seinen alten Überlieferungen und den Älteren gegenüber für eine gute Aufführung verantwortlich anzusehen[2].

Bei den Stämmen am Carpentariagolf scheint neben andern Bestattungsweisen auch die Leichenverbrennung in Gebrauch gewesen zu sein; wenigstens hat man Gräber gefunden, in denen sich nur einige verbrannte Gebeine befanden. Gewöhnlich aber begrub man die Toten in den Boden; wenn man sie aß, begrub man die Gebeine oder verbrannte sie. Wird der Tote ganz begraben, so legt man die Leiche in Baumrinde gehüllt der Länge nach auf den Boden des etwa 2 Fuß tiefen Grabes, doch wird zuvor am Rande des Grabes auf der Oberfläche ein Feuer angezündet und unterhalten. Begräbt man die Leiche in einem hohlen Baume, so wird sie aufrecht hineingestellt und die Öffnung mit Rinde geschlossen und fest zugebunden. An der Widebay werden die Toten zuweilen im Boden begraben, zuweilen aber auf 6—8 Fuß hohe Plattformen gelegt und mit Rinde und Ästen zugedeckt. Beim Begräbnis wird die Leiche oft in sitzender Stellung ins Grab gelegt. Zuweilen suchen sie auch sorgfältig zu verhindern, daß die Erde den Leib berühre, und errichten deshalb über der Leiche ein Gerüst von Rinde und Stöcken, das mit Erde zugedeckt wird[3]. Den Namen des Toten zu erwähnen, wird sorgfältig vermieden.

Die Einteilung des Volkes in zwei exogame Klassen begegnet uns wie sonst in Australien auch bei den nördlichen Stämmen. Von frühester Jugend an wird dem Australier eingeschärft, daß es unbedingt notwendig sei, die Klassengesetze heilig zu halten, und er würde glauben, ein Sakrileg zu begehen, wollte er bei Eingehung der Ehe die Klassengesetze mißachten. Die Eingebornen haben keine Überlieferung über den Ursprung dieser Gesetze; Tatsache ist, daß sie die Idee der Klassen auf allen ihren Wanderungen seit ihrer Ansiedlung in Australien mit sich genommen haben. Und merkwürdig ist, daß die Klassen und deren Einteilung bei allen Stämmen einander entsprechen, und zwar, wenn auch unter

[1] Ebd. 296. [2] Ebd. [3] Ebd. 298.

verschiedenen Namen und Totems, an Orten, die Hunderte von Meilen voneinander getrennt sind[1].

„Es ist wohl bekannt, daß von Moretonbay (an der Ostküste) bis zu den Gestaden des Carpentariagolfes auf einer Strecke von über 1500 Meilen in der Länge und 700 oder noch mehr Meilen ins Innere des Landes die Schwarzen in Klassen eingeteilt sind, um zu nahe eheliche Verbindungen zu verhindern, und daß alle diese Einteilungen einander entsprechen. So könnte ein Eingeborner aus einem der südlichsten Stämme leicht angeben, von welcher Klasse er seine Frau nehmen dürfte, wenn er einen Stamm im fernen Norden besuchte, wofern natürlich solch ein Besuch ihm möglich wäre und er aufgenommen würde. Seit der Ankunft der Weißen sind diese Ordnungen sehr vernachlässigt und aus dem Auge verloren worden, außer wo ein Stamm fern vom Einfluß der Zivilisation im Busch gelebt hat."[2] Die ganze Natur wird in Klassennamen eingeteilt und entweder weiblich oder männlich genannt. Die Sonne, der Mond und die Sterne sind, wie sie sagen, Männer und Weiber und gehören zu bestimmten Klassen wie die Australier selbst. Sie haben eine große Ehrfurcht vor dem besondern Tier, das als Symbol ihrer betreffenden Klasse (als Totem) gilt. Würde z. B. jemand einen Vogel töten, der zu einer solchen Klasse (als Totem) gehörte, und zwar in Gegenwart des Trägers seines Familiennamens, so würde ihm dieser sagen: „Warum tötest du den Kerl? Das ist mein Vater", oder: „Diesen Bruder, der zu mir gehört, hast du getötet; warum hast du das getan?" Sie reden sich oft mit ihren betreffenden Klassennamen an, mit Ausnahme der alten Männer, die gewöhnlich als „Vater" oder „Alter" angeredet werden.

„Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Eingebornen gründen sich auf diese Gesetze: Den Bruder des Vaters nennen sie, wie diesen, Vater und die Schwester der Mutter Mutter. Unsere Begriffe von Verwandtschaft sind so verschieden von den ihrigen, daß, wenn man sie Onkel oder Tanten oder Vettern oder Brüder oder Schwestern nennt, sie mit diesen Namen einen ganz andern Sinn verbinden. Denn sie betrachten alle diejenigen als Brüder, welche zur selben Klasse oder Abteilung gehören wie sie selbst, und unter allen Schwarzen entdecken sie irgend einen Grad der Verwandtschaft. Sie haben eine ziemlich klare Idee von ihren Verwandtschaftsbeziehungen; der Fehler scheint an uns zu liegen, wenn wir sie nicht verstehen."[3] „Eine Schwester zu heiraten, gilt als Verbrechen; so ein Fall ist bei ihnen unbekannt, sie halten ihn nicht für möglich." Junge Leute werden oft, wenn sie noch ganz klein sind, miteinander verlobt, und sie halten sich fern voneinander auf. Eine geraubte oder im Kriege gefangene Frau wird nur dann behalten, wenn sie zu einer Klasse gehört, in die derjenige, der sie gefangen hat, heiraten kann. Zuweilen wird eine Frau dadurch erworben, daß man den Vater um sie bittet. Selten wurde eine Frau mit Gewalt genommen oder auf den Kopf geschlagen und dann weggeschleppt, wie man oft behauptet hat. Der Schwiegersohn schaute nie auf seine Schwiegermutter und vermied stets ihre Gegenwart; in Bezug auf den Schwiegervater

[1] Palmer, Notes on some Australian tribes usw., a. a. O. 299.
[2] Ebd. 300. [3] Ebd. 301.

bestand aber diese Einschränkung nicht. Sie machten auch Einfälle in die Gebiete anderer Stämme, um Frauen zu stehlen.

3. Die Australier an der Moretonbai.

Die wichtigsten älteren Nachrichten über die Eingebornen an der Ostküste Australiens in der Umgebung der Moretonbai (Queensland) verdanken wir dem Erzbischof Polding von Sydney, der im Jahre 1843 die Gegend besuchte, und den Missionären, die auf seine Veranlassung dorthin kamen und in ihren Briefen an den Erzbischof und an die Propaganda uns die Sitten der Eingebornen beschrieben haben. Die Nachrichten finden sich zusammengestellt in der Geschichte der katholischen Kirche Australasiens von Kardinal Moran[1].

Die Eingebornen waren damals ziemlich zahlreich und zeigten sich gegen die Missionäre wohlwollend und entgegenkommend. Sie hatten kleine Kanoes, die sie sehr gewandt handhabten, um von einer Insel der Bai auf die andere und auf das Festland zu gelangen. Sie waren sehr behende und geschickt im Jagen und Fischen. Die Küstenbewohner lebten hauptsächlich vom Fischfang, die Bewohner im Innern von der Jagd auf Känguruhs, Emus usw., von wildem Honig und Yamswurzeln. Sie schienen alle sehr glücklich zu sein[2]. Beim Fischen halfen die Frauen und Kinder mit. Die Hütten (gunyahs) wurden von den Frauen erbaut. Die Männer lieferten drei etwa 6—7 Fuß lange Äste, die an der Spitze in eine Gabel ausliefen. Die Frauen steckten die Äste in einiger Entfernung voneinander in den Boden und banden sie an der Spitze zusammen; dieser Dreifuß wurde mit kleineren Baumzweigen zugedeckt, und die Hütte war fertig. Dreißig bis vierzig solcher Hütten bildeten ein Lager. In der Mitte des Lagers brannte gewöhnlich ein großer Holzklotz; im Winter noch ein kleinerer neben jeder Hütte. Im Winter werden die Hütten auch sorgfältiger gebaut. Gewöhnlich blieb man nur eine Woche im selben Lager, dann brannte man es nieder und zog einige Meilen weiter. Unter den Gliedern desselben Stammes kommt selten Streit vor, wohl aber sind die verschiedenen Stämme untereinander oft in Kriege und Fehden verwickelt.

Das Tätowieren war allgemein üblich. Die Frauen verstümmeln sich weniger aus Eitelkeit als aus dem Beweggrund eines religiösen Opfers. Wenn sie noch ganz jung sind, schnüren sie das Ende des kleinen Fingers an der linken Hand mit Spinnenfäden so fest zusammen, daß der Blutumlauf gehemmt wird; nach einiger Zeit wird das erste Glied des Fingers abgerissen und der Riesenschlange, den Fischen oder den Känguruhs gewidmet. Ohne Zweifel wollen unsere Wilden durch dieses Opfer eine erfolgreiche Jagd und reichlichen Fischfang erlangen, die fast ihre einzige Nahrungsquelle bilden[3].

Das Feuer haben sie fast immer zur Hand; sie haben die Gewohnheit, ich möchte fast sagen, den religiösen Brauch, mit einem Feuerbrand in der Hand herumzugehen; wenn das Feuer zufällig erlischt, zünden sie es sofort durch Reiben von

[1] History of the Catholic Church in Australasia from authentic Sources. By Patrick Francis Cardinal Moran, archbishop of Sydney, New South Wales, Sidney (ohne Jahreszahl).

[2] Ebd. 408. [3] Ebd. 413—414.

zwei Stöcken wieder an. „Diese Art Verehrung der Wilden gegen das Feuer", schreibt ein Missionär[1], „tritt oft bei den Begräbnissen zu Tage. Sie unterlassen es nie, neben dem toten Krieger auf der einen Seite seine Waffen und auf der andern einen Feuerbrand ins Grab zu legen. Meinen sie, dieser unzertrennliche Begleiter auf ihren Wanderungen während des Lebens sei ihnen noch für ihre im Tode erkalteten Glieder notwendig? Ich bin eher geneigt zu glauben, dieser Brauch sei für sie ein Sinnbild der Unsterblichkeit; denn wie das Feuer sich von dem verzehrten Stoff loslöst und zum Himmel erhebt, so sind sie überzeugt, daß sie sich beim Verlassen dieser Welt in die höheren Regionen erheben, wo man die Entbehrungen auf dieser Erde vergißt und sich an einem ewigen Feste erfreut."

Wie man durch bloß gelegentliches Ausfragen der Wilden irre geführt werden kann, zeigt das Beispiel des Erzbischofs Polding. Als er den Eingebornen von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, sprach und sie fragte, was aus ihnen nach dem Tode werde, antwortete der Intelligenteste unter ihnen: „Von diesen Dingen wissen wir nichts, aber wenn ihr unsere Sprache erlernet, so werdet ihr es uns lehren, und wir werden euch glauben." Und doch hatten sie die feste Überzeugung vom Fortleben nach dem Tode, wie die Missionäre bald erkannten. Wie der Missionär Raymond um Ostern 1844 an den Erzbischof Polding schrieb, glaubten die Eingebornen an das Dasein eines höchsten Wesens. „Sie hätten zwar noch nicht mit ihm gesprochen, da er noch nicht zu ihnen gesprochen habe; aber sie hofften, nach dem Tode ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen."[2]

Aus einer späteren Zeit (1875) berichtet der Missionär Duncan McNab von den Eingebornen bei Maryborough (Queensland): „Hier sagten mir alle Schwarzen, daß sie und alle Eingebornen nach Norden hin schon vor der Ankunft der Weißen an das Dasein Gottes geglaubt hätten. Sie nennen ihn ‚Biral', d. i. der Hohe. Sie konnten nicht sagen, ‚der Allerhöchste', denn sie haben in ihrer Sprache keine Grade der Vergleichung. In Kilcoy und Mount Brisbane nannten sie ihn ‚Munbal', d. h. Donner."

An der Küste von Queensland bestanden sehr viele Dialekte, fast jeder Stamm hatte seinen eigenen Dialekt; doch gehören sie zur selben Sprache, und die Eingebornen der verschiedenen Stämme können einander verstehen. Über die Begabung der Schwarzen sagt McNab: Man hat sie für stumpfsinnig erklärt, weil man in einer fremden Sprache zu ihnen redete, von der sie wenig verstanden. „Sie sind fähig, den christlichen Unterricht zu empfangen, und zeigen ein klares Verständnis und auch ein starkes Gefühl für sittliche Pflicht, wenn man sie ihnen einmal vorgelegt und ihr Gewissen geweckt hat. Sie haben keine Vorurteile gegen die Wahrheit. Ihre abergläubischen Gebräuche lassen sich leicht beseitigen und durch den katholischen Glauben ersetzen. Im allgemeinen lassen sie sich gern unterrichten, wenn sie einmal die Überzeugung gewonnen haben, daß der Lehrer aufrichtig für ihr zeitliches und ewiges Wohl besorgt ist." „Ich habe nur von den halbzivilisierten Schwarzen in den okkupierten Distrikten der

[1] Moran, History of the Catholic Church in Australasia usw. 414
[2] Ebd. 415.

Kolonie gesprochen, die ich aus Erfahrung kenne. Wie man mir versichert, sind die von den Europäern ganz entfernt lebenden Eingebornen leichter zu behandeln, gelehriger, weil sie einfacher und weniger lasterhaft sind und den Europäern nicht feindselig gegenüberstehen." [1]

Die Hauptlaster der Eingebornen waren nach den Missionären die Trägheit, eine unersättliche Gefräßigkeit und endlich Rachsucht, und diese hat ihr Verderben beschleunigt. Die meisten Europäer waren Sträflinge oder gewissenlose Abenteurer, die nur zu oft die Schwarzen in der schmählichsten Weise behandelten. Wenn diese dann Rache nahmen, wurden mit Unterstützung der Regierung ganze Jagden gegen sie unternommen und Schuldige und Unschuldige unterschiedslos niedergeknallt. Dazu kam dann noch der elende Schnaps, dessen sich gewissenlose Weiße bedienten, um die Wilden auszubeuten und sich dienstbar zu machen [2].

Viertes Kapitel.

Die Eingebornen Zentralaustraliens.

Von der Peripherie des australischen Festlandes wenden wir uns zum Zentrum desselben. Die hier wohnenden Stämme sind erst in neuerer Zeit genauer bekannt und Gegenstand zahlreicher Kontroversen geworden. Unserer ethnographischen Aufgabe getreu, werden wir uns nicht auf ethnologische Untersuchungen einlassen, sondern an der Hand der Quellen möglichst genau die tatsächlichen Angaben über die sittlichen Anschauungen der hier wohnenden Völker zusammenstellen.

1. Die Dieri [3].

Die Dieri wohnen im Osten des Eyresees. Sie sind einer von den verschiedenen Stämmen, welche einander in Organisation, Sprache, Gebräuchen und Zeremonien sehr ähnlich sind. Wir folgen der Darstellung von Otto Siebert, J. G. Reuther und Howitt. Letzterer schreibt über die Dieri: „Was ich über sie sagen werde, wird sie beschreiben, wie sie vor vierzig Jahren (d. h. um das Jahr 1864) waren, als ich sie in ihrem wilden Zustande kennen lernte, noch bevor der weiße Mann zum Zweck der Herdenzucht die Gegend besiedelte." [4] Die Dieri zerfallen in fünf örtlich getrennte Horden, von denen jede wieder in verschiedene lokale Gruppen eingeteilt wird. Jede von diesen lokalen Gruppen hat ihr bestimmtes Jagd- und Nahrungsgebiet. Die Söhne erben oder beschlagnahmen auf Grund des Geburtsrechts das Jagdgebiet ihrer Väter. Südlich von den Dieri wohnen die Mardala und die Parnkalla, westlich von ihnen der Nauo- oder Willurostamm und die Tidni, die in Sitten und Gebräuchen mit den Dieri übereinstimmen.

Die Dieri wollen von Vorfahren abstammen, die einst Tiere waren und dann Menschen, die Ahnen der Dieri und der umliegenden Stämme, wurden. Die

[1] Ebd. 423. [2] Vgl. ebd. 420—421.

[3] Vgl. die Bemerkung oben S. 241.

[4] The native Tribes of South East Australia (1904) 44. Howitts Berichte beruhen übrigens, wie er selbst sagt, zum Teil auf den Angaben Sieberts.

mythischen Ahnen und alles, was mit ihnen zusammenhängt, heißen Mura-mura. Mura bedeutet so viel wie geheiligt, geweiht. Alles, was mit den mythischen Urvätern zusammenhängt, ist Mura, so z. B. die Bäume oder Steine oder Tiere, die in irgend einer Beziehung zu diesen Vorfahren stehend gedacht werden. Mura-mura bedeutet die sehr Heiligen. Jeder Mensch erbt nun durch seinen Vater eine bestimmte Zugehörigkeit zu einem Mura-mura; er erbt die Legende dieses Urvaters und die Kulthandlung, worin diese Legende zur Darstellung kommt, und die dabei gesungenen Lieder (mura-wima oder kurz wima genannt). Da der Mura-mura mit einem bestimmten Naturobjekt in Verbindung stehend gedacht wird und durch die Aufführung seiner Zeremonien dies betreffende Naturobjekt sich vermehren und erstarken läßt, so erbt der Nachkomme auch die Fähigkeit, durch die Aufführung der Kultzeremonien auf das Naturobjekt einzuwirken. Aber jeder Mensch erbt auch einen Platz, der als Wohnsitz seines Mura-mura gilt; dieser Platz ist ein größerer oder kleinerer Distrikt, der als Eigentum der betreffenden Personen angesehen wird. Ein Vater bezeichnet seinen Kindern das ihnen gehörende Land etwa mit den Worten: Das ist dein Land, mein Mura-mura erschuf es und hat hier gewohnt[1].

Dieses durch den Vater vererbte Verhältnis zu dem Mura-mura und allem, was dazu gehört, heißt Pintara. Jeder Mensch erbt aber auch durch seine Mutter eine Beziehung zu deren Mura-mura samt dessen Legenden (wima) und Heimatland. Dieses Muttererbe heißt Maduka. Die Madu sind von der Mutter geerbte Totems, die in die beiden exogamen Heiratsklassen Matteri und Kararu aufgeteilt sind.

Wie die andern australischen Stämme führen auch die Dieri ihre Einteilung in Klassen und Gruppen auf eine übernatürliche Anordnung zurück. Sie glauben, daß der Geist eines Verstorbenen einen schlafenden Menschen besuchen kann. Dieser berichtet dann seinen Traum einem Medizinmann, der, wenn er meint, es liege in der Tat eine Erscheinung vor, befiehlt, man solle am Grab Nahrung hinlegen und ein Feuer anzünden. Sie glauben ferner, wenn jemand sterbe, gehe sein Geist hinauf nach Piriwilpa, d. h. in die Wolken oder den Himmel, er könne aber auch auf Erden herumschweifen[2]. Jenseits der Wolken ist ein anderes Land, das man das Wolkenland nennen kann. Nach einer Sage der Dieri ließ Arawotya, „der in den Wolken lebt", ein langes Haarseil auf die Erde hernieder und zog damit den Mura-Mura Ankuritcha und alle, die bei ihm waren, zu sich herauf.

Wir haben schon erwähnt, daß die Dieri in zwei Klassen, die Matteri und Kararu, eingeteilt werden. In jeder von diesen Klassen gibt es Gruppen, die ihr eigenes Totem haben. Die Totems der einen Klasse sind verschieden von denen der andern Klasse und sind meistens bestimmte Tiere (Emus, Krähen usw.). Nach dem herrschenden Gesetz heiratet stets ein Matteri eine Kararu und ein Kararu eine Matteri. Während aber bei andern Stämmen ein Mann aus der einen Klasse nur eine Frau aus der andern Klasse mit einem von dem seinigen verschiedenen Totem heiraten darf, nimmt der Dieri auf diese verschiedenen

[1] Otto Siebert, Sagen und Sitten der Dieri, im Globus XCVII (1910) 48.
[2] Howitt, The native Tribes usw. 434.

Totems der andern Klasse keine Rücksicht, er kann also jede Frau aus der andern Klasse heiraten. Bei den Dieri folgt das Kind gewöhnlich der Klasse und dem Totem der Mutter, gehört aber zum Stamm des Vaters. Doch bezeichnet der Vater zuweilen den Sohn nach seinem Madu, so daß z. B. ein Emu- (warukati) Mann seinen von der Mutter her zum Krähen- (kaualka) Madu gehörenden Sohn nach sich Warukati nennt und dieser Kaualka-Warukasohn seinerseits nun wieder seinen Sohn in gleicher Weise als Kaualka bezeichnet[1].

Außer den beiden exogamen Klassen existieren noch andere Ehehindernisse. Eine bestimmte Gruppe von Männern und eine bestimmte Gruppe von Frauen stehen durch Geburt in der Beziehung der Noa zueinander, d. h. alle Individuen einer Gruppe sind die potentiellen Bräutigame oder Bräute der Individuen der andern Gruppe. Wer nun in concreto Braut oder Bräutigam eines bestimmten Individuums werden soll, wird in verschiedener Weise bestimmt. Oft geschieht es durch eine Art Verlobung zwischen Angehörigen zweier Gruppen, die zur selben Noa gehören; durch diese Verlobung treten die Verlobten in das Verhältnis der Tippa-malku zueinander, und die so entstehende Ehe heißt eine Tippa-malku-Ehe. In dieser Ehe kann eine Frau nur einen Mann haben. Außerdem gibt es noch eine Pirrauru-Ehe, d. h. ein Mann kann das Recht erlangen, außer mit seiner eigenen Tippa-malkufrau auch noch mit einer oder mehreren Frauen anderer Männer geschlechtlich zu verkehren, jedoch erst nach diesen andern Männern und mit gewissen Einschränkungen. Um eine Pirrauru zu werden, muß eine Frau schon im Verhältnis einer Tippa-malkufrau sein. Eine Pirrauru ist stets eine Schwester der Frau oder eine Frau des Bruders, und eine Pirrauru-Ehe entsteht durch Austausch der Frauen von seiten der Brüder. Haben zwei Brüder zwei Schwestern zu Frauen, so leben sie gewöhnlich in einer Art Gruppenehe zusammen. Wird ein Mann Witwer, so wird die Frau seines Bruders seine Pirrauru, wenn er dem Bruder Geschenke gibt. Auch einem Besucher, der zur betreffenden Klasse gehört, wird zeitweilig die Tippa-malkufrau als Pirrauru überlassen. Immer ist zur Eingehung einer solchen Ehe die Einwilligung des Tippa-malkumannes erfordert. Zuweilen sind es nicht bloß zwei Paare, die so einem ehelichen Kommunismus huldigen, sondern ganze Gruppen von Männern und Frauen, auch solche, die schon Pirraurus haben. Doch wachen gewöhnlich die Pirraurumänner eifersüchtig darüber, daß nicht neue derartige Verhältnisse entstehen. Der Pirraurumann darf übrigens nur dann mit seiner Pirraurufrau Umgang haben, wenn der eigentliche Mann abwesend ist oder wenn er seine Einwilligung dazu gibt; ausgenommen sind nur die Zeiten bestimmter Festlichkeiten oder Zeremonien, wo der Verkehr zwischen den Pirrauru ohne weitere Erlaubnis gestattet ist[2].

Diese Einrichtung, die unter anderem Namen auch bei dem Stamm der Urabunna vorkommt, ist nach Howitt ein Überrest der ursprünglichen Gruppenehe. Aber schon A. Lang[3] und nach ihm W. Schmidt[4] haben diese Ansicht widerlegt. Entscheidend gegen Howitts Theorie ist schon der von Lang hervor-

[1] Siebert a. a. O. 49. [2] Howitt a. a. O. 177 ff.

[3] In seinen Werken Social Origins (London 1903) und The Secret of the Totem (ebd. 1905).

[4] Der Ursprung der Gottesidee 189.

gehobene Umstand, daß die Berechtigung zur Eingehung des Pirrauruverhältnisses durch eine eigene Zeremonie erteilt werden muß, die erst stattfindet, nachdem die Individualehe (Tippa-malku) schon geschlossen ist. Darin liegt doch, sagt Schmidt mit Recht, der Beweis, daß das Pirrauru-Institut sekundären Ursprungs ist. Denn wenn wirklich Gruppenehe das Frühere wäre, so wäre die Erlaubnis zu dem Pirrauruverhältnis ohne weiteres vorhanden. Viele andere Gründe gegen Howitt hat A. Lang geltend gemacht und besonders N. W. Thomas[1], der zum Schlusse kommt: „Die Übersicht über australische Sitten und Verwandtschaftsnamen führt uns zu der Schlußfolgerung, daß die ersteren, weit entfernt, die gegenwärtige oder selbst frühere Existenz von Gruppenehe auf diesem Kontinent zu beweisen, dieselbe nicht einmal als wahrscheinlich dartun; auf die letzteren aber kann keinerlei Beweis aufgebaut werden, der voraussetzt, dieselben bezögen sich auf Blutsverwandtschaft oder Schwägerschaft. Es ist deshalb nicht übereilt, zu sagen, daß die Annahme der Gruppenehe, soweit Australien in Betracht kommt, hinfällig wird."[2]

Die Frage, wie diese Pirrauru-Ehe entstanden, ist schwer zu beantworten. Mächtig dazu beigetragen hat wohl die Seltenheit der Frauen, die notwendige Folge der Tötung vieler Kinder, besonders der Mädchen. Wie wenig sie übrigens mit geschlechtlicher Promiskuität zu tun hat, geht aus dem Zeugnis des Missionärs Siebert hervor. Er meint: „Die Einrichtung der Pirrauru ist lobenswert (?) wegen ihrer ernsten Strenge in Bezug auf die Sittlichkeit und wegen der Zeremonien, mit denen sie geregelt wird, denn keine Übung könnte weniger zu dem Hetärismus passen, den die Phantasie des Lord Avebury (John Lubbock) den australischen Eingebornen angedichtet hat."[3] Howitt hebt auch den Abscheu hervor, den die Dieri gegen blutschänderische Ehen zwischen Eltern und Kindern, zwischen einem Mann und den Kindern seiner Schwester haben. Die Pirrauru eines noch nicht individuell verheirateten jungen Mannes beobachtet diesen scharf und sucht jeden Umgang desselben mit andern Frauen zu verhindern. Wenn ein Mann ein Mädchen heiraten will und ihm dieses von den Eltern verweigert wird, so sucht er mit ihm zu entlaufen. Die Verwandten des Mädchens verfolgen ihn dann; holt man ihn ein, so muß er das Mädchen hergeben, sonst wird er streng bestraft.

Bei den Dieri und den ihnen verwandten Stämmen ist der älteste Mann von einem Totem das Haupt (pinnaru) der Totemangehörigen. Auch hat jede Horde ihren Pinnaru, der zugleich das Haupt der Totemangehörigen sein kann. Ihr Einfluß außerhalb ihrer Abteilung oder ihres Totems ist aber oft nicht groß. Die Gesamtheit der Pinnarus bilden die Häupter des ganzen Stammes und einer von ihnen steht an der Spitze der übrigen[4]. Der Oberhäuptling der Dieri, mit dem Mr S. Gason und Howitt viel verkehrten, hieß Jalina-piramurana und war ein außerordentlich beredter, geschickter und tapferer Mann. Er war zugleich ein mächtiger Medizinmann. Wegen seiner höflichen Manieren nannten ihn die Weißen „den Franzosen". Er berief die Versammlungen und

[1] Kinship Organisations and Group-Marriage in Australia, Cambridge 1906. Vgl. über Thomas W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 190.

[2] Thomas a. a. O. 147, bei Schmidt a. a. O. 190.

[3] Howitt, The native Tribes usw. 186. [4] Ebd. 297.

führte in denselben den Vorsitz, auch bestimmte er die Zeit für die Stammesfeste. Seine Untertanen und selbst Angehörige anderer Stämme brachten ihm Geschenke, und alle sprachen nur mit Achtung und Ehrfurcht von ihm. Er entschied alle Streitigkeiten, und die Untergebenen unterwarfen sich willig seinen Anordnungen. Auch seinem Charakter wird Lob gespendet. Er war weder grausam noch verräterisch wie manche andere Dieri, und wenn er nicht in Aufregung war, zeigte er sich stets besonnen, geduldig und sehr gastfreundlich. Wenn auch wenige andere Männer einen solchen Einfluß besaßen wie Jalinapiramurana, so hatten doch auch andere Stämme ähnliche Oberhäupter, die an der Spitze der Pinnarus standen und vielfach zugleich Medizinmänner waren. Bei einigen Stämmen folgte der Sohn dem Vater in der Würde des Obmannes des Stammes, bei andern wurde der Obmann gewählt[1].

Der Stammesrat besteht bei den Dieri aus den Häuptern der Totems oder der lokalen Abteilungen, den Kriegern, den Medizinmännern und aus den alten Männern von Ansehen und Einfluß, d. h. überhaupt aus allen Männern, die schon die Reihe von vorgeschriebenen Zeremonien durchgemacht haben. Die auf diesen Versammlungen behandelten Gegenstände sind z. B. Tötung durch Zauber, Mord, Verletzung der Sittenvorschriften und der Rechtsgewohnheiten des Stammes, Veröffentlichung der Geheimnisse des Stammesrats oder Mitteilung der geheimen Einweihungszeremonien an Frauen oder Nichteingeweihte. Zu den Verletzungen der Moralvorschriften gehört z. B. der Verkehr mit einer Frau desselben Madu oder mit einer zu nahen Verwandten. Wurde eine Person für überführt erachtet, jemand durch Zauber getötet zu haben, so wurde sie von einer bewaffneten Truppe (pinya), welche der Oberhäuptling absandte, umgebracht[2]. Doch wird zuweilen die Angelegenheit durch eine Art Wehrgeld, d. h. Abtretung einiger Wertsachen, friedlich beigelegt.

Die Zauberer oder Medizinmänner der Dieri, Kunki genannt, sollen direkten Verkehr mit übernatürlichen Wesen, den Kutchi, und auch mit den Mura-mura unterhalten. Sie deuten die Träume und sagen den Verwandten eines Verstorbenen, wer diesen getötet habe. Ein Kutchi ist die Ursache der Krankheiten und anderer Übel, aber er kann vom Kunki durch bestimmte Mittel ausgetrieben werden. Wenn ein Dieri einen Traum gehabt hat und meint, er habe während der Nacht einen verstorbenen Freund gesehen, so berichtet er diesen Umstand einem Kunki; dieser erklärt dann wahrscheinlich, es liege eine Erscheinung und nicht ein Traum vor. Denn die Dieri unterscheiden zwischen Traum und Vision; Traum ist nur die Frucht der Einbildung, die Erscheinung aber ist die Wirkung Kutchis, des mächtigen und bösen Wesens, das dem Kunki die Macht verleiht, Krankheit und Tod zu bewirken oder auch das von einem Kutchi verursachte Übel zu heilen. Die Kunki behaupten, sie könnten vermittels eines Haarseiles in die Wolken fliegen und dort ein schönes Land voll Bäume und Vögel sehen. Sie sollen in dem Wolkenland das Wasser trinken, durch das sie die Kraft erlangen, jedem, dem sie wollen, das Leben zu nehmen[3]. Die Medizinmänner der Dieri heilen die Krankheiten in derselben Weise, wie dies bei den schon früher geschilderten Südaustraliern der Fall ist: durch Reiben oder Saugen an

[1] Ebd. 305. [2] Ebd. 321. [3] Ebd. 359.

der kranken Stelle, um die Krankheitsursache herauszuziehen u. dgl., wobei allerlei Zaubermittel zur Anwendung kommen, geschrieen und gesungen wird. Viele Zauberer sind auch Regenmacher. Die Mura-mura wohnen in den Wolken, einige als Sternbilder, andere als häßliche Schlangen; sie bereiten dort den Regen aus den Wolken und werden durch Zeremonien beeinflußt, so daß sie je nach den Bitten der Dieri Regen oder schönes Wetter schicken.

Nach Siebert[1] unterscheiden die Dieri drei Seelen: Kutchi, Mungara, Jaóla. Kutchi bedeutet Totenseele, Gespenst, doch werden auch die bösen überirdischen Wesen so genannt, die nicht notwendig Seelen Verstorbener sind. Die Totenseele zeigt sich am Grabe, man sieht ihre Fußspuren um das Grab herum. Man legt für sie Nahrung und Brennholz auf das Grab. Auch im Lager legt der Eingeborne abends bei den Mahlzeiten für den Kutchi eines kürzlich Verstorbenen etwas Nahrung beiseite. Der Kutchi zeigt sich zuweilen in Gestalt einer Krähe oder Eule oder eines Emu, der sich außergewöhnlich benimmt. Eine Krähe soll man nicht töten oder verjagen, sonst kommt der Kutchi im Schlaf und raubt dem Menschen die Mungara. Die ersten Weißen, die von Süden kamen, wurden für Geister der Verstorbenen gehalten. Von der Mungara sagen die Dieri, sie gehe nach dem Tode nach Süden, wende sich aber dabei beständig um, um zu sehen, wie man die Leiche ins Grab trage. Jaóla ist der persönliche Geist; die Jaóla geht nach dem Tode zuerst nach Palankarani, einem Ort nicht weit vom Lake Hope, von da geht sie in den Himmel Pariwilpa und ist als Sternschnuppe zu sehen. Ein alter Mann erzählte dem Missionär: Im Grabe löst sich das Fleisch von den Knochen; diese Knochen, die zurückbleiben, sind Kutchi, der Palku, d. h. das Fleisch, fährt als Mungara gen Himmel und gibt sich von dort durch Blitz und Donner als weiterlebend zu erkennen.

Diese Lehre von den drei Seelen wird von Howitt nicht erwähnt und begegnet einigen Zweifeln. Wenn die Weißen für Kutchi der verstorbenen Australier gehalten werden, so bezeichnet doch Kutchi den belebenden Geist des Menschen, d. h. die Seele, die in den Himmel zieht, und Jaóla und Mungara sind vielleicht nur verschiedene Namen für dieselbe Sache in verschiedenem Zustand.

Liegt jemand im Sterben, so singen die Umsitzenden ihm zum Trost seine Mura-wima, d. h. das Lied, das er mit der betreffenden Mura-mura-Legende von seinem Vorfahren geerbt hat. Nach eingetretenem Tode bemalen sich die Verwandten mit roter oder weißer Farbe. Der Leiche werden die großen Zehen zusammengebunden, dann wird sie in ein Tuch oder Netz gewickelt und auf den Köpfen von drei oder vier Männern zum Grabe getragen, das die Richtung von Norden nach Süden hat; der Kopf der Leiche wird nach Süden gelegt. Bevor sie ins Grab gesenkt wird, nimmt der nächste Verwandte zwei leichte Ruten und schlägt dieselben zusammen, um die Leiche zu fragen, wer sie durch Zauber getötet habe. Die herumsitzenden Männer dienen dem Toten als Dolmetscher, und je nach ihrer Meinung wird der Name eines Mannes von einem andern Stamm angegeben. Eine Frau wird auch gefragt, wem gegenüber sie sich geweigert habe, geschlechtlich zu verkehren. Gibt sie einen solchen an, so gilt

[1] Globus XCVII (1910) 56.

dieser als Mörder. Stirbt einer von zwei Freunden, so muß der Busenfreund (kalu) getötet werden, sei es durch Mord oder Zauber. Als Grund hierfür gibt man an, daß die im Leben miteinander Verbundenen auch im Tode vereinigt bleiben sollen.

„Am Grabe sagt wohl ein Pinnaru, je nachdem der Verstorbene ein ‚gutes' oder ein ‚schlechtes' Leben geführt: ‚Wir brauchen dir den Weg nach Palankarani nicht zu zeigen, du warst gut und wirst ihn selbst finden'; oder aber:

‚Minandru jidni madlentji wira rina warai? Jundru widla
Warum du schlecht wandelnd warst? Du Frau
tulani nari manina warai. Matja woremi
bei fremder Tod holend warst. Gut also (wörtlich: schon weggeworfen)
jidni nari praiata.'
du tot bleiben mögest." [1]

Die letzten Worte sind nicht recht verständlich und werden auch von Siebert nicht näher erläutert, doch so viel scheint klar zu sein, daß sie eine Art Drohung oder Verwünschung wegen begangener Schlechtigkeit (Ehebruch) enthalten. Jedenfalls geht aus ihnen hervor, daß die Dieri eine Ahnung von einem verschiedenen Lose der Guten und Bösen nach dem Tode haben.

Von den westlich von den Dieri wohnenden Stämmen Kukata und Wirangu berichtet Siebert auf Grund glaubwürdiger Zeugen, daß beim Tode des Ehemanns dessen Eheweib erschlagen und mitbegraben werde. Von plötzlich Gestorbenen, die fett waren, wird bei den Dieri das Fett der Weichen, Brust und Oberschenkel herausgeschnitten, auf glühenden Kohlen gebraten, auf Blätter und Emufedern gelegt und mit diesen gegessen. „Daß in solcher Weise Fett von Personen, die infolge von Krankheit gestorben waren, gegessen wurde, habe ich nie gehört. Die Dieri essen nur das Fett, nicht auch das Fleisch der Leiche." [2]

Wir haben schon die mythischen Vorfahren der Dieri, die Mura-mura, halb menschliche, halb überirdische Wesen erwähnt. Der Glaube an solche fabelhafte Vorfahren ist nicht den Dieri ausschließlich eigentümlich, sondern findet sich bei allen Stämmen rings um den Eyresee, ferner südlich davon bis zum Spencergolf und nördlich etwa bis zum 25. Breitengrad. Nach einer Legende der Dieri sah der Mura-mura Paralina auf der Jagd vier unförmliche Wesen zusammenhocken; er glättete mit den Händen ihren Leib, streckte ihre Glieder, bildete ihnen Finger, Zehen, Mund, Nase usw. und machte sie so zu Menschen. Auch die Beschneidung, die Einweihungszeremonien, die Totems usw. werden in ähnlicher Weise den Mura-mura zugeschrieben, die noch heute leben und herumwandern sollen. Einige von ihnen soll nach einer Legende Arawotya, der in den Wolken lebt, vermittels eines langen Haarseiles, das er herunterließ, zu sich in den Himmel hinaufgezogen haben [3]. Mehrere davon sollen die Sternbilder der Plejaden, des Orion usw. sein.

Bei den südöstlichen Australiern fanden wir den Glauben an ein von allen andern Mura-mura verschiedenes und sehr weit überragendes Wesen, das Howitt

[1] Ebd. 57. [2] Ebd. [3] Howitt, The native Tribes 479 793.

Allvater nennt, das aber in Wirklichkeit nur das höchste Wesen sein kann, wie es uns schon bei sehr vielen ganz primitiven Naturvölkern begegnete. Bei den Dieri soll nach Siebert der Glaube an ein solches höchstes Wesen nicht vorhanden sein. „Daß Mura-mura oder Mura ein höchstes Wesen, einen Gott, bezeichnen soll, muß ich entschieden in Abrede stellen. Die heutigen Dieri kennen ein höchstes Wesen überhaupt nicht." [1] Zwar gibt auch er zu, daß einige Mura-mura eine besonders hervorragende Rolle in ihren Legenden spielen und einer von ihnen, Arawotya, andere zu sich in den Himmel hinaufzog, aber daß damit die Idee eines höchsten Wesens verknüpft sei, bestreitet er.

Dagegen schreibt der Missionär Strehlow, der sich auch bei den Dieri aufgehalten hat und ihre Sprache vollkommen kennt: „Die Dieri nennen das höchste Wesen Mura, dagegen die vergötterten Vorfahren oder Totemgötter Mura-mura." [2] Ebenso versichert der Missionär J. G. Reuther in einem Briefe an Freiherrn v. Leonhardi vom 14. Mai 1906 aus Killalpanina: „Ohne allen Zweifel steht es fest, daß das Leben der verkannten australischen Naturvölker von religiösem Geiste beseelt ist. Sie kennen nur einen Gott — einen strafenden und gerechten —, natürlich keinen barmherzigen (Mura, Altjira usw)." Desgleichen glauben sie nach Gason, auf dessen Angaben fast alle späteren Berichte über die Dieri beruhen, an einen „guten Geist", den „Schöpfer", Mura, von dem man mit der größten Ehrfurcht spricht. Dieser Mura soll nach Gason die Menschen geformt, die Heiratsgesetze und Totemeinteilung angeordnet haben und um Regen angerufen werden [3]. Zu dem Zeugnis des Missionärs Reuther bemerkt Strehlow in einem Brief vom 7. Februar 1907: „Daß die Dieri einen Gott des Himmels kennen mit Namen Mura (richtiger wäre Murra) im Unterschied von den Totemvorfahren (Mura-mura), kann als feststehendes Resultat angesehen werden, da Missionär Reuther, der etwa 17 Jahre unter den Dieri gewirkt und ihre Anschauungen aufgezeichnet hat, bei diesem Resultat geblieben ist." [4]

Freiherr v. Leonhardi, der sich am eingehendsten mit dieser Frage befaßt hat, kommt zu dem Schluß [5], heute sei bei den Dieri kein Glaube an ein höchstes Wesen vorhanden, er hält es aber nicht für unwahrscheinlich, daß früher ein solcher Glaube bestanden habe. „Dafür scheint mir zu sprechen, daß das Weltbild der Dieri in allen wesentlichen Punkten dem der Loritja und Aranda gleich ist. Der Himmel ist ein Land, dort wohnen mythische Wesen, nach Howitt [6] gehen dorthin sogar die Seelen der Gestorbenen. Nur ein Wesen wie Altjira und Tukura — so farblose Gestalten von Himmelshäuptlingen, wie diese auch sein mögen — nimmt man nicht als im Himmelsland der Dieri wohnend an. Andere Stämme am Eyresee haben aber offenbar die Vorstellung eines solchen behalten, so die Wonkamala. Wenigstens wüßte ich nicht, wie man Arowitja (Arawotya) anders deuten wollte, der einst auf Erden

[1] Globus XCVII (1910) 44 Anm. [2] Ebd. XCI (1907) 286.
[3] Man vgl., was darüber v. Leonhardi sagt (Globus XCI 287).
[4] D. h. trotz der ihm bekannten und gegenteiligen Ansicht Sieberts.
[5] Vgl. Anthropos IV (1909) 1067. Über den Gottesbegriff der Zentralaustralier vgl. W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 123 ff 366 ff.
[6] The native Tribes 476.

wanderte, zahlreiche Quellen und Wasserlöcher hervorgehen ließ und schließlich in den Himmel aufstieg, von wo er nach einer Sage helfend eingreift. Vielleicht steckt auch ein höchstes Wesen hinter Artarurpa, dem Guten, der in einer Ngami- und Karangurulegende erwähnt wird und auf einem Berg im Norden und Nordwesten wohnen soll, von wo auch die beiden Heilbringer Malku-malku-ulu herkommen. Es scheint nicht zweifelhaft, daß die Bezeichnung ‚der Gute' auf frühere lebensvollere Vorstellungen von solchen Wesen hindeutet; wie sollte man sonst darauf kommen, diese Eigenschaft einer sonst ganz im Hintergrund stehenden indifferenten Mythengestalt beizulegen? Das nehme ich auch bezüglich von Altjira an, den die Aranda mara = gut nennen, obgleich er doch heute ihnen sonst absolut gleichgültig gegenübersteht. Auch die Loritja sagen von ihrem Tukura, er sei pala lenku = gut sehr. Wo wir jetzt von höchsten Wesen, sei es in Australien oder in andern Erdteilen, gehört haben, ist eine fast stets wiederkehrende Bezeichnung derselben die, daß sie gütig seien, wenn sie auch sonst in der jetzigen Vorstellungswelt der betreffenden Völker ganz und gar zurücktreten und für das religiöse Leben ohne jede Bedeutung bleiben."

Angesichts dieser sich schroff widersprechenden Ansichten wagen wir nicht, eine Entscheidung zu treffen. Immerhin scheint uns die größere Autorität für den Glauben der Dieri an ein höchstes Wesen einzutreten (Gason, Strehlow, Reuther). Auch die eben erwähnten Ausführungen v. Leonhardis scheinen uns dafür zu sprechen, daß noch heute eine dunkle Ahnung von einem höchsten Wesen, dem Herrscher des Himmelslandes, bei den Dieri nicht ganz verschwunden ist. Wenn ihr Weltbild sonst in allem Wesentlichen mit dem der Aranda und Loritja übereinstimmt, wie könnte dann der Hauptpunkt in diesem Bilde gänzlich fehlen? Vielleicht bringen weitere Nachforschungen reicheres Licht.

Wie bei den schon geschilderten südöstlichen Stämmen besteht auch bei den Dieri die feierliche Mannweihe in verschiedenen Stadien. Zuerst werden dem angehenden Mann die zwei unteren Vorderzähne ausgeschlagen, dann wird er beschnitten, erhält einen neuen Namen, muß sich der Wilyaruzeremonie unterwerfen, bei der er mit Blut bedeckt wird, das man alten Männern aus den Armen fließen läßt usw. Auch die Operation der subincisio müssen sie über sich ergehen lassen[1].

2. Die Aranda und Loritja.

Wir haben bisher gefunden, daß die Australier nicht nur eine Religion haben, sondern sogar eine ziemlich reine und hohe Religion. Sie anerkennen, wenigstens dunkel, ein höchstes Wesen, das alles geordnet hat, das den Menschen ihre Satzungen gab und zu dem die Guten nach dem Tode gehen. Von einem groben Fetischismus, wie er uns in andern Weltteilen begegnet, ist nichts zu finden; auch die Teufels- und Dämonenverehrung ist nicht sehr entwickelt; selbst von einer eigentlichen Ahnenverehrung kann kaum die Rede sein.

Nun kommen wir aber zu Völkern, die gar keine Religion und keinen Gottesglauben haben sollen, wir meinen die Aranda und Loritja im eigentlichen Zentralaustralien. Die Aranda wohnen am MacDonnell Range und südlich

[1] Ebd. 655 ff.

davon etwa zwischen dem 23.° und 27.° s. Br.; westlich von ihnen wohnen die Loritja. Diese Völker sind in neuerer Zeit in den Vordergrund des Interesses getreten durch die beiden bedeutenden Werke von Spencer und Gillen[1] und die dadurch hervorgerufenen Kontroversen. Allgemeines Erstaunen erregte es, daß die genannten Autoren in verhältnismäßig kurzer Zeit eine so große Masse von ganz neuen Ansichten und Gebräuchen, von denen man bisher fast nichts wußte, entdecken und beschreiben konnten. Bald nach dem Erscheinen der beiden Werke tauchten aber auch Zweifel an der Zuverlässigkeit mancher Angaben auf[2]. Namentlich trat ihnen der Missionär C. Strehlow entgegen, dessen Forschungen Moritz v. Leonhardi kritisch bearbeitete und herausgab[3]. Vom Missionär Strehlow schreibt Leonhardi: „Dieser, in der Neuendettelsauer Missionsanstalt ausgebildet, arbeitet seit 1892 unter der schwarzen Urbevölkerung Australiens; zunächst bis 1895 unter den Dieri im Südosten des Lake Eyre und von da an auf der Missionsstation Hermannsburg am Finke River unter den Aranda. Durch seine langjährige Tätigkeit unter diesen beiden Stämmen hat sich Herr Strehlow deren Sprache vollkommen zu eigen gemacht und hat auch Texte zu gottesdienstlichen Zwecken darin drucken lassen. Diese Sprachkenntnisse ermöglichen es ihm, bei seinen Forschungen mit den Eingebornen in deren Muttersprache zu verkehren — ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil; gilt es doch, die schwierigen und teilweise recht komplizierten Gedankengänge dieser Urvölker zu erfassen, nachzudenken und schriftlich zu fixieren." „Bei der Herausgabe des Manuskripts (von Strehlow) habe ich mich im wesentlichen darauf beschränkt, redaktionell zu verfahren; ich habe sachlich nichts geändert; nur da, wo mir der Sinn nicht ganz klar war oder die Sache noch nicht genügend ergründet zu sein schien, habe ich durch briefliche Anfragen um nochmalige Nachprüfung und Richtigstellung gebeten. Die erhaltenen Antworten habe ich dann an den betreffenden Stellen eingearbeitet. . . . Mir scheint diese Art des Vorgehens allein gerechtfertigt. Es soll nur das der wissenschaftlichen Welt vorgelegt werden, was Herr Strehlow glaubt festgestellt zu haben und in der Form, wie er die Dinge darzustellen für richtig hält."

---

[1] The native tribes of Central Australia, by Baldwin Spencer and F. J. Gillen, London 1899; ferner The Northern tribes of Central Australia, von denselben Verfassern, ebd. 1904.

[2] In den Veröffentlichungen aus dem Städtischen Völkermuseum Frankfurt a. M.: 1. Mythen und Märchen des Arandastammes in Zentralaustralien, Frankfurt 1907; 2. Mythen, Sagen und Märchen des Loritjastammes. Die totemistischen Vorstellungen und die tjurunga der Aranda und Loritja, Frankfurt 1908; 3. Die totemistischen Kulte der Aranda- und Loritjastämme, Frankfurt 1910 u. 1911; 4. Das soziale Leben, 1913.

[3] Vgl. darüber W. Schmidt, „Soziologische und religiös-ethische Gruppierung der Australier" und „Die Stellung der Aranda unter den australischen Stämmen", in der Zeitschrift für Ethnologie XLI (1908) 342 ff 866 ff; Der Ursprung der Gottesidee 115 ff. Professor Klaatsch schreibt in derselben Zeitschrift XXXVIII (1906) 794: „Nicht nur mir, sondern auch sehr vielen hiesigen, seit Jahrzehnten mit den Schwarzen wohlvertrauten Farmern und Explorern ist es ein Rätsel, wie Spencer und Gillen eine solche Menge Details über so geheimgehaltene Dinge haben sammeln können. Ich habe in Australien mehr als einmal die Vermutung gehört, daß manche der von Spencer beschriebenen sacred ceremonies nur ad hoc präpariert gewesen seien; aber ich schließe mich dieser Ansicht nicht an."

Während Strehlow die Arandasprache vollkommen beherrscht, waren Spencer und Gillen bei ihren Forschungen sehr behindert durch ihre mangelhafte Kenntnis dieser Sprache. „Daß Gillen", schreibt Leonhardi[1], „obgleich er Jahrzehnte unter den Aranda gelebt hat, sich im Verkehr mit den Eingebornen des Pidginenglisch, untermischt mit einzelnen Arandaworten, bedient, weiß ich von Strehlow, der ihn persönlich kennt und seinen Verkehr mit den Schwarzen beobachtet hat; von Spencer, der nur vorübergehend im Gebiet sich aufgehalten hat, ist eine gründliche Sprachkenntnis kaum zu erwarten." Strehlow scheint aber den beiden Forschern in einem Punkte nachzustehen. Spencer und Gillen behaupten von sich mit Emphase, daß sie „als völlig eingeweihte Glieder des Arandastammes betrachtet wurden", während der Missionär das nicht von sich sagen kann. Die eigentlichen Geheimnisse des Stammes werden aber nur den Eingeweihten mitgeteilt. „Es kann jedoch", sagt Leonhardi mit Recht, „absolut nicht die Rede davon sein, daß irgend ein Weißer sich den barbarischen Einweihungssitten der australischen Stämme unterworfen hätte." Skarifikation, Depilation, Feuerordal, Durchbohren der Nasescheidewand, Zahnausschlagen, Circumcision und Subincision wird kein Forscher an sich haben vollziehen lassen."[2] Die behauptete Einweihung Spencers und Gillens kann also nur den Sinn haben: sie hätten in solchem Grade das Vertrauen der Eingebornen erworben, daß dieselben ihnen auch ihre sonst vor Fremden sorgfältig gehüteten Geheimnisse mitteilten. Dieses Vertrauen besaß aber auch Strehlow. Mit alledem soll nicht geleugnet werden, daß Spencer und Gillen in sehr vielen Punkten unsere Kenntnis von den Aranda und Loritja erweitert haben[3].

Spencer und Gillen machen darauf aufmerksam, daß die Wilden im Umgang mit den Weißen nur zu oft sehr schnell entarten. Wo eine größere Niederlassung der Weißen entsteht, kommen die Eingebornen herbei, um für kleine Dienste Kleider, Nahrung, Tabak usw. zu erhalten. Hier entziehen sich die jungen Männer bald der heilsamen Aufsicht der Alten, die im normalen Zustand der Stämme allmächtig sind. Der strenge Moralkodex wird beiseite geschoben und durch nichts ersetzt. Die alten Männer sehen mit Betrübnis, daß die jüngeren die altehrwürdigen Überlieferungen mißachten und sich weigern, dieselben ihren Kinder zu übermachen.

Die Aranda leben zerstreut in einer großen Zahl von Ortsgruppen, von denen jede ein bestimmtes Gebiet bewohnt und als Eigentum beansprucht. Jede Gruppe wird nach ihrem Aufenthaltsort genannt. Zuweilen wird auch eine Anzahl getrennter Gruppen, die ein weites Gebiet innehaben, mit einem gemeinsamen Namen bezeichnet. Die einzelnen örtlichen Gruppen umfassen zum größten Teil Leute, die sich selbst nach einem bestimmten Tiere oder einer Pflanze benennen, so daß an einem Orte Emuleute wohnen, an einem andern Känguruhleute usw. Das Tier oder die Pflanze ist das Totem der betreffenden Leute. Man findet Leute mit demselben Totemnamen an verschiedenen Orten. Jede

[1] Vorrede zum dritten Teil der Veröffentlichung über die Aranda- und Loritjastämme, Frankfurt a. M. 1910.

[2] Dazu müssen die Einzuweihenden monatelang splitternackt umhergehen.

[3] Strehlow schreibt Aranda und Loritja, Spencer und Gillen dagegen schreiben Arunta und Luritja.

Totemgruppe hat ihren eigenen Obmann oder Leiter (Alatunja). Dieser hat außerhalb der Gruppe an sich keine Autorität. Besitzt er eine solche, so kommt das daher, daß er der Leiter einer mächtigen Gruppe ist oder sich durch persönliche Eigenschaften auszeichnet. Einen eigentlichen Häuptling des Stammes haben die Aranda nicht. Die Autorität des Alatunja oder Atunja ist nicht genau umgrenzt. Er hat keine bestimmte Gewalt über die Person der Gruppenangehörigen. Er ruft die älteren Männer zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, die sich auf die religiösen Zeremonien oder die Bestrafung der Übertreter der Stammesgebräuche beziehen. Der Atunja wird nicht für seinen Posten gewählt, die Würde ist in gewissem Grade erblich und geht vom Vater auf den Sohn (nicht die Tochter) über, vorausgesetzt, daß dieser zu dem Totem der Gruppe gehöre. Hat der Atunja keinen Sohn, so bezeichnet er vor dem Tod seinen Nachfolger, der stets der Bruder oder des Bruders Sohn ist. Dem Atunja liegt es ob, die heilige Kammer zu besorgen, in der die religiösen Gegenstände der Gruppe aufbewahrt werden. Keine Frau und kein Uneingeweihter darf diesem Hause nahen[1].

Neben dem Atunja stehen die Medizinmänner in hohem Ansehen, ferner die Iruntarinia, die mit den Geistern des Stammes in Verbindung zu stehen behaupten; doch braucht nicht jede Gruppe notwendig einen Medizinmann oder Geisterbeschwörer zu haben, wohl aber hat jede Gruppe ihren Atunja. Die Glieder einer Gruppe wandern oft in kleinen Abteilungen von einer oder zwei Familien — manchmal sind es zwei Brüder mit ihren Weibern und Kindern — auf dem ihnen gehörigen Land umher.

In ihrem gewöhnlichen Zustand gehen die Männer fast ganz nackt, obwohl es zu gewissen Zeiten empfindlich kalt wird und an Fellen von Wallabys und Känguruhs kein Mangel ist; die Frauen aber — wenigstens die verheirateten — tragen eine kleine Schürze. Als Wohnung haben die Aranda oft nur eine Art Wand aus Zweigen, die so gestellt wird, daß sie gegen den Wind schützt. Davor wird ein kleines Feuer unterhalten. Als Nahrung dient ihnen ungefähr alles, was sich essen läßt. Doch haben sie, wie wir noch sehen werden, mancherlei religiöse Speiseverbote. Ein besonderes Charakteristikum für Männer und Weiber sind die Narben am Leibe, die von vielen als Tätowierung bezeichnet werden, aber diesen Namen eigentlich nicht verdienen. Denn die Tätowierung besteht darin, daß man beständig das Hautgewebe mit ätzenden Farbstoffen beizt. Die Narben werden aber dadurch hervorgebracht, daß man die Haut mit einem scharfen Stein oder mit Glas durchschneidet und in diese Wunden Asche reibt. Welche Bedeutung sie haben, ist noch nicht aufgehellt.

Obwohl der Moralkodex der Aranda in manchen Punkten von dem unsrigen abweicht, so kann man doch nicht leugnen, daß sie in ihrem Handeln von strengen Moralvorschriften geleitet werden, deren Verletzung man streng und sicher straft. In manchen Fällen wird der Übertreter derselben getötet. Ein oberflächlicher Europäer würde vielleicht eine solche Tötung als geheimen Mord bezeichnen, tatsächlich aber steht sie mit der Hinrichtung der Hexen in Europa auf gleicher Stufe. Es handelt sich um Rache oder um „Leben für Leben".

[1] Spencer and Gillen, The native tribes usw. 11.

Denn derjenige wird getötet, den der Medizinmann als den Urheber des Todes eines andern bezeichnet. Einen natürlichen Tod kann sich der Eingeborne nicht denken; stets ist böser Zauber schuld daran.

Neben diesen barbarischen Gewohnheiten findet man andere, welche die Eingebornen in einem günstigeren Lichte zeigen. Sie sind gegeneinander äußerst freigebig[1]. Jeder ist gewohnt, seinen Genossen einen Teil seiner Nahrung oder dessen, was er besitzt, mitzuteilen, und überhaupt behandeln sie sich gegenseitig wohlwollend. Interessant ist, was Spencer und Gillen über die Dankbarkeit sagen. Wohl ist der Naturmensch nicht gewohnt, sich übermäßig dankbar zu beweisen gegen Wohltaten, die er von den Weißen empfängt. Aber er verhält sich auch so gegen seine Stammesgenossen. Es ist das leicht erklärlich. Er ist stets gewohnt wegzugeben, was er besitzt, und erwartet nicht, daß der Empfänger ihm dafür den Dank ausdrücke; denn er weiß, daß dieser bei anderer Gelegenheit geradeso gegen ihn handeln wird. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß ein Ausdruck der Dankbarkeit notwendig ist[2]. „Daß er in Wirklichkeit des Gefühles der Dankbarkeit unfähig sei, ist, soweit unsere Erfahrung reicht, durchaus nicht wahr." Spencer und Gillen bemerken auch richtig, alles in allem genommen hätten die Schwarzen keinen Grund zu besonderer Dankbarkeit gegen die Weißen. Denn diese schränken ihnen ihre Nahrungsquellen ein und verdrängen sie oft von den Wasserquellen und den besten Jagdgründen.

Obwohl die Weiber in strenger Unterordnung gehalten werden, ist doch ihre Behandlung keine schlechte. Freilich haben sie die meiste Arbeit zu verrichten, aber doch nicht alle, und die zu leistende Arbeit ist in der guten Jahreszeit nicht übermäßig; in der schlechten Jahreszeit leiden Männer und Weiber in gleicher Weise, und von dem vorhandenen Vorrat erhalten die Weiber ihren Anteil. Allerdings, wenn ein Mann — mit Recht oder Unrecht — die Frau für des Ehebruchs schuldig hält, dann behandelt er sie mit brutaler Strenge. Gegen ihre Kinder sind die Eltern — mit seltenen Ausnahmen — gleichmäßig gut und sorgsam. Auch die Männer tragen auf den Wanderungen manchmal die kleinen Kinder, wenn die Frauen müde werden. „Daß alte und kranke Leute beseitigt werden, kommt nicht vor, im Gegenteil, solche werden mit besonderer Rücksicht behandelt, indem sie einen Anteil an der Nahrung erhalten, die sie sich selbst nicht mehr verschaffen können." [3]

„Kindertötung kommt ohne Zweifel vor, aber mit seltenen Ausnahmen wird das Kind unmittelbar nach der Geburt getötet, und zwar nur dann, wenn die Mutter unfähig ist oder unfähig zu sein glaubt, es aufzuziehen, weil schon ein Kind vorhanden ist, das sie noch stillt. Denn das Stillen wird bei ihnen mehrere Jahre fortgesetzt." Zwillinge werden meist sofort nach der Geburt als etwas Widernatürliches getötet. Worin der Grund dieser Abneigung gegen Zwillinge liegt, ist noch nicht genau ermittelt, jedenfalls spielt dabei der Aberglaube mit.

Wie alle Wilden lebt auch der Aranda sorglos in den Tag hinein, ohne an die Zukunft zu denken, doch lauert in der Tiefe seines Gemütes stets eine

---

[1] Ebd. 48. [2] Vgl. das, was wir oben II 164 ff gesagt haben.
[3] Spencer and Gillen a. a. O. 51.

geheime Furcht, weil er nicht weiß, ob nicht etwa ein entfernter Medizinmann ihn des Mordes durch Zauberei beschuldigt. Für gewöhnlich schlummert freilich dieses Gefühl der Furcht, aber es wird leicht durch den geringsten Verdacht geweckt. Trotzdem kann man sagen, daß er, solange er reichlich Nahrung hat, glücklich und zufrieden lebt. Er ist wie ein Kind, das leicht wieder alles Unangenehme vergißt.

In der sozialen Organisation weichen die Aranda ganz ab von der früher geschilderten der Dieri und anderer südlicher Stämme. Die südliche Hälfte der Aranda wird in vier Unterklassen eingeteilt, die nördliche in acht. Die vier Unterklassen des südlichen Teiles sind die Panunga, Bulthara, Parula und Kunara; die beiden ersten bilden die eine Hälfte des Stammes, die beiden letzteren die andere. Das Ehesystem besteht nun in der Hauptsache darin, daß ein Mann aus einer Gruppe stets eine Frau aus einer andern bestimmten Gruppe heiraten muß und ihre Kinder zu einer dritten bestimmten Gruppe gehören. So scheint bei den Aranda im Vergleich zu andern Stämmen die Ehe sehr eingeschränkt zu sein. Tatsächlich ist dem aber nicht so, weil diese durch die Totems in der Wahl der Frau eingeschränkt werden, die Aranda aber nicht. Zwar haben auch die Aranda ihre Totems, wie wir sehen werden, aber diese haben keine Beziehung zur Eheschließung. Auch die Institution, die wir bei den Dieri gefunden, daß manchmal mehrere Männer eheliche Rechte an derselben Frau haben, ist bei den Aranda nicht vorhanden. Bei diesen ist in der Regel jede Frau das ausschließliche Besitztum eines Mannes, doch kann er sie aus freien Stücken gelegentlich andern Männern leihen. — Außerdem gibt es besondere Gelegenheiten, bei denen der Mann mit Frauen umgehen darf, mit denen ihm sonst der geschlechtliche Verkehr streng untersagt ist. Wenn ein Mädchen ins heiratsfähige Alter kommt (um das 14. oder 15. Jahr), wird es einem Manne zugeteilt. Bevor es aber diesem übergeben wird, führen es einige Männer, die in bestimmter verwandtschaftlicher Beziehung zu dem zukünftigen Manne stehen, in den Wald, um an ihm eine Operation (incisio vulvae) vorzunehmen, und nach derselben verkehren sie geschlechtlich mit ihm. Dann wird das Mädchen geschmückt und dem Manne zugeführt, und jetzt ist sie seine ausschließliche Frau, der sich niemand mehr ohne seine besondere Erlaubnis nahen darf[1]. Nur bei gewissen Gelegenheiten findet ein ziemlich regelloser Geschlechtsverkehr statt, der aber den beteiligten Männern keinerlei Eherechte verleiht. Spencer findet in diesen Gebräuchen einen Überrest früherer Promiskuität, aber dieselben lassen sich auch anders erklären[2].

Wir wenden uns jetzt zu den Einweihungszeremonien. Jeder australische Eingeborne muß unter normalen Umständen sich gewissen Einweihungszeremonien unterziehen, bevor er zu den Geheimnissen des Stammes zugelassen und als vollberechtigtes Stammesglied betrachtet wird[3]. Bei den Aranda umfaßt die Einweihung (Mannweihe) vier Zeremonien. Die erste besteht im Bemalen und „In die Luft werfen" des Knaben. Das Zähneausschlagen

[1] Spencer and Gillen, The native tribes usw. 92.

[2] Vgl. hierüber die trefflichen Ausführungen bei Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 181—190.

[3] Spencer and Gillen a. a. O. 212 ff.

kommt dabei zuweilen vor, aber nicht wie bei den südaustralischen Stämmen als ein Teil der Einweihungszeremonie, es scheint aber dieser Gebrauch früher auch bei den Aranda religiöse Bedeutung gehabt zu haben und häufiger vorgekommen zu sein. — Das „In die Luft werfen" findet statt, wenn der Knabe zehn bis zwölf Jahre alt ist. Männer und Frauen versammeln sich in der Nähe des Lagers, und die Knaben, die das genannte Alter erreicht haben, werden einigemal von den Männern in die Luft geschleudert und beim Herabfallen aufgefangen, während die Weiber tanzen. Dann wird der Knabe auf Brust und Rücken mit rotem und gelbem Ocker bemalt, und zwar von Männern, die zu den Knaben in der Beziehung eines Umbirna stehen, d. h. eines Bruders einer Frau, die der Knabe heiraten kann. Die Malereien haben keine notwendige Beziehung zum Totem. Die zweite Einweihungszeremonie ist die Beschneidung oder Lortna und findet erst statt, wenn der Knabe zur Pubertät gelangt ist. Es werden wieder Tänze aufgeführt, der Knabe wird auf den Zeremonienplatz gebracht in einiger Entfernung vom Lager, so daß die Frauen nichts von dem sehen können, was vorgeht. Der Knabe wird dann bemalt; er erhält auch Belehrung darüber, daß er nie den Frauen die Geheimnisse, die er erfahren werde, mitteilen dürfe, sonst würden er und seine nächsten Verwandten sicher sterben; ferner daß er unbedingt bei allen Zeremonien gehorchen müsse, daß er nur sprechen dürfe, wenn er gefragt werde, und nur so kurz als möglich; daß er nichts von dem sehen dürfe, was auf dem Zeremonienplatz vor sich gehe; sollte er sich dagegen verfehlen, werde ihm ein großes Unglück zustoßen. Twanyikira, der große Geist, dessen Stimme er in dem Klang der Schwirrhölzer (Bull-roarer) vernommen, werde ihn holen. Auch darüber wird er durch Symbole belehrt, daß er sich nicht mit Frauen anderer abgeben solle. Er bleibt dann mehrere Tage von den andern getrennt in tiefem Schweigen. Einige Tage später wird mit einem Steinmesser die Operation der Beschneidung vorgenommen. Nach derselben kommt als dritte Einweihungszeremonie das Kopfbeißen, indem einige Männer den Initianden ein- bis dreimal am Kopf beißen müssen, bis reichlich Blut fließt. Endlich folgt mehrere Wochen später die Subincision, die in einem tiefen Einschnitt in den Penis besteht. Der eigentliche Grund dieser Operation ist nicht bekannt[1]. Die Eingebornen glauben, daß das Kind nicht die direkte Wirkung des Geschlechtsverkehrs sei; dieser bereitet nach ihnen bloß die Mutter vor für den Empfang und die Geburt eines schon gebildeten Kindesgeistes, der an einem von den lokalen Totemzentren wohnt. — Auch bei den Frauen kommen Einweihungsformen vor, die ein Äquivalent zu denen der Männer sind. Eine Form besteht darin, daß die Brüste des Mädchens mit Fett und Ocker eingerieben werden; die zweite in der Öffnung der Vagina.

Die Engwura ist der Abschluß der Einweihungszeremonien. Sie hat den Zweck, die alten Traditionen einzuschärfen und zu erhalten. Es werden Tänze veranstaltet. Dann trennen sich die Männer von den Weibern und leben auf dem Engwuraplatz, wo die Zeremonien stattfinden, und zwar Tag und Nacht, oft wochenlang. Diese Zeremonien dauern, bis die einzuweihenden Männer als Novizen einem bestimmten alten Mann übergeben worden sind, der ihr Lehr-

[1] Ebd. 264.

meister wird. Hierbei kommt auch die Feuerzeremonie vor, bei der sich der Einzuweihende einige Minuten auf einen Haufen Holzzweige legen muß, unter denen ein schwaches Feuer brennt. Alle Feierlichkeiten zusammen dauern oft monatelang.

Religiöse Anschauungen. Daß die Aranda nicht religionslos und ohne Gottesglauben sind, hat, wie uns scheint, der Missionär Strehlow gegen Spencer und Gillen überzeugend nachgewiesen. Nach der Überlieferung der Aranda gibt es ein höchstes gutes Wesen, Altjira, das ewig ist und als großer, starker Mann mit roter Hautfarbe und langem, hellem, bis auf die Schultern herabwallendem Haar vorgestellt wird. Altjira hat Emufüße, ist mit Stirnband, Armband und Halsschmuck geziert und trägt an einem Haargürtel eine Schamhülle. Er hat viele Frauen mit Hundebeinen, ferner viele Söhne und Töchter, von denen erstere Emufüße, letztere Hundebeine haben. In seiner Umgebung befinden sich schöne junge Männer und Mädchen. Seine Wohnung ist der Himmel, der von Ewigkeit her gewesen ist und den sich die Eingebornen als ein Festland vorstellen. Die Milchstraße ist ein großer Fluß. Hohe Bäume, nie versiegende süße Wasserquellen, wohlschmeckende Beeren und Früchte, Schwärme von Vögeln, zahlreiche Känguruhs usw. finden sich hier. Altjira beschäftigt sich mit Jagen, während die Weiber eßbare Wurzeln und Früchte sammeln, die stets im Überfluß vorhanden sind. Die Sterne (mit Ausnahme einiger Sternbilder, welche als zum Himmel aufgestiegene Totemgötter angesehen werden), sind die Lagerfeuer Altjiras[1].

Altjira ist der gute Gott der Aranda, der nicht bloß den Männern, sondern auch den Weibern bekannt ist. Sein Herrschaftsgebiet erstreckt sich jedoch nur auf den Himmel[2]. Die Menschen hat er nicht erschaffen und er kümmert sich auch nicht um ihr Ergehen. Die Aranda haben weder Furcht vor ihm noch Liebe zu ihm; ihre einzige Befürchtung ist, daß eines Tages der Himmel einfallen und sie alle erschlagen könne. Der Himmel ruht auf steinernen Beinen (Pfeilern). Über die sprachliche Ableitung des Wortes Altjira[3] ist man nicht im klaren. Die Eingebornen verbinden mit dem Wort den Begriff des Nichtgewordenen, Anfanglosen.

Die Erde, die ebenfalls ewig ist, wurde zuerst vom Meere bedeckt. Aus dem Wasser ragten einige Berge hervor, auf denen einzelne mit göttlichen Kräften ausgestattete Wesen (Altjirangamitjina) lebten; diese werden auch als die Un-

---

[1] Mythen, Sagen und Märchen des Arandastammes in Zentralaustralien. Gesammelt von C. Strehlow, bearbeitet von M. Freih. v. Leonhardi, Frankfurt a. M. 1907, 1—2.

[2] Schon der Missionär Kempe berichtet im Jahre 1881 (vgl. Allgemeine Missionszeitschrift 1887, 434) über die Eingebornen Mittelaustraliens (gemeint sind wohl die Aranda), daß sie „an ein böses Wesen ‚Banjakuna' glauben, welches alles Übel verursache, und an ein gutes, ‚Alxira', welches Himmel und Erde erschaffen habe, nun aber still im Himmel sitze". „Der Sternenhimmel ist der Lagerplatz Alxiras (Gottes)." Von den Eingebornen am Kilalpaninasee und Cooper Creek sagt derselbe Missionär: Sie haben eine Sage von zwei höchsten Wesen, dem guten Schöpfer Muramura und dem bösen Kutji, beten sie aber nicht an und verehren sie nicht mit Opfern. Auch glauben sie an eine Fortdauer der Seele.

[3] Spencer und Gillen schreiben Alchira.

sterblichen bezeichnet. Sie werden, wohl ihrer Gestalt wegen, Känguruhmänner oder Entenmänner genannt. Da sie auf der Erde keine Nahrung fanden, stiegen sie wiederholt zum Himmel hinauf, um im Reiche Altjiras zu jagen, und kehrten mit Beute beladen nach dem Berg Eralera zurück. Am Abhang dieses Berges befanden sich viele unentwickelte Menschen, Rella manerinja genannt, weil ihre Glieder zusammengewachsen waren; außerdem waren diese hilflosen Wesen in Menschengestalt aneinandergewachsen. Sie zerfielen in vier Klassen: Purula, Kamara, Ngala und Mbitjana, die, weil sie auf dem Land wohnten, Alarinja genannt wurden. Andere unentwickelte Menschen lebten im Wasser und hießen Kwatjarinja, Wasserbewohner; sie wurden ebenfalls in vier Klassen eingeteilt: Pananka, Paltara, Knuraia und Bangata.

Als Altjira später den Altjirangamitjina verbot, in seinem Reich zu jagen, schlug einer von ihnen mit dem Stock auf das Wasser und befahl ihm, fortzugehen, worauf sich das Wasser nach Norden zurückzog und das Festland zum Vorschein kam. Gegen das Verbot Altjiras stiegen einige Altjirangamitjina, die Wetoppetoppa, zum Himmel hinauf, um dort zu jagen, worauf auf Gottes Geheiß der Berg Eralera in den Boden versank, so daß den Wetoppetoppa der Rückweg abgeschnitten wurde und sie gezwungen waren, dort oben zu bleiben, wo sie jetzt als Sterne ein ewiges Dasein führen. Als sich das Wasser von dem Festland verlaufen hatte, kamen überall aus der Erde die Altjirangamitjina zum Vorschein, die bisher in Höhlen gewohnt hatten. Diese traten meist in Menschengestalt auf, doch waren sie mit übermenschlichen Kräften ausgestattet und besaßen die Fähigkeit, die Tiere hervorzubringen, deren Namen sie führten, so daß man sie als Totemgötter bezeichnen kann. Bei allen Totemgöttern treten die charakteristischen Eigenschaften des betreffenden Tieres auf. Der Känguruhtotemgott frißt Gras wie ein Känguruh, die Emumänner laufen in Gestalt von Emus umher usw. Diesen Totemgöttern gehören gewisse Plätze zu eigen, wo sie gelebt und ihre Totemtiere hervorgebracht haben. Einige dieser Totemgötter blieben an ihren angestammten Wohnsitzen, andere machten weite Reisen und führten auf denselben junge Männer mit sich, welche sie in die Geheimnisse der Männer einweihten und die Vermehrung ihres Totems lehrten. Einige Totemgötter gingen nach Ablauf ihrer Wirksamkeit auf Erden in die Erde, wo ihre Leiber in Bäume oder Felsen verwandelt wurden. Ein solcher Baum oder Felsen ist unverletzlich. Wer einen davon umhieb oder beschädigte, wurde in früheren Zeiten mit dem Tode bestraft. Die Seelen der Totemgötter gingen in die Erde, dort leben sie mit einem roten Leibe in Höhlen, die sie während der Nacht verlassen, um ihre früheren Leiber, nämlich die Tjurungahölzer oder Tjurungasteine[1], in die Hand zu nehmen und zu betrachten, oder auch um Wild zu holen.

Die Rella manerinja (zusammengewachsene Menschen) lebten längere Zeit, nachdem die Erde trocken geworden war, in ihrer hilflosen Lage weiter, bis der

[1] Spencer und Gillen sagen Churinga statt Tjurunga. Diese Churinga (bull-roarers, Schwirrhölzer) bestehen aus einem länglich-flachen Holzbrett oder einer dünnen Steinplatte, die, an einem Strick im Kreise geschwungen, ein schwirrendes, unheimliches Geräusch erzeugen; dieses Geräusch gilt als die Stimme des Gottes, der die Stammesgesetze gegeben.

Totemgott einer fliegenden Eidechsenart ihr Los verbesserte, indem er zuerst die einzelnen Wesen voneinander trennte, ihnen Augen und Ohren öffnete, Finger und Zehen machte und sie dann beschnitt. Darauf zeigte er ihnen, wie sie Feuer machen, ihre Nahrung bereiten sollten, gab ihnen die Waffen und jedem eine Tjurunga. Er schärfte ihnen ein, an der Beschneidung festzuhalten, und gab ihnen eine Heiratsordnung. Nach seiner Anordnung sollten die zwei Gruppen, die schon am Anfang geschieden waren, in folgender Weise ineinander heiraten.

I. Landbewohner			II. Wasserbewohner
Purula	sollten	heiraten	Pananka
Kamara	„	„	Paltara
Ngala	„	„	Knuraia
Mbitjana	„	„	Bangata

und umgekehrt. Darauf teilte er das Gebiet der Aranda unter die verschiedenen Klassen aus und kehrte nach Norden zurück. An den die nördliche Küste Australiens bewohnenden Stämmen vollzog er die Beschneidung nicht, daher kennen sie dieselbe dort nicht.

Die Aranda kennen auch böse Wesen, die sich in einer ungeheuern Höhle im Innern der Erde befinden und von dort die Erde besuchen, um den Menschen zu schaden. Einige sehen wie Hunde aus, haben aber Menschenhände und Känguruhbeine usw., andere fliegen als Vögel umher. Den bösen Geistern werden namentlich auch die Wirbel- und Sturmwinde zugeschrieben[1].

Im fernen Norden liegt im Meere die Toteninsel oder der Geisterplatz. Hier wohnen die Geister der Verstorbenen[2], die man sich als leichte, weiße Gestalten denkt; sie nähren sich von Eidechsen, Ratten, Schlangen und rohen Vogeleiern. Nachts tanzen sie, tagsüber schlafen sie. Nachdem ein Mensch gestorben, hält sich sein Geist für einige Zeit in der Nähe des Grabes auf; wenn jedoch die Totenfeier an seinem Grabe stattgefunden hat, geht derselbe nach der Toteninsel und bleibt dort zunächst, bis es auf Erden geregnet hat. Darauf wandert der Geist nach Süden, da er sich sehnt, seine Heimat wiederzusehen. Auf dieser Wanderung erblickt er einen Ilumba (eine Art Eukalyptus) mit weißer Rinde, vor der er erschrocken zurückweicht; auf einem andern Weg jedoch gelangt er zu seinen lebenden Verwandten und spricht zu ihnen: „Seid vorsichtig, damit ihr nicht werdet wie ich", d. h. daß euch nicht dasselbe Geschick treffe, das mich betroffen hat[3]. Hat der Verstorbene einen oder mehrere Söhne auf der Erde zurückgelassen, so stellt sich der Geist hinter dieselben, erfaßt ihre Schultern und geht nacheinander in ihren Körper ein, wodurch das Wachstum befördert wird. Sind die Söhne schon erwachsen und haben Kinder, so geht der Geist in die Enkel ein. Diese Inwohnung der Geister in den Kindern

[1] Strehlow-Leonhardi, Mythen usw. der Aranda 13.

[2] Itana heißt der endgültig vom Leib losgelöste Geist, während Guruna die Seele bedeutet, die noch mit dem Körper in Verbindung steht. Im Traum verläßt die Guruna den Leib, kehrt aber im Erwachen zurück.

[3] Diese Warnung ist nicht recht verständlich, da doch keine Vorsicht den Tod hindern kann. Sollte damit nicht doch angedeutet sein, daß es im Jenseits nicht allen gleich gut geht und das Los vom Verhalten der Menschen abhängt?

oder Enkeln kann ein bis zwei Jahre dauern, aber auch kürzer. Darauf kehrt der Itana zurück zur Toteninsel und wartet auf Regen und geht mit den Geistern seiner verstorbenen Freunde auf die Jagd; dann besucht er noch einmal seine lebenden Verwandten und wird bei der Rückkehr während eines Gewitters von einem Blitzstrahl vernichtet. „Damit ist der Seele ein definitives Ende bereitet." Doch fügt Strehlow hinzu: „Neben der Vorstellung, daß die Itana nach Laia (dem Meer) gehen und dort schließlich vernichtet werden, findet sich noch eine andere Anschauung, wonach die Seelen der ‚guten' Menschen zu Altjira in den Himmel gehen und dort immer bleiben, während die Geister der ‚bösen' Menschen nach dem Wohnsitz der Atua ntjikantja (Giftdrüsenmänner) kommen und von diesen verzehrt werden." [1]

Nach dieser letzteren Anschauung würde sich Altjira doch irgendwie um das Verhalten der Menschen kümmern, da nur diejenigen in sein Reich kommen, die „gut" gewesen sind, während die andern nach verschiedenen Zwischenfällen im Totenreich vernichtet würden. In einem Lesestück der Arandasprache, das W. Planert in der „Zeitschrift für Ethnologie" [2] auf Grund der Angaben des Missionärs Wettengel mitteilt, heißt es: „Wenn ein Mensch stirbt, geht seine Seele nach Norden. Sie möchte auf dem sehr hohen Berg Merina sein und von dort zum Himmel hinaufgehen. Der Gott möchte einen Baum herabreichen. Diesen soll der Mensch erfassen und als Steg benutzen; die, welche ihrem Wunsche gemäß zum Himmel hineingegangen sind, sammeln dort süße Früchte. Da ist eine schöne und gerade Bucht (creek), süßes Wasser, viele und gute Frucht und ein schönes Lager, Gottes Lager. . . . Droben im Lager stirbt man nicht. Der Gott nimmt auch die Menschen zu sich. Ein Alter hat verkündigt: Wenn ein Mensch stirbt, nimmt Gott die Seele zu sich, während der Leib immer im Grabe bleibt. — Ein anderer Alter verkündigte: Des Teufels Lager heißt Tatara. Es ist im Innern der Erde und voll von Teufeln." — In einer Klammer fügt Planert zum Worte „Gott" bei (nämlich Meoara, d. h. Himmelsstraße), wir wissen nicht, mit welchem Recht. Sicher ist, daß Gott als ein persönliches Wesen gedacht wird.

Wir haben schon oben von den Totemvorfahren gesprochen, die nach den Aranda einst auf Erden lebten. Einer von ihnen (Magarkunjerkunja) brachte die in unvollkommener Gestalt lebenden Menschen in ihre jetzige Form. Viele von diesen Vorfahren wanderten einst auf Erden herum. Von jedem derselben nimmt man an, daß er mit einem Tier, einer Pflanze oder einem sonstigen Naturobjekt in inniger Beziehung gestanden habe. Einige dieser Altjirangamitjina sollen geradezu als Tiere aufgetreten sein, andere vorübergehend Tiergestalt angenommen haben; alle aber bewirkten durch Aufführung bestimmter Zeremonien die Vermehrung der betreffenden Tiere und Pflanzen.

Nachdem diese Vorfahren, Männer und Weiber, ihre Wanderungen auf Erden vollendet hatten, kehrten sie in die unterirdischen Höhlen, woher sie gekommen waren, zurück und leben dort noch als Rella ngantja weiter. Ihre Leiber aber verwandelten sich in Felsen, Bäume, Sträucher. Von einzelnen

[1] Strehlow-Leonhardi a. a. O. 16.
[2] XXXIX (1907) 564: Australische Forschungen.

Altjirangamitjina nimmt man an, daß sie in irgend ein Wasserloch usw. eingegangen seien und dort noch jetzt sich befinden. In diesen die verwandelten Leiber der Vorfahren darstellenden Felsen und Bäumen, namentlich in den Mistelzweigen, die auf solchen Bäumen wachsen, doch auch an andern Orten, leben Kinderkeime, ungeborne Kinder, Ratapa. Aber nicht bloß der ganze Körper, sondern auch einzelne Körperteile der Altjirangamitjina sind Tjurunga (in Steine oder Hölzer verwandelte Körper oder Körperteile) geworden; so hat z. B. ein Adlertotemvorfahre eine lange Feder verloren, dieselbe ist Tjurungeraka und bildet jetzt ein besonderes Totem. Oder aber der Körper einer Altjirangamitjinafrau hat sich in einen Tnimastrauch verwandelt, aus dem ein Saft geflossen und an der Rinde erstarrt ist; dieser Saft bildet das Totem Tnimamba. Dahin gehört auch das Totem des Känguruhfettes. Sehr viele Altjirangamitjina verwandelten sich auch in Tjurunga, die jetzt in den heiligen Steinhöhlen aufbewahrt werden. Aus allen diesen Tjurunga gehen Ratapa aus; diese sind vollkommen ausgebildete Knaben und Mädchen. Die gewöhnlichen Sterblichen können sie nicht sehen, wohl aber die Zauberer. Je nachdem nun der betreffende Altjirangamitjina, aus dessen verwandeltem Leib ein Ratapa ausgeht, zu einem bestimmten Naturobjekt in Beziehung gestanden hat, steht auch der Ratapa zu diesem Naturobjekt in Beziehung. In dem Gummibaum z. B., in den sich der Leib eines Ara (Känguruh) -vorfahren verwandelt hat, hält sich ein Ara-ratapa auf. In einzelnen Fällen stehen die Altjirangamitjina nicht mit einem Naturobjekt in Verbindung, sondern man bezeichnet sie selbst als Totems [1].

Die Aranda kennen, wie es scheint, die Bedeutung der geschlechtlichen Zeugung durch den Mann nicht. Nach Spencer und Gillen sehen sie die Cohabitatio nur als eine Art Vorbereitung auf die Empfängnis an. Strehlow konnte diese Auffassung nicht feststellen. Zwar wissen heute die alten Männer, daß die Cohabitatio als Grund der Konzeption anzusehen sei, sagen aber davon den jungen Männern und Frauen nichts. Diese betrachten die geschlechtliche Cohabitatio nur als ein Vergnügen [2]. Die Entstehung der Menschenkinder denken sie sich auf folgende Weise. Geht eine Frau an einem Platz vorbei, an dem der verwandelte Leib eines Vorfahren steht, so geht ein Ratapa, der schon nach ihr geschaut und in ihr seine Klassenmutter erkannt hat, durch ihre Hüfte in ihren Leib ein, wodurch Übelkeit und Schmerzen entstehen. Wird das Kind dann geboren, so gehört es dem Totem des betreffenden Altjirangamitjina an. Da nun die Schwarzen sehr oft ihr Lager ändern, so geschieht es in der Regel, daß die Kinder einer Familie den verschiedensten Totems angehören. In seltenen Fällen ist das Totem einer Person strittig.

Eine andere Art der Kindererzeugung besteht darin, daß ein bestimmter Altjirangamitjina — der in diesem Fall als Ininguka des betreffenden Kindes bezeichnet wird — an dem Platz, wo er vor Zeiten in die Erde eingegangen

---

[1] Strehlow-Leonhardi, Die Aranda- und Loritjastämme II (1908) 51—52.

[2] Wenn diese Auffassung wirklich besteht, so dürften auch die geschlechtlichen Ausschweifungen, die bei gewissen Gelegenheiten gestattet werden, in etwa milder zu beurteilen sein.

war, hervorkommt und eine vorübergehende Frau, die natürlich seine Klassenmutter sein muß, mit einem kleinen Schwirrholz, Namatuna, an die Hüfte wirft. Die Namatuna dringt in den Körper der Frau ein und nimmt dort menschliche Gestalt an, während der Ininguka wieder in der Erde verschwindet[1].

Beide oben beschriebenen Arten der Kinderentstehung sollen gleich häufig sein. An dem schmalen oder breiten Gesicht des Kindes erkennt man, auf welche Art es entstanden sei. Durch bloßes Anblicken eines Totemtieres oder einer Totempflanze findet keine Empfängnis statt. Die von Spencer und Gillen für die Aranda mit großer Bestimmtheit angegebene Anschauung, wonach alle Kinder Reinkarnationen der Seelen der Totemvorfahren seien und diese Seelen immer wieder geboren werden, hat Strehlow trotz eifriger Nachforschung nicht finden können. Ein solcher Glaube stünde auch vollkommen im Widerspruch mit den Anschauungen, nach denen die Seelen der Menschen nach dem Tode auf die Toteninsel gehen und die Altjirangamitjina noch jetzt unter der Erde weiterleben.

Gehört nach dem Gesagten jedes Individuum notwendig einem bestimmten Totem an, das er sein Ratapa nennt und das nicht von den Eltern geerbt wird, so ist außerdem mit jedem Individuum ein anderes bestimmtes Totem verbunden, das Altjira genannt wird; es ist dies das Totem der Mutter, das ein jeder Eingeborne als sein ihm zugehöriges Tier resp. Pflanze ansieht und deshalb Garra altjira oder Deba altjira nennt. Der Genuß dieses mütterlichen Totems ist bei den Aranda erlaubt. Es ist allen Kindern derselben Mutter gemeinsam und kann als ihr Ernährer und Schutzgott angesehen werden. Dieser Altjira erscheint den Schwarzen im Traum und läßt ihnen Warnungen zugehen, wie er auch ihren Freunden im Schlaf Mitteilungen über sie bringt[2]. Das eigentliche Totem, dem der Schwarze seine Geburt verdankt, sieht er als seinen älteren Bruder an, und es wird ihm die schonendste Behandlung desselben zur Pflicht gemacht. Ein Mann, der zum Totem des Känguruhs gehört, darf dasselbe nicht brutal auf die Nase schlagen, sondern darf ihm nur Schläge auf das Genick versetzen. Er darf es also töten, aber mit möglichster Schonung. Von dem erlegten Tier darf er nur den Kopf, die Füße und die Leber verzehren, das übrige Fleisch muß er seinen Freunden geben. Manche andere Tiere und Vögel dagegen sind den Mitgliedern des betreffenden Totems ganz verboten. Ein dem Moskititotem Angehörender darf diese Insekten, auch wenn sie ihn noch so sehr plagen, nicht töten, sondern nur mit der Hand verscheuchen. Jeder Mann hat auch die Pflicht, für das Gedeihen und die Vermehrung seines Totems Sorge zu tragen und sich zu dem Zweck an bestimmten Zeremonien zu beteiligen[3]. Da nach den Sagen der Aranda die totemistischen Speisegesetze

---

[1] Strehlow-Leonhardi a. a. O. 53. [2] Ebd. 57.

[3] Diese Pflicht, zur Vermehrung des Totems beizutragen, kann sich wohl nur auf die nützlichen Tiere und Pflanzen beziehen. Nun sind aber manche Totem schädliche Tiere, die für die Nahrung gar nicht in Betracht kommen, wie die Moskitos, die Sumpf- und Landfliegen usw. Ja es gibt Totems, bei denen überhaupt von einer Vermehrung keine Rede sein kann, wie z. B. das Sonnen- und Mondtotem. Schon Klaatsch hat diese Einwendung in einem Gespräche mit Gillen erhoben (vgl. Zeitschrift für Ethnologie XXXIX [1907] 640.

in der Urzeit nicht bestanden haben, so läßt sich fragen, wie sie entstanden seien. Strehlow meint, der eigentliche Grund dieser Speiseverbote sei die Selbstsucht der Alten, die das Beste sich vorbehalten wollten, denn die Alten machen sich keine Skrupel daraus, von ihrem Totemtiere nach Lust zu essen[1].

Die gewöhnlichste Art und Weise, wie eine Ehe bei den Aranda zustande kommt, ist die Übereinkunft zwischen den Vätern der Brautleute. Diese sind zur Zeit der Verlobung gewöhnlich noch Kinder und werden dann in das Frauenlager genommen, wo jede Mutter das Kind der andern mit Fett und Ocker einreibt; zugleich werden einige Haare dem Mädchen abgeschnitten und dem Knaben gegeben, um anzudeuten, daß das Mädchen, groß geworden, ihm mit ihren eigenen Haaren den Haargürtel besorgen muß. Natürlich wird diese Vereinbarung nur getroffen, wenn die Kinder verschiedenen Klassen angehören, die untereinander heiraten dürfen. Nicht selten werden die Töchter einer Frau Brüdern zugeteilt, so daß der älteste Bruder die älteste Tochter, der zweitälteste Bruder die zweitälteste Tochter erhält. Eine andere Art, zu einer Frau zu kommen, ist Frauenraub und das Entlaufen. Die Eingebornen gebrauchen auch Liebeszauber, um die Frauen anderer an sich zu ziehen. Wenn ein Mann auf solche Weise die Frau eines andern erhält und dieser will solche Einmischung nicht dulden, so kommt es zum Kampf. Beim Weglaufen setzt sich natürlich das Weib großer Gefahr aus, denn wenn sie erwischt wird, so wird sie streng gestraft oder gar getötet. — Die jungen Männer haben meist nur eine Frau.

Begräbnis. Bei den Aranda wird die Leiche in sitzender Stellung beerdigt, so daß die Knie das Kinn berühren. Das Grab ist ein rundes Loch. Direkt auf die Leiche wird Erde geschüttet, so daß ein Grabhügel entsteht. Bei den östlichen Aranda wird zuweilen ein kleines hölzernes Gefäß, in dem man im Lager kleine Gegenstände aufbewahrte, dem Toten ins Grab mitgegeben; sonst scheint es nicht Sitte zu sein, mit dem Toten Gegenstände zu begraben, die er im Leben gebraucht hat. Gleich nach dem Begräbnis wird das Standlager, in dem der Todesfall sich ereignete, niedergebrannt und alles, was darin ist, zerstört und das Lager an eine andere Stelle verlegt. Bei den Warramunga wird der Leichnam zuerst auf ein aus Baumzweigen errichtetes Gerüst an einen Baum gelegt, bis das Fleisch verschwunden ist. Dann werden die Gebeine vergraben. Die Aranda vermeiden nicht unbedingt die Erwähnung des Toten. Zur Zeit der Trauer um einen Mann, die mehr als ein Jahr dauert, darf der Name des Verstorbenen nicht genannt werden, außer im Fall unbedingter Not, und dann muß es leise und flüsternd geschehen, damit der Geist des Toten nicht gestört und geärgert werde. Etwa 12 oder 18 Monate nach dem Begräbnis eilen alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen zum Grabe und lärmen dabei, vielleicht um den Geist des Toten zu erschrecken und ihn ins Grab zurückzutreiben. Der Führer des Zuges springt unter lautem Geschrei auf das Grab, in das der Geist geflohen ist, tanzt darauf, die andern folgen seinem Beispiele, stampfen auf dem Grab und zerbrechen Zweige auf demselben. Dann zieht man sich vom Grabe zurück, dies wird gereinigt, und nun kommen die nächsten Verwandten, schlagen und zerschneiden sich den Kopf,

[1] Strehlow-Leonhardi, Die Aranda- und Loritjastämme II 59.

so daß Blut auf das Grab fließt. Schließlich werfen sich alle für einige Minuten auf das Grab[1].

Wir haben bisher nur von den Aranda gesprochen; was wir aber von ihnen gesagt haben, gilt in gleicher Weise von den Loritja; denn sowohl Spencer und Gillen als Strehlow versichern, daß die beiden Völker in allem Wesentlichen vollkommen übereinstimmen, nur reden sie eine ganz verschiedene Sprache. Die Loritja nennen das höchste Wesen Tukura. Tukura ist ewig und unerschaffen, er ist ein Mann mit langen Haaren und großem Bart; er hat nur eine Frau und ein Kind, das immer Kind bleibt; er wohnt im Himmel. Auch die Totemvorfahren der Urzeit, die Toteninsel usw. kehren bei den Loritja wieder.

Tukura ist wie der Altjira der Aranda allen, auch den Weibern und Kindern, bekannt. Aus diesem Umstand könnte man, da die heiligen Sagen weder Weibern noch Kindern bekannt sind und gewisse Fabeln und Märchen nur für die Uneingeweihten erzählt werden, vermuten, daß die alten Männer selbst nicht an die reale Existenz des Altjira oder Tukura glauben. Auf diese Schwierigkeit antwortet Strehlow: „Um mir darüber Klarheit zu verschaffen, habe ich die alten Männer der beiden Stämme genau befragt; dieselben versicherten mir aber bestimmt, daß sie selbst an die Realität des höchsten Wesens glaubten und den jungen Männern die darauf bezüglichen Vorstellungen als wahre überlieferten. Sie blieben bei dieser Behauptung, obwohl ich ihnen sagte, es wäre mir lieber, einen Irrtum zu berichtigen und die Wahrheit zu erfahren, als Falsches schreiben zu müssen. Wenn ich also auch als gewiß annehmen muß, daß die Aranda und Loritja an ein höchstes Wesen im Himmel glauben und diesen Glauben schon hatten, ehe sie mit den Weißen in Berührung kamen, so ist es doch keine Frage, daß die betreffenden Traditionen für die Eingebornen bei weitem nicht die Wichtigkeit haben wie die Legende von den Totemvorfahren.“[2]

Merkwürdig ist die Tatsache, daß die im Süden wohnenden Loritja bis auf den heutigen Tag keine Heiratsklassen haben. — Nach Spencer und Gillen[3] gibt es klare Beweise dafür, daß die Zentralaustralier in einer früheren Periode dem Kannibalismus huldigten. Bei den Loritja werden noch heute die Feinde verzehrt. Sie zerstören auch die Knochen, da sie glauben, daß sonst die Erschlagenen, wenn die Gebeine zusammenkommen, wieder auferstehen und diejenigen schädigen, von denen sie getötet wurden.

Wir könnten uns jetzt noch den nördlich von den Aranda wohnenden Stämmen Zentralauftraliens zuwenden: den Warramunga, Walpari, Kaitisch, Bibinga, Umbaia usw. Wir übergehen dieselben aus einem doppelten Grund. Vor allem gleichen sie in den meisten Sitten und Anschauungen den schon geschilderten Stämmen, so daß wir vieles von dem Gesagten wiederholen müßten. Sodann liegen uns über diese Stämme nur die Schilderungen Spencers und Gillens vor, die mit Vorsicht aufzunehmen sind. So behaupten sie, auch bei diesen Stämmen wie bei den Aranda den Glauben an eine stetige Reinkarnation

---

[1] Spencer and Gillen, The native tribes usw. 503.
[2] Strehlow-Leonhardi a. a. O. 2 A. 2. [3] A. a. O. 473.

der mythischen Vorfahren gefunden zu haben u. dgl., Annahmen, deren Unhaltbarkeit Strehlow für die Aranda überzeugend nachgewiesen hat. Als Professor Klaatsch den Niol-Niol an der Beaglebai die Photographien in den Werken Spencers und Gillens zeigte, betrachteten sie dieselben mit kindlicher Neugierde; als man sie aber fragte, ob sie auch derartiges hätten, schüttelten sie meist den Kopf und meinten, das sei nur der gewöhnliche Korrobori. „Wenn wir ihnen klar zu machen suchten, daß es sich dabei um etwas ganz Besonderes, Heiliges handle, so lachten sie ungläubig und gaben ihrer Meinung Ausdruck, daß wohl ihre schwarzen Brüder den Weißen etwas vorgemacht hätten" um gute Bezahlung. Selbstverständlich taten sie darin ihren schwarzen Brüdern unrecht, „aber es kann nicht genügend immer wieder zu größter Vorsicht gemahnt werden beim Ausfragen der Schwarzen". . . . „Zum Lügen sind die Eingebornen sehr geneigt, obwohl sie äußerst selten stehlen. . . . Es liegt mir fern, zu behaupten, daß Spencer und Gillen häufig von den Schwarzen hineingelegt worden seien, aber ich halte unbedingt etwas Vorsicht bei der Verwertung der Resultate derselben für geboten . . ., die unbedingte Annahme aller Angaben und Schlüsse jener Werke, auf denen sogleich neue Spekulationen aufgebaut werden, kann ich nicht billigen." [1]

3. Die Tasmanier.

Die Insel Tasmanien ist heute ausschließlich von Weißen bewohnt; die Ureinwohner, deren Zahl im Jahre 1804 auf etwa 8000 geschätzt wurde, sind vollständig verschwunden. Im Jahre 1804 wurde von den englischen Ansiedlern eine Anzahl Männer, Frauen und Kinder, die mit allen Zeichen der Freundschaft auf sie zukamen, niedergeschossen. Ob aus plötzlichem Schrecken? Nun begann ein gegenseitiger Vernichtungskrieg, in dem natürlich die Eingebornen den besseren Mordwaffen der Europäer unterlagen. Im Jahre 1835 waren nur noch einige hundert Tasmanier übrig, die sich bedingungslos ergeben mußten und nach der Insel Flinders gebracht wurden. Hier dezimierten Krankheiten aller Art die Ärmsten in schrecklicher Weise. Im Jahre 1845 waren sie auf etwas über 40 Individuen zusammengeschmolzen und wurden nun wieder nach Tasmanien in die Nähe von Hobart gebracht. Aber nichts vermochte ihren Untergang aufzuhalten. Im Jahre 1869 starb der letzte Tasmanier und im Jahre 1876 zu London die letzte Tasmanierin (Lalla Rookh). In 70 Jahren also hat die moderne „Kultur" an diesem beklagenswerten Volke ihre Vernichtungsarbeit vollbracht.

Lange fürchtete man, fast alle Nachrichten über die verschwundenen Tasmanier seien verloren gegangen. Dem ist glücklicherweise nicht so. Wir besitzen sogar viele Berichte von solchen, die kürzere oder längere Zeit mit ihnen verkehrten. Leider scheinen sich manche dieser Berichte in verschiedenen Punkten zu widersprechen. Es war deshalb ein verdienstliches Werk von H. Ling Roth, daß er in seinem Buche „Die Eingebornen von Tasmanien" [2] die Literatur über

[1] Zeitschrift für Ethnologie XXXIX (1907) 637—638.

[2] The Aborigines of Tasmania, by H. Ling Roth, assisted by Marion E. Butler etc. Preface by Edward B. Tylor, Esq., London 1890.

die Tasmanier, wie Tylor in der Vorrede schreibt, mit nahezu absoluter Vollständigkeit zusammengetragen und die wichtigsten daraus folgenden Ergebnisse zusammengestellt hat. Nach Roths eigener Bemerkung ist das beste und zuverlässigste Buch, was vor dem seinigen über die eingebornen Tasmanier existierte, dasjenige von Rev. John West[1]. Man kann Roths Werk als eine kritische Ergänzung von demjenigen Wests ansehen. Wir folgen im nachstehenden hauptsächlich den Angaben von Roth.

Nach Howitt[2], Roth u. a. sind die Tasmanier stammverwandt mit den Minkopies auf den Andamanen, den Negritos auf den Philippinen und Neuguinea usw.; das ist auch die Ansicht von Le Roy[3] u. a. Nach de Quatrefages gehören diese Stämme einer uralten Rasse an, die sich schon in den ersten Zeiten des Menschengeschlechtes von den andern Völkern abzweigte und vom Euphratgebiet aus teils über Afrika verbreitete, wo sie noch heute in den Pygmäen fortlebt, teils nach Südasien und Ozeanien zog und überall von den nachfolgenden höher kultivierten Völkern in die Urwälder, Steppen oder entlegenen Inseln verdrängt wurde. Doch haben sie sich vielfach mit andern Völkern vermischt und deshalb zum Teil ihre Eigenart eingebüßt.

Cook schildert die Tasmanier als vorwiegend schlank, von gewöhnlicher Statur, wollhaarig wie die Eingebornen von Guinea, aber ohne platte Nasen und dicke Lippen; ihre Züge waren nicht unangenehm. Ihre Hautfarbe war gräulich-schwarz, nicht so dunkel wie bei den eigentlichen Negern; die Augen waren mittelgroß, nicht besonders lebendig, aber offen und frei, der Mund breit; ihr Bau proportioniert, doch trat der Bauch stark hervor.

Nach den meisten Reisenden gingen — wenigstens im Sommer — beide Geschlechter vollständig nackt; oft trugen sie ein Känguruhfell um die Schultern, das aber den Unterleib nicht bedeckte. Doch scheinen die Frauen zuweilen eine Art Schürze um die Lenden getragen zu haben[4].

In der Kultur waren die Tasmanier den Australiern ähnlich, nur standen sie auf einer noch tieferen Stufe. Ackerbau und Viehzucht waren unbekannt. Selbst die Hunde haben sie erst von den Europäern erhalten. Wie die Australier kochten sie mit heißen Steinen. Bogen, Pfeil und Bumerang waren ihnen unbekannt, als Waffen und Werkzeuge besaßen sie hölzerne Lanzen, Steinäxte, steinerne Messer und Holzkeulen. Sie lebten in fast beständigen Kriegen miteinander. Ihre geistigen Fähigkeiten sind von einigen Reisenden sehr unterschätzt worden[5].

Die Eingebornen waren anfänglich gegen die Europäer freundlich gesinnt, das ist zweifellos[6]. Daß es später anders geworden, ist hauptsächlich die Schuld der Europäer, die sie roh und grausam behandelten. La Billardière beschreibt eine Begegnung mit den Wilden. „Einer von ihnen hatte die Großmut, mir einige hübsche Muscheln, die zu einer Art Halsband verschlungen waren, zu schenken. Dieser Schmuck war alles, was er besaß, und er trug ihn um den Kopf. Wir wollten mit Bedauern von dieser friedlichen Gesellschaft scheiden,

[1] The Historia of Tasmania, 2 Bde, Launceston 1852.
[2] The native tribes usw. 31.
[3] Vgl. oben II 422 ff das über die Pygmäen Gesagte.
[4] Roth a. a. O. 142. [5] Ebd. 30. [6] Ebd. 57.

als wir sahen, daß die Männer und vier Jünglinge sich von den übrigen trennten, um uns zu begleiten. Einer von den Stärksten ging in den Wald und kam sofort mit zwei langen Speeren in den Händen zurück. Als er näher kam, gab er uns ein Zeichen, wir sollten uns nicht fürchten; er schien im Gegenteil bereit, uns mit seinen Waffen zu beschützen. Ohne Zweifel hatten sie am Morgen, als sie zu uns kamen, die Waffen im Walde gelassen, um uns nicht zu beunruhigen. . . . Die Aufmerksamkeiten, welche uns diese Wilden so freigebig erzeigten, setzten uns in Erstaunen. Wenn unser Weg durch Haufen von dürren Ästen versperrt war, so liefen einige voraus und brachten sie auf die Seite; sie brachen sogar solche ab, welche umgefallene Bäume in unsern Weg streckten. Wir konnten auf dem trockenen Gras nicht gehen, ohne jeden Augenblick auszugleiten; um uns am Fallen zu hindern, ergriffen sie uns am Arm und hielten uns so. Sie fuhren fort, uns diese Beweise freundlicher Gesinnung zu geben, ja stellten sich zuweilen zu beiden Seiten, um uns besser zu stützen." [1]

Diese freundliche Gesinnung hat sich später, wie schon bemerkt, sehr geändert. Die ruchlosen, entlaufenen Sträflinge und manche Ansiedler und Matrosen haben die größten Grausamkeiten gegen die armen Wilden verübt, und es ist nur zu erklärlich, daß ihr Haß und ihre Rachsucht wild auflohderten, und unter dieser Voraussetzung ist ihr verräterisches Wesen, das sie bei gewissen Gelegenheiten an den Tag legten, leicht begreiflich. Einmal im Kriegszustande mit den Europäern, unterschieden sie nicht mehr zwischen Schuldigen und Unschuldigen. Jeder Europäer war ihr Feind, und daß sie nicht offen, sondern heimtückisch und verräterisch über ihre Feinde herfallen, haben sie mit den meisten Wilden gemein; das ist die Taktik der Schwachen. Außerdem darf man nicht immer verallgemeinern. Wie bei allen Völkern wird es auch bei den Tasmaniern bessere und schlechtere gegeben haben. West sagt von ihnen (II 89): „Sie waren grausam in der Rache, aber nicht zur Gewalttätigkeit geneigt . . ., sie waren *nicht undankbar*, besonders für medizinische Hilfe. . . . Einst sahen einige freundliche Eingeborne die Engländer den Krötenfisch (toad fish) fangen, der giftig ist und an dem schon manche gestorben sind. Als sie nun sahen, daß die Engländer diesen Fisch zur Nahrung herrichteten, gaben sie ihnen zu verstehen, sie sollten nicht davon essen, und zeigten seine Wirkung, indem sie den Tod nachahmten."

Roth erwähnt noch andere Züge von Großmut der Wilden gegen die Engländer und schließt: „Aus dem obigen Bericht ist klar, daß ursprünglich die Eingebornen in keiner Weise feindselig waren." [2]

Die *Religion* der Tasmanier genau festzustellen, ist heute sehr schwierig, da die vorhandenen Berichte vielfach nicht übereinstimmen. Einige Reisende haben ihnen alle religiösen Ideen abgesprochen [3]. Dem widersprechen aber doch die allermeisten Berichte ganz positiv. So schreibt im Jahre 1822 der englische Missionär *Leigh*: „Ihre Begriffe von Religion sind sehr dunkel. Doch glauben sie an *zwei Geister*: einen, der, wie sie sagen, den Tag regiert und den sie den guten Geist nennen, den andern, der die Nacht regiert und den sie für bös halten. *Dem guten Geiste schreiben sie alles Gute* zu und

[1] *Roth*, The Aborigines usw. 57. [2] Ebd. 65—66. [3] Ebd. 66.

dem bösen alles Schädliche. Wenn jemand von der Familie auf Reisen ist, so haben sie die Gewohnheit, zum guten Geiste zu singen, um von ihm den Schutz der abwesenden Freunde zu erlangen, damit diese gesund und wohl heimkehren mögen." Jeffreys drückt sich im Jahre 1820 also aus: „Es kommt oft vor, daß die Matrosen . . . genötigt sind, ihre (eingebornen) Frauen für einige Tage zu verlassen. . . . Bei solchen Gelegenheiten haben diese zärtlichen Geschöpfe eine Art Lied, das sie zu ihrer eingebildeten Gottheit singen, von der sie jedoch nur eine sehr unklare Idee haben, und die, wie sie behaupten, über den Tag herrscht, während ein böser Geist oder Dämon in der Nacht hervorkommt. Diese Gottheit, wer immer sie ist, halten sie für den Geber alles Guten, und sie scheinen nicht mehr als einen Gott zu kennen."[1] Lloyd behauptete allerdings, die Tasmanier beteten den Mond als Gottheit an, aber diese Ansicht beruht bloß auf einem Schlusse, den er aus ihren Stellungen bei den Kriegstänzen zog.

Ein anderer Reisender, Milligan, der wiederholt die Tasmanier besuchte und deren Sprache kannte, sagt von ihrer Religion: „Sie waren Polytheisten, d. h. sie glaubten an Schutzgeister oder Engel und an eine Mehrheit von mächtigen und im allgemeinen übelwollenden Wesen. Diese letzteren sollten sich in Spalten oder Höhlen der Bergfelsen aufhalten und zeitweilig in hohlen Bäumen oder einsamen Tälern wohnen. Einige wenige von diesen hielten sie für sehr mächtig, während man den meisten die Natur und die Eigenschaften von Kobolden und Elfen unserer Heimat zuschrieb. Die Eingebornen sind sehr abergläubisch und glauben fest an die Rückkehr der Geister ihrer Freunde und Verwandten, um ihnen zu helfen oder zu schaden, je nachdem, und sie trugen oft die Gebeine der Verstorbenen als Zaubermittel gegen Unglück mit sich." Ein anderer Bericht Milligans, der aber von einer Mittelsperson herrührt, lautet also: „Milligan sagte, er habe die Überzeugung gewonnen, daß die Eingebornen Tasmaniens vor ihrer Berührung mit den Europäern klar die Idee der Unsterblichkeit der Seele oder des Geistes des Menschen besaßen. Ihre Legenden bewiesen auch ihren Glauben an eine große Zahl böser Geister und übelgesinnter Kobolde, die in Höhlen und verborgenen Schlupfwinkeln der dichten Wälder oder in Felsspalten, auf den Bergspitzen usw. wohnten. Ferner glaubten sie, ein oder zwei Geister seien von allmächtiger Kraft, aber selbst diesen scheinen sie nicht die Eigenschaften des Wohlwollens beigelegt zu haben; dagegen setzten sie unbegrenztes Vertrauen auf das schützende Walten der Geister ihrer verstorbenen Freunde und Verwandten. Diesen Schutzgeistern gaben sie den allgemeinen Namen Warrawah, ein Wort ihrer Sprache, das wie das lateinische umbra Schatten, Geist oder Erscheinung bedeutet."[2]

Will man Milligan nicht in Widerspruch mit sich selbst verwickeln, so muß man annehmen, die Eingebornen hätten an drei Arten von Geistern geglaubt:

[1] Ebd. 67. W. Schmidt (Der Ursprung der Gottesidee 211 ff), der die Zeugnisse für den Gottesglauben der Tasmanier eingehend untersucht, sagt: „Die Aussagen über das Vorhandensein eines guten höchsten Wesens sind um so bestimmter, je älter die Nachrichten sind, je mehr sie in die Zeit des noch freien, originalen Stammeslebens hineinreichen oder sich denselben nähern."

[2] Roth a. a. O. 67.

1. an einen oder zwei allmächtige Geister, von dem oder von denen sie nur unklare Ideen hatten; 2. an die Schutzgeister der Verstorbenen und 3. an böse übelgesinnte Geister oder Dämonen. — Auch G. A. Robinson behauptet, in Übereinstimmung mit Leigh, daß die Tasmanier an einen guten und an einen bösen Geist glaubten, den letzteren nannten sie Ragu Wrapper, und ihm schrieben sie alles Böse zu.

Backhouse, der sechs Jahre (1832—1838) in Tasmanien zubrachte und den Glauben der Eingebornen erforschte, schreibt[1]: „Diese Leute haben einige schwache Ideen vom Dasein und der wachenden Vorsehung Gottes bewahrt; aber sie schreiben ihre heftigen Gemütsbewegungen dem Teufel zu, der, wie sie behaupten, ihnen dieses oder jenes sagt und dem sie die Kraft prophetischer Mitteilung zuschreiben. Es ist nicht klar, daß sie unter Teufel etwas mehr als einen Geist verstehen; aber sie sagen, er lebe in ihrer Brust, und deshalb schrecken sie davor zurück, daß man ihre Brust berühre. . . . Sie haben auch eine unbestimmte Idee von einem zukünftigen Dasein, wie man aus ihren Bemerkungen über die verstorbene Frau auf der Hunterinsel schließen kann. Sie sagen auch, sie glauben nach dem Tode auf eine Insel in der Meerenge (Baßstraße) zu gelangen und als Weiße aufzuerstehen; aber diese letztere Idee mag neueren Ursprungs sein."

Ein Punkt, in dem fast alle Zeugen übereinstimmen, ist der Glaube der Tasmanier an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Das Zeugnis Milligans und Backhouses haben wir schon angeführt. Robinson, der bei einer Leichenverbrennung zugegen war, erhielt von einem Eingebornen folgende Erklärung: „Eingeborner tot, Feuer; geht Weg England, eine Menge Eingeborner England." Er wollte sagen, wenn ein Schwarzer tot und verbrannt ist, geht er nach England, wo es viele Schwarze gibt. Der Name für England, Dreany, als ein weit entferntes Land und die Heimat der Weißen, war ihnen zum Namen eines Paradieses geworden. Nach West glauben die Tasmanier an ein anderes Leben mit dem vollen Genuß von allem, was sie in diesem Leben verlangten. Dove schreibt: „Die moralischen Begriffe, die bei ihnen herrschen, waren besonders unklar und spärlich. Es ist merkwürdig, daß die Überzeugung, sie würden nach dem Tod in ein anderes und glücklicheres Dasein befördert, nahezu der einzige Rest einer primitiven Religion ist, der in ihrem Geiste haften blieb. Wie sich aber erwarten läßt, sind ihre Ideen von dem Leben jenseits des Grabes ganz sinnlicher Art. Daß sie imstande sein werden, mit nie ermüdendem Eifer und unfehlbarem Erfolg zu jagen und in reicher Fülle und ungesättigter Begier die Vergnügungen zu genießen, nach denen sie sich auf Erden sehnten, das sind die Hauptbestandteile des Bildes, das sie sich vom Elysium machen."[2]

So dürftig diese Angaben über die Religion der Tasmanier sind, so beweisen sie doch, daß diese Wilden eine Religion hatten. Aus den Zeugnissen Leighs und Jeffreys geht hervor, daß sie zuweilen durch Gesang den Schutz und die Hilfe des guten Geistes anflehten. Lloyd beobachtete auch ein religiöses Fest beim Vollmond. Er meinte, sie erflehten mit ausgestreckten Armen Gnade und Schutz von diesem Gestirn, was aber, wie schon bemerkt, nur ein Schluß

[1] Roth, The Aborigines usw. 69. [2] Ebd.

war, den er zog, ohne ein Zeugnis der Eingebornen dafür zu haben. Sie gebrauchten zwar auch Zaubermittel, so pflegten sie z. B. den Schädel eines verstorbenen Verwandten als Heilmittel mit sich zu tragen; trotzdem war ihre Religion verhältnismäßig rein, obwohl sie in der Kultur so tief standen. Sie hatten keine Idole, wie West ausdrücklich behauptet[1]. Auch von Fetischen und Totemismus[2] geschieht nirgends Erwähnung. Menschenfresserei und Menschenopfer scheinen ebenfalls unbekannt gewesen zu sein. Doch kannten sie das Tapu. Niemand durfte den Namen der verstorbenen Verwandten und Freunde aussprechen, ohne sich ein schweres Unglück zuzuziehen. Außerdem waren ihnen manche Speisen verboten. Bei vielen Stämmen durfte kein weibliches Wallaby gegessen werden.

Priester scheint es bei den Tasmaniern keine gegeben zu haben, nicht einmal Zauberer oder eigentliche Medizinmänner, wie wir sie sonst bei vielen Wilden finden, obwohl sie fast alle Krankheiten dem Teufel zuschrieben. Doch scheint es eine Art Ärzte gegeben zu haben, deren Hauptkunst im Zerschneiden der leidenden Stellen mit Steinen oder Glasscherben bestand. Als Heilmittel trugen sie die Gebeine oder Asche der Verstorbenen mit sich herum.

In Bezug auf politische Organisation läßt sich folgendes aus den Berichten mit einiger Sicherheit feststellen. Die Stämme waren voneinander unabhängig. In jedem Stamme gab es einen Häuptling, dessen Würde aber nicht erblich war. Da die einzelnen Stämme nicht zahlreich gewesen zu sein scheinen, so waren wahrscheinlich die Glieder derselben miteinander verwandt, und der tapferste oder angesehenste Familienvater war der Häuptling. Man kann deshalb die Behauptung einiger Reisenden, die Familien seien frei und voneinander unabhängig gewesen, leicht mit der positiven Behauptung vereinigen, sie hätten Häuptlinge gehabt. Eine andere Regierung scheinen die Tasmanier nicht gekannt zu haben[3].

Wie manche andere Wilden hatten die Tasmanier die Sitte, ihre Kranken und Altersschwachen in einem hohlen Baum oder unter einem Felsen ihrem Schicksal zu überlassen. Man gab ihnen einen Vorrat von Nahrung und einen Bündel von den Blättern eines Baumes, welche die Eingebornen als Purgiermittel gebrauchten, und zog weiter. Diese Gewohnheit hing, wie Roth bemerkt, mit ihrem beständigen unsteten Wanderleben zusammen. „Denn, wie West andeutet, ihre Stämme konnten sie nicht mitnehmen und auch nicht ihre Wiederherstellung abwarten.“[4] Mit diesem Wanderleben hing auch die Gefräßigkeit zusammen, die man an den Tasmaniern bemerkte. Sie litten oft großen Mangel und mußten manchmal tagelang fasten. Hatten sie aber einmal reiche Beute gemacht, so stopften sie sich gierig mit unglaublichen Quantitäten voll.

Jeder Stamm bestand aus einer Anzahl Familien, von denen jede ihre eigene Feuerstelle hatte. Ihre Wohnungen waren äußerst primitiv. Sie wohnten entweder in hohlen ausgebrannten Baumstämmen oder armseligen Hütten, die nur aus ein paar in den Boden gesenkten und mit Rinde bedeckten Stäben bestanden.

[1] Ebd. [2] Ebd. 75. [3] Ebd. 70—71. [4] Ebd. 73—74.

In Bezug auf die Ehe wird berichtet, daß die Tasmanier selten Frauen aus dem eigenen Stamm heirateten. Gewöhnlich nahmen sie Frauen aus einem Nachbarstamm heimlich weg oder raubten sie auch offen. Die meisten Männer scheinen mehrere Frauen gehabt zu haben, doch kamen auch monogame Ehen vor. Wie die meisten Wilden behandelten die Tasmanier ihre Weiber sehr schlecht, fast wie Lasttiere. Alle schweren Arbeiten wurden ihnen aufgebürdet. Selbst auf den Wanderungen mußten sie alle Lasten tragen, während die Männer mit ihren Speeren und Keulen bewaffnet daherzogen. Freilich war das in gewisser Beziehung notwendig, damit der Mann stets bereit sei zur Jagd oder zur Verteidigung seiner Familie. Manche Frauen entflohen ihren Männern und suchten — leider zu ihrem sittlichen Verderben — bei den Europäern Schutz. La Billiardière erzählt: „Es tat uns oft leid, diese armen Weiber zu so schwerer Arbeit verurteilt zu sehen. Wir baten die Männer oft, ihnen bei der Arbeit zu helfen, aber umsonst. Sie blieben immer neben dem Feuer und ließen sich die besten Bissen schmecken.“ [1]

Es wäre trotzdem ein Irrtum zu glauben, eheliche Liebe und Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern seien unbekannt gewesen. West schreibt: „Sie zeigten Gefühle herzlicher Familienliebe. Als einst nach dem Vertilgungskriege elf Gefangene in Richmond festgehalten wurden, brachte M. Gilbert noch zwei andere: Mann und Frau. Sie wurden von den zuerst Gefangenen schon von ferne erkannt und mit lauten Willkommrufen empfangen. Es war eine Familienszene, welche alle Zuschauer tief rührte. Die Eltern umarmten ihre Kinder mit herzlicher Freude und vielen Tränen.“ [2]

Nach einigen Reisenden sollten die eingebornen Männer keine Eifersucht fühlen, wenn ihre Frauen mit Europäern Umgang hatten. Das ist schon an sich unglaublich bei Wilden, die so sehr unter der Herrschaft ihrer sinnlichen Triebe stehen. Nach einem Bericht vermieden es die Frauen sorgfältig, ihren Männern Anlaß zur Eifersucht zu geben [3]. Die Weiber, die sich mit Europäern eingelassen hatten, fürchteten sich, zu den Ihrigen zurückzukehren, um nicht von ihren Männern mißhandelt zu werden. Von Mutterliebe zeugt auch folgender Fall. Eine junge Tasmanierin, die mehrere Jahre mit einem englischen Matrosen lebte, begegnete eines Tages mit einem jungen Kind auf dem Arm zufällig einem Trupp Eingeborner. Diese stürzten sofort auf sie los, entrissen ihr das Kind und warfen es in ein großes Feuer. Sie aber warf sich mit dem Mut der Verzweiflung in das Feuer, ergriff das Kind und floh in den Wald, wo es ihr gelang, sich zu verstecken. In der Nacht eilte sie 10 Meilen weit bis nach Launceston, wo sie bei einem Ansiedler Aufnahme fand. Das Kind starb jedoch bald an den erhaltenen Brandwunden.

Daß die Tasmanierinnen auf Keuschheit hielten, beweist folgender Zug. „Zwei junge Mädchen folgten ohne Mißtrauen in einiger Entfernung von den Eingebornen dreien unserer Matrosen den Windungen des Ufers entlang. Als sich diese ungebührliche Freiheiten erlaubten, wurden dieselben ganz anders aufgenommen, als sie erwartet hatten. Die Mädchen flohen auf die äußersten Felsspitzen am Meere und schienen bereit, sich in dasselbe zu stürzen und fort-

[1] Roth, The Aborigines usw. 54. [2] Ebd. 126. [3] Ebd. 125.

zuschwimmen, wenn ihnen die Männer folgen sollten. Darauf zogen sie sich an den Platz zurück, wo die andern Wilden versammelt waren. Es scheint aber, daß sie ihr Abenteuer geheim hielten, denn die vollkommenste Eintracht zwischen uns und den Wilden blieb bestehen."

Von Erziehung der Kinder war kaum eine Spur. Die Übung im Speerwerfen und andern Hantierungen der Wilden war die ganze Beschäftigung der Kinder. La Billiardière beobachtete an den Kindern die größte Unterwürfigkeit gegen die Eltern. Die Sorge für die Kinder liegt ganz in den Händen der Frauen, die Eltern lieben ihre Kinder zärtlich. Einmal erschreckte eine Abteilung Franzosen die Kinder. Dazu bemerkt der eben genannte Reisende: Erschreckt durch den Anblick so vieler Europäer flohen die kleinsten Kinder gleich in die Arme ihrer Mütter, welche sie in zärtlicher Weise liebkosten. Die Angst der Kleinen war bald beseitigt, und sie zeigten, daß sie nicht frei waren von den kleinen Leidenschaften, durch die Streitigkeiten entstehen. Die Mütter machten diesen bald durch eine kleine Zurechtweisung ein rasches Ende, sahen sich aber bald genötigt, die Tränen durch Liebkosungen zu stillen[1].

Die bei den Australiern übliche Zeremonie der Mannweihe scheint in Tasmanien nicht in Übung gewesen zu sein. Doch berichtet ein Reisender, daß die Jünglinge, wenn sie in das Alter der Pubertät kamen, an den Schultern, den Schenkeln und der Brust tief geschröpft wurden. Die Beschneidung war, wie Marion berichtet, nicht im Gebrauch[2]. Auch das sog. Zähneausschlagen kam bei den Tasmaniern nicht vor.

Begräbnis. Ist ein Tasmanier gestorben, so setzen sich die Angehörigen seines Stammes die ganze Nacht um seine Leiche herum und beginnen eine Art rascher und unaufhörlicher Rezitation, um den bösen Geist zu verhindern, sie wegzunehmen. Manche Stämme verbrannten die Leichen und begruben dann die Asche und Gebeine in eigenen Gräbern, andere begruben die Leichen in hohlen Bäumen, und zwar oft in aufrechter Stellung, und um sie in dieser Stellung zu erhalten, trieben sie einen Speer durch den Nacken in den Baum hinein. An einigen Orten scheinen die Eingebornen auch einen Speer mit dem Toten begraben zu haben[3].

Aus dem völligen Schweigen der Erforscher Tasmaniens darf man wohl schließen, daß die Eingebornen keinen eigentlichen Handel trieben, bevor sie mit den Europäern in Berührung kamen. Später haben sie allerdings Handelsgeschäfte gemacht. Sie tauschten z. B. Speere und Muschelhalsbänder gegen Taschentücher und Tabak um. Selbst ihre Frauen boten einige Tasmanier in der Not zum Verkauf an[4].

Eigentliche Straßen oder Wege gab es keine, abgesehen von einigen im Laufe der Zeit ausgetretenen Pfaden. Um ihre Wege zu finden, brachen sie kleine Äste an den Bäumen und ließen sie hängen oder stellten Stöcke in den Busch. Außerordentliche Fähigkeit besaßen die Eingebornen im Aufspüren und Verfolgen von Tieren und Menschen.

Die Tötung der Kinder scheint nach manchen Berichterstattern in früheren Zeiten nicht allgemein im Gebrauch gewesen zu sein, obwohl sie gelegentlich vorkam.

[1] Ebd. 127. [2] Ebd. 128. [3] Ebd. 128—134. [4] Ebd. 160.

Nach andern Berichterstattern scheint sie dagegen häufig gewesen zu sein. Das Wahrscheinlichste treffen vielleicht folgende Worte Doves: „Die Macht des elterlichen Instinktes war gewönlich stark genug, um die Eltern zur Liebe und zur Sorge für die Erhaltung ihrer Kinder anzutreiben. Indessen gab es Fälle, in denen das Kind der Furcht vor Hungersnot geopfert wurde.“ [1]

Streitigkeiten unter den Männern wurden fast immer durch eine Art Zweikampf mit dem Speer oder dem Waddy (einem ca 2 Fuß langen abgerundeten Stück Holz) ausgefochten.

Wir haben schon erwähnt, daß Lubbock im Anschluß an einige Reisende den Tasmaniern die Kenntnis des Feuers absprach. Dieser Irrtum, sagt Roth, war lange weit verbreitet, obwohl wiederholte Beweise dartun, daß sie nicht nur das Feuer besaßen, sondern auch zwei verschiedene Methoden kannten, um Feuer anzuzünden. Sie hatten Steine mit einer Art Zunder und außerdem eine Holzart, die sie durch Reiben zum Brennen brachten [2]. Sie hatten auch eine Legende über den Ursprung des Feuers. Einst kamen zwei Schwarze aus den Wolken und zündeten Feuer an. Seit der Zeit besitzen die Tasmanier das Feuer. Die beiden Schwarzen kehrten später mit zwei Weibern in die Wolken zurück, wo man sie jetzt noch als Sterne (Kastor und Pollux) sehen kann.

Zweiter Abschnitt.

Die Ozeanier.

Erstes Kapitel.

Die Melanesier.

Melanesien umfaßt Neuguinea mit den Inseln der Torresstraße, dem Bismarckarchipel (Neupommern, Neumecklenburg, die Admiralitätsinseln), die Salomonen, die Banksinseln, den Fidschi-Archipel, die Neuhebriden, Neukaledonien und die Loyalty-Inseln. Früher wurden die Melanesier einfach mit den Papua identifiziert, nach den neueren Forschungen aber sind die Papua von den übrigen Melanesiern zu unterscheiden, da sie einem andern Sprachstamm angehören. Die Papua scheinen die eigentlichen Urbewohner Neuguineas zu sein [3]. Wir werden uns aber hier nicht auf Abstammungs- und Verwandtschaftsfragen einlassen, sondern die einzelnen wichtigeren Stämme der Reihe nach betrachten. Wir beginnen mit der Torresstraße, der Meerenge, die das australische Festland von Neuguinea trennt.

1. Die westlichen Stämme der Torresstraße.

In der Torresstraße liegt eine große Zahl kleiner Inseln. Eine sorgfältige Studie über die Bewohner der westlichen dieser Inseln hat auf Grund eigener

[1] Roth, The Aborigines usw. 167. [2] Ebd. 96.
[3] Vgl. Weule, Leitfaden der Völkerkunde 57.

und fremder Beobachtungen A. C. Haddon[1] veröffentlicht. Die westlichen Inseln werden durch den 143.° 30′ ö. L. von den östlichen getrennt und ihre Bewohner sind von denen der letzteren sehr verschieden. Die westlichen Stämme zerfallen in vier Gruppen, die Haddon Kauralaig, Gumulaig, Saibarumle und Kulkalaig nennt. Alle sprechen dieselbe Sprache und zeigen in Gewohnheiten und Gebräuchen nur geringe Verschiedenheiten.

Der Kulturzustand dieser Stämme war ein sehr niedriger. Eine eigentliche Regierung gab es nicht und ebensowenig ein eigentliches Religionssystem. Alle Verbrechen wurden als persönliche Angelegenheit angesehen und von den einzelnen Individuen gerächt. Mord galt nur als Verbrechen, wenn ein Freund oder Verwandter das Opfer war. Niemand hatte das Recht, einen Mann zu schelten, der sein Weib oder seine Kinder tötete, da diese als sein Eigentum angesehen wurden. Kindermord war ein allgemeiner Brauch. Oft suchte man mit Hilfe des Zauberers denjenigen, gegen den man eine Klage hatte, krank zu machen oder zu töten. Einen Fremden in offenem Kampf oder durch Verrat zu töten, galt als etwas Verdienstliches, und die Schädel der in der Schlacht umgebrachten Bewohner anderer Inseln heimzubringen, als eine glorreiche Tat. Oft machte man Ausfälle auf andere Inseln, und zwar nicht bloß im Krieg, damit die jungen Männer solche Trophäen heimbringen und dadurch die Gunst der Frauen erwerben könnten. Von einem Selbstmord hörte ich nie, sagt Haddon[2].

Über das, was wir geschlechtliche Verbrechen nennen, hatten sie etwas andere Ideen als wir. „Weil die Frauen den Männern die Heirat vorzuschlagen pflegten, hatten die Mädchen eine sehr unabhängige Stellung, und — mit Recht oder Unrecht — wurden sie und die verheirateten Frauen als die Verführer angesehen. So sagte man mir mehr als einmal: ‚Frauen stehlen Männer.‘ Das in solchen Fällen begangene Unrecht wurde allgemein in der Torresstraße als Diebstahl betrachtet; aber auf diesen Inseln, wo die Heiratsanträge von den Frauen ausgingen, war es eine passende Fiktion, daß man den Frauen den aktiven Teil und deshalb auch das in solchem ungesetzlichen Geschlechtsverkehr liegende Unrecht zuschrieb. In Mabniag wurde ein offenkundig in seinen Gunstbezeigungen freies Mädchen gebrandmarkt; die Schande des Mannes in ähnlichen Fällen war geringer. Nach der Heirat war die Frau Eigentum des Mannes, und deshalb mußte mit diesem als dem Beleidigten im Fall von Ehebruch oder Raub gerechnet werden. War der Ehemann sehr „wild“, so konnte ihn nur der Tod beider schuldigen Teile befriedigen; sonst ließ er sich wohl durch eine Vermögensentschädigung besänftigen. Ich hörte nie von unnatürlichen Lastern in der Torresstraße, obwohl Sodomie zu Mowat in Daudai sehr im Schwange ist.“[3]

„Während der Mannweihe der Jünglinge in Tud wurde ein Moralkodex gelehrt, der in Wirklichkeit ein hohes sittliches Gefühl verrät. Diebstahl und Leihen ohne Erlaubnis war verboten. Die Hungrigen und Durstigen mußten befriedigt werden. Eltern sollten geehrt und mit Nahrung versorgt werden, und zwar bis zur Selbstverleugnung von seiten des

[1] The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 297 ff.
[2] Ebd. 314. [3] Ebd. 314—315.

Sohnes und seiner Frau. Eine Ehe zwischen Geschwisterkindern und ebenso, was eine zarte Rücksicht verrät, eine Ehe mit der Schwester eines besondern Freundes war untersagt. Ein Mann darf einem Mädchen, während es herumgeht, nicht die Ehe antragen, ja nicht einmal ihm folgen. Ein Mann muß Schulter an Schulter im Kampf neben seinem Bruder stehen und darf sich seiner Pflicht nicht entziehen. Wahrscheinlich wurden auf den andern Inseln ähnliche Gebote eingeschärft, und ebenso wahrscheinlich ist es, daß das Volk im ganzen sich nach seinem System der Moral richtete, ebensogut oder besser als die meisten christlichen Völker nach ihrem Bekenntnisse leben." [1] Früher haben die „Großen" des Volkes eine gewisse Aufsicht über die Moralität des Gemeinwesens geübt, heute scheint das nicht mehr der Fall zu sein.

„Die Eltern lieben ihre Kinder sehr, und ich habe nie von einem Manne gehört, daß er sein Weib oder seine Kinder mißhandelte; ich glaube auch nicht, daß die Weiber früher sich viel zu beklagen hatten." Nur wenn der Mann bei Zauberei „wild" wurde, war er im stande, bei der geringsten Herausforderung Weib und Kinder zu ermorden, ohne daß er deswegen eine Strafe zu fürchten hatte. — Im Handel und Verkehr scheinen die Eingebornen ziemlich ehrlich gewesen zu sein; Betrügereien waren sehr selten [2].

„Ich erhielt den Eindruck", erzählt Haddon, „daß Keuschheit vor der Ehe unbekannt war und der freie Verkehr nicht als Unrecht betrachtet wurde; es war einfach Volkssitte; anderseits glaube ich aber doch nicht, daß man sich zügelloser Ausschweifung ergab. Ein gewisses Dekorum wurde beobachtet." „Die Ehe bestand in dem persönlichen und ausschließlichen Recht des Mannes über seine Frau. Ehebruch von seiten der Frau wurde als ein Diebstahl angesehen und war deshalb eine persönliche Beleidigung. Ich zweifle, ob man ihn als einen Verstoß gegen die Moralität (Keuschheit) betrachtete." Doch fügt er hinzu: „Der Rev. Dr MacFarlane berichtet mir, nach seiner Ansicht hätten die Eingebornen in Bezug auf geschlechtliche Moralität einen hohen Standpunkt eingenommen, bevor sie mit andern Nationen in Verkehr traten." [3] „Tapferkeit, Wildheit, Ausdauer in Mühen und Beschwerden und andere kriegerische Eigenschaften wurden zweifellos als große Tugenden angesehen."

Haddon meint, er habe nie herausbringen können, ob die Eingebornen glaubten, sie hätten im Leben eine Seele oder etwas dem Ähnliches, „aber sie glaubten sicher, daß nach dem Tode ihr ‚Mari' den Leib verließ. Mari kann verschieden übersetzt werden als Schatten, Widerschein, Geist, Gespenst". Das ist doch unbegreiflich. Wenn die Eingebornen glaubten, beim Tode verlasse der Geist oder Schatten (mari) den Leib, so glaubten sie gewiß auch, er sei vorher darin gewesen. Freilich haben die Wilden keine klare Idee vom Wesen der Seele, sie verstehen darunter das geheimnisvolle Ding, durch welches der Mensch lebt, denkt und will, und das beim Tode den Körper verläßt. Wie es scheint, glaubten die Eingebornen, ein Teil des Mari verlasse beim Tod den Leib und ein anderer bleibe noch darin, bis er verscheucht werde. Oft bewachten sie einige Nächte das Grab, wohl um zu erfahren, ob ihnen der Mari einen Wink zu-

[1] Haddon in The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 315.
[2] Ebd. 316. [3] Ebd. 317.

kommen lasse, der zur Entdeckung der Person führen könne, welche den Tod verursacht habe. Denn sie glauben nicht, daß Krankheit oder Tod von natürlichen Ursachen kommen. Menschen oder Tiere scheinen beim Begräbnis einer Person nie getötet worden zu sein[1]. Mit der Leiche werden kleinere Artikel oder Gebrauchsgegenstände begraben oder sie werden um das Grab herum aufgehängt. Oft wird eine Bambuspfeife mit etwas Nahrung und eine Kokosnußschale als Wassergefäß auf das Grab gelegt.

Der Glaube an die Seelenwanderung scheint nicht zu existieren, doch sollen nach Legenden ermordete Leute in fliegende Füchse, Vögel oder Fische verwandelt worden sein. Der Mari des Verstorbenen geht nach Kibu oder Kibuka, einer sagenhaften Insel im Westen. Wie es dem Mari dort ergehe, konnte Haddon nicht in Erfahrung bringen. Er glaubt überhaupt und behauptet es mehrmals, daß die sittlichen Gebote der Eingebornen in keiner Weise mit der Religion zusammenhangen und daß das irdische Leben nach den Eingebornen keinen Einfluß auf das jenseitige Los der Verstorbenen habe[2]. Aber er selbst berichtet weiter: Nach MacFarlane sitzen die Mari lustig auf den Baumspitzen in Kibuka, und den besten Männern hienieden, den größten Kriegern, den gewaltigsten Schädeljägern usw. soll es in irgend einer Weise besser als den andern ergehen, aber wie, das ist ganz unklar. Jedenfalls beweist dies, daß die Lebensführung auf das jenseitige Los einen Einfluß ausübt und mithin mit ihren religiösen Überzeugungen zusammenhängt.

Haddon berichtet, nach seiner Ansicht habe man die Seelen der Toten weder als Dämonen noch als Gottheiten angesehen und nicht im eigentlichen Sinne verehrt. Aber er fügt hinzu, die Verwandten hätten sie wohl vermittelst der Schädel angerufen, um die Zukunft zu erfahren; doch gab es keine Priester. Ein anderer Reisender, Wyatt Gill, behauptet von den Insulanern: „Sie freuen sich an der Verehrung der Manen ihrer verstorbenen Ahnen, wie sie durch männliche und weibliche Schädel repräsentiert werden. Sie häufen dieselben mit Sorgfalt auf und nehmen sie auf ihren Reisen mit sich.“[3] Bevor man in den Krieg zog oder zu Zeiten von Gefahren riefen die Männer gewisse verstorbene Heroen an, wie z. B. Kwoiam oder Sigai, um dadurch Mut und Kraft zu erlangen. Zuweilen wurden auch größere Feste zu Ehren der Ahnen veranstaltet, bei denen man an bestimmten Orten die Schädel der Verstorbenen und bemalte Steine zusammentrug[4]. Auch Wyatt Gill berichtet, daß die Eingebornen gewisse bemalte Steine verehrten, denen man geheimnisvolle Kräfte zuschrieb. Götzenbilder zur Verehrung der Ahnen, Dämonen oder Gottheiten existierten nicht. Haddon glaubt, daß die Eingebornen eine Idee vom Dasein geistiger Wesen hatten. Es bestand ein weitverbreiteter Glaube an ein übernatürliches Wesen mit Namen Dorgai, das gewöhnlich darauf ausging, Schaden zuzufügen, aber leicht überlistet oder sogar getötet werden konnte[5].

Die großen Feste waren die, welche bei Beendigung der Mannweihe und bei der Begräbnisfeier abgehalten wurden; kleinere Feste wurden bei der

---

[1] Ebd. [2] Ebd. 316 318. [3] Ebd. 319. [4] Ebd. 320—321.

[5] Diese Angaben über die Religion sind sehr mangelhaft und unklar und bedürften dringend einer eingehenderen Untersuchung.

Heirat, zuweilen auch bei der Geburt oder Namengebung usw. gefeiert. Bei wichtigeren Gelegenheiten trugen die Insulaner charakteristische Masken, die denselben eine Art religiöser Bedeutung verliehen. Eigentliche private oder öffentliche Gebete gab es nicht, doch riefen die Krieger, wenn sie in die Schlacht zogen oder hart bedrängt wurden, den Namen irgend eines legendenhaften Heroen an, um Kraft zu erlangen. Das mag als eine Art Gebet angesehen werden. Wyatt Gill erwähnt auch einen Fall, wo ein Eingeborner zu einem Zauberschädel oder Idol betete. Wie bei fast allen Wilden herrscht auch bei den Torresinsulanern mancherlei Aberglaube. „Tiere werden nicht als vernünftige Wesen behandelt oder angeredet, nicht mehr, als es von uns geschieht, vielleicht noch weniger." [1]

Nach einem Todesfall oder einer Krankheit werden die Häuser zeitweilig oder dauernd verlassen. Die Eingebornen haben eine große Furcht vor Geistern und gehen deshalb in der Nacht nicht gern herum. — Obwohl man keine eigentlichen Priester hatte, gab es doch unterrichtete Zauberer (maidelaig) und weise Männer, die sich auf Regen- oder Windzauber verstanden.

Alle etwas größeren Inseln haben jetzt einen Häuptling oder Mamus, wie er genannt wird, der von der Queenslandregierung anerkannt ist. Der Mamus wurde in den meisten Fällen auf Anregung des englischen Residenten auf der Thursday-Insel von den Eingebornen gewählt. Er handhabt die Polizei und entscheidet auch mit Hilfe von Polizisten und alten Männern als Richter. Früher hatte jede Insel einen oder mehrere Häuptlinge, die ihre Stellung durch persönlichen Einfluß erlangten, aber sie besaßen keine wirkliche Autorität, und ihre Stellung war nicht erblich. Jedes Dorf konnte seinen eigenen Häuptling haben. Häuptlinge wurden gewöhnlich die Eigentümer großer Kanoes und mehrerer Weiber, oder die Eigentümer von Hainen von Kokosnußbäumen [2].

Beim Tode des Vaters scheinen alle Kinder gleichmäßig *geerbt* zu haben, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Eine eigentliche *Rechtspflege* gab es nicht. Zwar kamen die alten Männer der Insel oft zusammen, um zu beratschlagen, und bildeten so die öffentliche Meinung, aber es gab keinen legalen Mechanismus, um die Verbrecher ins Buch zu bringen, gerechte Vergeltung zu üben und die Rechtsstreitigkeiten zu schlichten. Das ist heute allerdings durch die Bemühungen der englischen Regierung anders geworden. — *Strafen* konnten nur durch persönliche Vergeltung verhängt werden. Selbst den Tod konnte man so über einen andern verhängen, wofern man nur Macht genug besaß, den Folgen zu trotzen. Der Mann hatte Leben und Tod seiner Frau in Händen. Der Tod war die Strafe für alle Übertretungen der Gesetze über die Mannweihe. Eine solche Übertretung galt als Sakrileg, und die Strafe bestand in der Zerschmetterung des Kopfes durch eine Steinkeule. Von einer Bestrafung durch Verstümmelung oder Auspeitschen war, scheint es, nie die Rede. Vermögensstrafen mußten an den Geschädigten bezahlt werden [3].

Haddon lobt die Höflichkeit der Insulaner. „Ich bemerkte", schreibt er, „manche freiwillige Akte der Höflichkeit, die ihre wohlwollende Gesinnung gegen mich bewiesen. Oft habe ich an ihnen wahrhaft noble Gesinnung (gentle-

[1] Haddon in The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1910) 325.
[2] Ebd. 330. [3] Ebd. 335.

manly feeling) im Umgang und im Benehmen wahrgenommen. Die Frauen nehmen eine gute Stellung ein, soviel ich beurteilen konnte. Die alten Leute werden gut behandelt, und die hoffnungslosen Kranken werden nicht im Stich gelassen oder gar umgebracht[1]. Früher gingen die Männer ganz nackt, und die Frauen trugen nur einen Lendenschurz aus Blättern, aber ich vermute, daß sie ein anständiges Volk waren. Jetzt sind beide Geschlechter sittsam."

Speiseverbote. Niemand durfte das Totemtier seines Stammes essen, mit der teilweisen Ausnahme des Dugong (Seekuh, eine Art Wal) und der Turteltaube. Auch Jünglinge während der Mannweihe und die Frauen mußten sich mancher Speise enthalten. Das Totem (augud) wurde als dem Klan verwandt angesehen. Die Menschen und das Augud gehören zur selben Familie. Das Land wird als persönliches Eigentum betrachtet und zu gleichen Teilen unter die Kinder verteilt, oder wenn diese fehlen, unter die nächsten Verwandten; ebenso alles sonstige Vermögen des Verstorbenen. Frauen verlieren bei der Heirat ihren persönlichen oder ihren Grundbesitz[2].

Interessant sind die sittlichen Gebote, die auf der Insel Tud und wahrscheinlich auch auf andern den Jünglingen bei der Mannweihe eingeschärft werden und die Haddon, wie er versichert, wörtlich aus der Sprache der Eingebornen übersetzt hat. Sie lauten: „Du nicht stehlen. Du nichts nehmen ohne Erlaubnis. Siehst du einen Fischspeer und nimmst ihn ohne Erlaubnis; setze voraus, du brichst ihn und hast keinen eigenen, wie du den Mann bezahlen? Setze voraus, du seheſt eine Dugongharpune in einem Kanoe und nimmst sie, und der Mann weiß es nicht, und nun verlierst oder brichst du sie; wie kannst du ihn bezahlen, da du keine Dugongharpune hast? Du jetzt nicht mehr spielen mit Knaben und Mädchen; du jetzt ein Mann und kein Knabe mehr. Du nicht mehr spielen mit kleinem Spielkanoe und Speer; das alles zu Ende jetzt. Du nicht zuerst ein Mädchen lieben; tust du es, Mädchen lachen und dich ein Weib nennen (d. h. der Jüngling soll nicht dem Mädchen die Heirat antragen, sondern warten, bis dies zuerst darum bittet). Du nicht heiraten Cousine (Onkel oder Tantes Kind); sieh dasselbe als Schwester. Wenn zwei Jungen Genossen (Freunde) sind, so soll der eine nicht die Schwester des andern heiraten, oder sie allmählich beschämt, sie wie zwei Brüder; sie können zwei Schwestern eines andern Mannes heiraten. Wenn ein Mann um Nahrung oder Wasser oder sonst etwas bittet, du gibst wenig, wenn du wenig hast; angenommen, du habeſt viel, so gibst du die Hälfte. Sorge für Vater und Mutter; achte es nicht, wenn du und dein Weib nichts mehr haben. Gib die Hälfte von all deinem Fisch deinen Eltern; sei nicht engherzig. Sprich nicht böses Wort zur Mutter. Vater und Mutter dasselbe wie Speise im Magen; wenn sie sterben, fühlst du dich hungrig und leer. Denke auch an deine Onkel und Vettern. Wenn dein Bruder zum Kampf geht, du ihm helfen, zusammen gehen; laß ihn nicht zuerst gehen."

Kuduma, ein Eingeborner in Nagir, teilte Haddon nach folgendes Bruchstück einer Unterweisung mit, die dem Jüngling auf seiner Insel gegeben wurde: „Du kein Ding nehmen, das anderem Mann gehört. Wenn du Nahrung

[1] Ebd. 336. [2] Ebd. 338. [3] Ebd. 411—412.

siehst, die einem andern Mann gehört, du nicht nehmen oder du sterben (das bezieht sich nach Haddon auf die Wirkung der Zauberei als Strafe für ein Verbrechen). Wenn eine Frau daher geht, du nicht folgen, allmählich die Männer sehen und dir böse Namen geben. Geht ein Kanoe zu einer andern Stelle, du in das Kanoe gehen, nicht zurückbleiben, um Frau zu stehlen." [1]

2. Die Eingebornen von Daudai (Britisch-Neuguinea)[2].

1. Katau ist der eigentliche Name, den die Eingebornen von Mowat in Daudai ihrem Wohnort und dem Fluß, an dem er liegt, geben. Der Mowatstamm zerfällt in mehrere Klans, von denen jeder sein eigenes Totem hat. Das Totemtier wird als heilig gehalten und sein Fleisch von keinem Gliede des Klans genossen. Eine Darstellung des Totems wird weder bei Männern noch bei Frauen auf irgend einen Teil des Leibes eingeschnitten, doch haben die letzteren ein Zeichen, das den Klan angibt. Die Frauen an der Küste tragen ein Grasband, das von der Brust bis zwischen die Schenkel, und die Buschfrauen einen Grasschurz, der von den Hüften bis zu den Knien herabreicht. Die Männer an der Küste tragen oft gar nichts am Leibe, in den Büschen aber einen Streifen um die Hüften, von dem hinten Blätter herunterhangen. Bei der Geburt werden keine Zeremonien beobachtet, auch wird die Mutter nicht abgesondert oder als unrein betrachtet oder bestimmten Regeln und Speisegesetzen unterworfen, bevor sie wieder in die Gesellschaft zugelassen wird. Die sog. Cuvade ist nicht im Gebrauch. Das Kind erhält vom Vater einen — und zwar nur einen — Namen, den er nach Belieben wählt ohne Rücksicht auf Stamm oder Familie. Eine taufähnliche Zeremonie gibt es nicht. Die Kindertötung kommt nicht vor. Die Kinder gehören zum Stamm des Vaters; erhält eine Frau Zwillinge, so adoptiert ihr Bruder eines der Kinder, aber ohne jede Zeremonie.

Wenn die Jünglinge in das Mannesalter kommen, wird ein großes Fest veranstaltet und mit einem berauschenden Getränk (Komata-Kava) auf deren Gesundheit getrunken. Die Jünglinge brauchen sich keinen besondern Zeremonien zu unterziehen und werden auch nicht verhindert, für eine bestimmte Zeit Frauen zu sehen. Die einzige Zeremonie besteht darin, daß die Jünglinge zwei Tage sich im Hause der Männer aufhalten, um sich zu schmücken in der Absicht, die wohlwollende Aufmerksamkeit der Frauen auf sich zu ziehen[3].

Es scheint kein Gebot zu bestehen, das die Ehe innerhalb desselben Stammes oder Klans verbietet. Beardmore konnte nicht mit Sicherheit feststellen, in welchen Graden der Verwandtschaft die Ehe verboten war; aber praktisch dürfen die Glieder einer Familie oder die Nachkommen desselben Stammvaters, wieweit entfernt diese Abstammung auch sei, nicht untereinander heiraten. Polygamie ist im Gebrauch, aber nicht Polyandrie. Ihr Grund für die Polygamie ist, daß die Weiber die Hauptarbeit leisten müssen, um Pflanzen- oder Fischnahrung

[1] Haddon in The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1910) 412.
[2] Vgl. Edward Beardmore im Journal of the Anthropological Institute usw. XIX 459 ff; Missions catholiques 1898, 9 ff.
[3] Beardmore a. a. O. 460.

zu besorgen. Ehebruch wird häufig begangen, aber nicht offen. Die Ehe wird zwischen den Eltern der Kinder vereinbart, wenn diese groß werden, oder auch schon in der Kindheit, und zwar durch Austausch in folgender Weise. Hat ein Mann eine Schwester und keinen Bruder, so kann er seine Schwester gegen eine Frau austauschen. Sind aber Brüder und Schwestern in der Familie, so tauscht der älteste Bruder die älteste Schwester gegen eine Frau um, und ähnlich verfahren die jüngeren Brüder, wenn Brüder und Schwestern in gleicher Zahl sind; sonst haben die älteren den Vortritt. Es kommt zuweilen vor, daß ein Mann keine Schwester hat und keine Frau bekommen kann. Zuweilen verschafft er sich eine Frau durch Kauf. Es kann auch vorkommen, daß eine Frau den Mann ihrer Wahl erhält trotz aller entgegenstehenden Gesetze. Das Weib zieht in das Haus des Mannes. Der Häuptling von Mowat hat einige Weiber in seinem Hause in einem Dorfe und ebenso einige in seinem Hause im andern Dorfe und bringt einen Teil der Zeit mit den ersteren, den andern mit den letzteren zu. Bei der Hochzeit findet ein Kampf statt zwischen den Freunden des Mannes und denen der Frau, bei dem aber niemand zu Schaden kommt. Nach dem Kampf bringt das Paar gewöhnlich eine Woche allein fern vom Dorfe zu. Verbote in Bezug auf den Gebrauch der Ehe zu gewissen Zeiten bestehen nicht[1]. Männer tauschen ihre Frauen nicht aus. Eine Witwe wird die Frau des Bruders ihres verstorbenen Mannes. Ein Mann darf nicht seine Schwiegermutter anblicken oder mit ihr reden.

Der Mord wird zuweilen von den Verwandten des Getöteten gerächt, sie sind aber dazu nicht verpflichtet. Übrigens ist kein Beispiel bekannt, daß ein Mann einen andern aus den Leuten seines eigenen oder eines benachbarten Dorfes getötet hätte. Keine Entschädigung wird für den Mord bezahlt. Ein Mörder wird nicht als unrein betrachtet[2]. Ein kleines Stück Land wird das Eigentum einer Person, nur solange sie es bebaut. Stirbt ein Mann, so wird sein Eigentum zu gleichen Teilen unter seine Kinder verteilt, aber die Mädchen behalten ihren Anteil nur bis zur Verheiratung, dann geht derselbe an den ältesten Bruder über. Das jüngste Kind hat nie einen Vorrang. — Alles Eßbare wird gegessen ohne Rücksicht auf Person und Gelegenheit mit Ausnahme des Fleisches des Meerschweines. Das Meerschwein ist aber nicht heiliger als sonst etwas. Die Seelen der Verstorbenen, deren Totem es ist, gehen in dasselbe ein in der gleichen Weise, wie die Seelen der andern Verstorbenen in andere Tiere eingehen. — Männer, Frauen und Kinder essen zusammen. Der Kannibalismus ist nicht im Gebrauch. Das Blut der Tiere wird gekocht und gegessen. Sie fasten nie. Der Penis großer in der Schlacht getöteter Krieger wird abgeschnitten und soll (geheimnisvolle) Kraft besitzen. Auch die Vulva erschlagener Frauen wird herausgeschnitten und getragen. Alles das geschieht, um die Kraft und Wildheit derer zu stärken, die diese Dinge tragen[3]. Ein Mann, dessen Frau schwanger ist, darf nicht mit dem Speer eine Turteltaube oder einen Dugong töten oder in einem Kanoe fahren, während ein anderer dies tut. Die Rückenknochen der Turteltauben werden während der Jagdsaison (d. h. während Oktober und November) getragen, weil diese Tiere

[1] Ebd. 460—461. [2] Ebd. 462. [3] Ebd.

sich dann paaren. Nach der Jagdzeit werden die Knochen weggeworfen und ein großes Fest mit Tanz und Schmauserei veranstaltet[1].

Eine eigentliche Regierung besteht nicht, doch hat jeder Stamm seinen Häuptling. Die Häuptlingswürde ist erblich, wenn der älteste Sohn zum Regieren alt genug ist, sonst wird der Nachfolger gewählt. Besondere Formen von Eidschwüren oder Gottesgerichten scheinen nicht zu existieren und ebensowenig besondere Zeremonien, um Freundschaftsbündnisse oder Frieden usw. zu schließen. Sie grüßen einander, indem sie die Fingerspitzen der rechten Hand krümmen, dann die Finger wie einen Haken in die des andern legen und schnell zurückziehen. Sie können bloß bis zu zwei zählen (?) und gebrauchen beim Zählen weder die Finger noch die Zehen noch Stöcke. Die Jahres- und Tageszeit wird nach der Sonne und deren Stellung gemessen und nach den Nächten berechnet; nur die Uferbewohner rechnen nach Mondphasen und dem Wechsel von Flut und Ebbe. Das Jahr wird durch die Anpflanzung und Ernte von Yams, Taro, süßen Bataten usw. bestimmt. Während der Zeit des südöstlichen Monsuns werden nächtliche Tänze veranstaltet. Diese und andere Tänze scheinen keine religiöse Bedeutung zu haben und nur die Ergötzung und den Wetteifer zu bezwecken[2].

Zauberei soll nach Beardmore unbekannt sein, doch ist das wohl nicht ganz richtig, da er selbst behauptet, der Häuptling Gabia solle besondere Kraft besitzen, um das Wachstum der Ernte gut oder schlecht werden zu lassen, den Dugong und die Turteltauben von allen Seiten herbeizulocken. Religiöse oder politische Vereine gibt es nicht. Opfer werden nie dargebracht[3]. Die Sodomie soll allgemein sein, da zu starkes Wachstum der Bevölkerung unter den jüngeren verheirateten Leuten unerwünscht ist. Die Kanoes beziehen sie von den Bewohnern der Bamptoninsel. Bezahlungen dafür werden, um den Käufer anzuziehen, oft schon im voraus geleistet, gewöhnlich jedoch in drei Raten von Schmucksachen aus Muscheln.

Zur Zeit der Turteltaubensaison (Zeit der Paarung) darf der Mann der Frau nicht nahen. Kinder von demselben Vater, aber nicht von derselben Mutter werden nicht als Brüder oder Schwestern betrachtet. Die Frauen haben kein Eigentum. Die Häuser sind gewöhnlich sehr lang und auf hohen Pfählen errichtet mit Verandas auf der Langseite. Für die größeren Knaben bestanden eigene Häuser und ähnliche für die größeren ledigen Mädchen[4].

3. Die Papua in der Nähe der Insel Yule (Britisch-Neuguinea).

Von den Einwohnern an den Gestaden in der Nähe der Yule-Insel (Roro- und Mekeogebiet) besitzen wir eingehende Nachrichten von den Missionären vom heiligsten Herzen Jesu (Issoudun), die hier seit langem mehrere Missionsstationen haben. Wenn ein Knabe zwölf Jahre alt wird, versammelt sich die Familie und erklärt ihn zum Ibitoe, d. h. zum heiratsfähigen Mann. Er wird in das Jünglingshaus (marea) geführt, wo die andern Jünglinge, die über

[1] Beardmore in The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1910) 462.
[2] Ebd. 463—464. [3] Ebd. 464. [4] Ebd. 466.

zwölf Jahre und noch nicht verheiratet sind, zusammen wohnen. Der Chef der Ibitoe, gewöhnlich ein Nepu (Zauberer) oder ein anderer einflußreicher Mann, empfängt ihn und übernimmt die Sorge für ihn. Von diesem Augenblick an ist der Ibitoe emanzipiert, er schläft nicht mehr im väterlichen Hause, sondern mit den übrigen Ibitoes in der Marea. Diese führen hier ein sorgloses, heiteres Leben mit Singen, Tanzen, Lärmen usw. oder gehen mit Bogen und Pfeil auf die Jagd, wenn es ihnen gefällt. Täglich reiben sie sich mit Kokossaft ein und bemalen sich den Leib mit künstlichen Figuren; in die Scheidewand der Nase stecken sie einen kleinen geschliffenen Stein oder ein Stückchen Holz oder ein gerolltes Blatt [1]. Ihr einziges Kleidungsstück besteht in der Itaburi, einer aus Baumrinde verfertigten Binde, die am Gürtel befestigt, zwischen den Beinen durchgezogen und hinten am Gürtel so befestigt wird, daß ein Stück wie ein langer Schwanz herunterhängt. Ein Ibitoe darf nie in Gegenwart eines Mannes oder eines weiblichen Wesens essen, das würde als schimpflich gelten. Es ist ihnen erlaubt zu stehlen, wenn man diesen allgemein gestatteten Gebrauch noch stehlen nennen kann; werden sie aber ertappt, so erhalten sie eine Tracht Prügel, um sie für die Zukunft vorsichtiger zu machen; übrigens dürfen sie nur Nahrung stehlen. Viele Speisen sind jedoch den Ibitoes untersagt: z. B. Fische, rote Bananen u. dgl., auch dürfen sie kein Wasser trinken, nur Kokosmilch.

Eine Hauptbeschäftigung des Ibitoe besteht darin, sich die Zuneigung eines Mädchens zu erwerben, das er heiraten möchte. Zu dem Zwecke schmückt er sich sorgfältig, macht Geschenke u. dgl. Hilft das nicht, so nimmt er zum Nepu seine Zuflucht, der ihm Amulette und andere Liebeszauber gibt. Obwohl in dieser Periode manche sittliche Verfehlungen vorkommen mögen, so hört man doch selten von einer Vergewaltigung oder einem Skandal; man kann nur staunen, meinen die Missionäre, bei einem sonst so tief stehenden Volke eine so hohe Sittlichkeit anzutreffen. Abgesehen von einigen Fällen von Polygamie, hört man nie von abscheulichen Verbrechen, die so viele zivilisierte Nationen entehren und auch nichts von Krankheiten, die am Mark der Völker nagen. Allerdings, fügt er hinzu, rede er nur von dem ihm bekannten Distrikten von Roro und Mekeo. „Wenn man hier dergleichen Dinge gesehen hat, so sind es nur Ausnahmen, die von Eingebornen verabscheut werden, und zur Schmach der Zivilisation muß man gestehen, daß sie der unqualifizierbaren Aufführung von Leuten zuzuschreiben sind, die sich rühmen, keine Wilden zu sein.“ [2]

Als Regel gilt, daß ein junger Mann kein Mädchen aus dem eigenen Dorfe heirate; gewöhnlich muß er Mädchen aus einem Dorf suchen, das mit dem seinigen verbündet (Aruabira in Roro, Ufapie in Mekeo) ist. Man versteht darunter ein Dorf, das gewissermaßen die Hälfte des andern bildet. Z. B. die Leute von Beipaa halten und züchten Schweine und Hunde, aber diese Tiere sind nicht für sie, sondern für die Bewohner des ihnen verbündeten Dorfes Amoamo, ihr Ufapie, und umgekehrt. Stirbt einer in Beipaa, so gibt man ein Mahl, das für die Leute von Amoamo ist, und umgekehrt. Soll die Trauerzeit beschlossen werden, so ladet man die Leute von Ufapie ein; diese kommen, tanzen, essen, nehmen die andern Zeremonien vor und heben die Trauer auf. So ist es

[1] Missions catholiques 1898, 11. [2] Ebd. 45.

auch für die Heirat. Die Mädchen eines Dorfes sollen nach der Regel nur einen Mann der Ufapie heiraten. Nur im Fall einer Entführung oder wenn sich die Eltern zu schwierig zeigen in Bezug auf Geschenke, geht man von dieser Regel ab. Obwohl die Eltern des Mädchens die Ehe mit dem Bewerber beschließen oder sie ablehnen, wird doch auf die Einwilligung des Mädchens Rücksicht genommen. Mancher Bewerber wird abgewiesen. So kommt es, daß mancher trotz vieler Geschenke und Bemühungen ledig bleiben muß und höchstens noch eine Witwe heiraten kann und das auch selten, da die Witwen meist ihren verstorbenen Männern treu bleiben. Ein Vorteil für die Sittlichkeit ist das aber nicht, und deshalb suchen die Missionäre dahin zu wirken, daß jeder junge Mann eine Frau bekommt.

Die Eingehung der Ehe ist für den Papua der wichtigste Akt seines Lebens, denn er weiß, daß es ein Bund für das ganze Leben ist. Ehescheidung ist wie die Polygamie eine Ausnahme. Hat der Bewerber durch Geschenke die Einwilligung der Eltern der Braut gewonnen, so wird der Hochzeitstag bestimmt. Die Verwandten und Freunde kommen herbei, umzingeln das Haus der Braut und stürmen es, um die Braut gefangenzunehmen. Diese läuft erschreckt davon und wird unter ungeheurem Lärm und Schreien eingefangen; auch ihre Mutter schreit und klagt, daß man sie ihrer Tochter beraube. In der Nacht wird die Braut festlich gekleidet und geschmückt, dann nehmen die Eltern Abschied von ihr, geben ihr heilsame Ermahnungen für ihr Benehmen gegen ihren Mann, endlich wird sie bei Fackelschein zum Dorf hinausbegleitet, wo die Verwandten des Bräutigams sie erwarten und sich zwischen den beiden Parteien ein lärmender Scheinkampf entwickelt. Im Dorf des Bräutigams wird die Braut in das Haus ihres Schwiegervaters geführt und dort von allen begrüßt. Jetzt stellt sich aber der Bräutigam unwillig und muß gefangen und ins Haus des Vaters geführt werden, wo alle laut rufen: Der ist verheiratet mit der! Hu ah, hu ah! Das ist eine öffentliche Anerkennung des Ehevertrags[1]. Während der ersten Wochen schlafen die Brautleute nicht im selben Hause und dürfen keinen geschlechtlichen Verkehr miteinander haben, sie erproben einander, ob sie zueinander passen, und können, wenn sie wollen, sich wieder trennen. Erst nach Ablauf einiger Wochen beziehen sie dieselbe Wohnung, und jetzt gilt die Ehe als definitiv. Wir haben hier eine Art Noviziat für den Ehestand.

Neben dieser gewöhnlichen Form der Eheschließung kommt auch der Frauenraub vor. Außer dem Fall der Ausschweifung, die selten ist und streng bestraft wird, findet diese Ehe durch Raub nur dann statt, wenn die Eltern es vernachlässigen, dem Sohn eine Braut zu verschaffen, oder ihm aus Selbstsucht eine aufnötigen wollen, die er nicht mag. Voraussetzung des Frauenraubs ist die geheime Einwilligung der Braut. Beide entfliehen in ein benachbartes Dorf, wo sie Verwandte und Freunde haben, und damit ist die Ehe geschlossen[2]. Die Polygamie ist verhältnismäßig sehr selten. In Roro z. B. trafen die Missionäre nur einen einzigen Fall, wo ein Mann zwei Frauen hatte[3].

---

[1] Missions catholiques 1898, 59. [2] Ebd.

[3] Vgl. Jouet, La Société des Missionnaires du Sacré-Cœur dans les Vicariats apostoliques de la Mélanésie et de la Micronésie, Issoudun 1887, 266.

In der Familie teilen sich Mann und Frau in die Arbeit zu sehr ungleichen Teilen. Der Mann pflügt, macht die Palisaden, wickelt die Bananen ein, macht die Netze, sein Itaburi usw. Die Frau muß alles übrige besorgen; Garten und Küche, die Reinlichkeit, die Kinder, das Vieh usw. Sobald die Frau in Hoffnung ist, muß sie sich von sehr vielen Speisen enthalten, damit das Kind nicht Schaden leide. Naht ihre Stunde, so muß der Mann das Haus verlassen und die Marea beziehen; kein Mann darf im Hause sein, nur Frauen und leider auch Kinder dürfen da bleiben; niemand darf ihr aber helfen, weil ihre Berührung in diesem Zustand unrein (opu) macht. Einige Tage nach der Geburt muß sie verborgen im Hause bleiben und darf nichts direkt anrühren, ohne daß es opu werde.

Wenn die Mutter stirbt oder so krank wird, daß man voraussieht, sie werde nicht im stande sein, das Kind zu nähren, so versammeln sich die Frauen des Dorfes und beschließen — was gewiß Herzensgüte verrät —, das Kind auf gemeinsame Kosten aufzuziehen; es wird dann sozusagen das Kind des Dorfes und der Reihe nach von jeder Frau, die dazu fähig ist, wenigstens einen Tag lang ernährt. Jede übernimmt gern diese Last und macht keinen Unterschied zwischen ihm und den eigenen Kindern[1]. Das Kind wird gewöhnlich ohne jede Kleidung in ein weitmaschiges Netz gelegt und mit einer starken Liane an einen Balken geheftet oder von der Mutter auf dem Rücken getragen. Wenn das Kind sechs Jahre alt geworden, erhält es, wenn es ein Knabe ist, als Kleid den Itaburi, und wenn es ein Mädchen ist, den Kiva (eine Art Jacke). Die Kiva ist am Ufer ziemlich lang, im Innern des Landes dagegen kurz. Einst zog ein Missionär mit mehreren Kanaken, die von ihren Frauen begleitet waren, nach einem entfernten Ort. Als sie an ein Gebirge kamen, sagten die Kanaken dem Missionär: Hier muß man beim Steigen auf allen Vieren gehen; unsere Frauen tragen den Kiva, sie dürfen deshalb nicht mit oder vor den Männern gehen; sie werden nachkommen. Das beweist gewiß Bescheidenheit und Zartgefühl von seiten der Wilden[2].

Während die Knaben frei spielen und sich unterhalten können, werden die Mädchen früh zum Helfen im Haushalt und zu angestrengter Arbeit angehalten. Wenn ein Mädchen ins heiratsfähige Alter kommt, wird es tätowiert, eine Operation, die sehr schmerzlich ist, viel Blut kostet und heftiges Fieber verursacht. Nach Vollendung der Operation wird ein großes Fest gefeiert.

Die Krankheit ist nach den Papua nicht eine Wirkung natürlicher Ursachen, sondern stets die Wirkung des Nepu oder eines Geistes; oft sagen sie, dieser oder jener Geist habe sie angestoßen oder sei in sie hineingefahren. Sobald die Krankheit zunimmt, untersucht man, wer ihr Urheber sei, und zu dem Zweck wendet man sich an die „Beter", von denen später die Rede sein wird. Pflege wird den Kranken wenig zu teil, obwohl sich immer viele in ihrer Nähe aufhalten.

---

[1] Missions catholiques 1898, 129. Diese Sitte herrscht jedoch nicht überall; denn von einigen Stämmen wird berichtet, daß beim Tod der Mutter auch der Säugling begraben wird.

[2] Ebd. 152.

Auffallend ist die stoische Gleichgültigkeit, mit welcher der Papua dem Tode entgegensieht. Er weiß, daß ein Widerstand unmöglich ist, die Anhänglichkeit an die irdischen Güter ist nicht groß, und schließlich ist er überzeugt, daß der Tod ihn bald mit den Seelen oder Geistern der Ahnen vereinigen wird[1]. Um so größer ist die Trauer der Überlebenden bei einem Todesfall. Noch bevor der Kranke ausgehaucht, erheben sie ein furchtbares Geheul. Oft muß er den Vorbereitungen zum Begräbnis zusehen; gibt er noch ein Lebenszeichen, so stürzen sie auf ihn los und ersticken ihn durch ihre Umarmungen, während sie laut seinen Namen rufen, als ob sie ihn wieder zum Leben zurückrufen wollten. Kaum ist er tot, so heult und schreit alles wild durcheinander. Die Frauen zerfleischen sich mit spitzen Muscheln den Leib, so daß reichlich Blut fließt, und wälzen sich vor Schmerz auf dem Boden. Auch die Männer setzen sich um die Leiche herum und klagen oder verkünden das Lob des Toten oder beschuldigen die Witwe usw. Wenn sich diese nicht selbst gehörig zerfleischt, wird sie von andern geschlagen, die sie anklagen, daß sie bald wieder heiraten wolle. Sie legt dann den Kiva ab und umgürtet den Leib mit einer bis auf den Fuß herabfallenden Matte, die sie bis zum Ende der Trauerzeit trägt. Während dieser Zeit muß sie sich verborgen halten.

Der Leiche des Toten werden, sobald sein Verscheiden festgestellt ist, Augen und Mund geschlossen, dann wird sie in die Marea getragen und dort gewaschen und festlich geschmückt. Nun kommen von nah und fern die Verwandten und Freunde, um bei der Leiche zu klagen. Das Begräbnis findet etwa zwei bis drei Tage nach dem Tode und gewöhnlich am Abend statt. Man wickelt die Leiche in Baumrinden, legt sie in einen Sarg und trägt sie dann unter Begleitung des ganzen Volkes zum Grabe. Heute haben die Eingebornen schon Friedhöfe; früher begruben sie die Toten unter den Häusern oder mitten im Dorfe. Die Leiche wird so ins Grab gelegt, daß das Gesicht der Marea zugekehrt ist. Unmittelbar auf die Leiche legt man dürre Blätter, um sie vor Kälte zu bewahren, darauf wirft man eine Schicht feiner Erde oder reinen Sandes. Jetzt stürzen sich die Frauen ins Grab, wälzen sich darin, ergreifen Erde und werfen sie auf ihr Haupt und ihren Leib und verschlingen sogar davon; endlich legen sie sich wie tot ins Grab und sagen, sie wollten mit dem Toten begraben werden. Aber sie werden mit Gewalt entfernt. An manchen Orten nimmt man auch eine Zeremonie vor, um die Seele des Toten zu vertreiben. Alle, die den Toten berührt haben, müssen sich durch Waschen und Einreiben reinigen. Der Witwer der Verstorbenen muß sich nach der Marea begeben und sich dort während des Tages aufhalten, während der Nacht muß er auf dem Grabe der Verstorbenen schlafen. Die Witwe muß Tag und Nacht auf dem Grabe des verstorbenen Mannes bleiben, und zwar sehr lange. Dieses Verweilen am Grabe soll nicht nur die Tiere abhalten, die Leiche auszugraben, sondern auch die Zauberer verhindern, sich Leichenteile zum Zweck der Zauberei anzueignen. Das Begräbnis eines Häuptlings oder eines Anführers im Krieg ist natürlich noch viel umständlicher und feierlicher. Die oben beschriebene Begräbnisfeier findet übrigens bloß bei den Uferstämmen statt.

[1] Missions catholiques 1902, 185.

Bei den Mekeostämmen, die von den Bergen herunterkommen (Inavokao, Ebeo, Inawabui), ist die Beerdigung nicht üblich. Die Toten werden im Wald auf einem Gerüst aus Ästen ausgesetzt. Inavokoa besitzt auf seinem Gebiet einen heiligen Hügel mit Namen O'opo. Auf der Spitze dieses Hügels findet sich in einer Felsenwand eine große Höhle. Hier werden die Toten von Inavokoa hingelegt. Der unerträgliche Geruch, der daraus hervorkommt, hat bis heute alle ferngehalten, die die Höhle besuchen wollten. — Die Leichen werden jeden Morgen mit kaltem Wasser gewaschen oder begossen, bis sie zersetzt oder verschwunden sind. Bei ganz alten abgelebten Leuten macht man, wenn sie sterben, wenig Umstände. Sie werden ohne Klagen und Weinen in eine Matte gewickelt und begraben. Überhaupt haben die Neuguineaner (P. Guis nennt sie stets Kanaken) keine Achtung vor dem Alter. Die alten Leute läßt man oft fast verhungern und an allem Nötigen Mangel leiden. Auch die neugebornen Kinder werden mit Gleichgültigkeit behandelt. Aus dem Tode eines solchen Kindes macht sich der Vater gar nichts und auch die Tränen der Mutter hören bald auf. Sobald aber das Kind fünf oder sechs Jahre alt ist, ändert sich die Sachlage, es wird wie ein Erwachsener behandelt.

Die Papua haben ganz klare Eigentumsbegriffe. Was jemand gemacht oder gefunden oder gekauft hat, das ist sein Eigentum; der Baum, den er im Wald bezeichnet oder den er gepflanzt, der Boden, den er urbar gemacht und angepflanzt hat, wird sein Eigentum. Vom Kommunismus scheinen sie keine Idee zu haben. Als Guis einem Eingebornen einen Gegenstand zeigte und sagte, der gehört dem Obern, dem Bischof Navarre, sagte der Angeredete: „Nein, der gehört dem Bruder N., denn der hat ihn gemacht." — „Freilich, aber was der Bruder gemacht, gehört alles dem Bischof." Das wollte dem Eingebornen nicht einleuchten.

Wir wenden uns jetzt zur Religion. Guis meint, die Eingebornen Britisch-Neuguineas hätten keine Religion; wie aber das zu verstehen ist, ergibt sich aus seinem Referat auf dem Katholikenkongreß in Sydney im Jahre 1900[1]. Die Papua sind ein überaus abergläubisches Volk, das sich immer und überall von zahlreichen Geistern (Biriwas oder Papais) umgeben wähnt. Diese Geister sind für gewöhnlich unsichtbar, körperlos, befinden sich nirgends und überall, können sich mit Tieren vereinigen und sind imstande, die verschiedensten Gestalten anzunehmen, um den Menschen zu schaden. Sie sind bösartig und verursachen Krankheiten und besitzen außerordentliche Kräfte. Einige Missionäre behaupten, die Papua glaubten an ein höheres Wesen, den allmächtigen Schöpfer und großen Richter. Nach Guis ist das zweifelhaft[2]. Sicher ist jedoch, daß sie an ein höheres Wesen glauben, welchem sie den Namen Aja oder Oa-Rore geben und die wunderbarsten Kräfte beilegen, aber auch die größten Absurditäten andichten. Nach Guis ist Aja der erste Mensch, von dem sie eine Erinnerung haben, doch gab es vor ihm Menschen und Dörfer. Er wurde zuerst von einem Weibe in dem großen Dorfe Bebeo gesehen, mitten in

[1] Proceedings of the first Australasian Catholic Congress at Sydney, Sydney 1900, 829 ff.

[2] Hoffentlich suchen die Missionäre durch weitere Nachforschungen Klarheit in die Frage zu bringen.

einem Bündel Brennholz, den es im Walde geholt hatte. Aja war damals ein kleines Kind, aber schon äußerst intelligent und schlau, ein großer Jäger und Fischer. Alles Wild und alle Fische gehörten ihm. Wenn seine Hunde zu klein waren, um einen wilden Bären anzugreifen, so hauchte er sie mit einem Bambusrohr an, und sofort wurden sie große Hunde. Er konnte überhaupt die merkwürdigsten Dinge vollbringen, die den andern Menschen unbekannt waren. Diese wurden eifersüchtig und raubten ihm seine Beute. Er konnte sich nach Belieben in einen Kasuar, einen wilden Bären oder ein Känguruh verwandeln. In einer solchen Gestalt ließ er sich einst von den Weibern von Bebeo verfolgen, lockte sie weit vom Dorfe weg und verwandelte sich dann wieder in einen Menschen. Als er mit ihnen wieder heimkehrte, kamen sie an einen großen und tiefen Strom; die Frauen erschraken, aber Aja machte ein Kanoe, führte die, welche alt und anständig waren, ans andere Ufer und kehrte dann zu den Zurückgelassenen zurück, um sie zu holen. In der Mitte des Stromes brach er absichtlich das Ruder und befahl dem Donnerkeil, die Weiber zu erschlagen. Er ließ dann den Kahn weiter treiben, und als sie weit entfernt waren, erweckte er die Weiber wieder zum Leben; diese aber erkannten die Gegend nicht mehr. Aja tröstete sie und erwies ihnen jeden Dienst. In der Nacht, während die Weiber schliefen, betete er, und während des Gebetes erhob sich die Erde, auf der sie standen, immer höher und höher, bis sie so nahe an den Himmel kam, daß niemand mehr aufrecht stehen konnte. Er mußte wieder beten, damit sich die Erde wieder etwas senke[1]; dann nahm er, um sich zu ergötzen, einige Ruder herunter. Die Ruder, welche auf die Erde fielen, wurden zu Bergen, die, welche ins Meer fielen, zu Inseln, wie z. B. Neuguinea, Yule-Insel usw. Die Weiber wurden die Frauen Ajas, der mit einem Donnerkeil ihre früheren Männer tötete oder sie so verletzte, daß sie keine Lust mehr hatten, ihre Weiber zu holen.

Aja hatte vier Brüder, von denen man nicht weiß, woher sie kamen. Durch einen von diesen ließ er eines Tages den Dorfbewohnern sagen, daß er mit ihnen zu sprechen wünsche. Als alle in großer Zahl am Fuße des Berges versammelt waren, warf er ihnen einen großen Bündel zu mit den Worten: Fangt ihn mit euern Händen auf und laßt ihn nicht auf den Boden fallen, sonst werdet ihr unglücklich werden. Aber in ihrer Gier stießen sie einander, der Bündel fiel auf den Boden, brach auseinander, und es kam eine Leiche zum Vorschein. Darob entstand Streit und Schlägerei unter den Leuten, bis Aja dazwischentrat und ihnen sagte: Ihr dummen Leute, ihr seid schon im Streit wegen eurer Ungeschicklichkeit; ihr werdet immer zanken. Bevor ich euch verlasse, will ich jedem Stamm ein Geschenk machen, das sein Eigentum und sein Kennzeichen bleiben soll. Darauf erhielt Motu-Motu den Bogen, Mikio den Speer, Roro die Keule, Nikura eine mit Moskitos gefüllte Pfeife und Inawa den Pepu oder Zaubertalisman. Endlich sagte Aja zu den Weibern: Ihr Weiber an der Küste sollt lange Kleider tragen, ihr von Mekeo ganz kurze, und die Weiber

[1] Wenn man nicht annimmt, die Eingebornen hätten wenigstens dunkel an ein Wesen geglaubt, das höher stand und mächtiger war als Aja, so ist dieses Gebet ganz unbegreiflich. Beten heißt so viel, als von jemand etwas erbitten.

in den Bergen sollen den „Itaburi" wie die Männer tragen. Nun geht. Ich kehre nach Ario zurück, wohin eure Seelen kommen werden, wenn ihr gestorben seid[1].

Aja wird als Mensch gedacht, hatte aber weder Vater noch Mutter und vollbrachte die größten Wundertaten. Er ist der Erfinder der Waffen, der Zauberei, der Kostüme und alles dessen, was man heute in Neuguinea sieht. Er ist das Haupt der Geister der Toten und lebt auf einem Berge bei Motu-Motu, wo er seine Gärten pflegt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß in diesen Fabeln noch die Idee der Schöpfung, allerdings sehr entstellt, durchleuchtet. Es ist jedenfalls ein Widerspruch gegen die eigenen Angaben, wenn Guis behauptet, die Papua hätten keine Idee von einem höheren Wesen, das sich um sie interessiere. Schon aus dem Gesagten ergibt sich auch der Glaube der Papua an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Wenn der Mensch stirbt, sagen sie, bleibt seine Seele in der Nähe, und wenn man den Leib begräbt, muß man sich hüten, die Seele mitzubegraben. Aus diesem Grund legen sie auf den schon ins Grab gesenkten Leib vom Kopf bis zum Fuß eine Schicht von Zweigen. Ist die Seele einmal aus dem Grabe, so muß dieselbe so bald als möglich sich nach Ario, dem Berge Ajas, dem Wohnort der Geister, begeben. Die Geister der Toten sind alle bösartig, sie haben kein Feuer und die Zähne klappern ihnen; sie sind alle einander vollständig gleich. Von einem Gericht nach dem Tode und einer Vergeltung von gut und böse im Jenseits ist keine Rede. Ob die Seelen unsterblich seien? Guis meint, die Papua hätten eine Ahnung davon, seien aber doch nicht sicher. Das Wahrscheinlichste ist, daß sie von solchen Fragen sich keine Rechenschaft geben.

Ein religiöser Kult scheint nur in spärlichen Überresten vorhanden zu sein. Sie haben weder Tempel noch Priester noch genau bestimmte Zeremonien. Doch spielen Zauberer, Talismane und Amulette eine große Rolle. Eine merkwürdige Erscheinung sind die sog. „Mea Mea Han Kia" oder „Männer des Gebetes", die Gebetsformeln hersagen, welche ihnen selbst oft unverständlich sind; doch haben sie auch Gebete in verständlicher Sprache. Beim Beten begnügen sich diese Männer mit dem Hersagen von einer Art Litanei, in der die Namen aller Ahnen, angefangen mit dem letzten, vorkommen. Da die Geister böse sind und z. B. das Wild oder die Fische verscheuchen, so muß am Vorabend vor einer großen Jagd oder einem Fischfang der Mann des Gebetes reichlich Wurzeln der Ingwerpflanze kauen, speit sie dann in ein kleines, mit Wasser gefülltes Gefäß, in das ein Dekokt von gewissen aromatischen Kräutern geworfen wurde. Ist dieses „heilige" Wasser bereitet, so nimmt er mit der rechten Hand einen Irauzizweig und mit der linken die Kalebasse mit der geschilderten Flüssigkeit und macht nun die Runde durchs Dorf, begleitet von einer Anzahl Gehilfen, die Fackeln tragen. Kommen sie an einem Hause vorbei, vor dem Fischnetze ausgebreitet sind, so sprengt der „Mann des Gebetes" etwas von dem heiligen Wasser darüber und murmelt einige Gebete: „Laufet fort, verlasset diese Netze, und kommt nicht, um die Fische oder die Känguruhs zu erschrecken, ihr" (hier kommen die Namen der Ahnen). Anstatt „Amen" zu

[1] Guis, Proceedings of the first Australasian Catholic Congress usw. 852.

sagen, schlägt einer der Gehilfen mit einer Keule stark auf die Veranda neben dem Netz und schreit dabei: Hau! hau! hâ â â â! Damit kein Name der Ahnen vergessen werde, wiederholen die Gehilfen in tiefem Ton die Namen der schon Genannten. Die Zeremonie dauert oft sehr lange; daß sie religiösen Charakter hat, ist nach dem Gesagten nicht zu bezweifeln.

Es gibt „Männer des Gebetes" für alles und jedes: sie beten für die Fischerei, die Jagd, für schönes Wetter und Regen, gegen Fieber, gegen Schlangenbiß, zur Entdeckung eines Schuldigen, zum Finden verlorener oder gestohlener Gegenstände, für ein neues Haus, vor einer langen Reise. In letzterem Fall gebrauchen sie einen besondern Gebetsmann, der Kapu-Kapu heißt und durch Gebete und Zeremonien eine glückliche und schnelle Reise verschafft. Dieser Zauberer unterhält beständig ein Feuer in der Piroge. An diesem Feuer darf niemand sich wärmen, die Pfeife anzünden oder etwas kochen. Der Gebetsmann darf nie nach dem Meere hinschauen, sondern muß unverwandt auf den Robio, die Spitze des Mount Yule blicken. Er darf kein Wasser trinken, keine Fische essen u. dgl. Spricht er mit einer Frau, so zerbricht der Kahn usw. Jeder von diesen Gebetsmännern hat seine Spezialität, von der er nicht abgeht.

Noch sei eine Gewohnheit erwähnt, die wohl ein Opfer sein dürfte. Bei einigen Häusern und auch auf einigen Gräbern findet man eine Reihe von Kokosnüssen, die auf einem Balken vor der Front des Hauses befestigt sind und dort bleiben, bis sie faulen. Es sind des Teufels Nüsse für die Toten. Der Gebrauch ist nicht allgemein, aber sehr verbreitet und hat wohl Opfercharakter. Guis bestreitet das in Worten, gibt aber die Sache im Grunde zu; denn die Eingebornen tun das nach ihm, weil sie überzeugt sind, daß die Seele nach dem Tode des Leibes noch fortlebt und daß ihr jetziges Leben nicht viel von ihrem früheren verschieden ist, und deshalb bringen sie ihr diese Nüsse dar, damit sie dieselben esse und nicht ins Haus komme, um die Hinterbliebenen zu stören. Zu demselben Zweck unterhalten sie einige Tage ein beständiges Feuer auf dem Grabe. Die Seele kann sich nur schwer von dem Leibe trennen, der ihr als Gefährte gedient hat, und da es kalt und sie deshalb übel gelaunt ist, so gibt man ihr Gelegenheit, sich zu wärmen.

Obwohl nach der Versicherung Guis' die Eingebornen keinen Begriff von einer Verunreinigung der Seele durch die Sünde haben, kennen sie doch viele gesetzliche Unreinheiten und dementsprechend verschiedene Formen von Reinigungszeremonien, die viel Ähnlichkeit mit den Gebräuchen der Juden haben. So z. B. müssen sie sich in gewissen Umständen nicht nur jedes Umgangs mit den Frauen enthalten, sondern auch ihren Anblick vermeiden. Tun sie es nicht, so werden sie opu (unrein), und das Werk, das sie unternommen haben, ist befleckt und gefährdet. Eine Leiche zu berühren, ein Grab zu machen, eine schwangere Frau anzurühren, verunreinigt. Um sich zu reinigen, müssen die Befleckten gewisse Pflanzen kauen und sich selbst mit bestimmten Blättern den Leib einreiben. Die Frau ist zwei Monate vor der Niederkunft opu, und diese Unreinheit legt ihr allerlei abergläubische Einschränkungen auf, damit das Kind nicht Schaden leide. Eine Frau darf während der Niederkunft von niemand angerührt werden, außer von einer Mutter, die eben geboren hat und noch nicht gereinigt worden ist. Aus diesem Grunde sterben viele junge Mütter, weil aus

Furcht vor Befleckung sie niemand anzurühren wagt. Wenn ihr jemand etwas geben will, muß er es ihr am Ende eines Stockes darreichen. Für das erste und zweite Kind dauert diese Periode einen ganzen Monat. Dann muß die Mutter die Reinigungszeremonie vornehmen. Die Nachbarn zünden im Hause ein Feuer an, von dem der Rauch und die Hitze zur Frau aufsteigt. In der Nähe brennt ein anderes Feuer, auf dem sich eine Kalebasse mit Wasser und allerlei wohlriechenden Kräutern befindet. Wenn das Wasser am Sieden ist, wäscht die Frau damit den ganzen Leib, dann legt sie sich auf die noch heiße Asche, wird in Decken gehüllt, bis sie in Schweiß gerät und halb gebraten ist, dann wird sie von den Umstehenden mit dem Wasser der Kalebasse gewaschen, mit Kokosnußöl eingerieben, und nun ist sie wieder rein[1].

Der Missionär macht darauf aufmerksam, wie bald die Eingebornen, besonders die jüngeren, die christliche Lehre verstehen und wie sehr sie dieselbe lieben. Alles kommt ihnen ganz natürlich vor. Größere Schwierigkeit bereitet die Moral. Alles in allem jedoch ist die Moral hier nicht so entartet, als man meinen sollte. Polygamie als Institution existiert nicht. Der Mann hat nur eine gesetzliche Frau; die andern sind bloße Konkubinen oder Mägde, auch wenn sie schon Kinder haben. Jungen Kindern von sieben oder acht Jahren wird die größte Ausschweifung gestattet, ihre Eltern drücken die Augen zu. Was will man? Sie müssen sich ergötzen. Weh aber dem Jungen, der, ich sage nicht, es wagt, ein Mädchen im zarten Alter zu entehren, sondern der auch nur wagt, ihr ein Geschenk zu machen, oder allzu häufig mit ihr redet; dann wird er den Knüttel zu verspüren bekommen. Damit widerlegt sich Guis selbst, wenn er an einer andern Stelle behauptet, die Moral der Papua sei die Moral der Hunde und Katzen. Obwohl Lüge und Diebstahl sehr häufig vorkommen, so darf man nicht glauben, sie hielten das für erlaubt. Wozu sonst den Zauberer zu Rate ziehen, um einen Diebstahl zu entdecken, wenn man glaubte, derselbe sei recht und gut?

Verschieden von den Angaben Guis' über die religiösen Überlieferungen der Papua bei der Yule-Insel lauten diejenigen des Apostolischen Vikars von Neuguinea, Msgr André Navarre[2]. Er schreibt: „Oa-Bové, den sie als ihren Gott betrachten, gab ihren Vätern eine Offenbarung. Dieser Oa-Bové wohnt nach den einen auf der Spitze der höchsten Berge, nach andern soll er in den höchsten Teilen des Himmels wohnen. Er läßt diejenigen Menschen zu seinem vertrauten Umgange zu, die auf Erden gut gewesen sind; während seine Feinde, die Bösen, Tag und Nacht damit beschäftigt sind, Steine von einem Ort zum andern zu tragen. Man erblickt in diesen Zügen eine Idee des wahren Gottes, einer Belohnung für die Guten und einer Bestrafung für die Gottlosen, mit einem Wort eine Idee vom Paradies und von der Hölle."

Oa-Bové hatte, wie Navarre weiter berichtet, eines Tages die Väter der Papua wissen lassen, daß er jemand vom Himmel auf die Erde senden werde, nicht einen Geist, sondern einen Menschen mit einem Leib. Würden sie ihn

[1] Guis, Proceedings of the first Australasian Catholic Congress usw. 840.
[2] Missions catholiques 1891, 307 ff.

günstig aufnehmen, so solle ihnen alles gut gehen, die Pflanzungen würden fast ohne Arbeit Früchte hervorbringen, sie würden Glück erhalten auf der Jagd und beim Fischfang, sie würden weniger Krankheiten haben und im Frieden und Glück miteinander leben. Sollten sie aber den Gesandten des Himmels nicht aufnehmen, so würden sie von allen Arten von Übeln heimgesucht werden und in beständigen Kriegen miteinander leben. Ihre Väter wollten aber den Gesandten nicht aufnehmen, sondern ließen ihn, wie sie sich ausdrücken, auf den Boden fallen. Seit dieser Zeit sind unzählige Übel über sie gekommen und alles muß durch Waffen entschieden werden. Wir haben hier eine dunkle Idee von einem Erlöser und von einer Sünde der Väter, einer Erbschuld, welche die Leiden über die Menschen gebracht hat[1].

Der in dieser Überlieferung genannte Oa-Bové ist wohl dasselbe Wesen, das P. Guis Oa-Bore oder Aja nennt, nur tritt hier seine Gottheit deutlicher zutage. Die englischen Missionäre Chalmers und Gill bestätigen die Angaben des Bischofs Navarre. Sie schreiben[2] über die Bergbewohner in der Nähe der Redscarbai: „In Mitteilungen über ihren Glauben sind diese Bergbewohner sehr zurückhaltend. Alles, was ich darüber erfahren konnte, war, daß der Große Geist, den sie verehren, in den Bergen wohnt und Oarova heißt; er hat eine Frau, Ovirova mit Namen, und einen Sohn Kurorova."

4. Die Mafulu (Britisch-Neuguinea).

Die Mafulu sind ein Bergvolk im Innern von Britisch-Neuguinea um den 8.° 30′ südl. Br. und 147.° östl. L. von Greenwich. Sie nennen sich selbst Mambule, aber dieser Name wird von ihren westlichen Nachbarn, den Kuni, Mafulu ausgesprochen, und unter diesem Namen hat sie Robert W. Williamson[3] in einer eingehenden Monographie geschildert. Ihre Sprache ist das sog. Fujuge (Fuyuge), das in verschiedenen Dialekten auch von mehreren Nachbarstämmen gesprochen wird und einen Zweig der Papuasprachfamilie bildet. Sie sind lebhaft, reizbar, fröhlich, ziemlich intelligent und tapfer, aber träge, bequem, rachsüchtig und unzuverlässig; doch ehrlich, soweit es sich um Grenz- und Eigentumsrechte handelt. In sittlicher Beziehung sind sie sehr lax, dabei äußerst abergläubisch[4].

Die gewöhnliche Kleidung, abgesehen von Schmucksachen, besteht in einem dünnen Rindentuchstreifen um die Lenden, der zwischen den Beinen durchgezogen

---

[1] Auch P. Jouet (La Société des Missionaires du Sacré-Cœur usw. 303) sagt von den Neuguineern, sie seien dem Christentum nicht abgeneigt; denn sie hätten die Idee von einem unsichtbaren mächtigen Wesen, das sie zwar nicht lieben, sondern fürchten, von dem sie aber doch wünschen, daß es sie gegen die Feinde schütze. Auch wird dieses Wesen (Biriwa) wohl vom Teufel (Paipai) unterschieden; vgl. ebd. 192.

[2] Neuguinea. Reisen und Missionstätigkeit während der Jahre 1877—1885. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1886, 126.

[3] The Mafulu Mountain People of British New Guinea, London 1912. Wie der Verfasser selbst dankbar anerkennt, haben ihm die Missionäre vom Heiligsten Herzen (M. S. C.), in deren Missionsgebiet die Mafulu wohnen, bei Abfassung seines Werkes wesentliche Dienste geleistet.

[4] Ebd. 25.

wird und vorn mit einem kleinen Schurz oder einer Schamhülle versehen ist. Die Kinder bleiben ganz nackt. Das Tätowieren ist nicht im Gebrauch; die Männer rupfen sich die Barthaare und die Augenbrauen aus. Die Nasenscheidewand wird im Alter von 15 bis 18 Jahren durchbohrt, und zwar unter Anwendung von Zauberformeln. Die Patienten müssen während dieser Zeit mancher Speisen sich enthalten und bis zur vollen Heilung der Wunde in eigens für diesen Zweck gebauten Hütten bleiben. In die Öffnung müssen sie ein Blatt eines bestimmten Baumes einfügen, dann müssen sie suchen, eine kleine Schlange zu erbeuten, und sie lebendig mit dem Schwanz voran durch das Loch zu ziehen und wegzuwerfen.

Die kleinen Kinder und die unverheirateten Töchter wohnen in der Hütte mit der Mutter zusammen; die größeren Knaben und vielfach auch die verheirateten Männer schlafen in dem sog. Klubhaus (emone), und zwar die Knaben von der Zeit an, wo sie den Schamgürtel erhalten, d. h. spätestens wenn sie zehn oder zwölf Jahre alt sind. Das Frühmahl wird den Männern von den Frauen in das Klubhaus gebracht. Die Frauen beschäftigen sich außer mit der Küche und dem Haushalt mit dem Anpflanzen von süßen Pataten, Taro u. dgl. und holen das Brennholz. Den Männern liegt die Besorgung der Yams-, Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen ob, auch müssen sie die großen Bäume fällen und Hecken errichten, wenn sie eine neue Pflanzung anlegen. Das Mittagessen wird von den Frauen für alle in den Gärten bereitet und dort eingenommen.

Im allgemeinen leben die Glieder einer Familie in Eintracht zusammen; die Kinder werden von den Eltern liebevoll behandelt; auch innerhalb der Dörfer ist wenig Streit und Zank zu bemerken. In allen Dörfern findet man eine große Zahl Schweine, doch sind sie nicht das Eigentum des Dorfes, sondern der einzelnen Familienhäupter; wenn es für ein Fest oder eine Zeremonie nötig ist, muß jede Haushaltung so viele Schweine liefern, als das Herkommen verlangt. Obwohl die Schweine keine Eigentumsmarke tragen, entsteht doch kein Eigentumsstreit, da jede Familie ihre Tiere sehr genau kennt.

Ein junger unverheirateter Mann im heiratsfähigen Alter darf nicht in Gegenwart von Frauen essen; er darf im Wald essen oder im Innern des Emone (Klubhaus), aber nicht auf der Plattform desselben, so daß Frauen es sehen könnten. Kinder und untergeordnete Leute müssen stets hinter dem Häuptling vorbeigehen, und wenn ein Häuptling redet, müssen alle andern, alte und junge, schweigen. Junge Männer und Mädchen können öffentlich unter anderem Volk frei zusammenkommen, aber kein junger Mann würde allein mit einem jungen Mädchen herumgehen[1].

Die Mafulu leben in kleinen Gruppen von Dörfern oder Weilern, und eine solche Gruppe bildet für manche Zwecke eine Einheit, die Williamson eine „Kommunität" nennt. Jede von diesen Kommunitäten bildet ein selbständiges Ganze, das mit andern Kommunitäten der Mafulu keine andern Beziehungen hat als diejenigen, die sich aus nachbarlicher Freundschaft oder aus Verwandtschaft ergeben. Jede Kommunität betrachtet die Glieder der andern Kommuni-

[1] Ebd. 79.

täten als Auswärtige. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Kommunitäten, d. h. den Gebieten, in denen die Glieder der einen Kommunität mit Ausschluß der andern jagen, fischen, Boden urbar machen, Holz fällen und Früchte sammeln können, sind genau bestimmt.

Die Zahl der Dörfer einer Kommunität schwankt zwischen zwei und acht; doch sind die Beziehungen der Dörfer verschieden wegen des Klansystems. In jeder Kommunität sind zwei oder mehrere Klans, und jeder Klan hat seine eigenen Dörfer oder wenigstens ein Dorf innerhalb der Kommunität; nie trifft man zwei Klans in einem Dorf oder einen Klan in zwei oder gar mehreren Kommunitäten. Das Band, das eine Gruppe von Dörfern desselben Klans miteinander verbindet, ist viel inniger als das Band der Kommunität als solches. Diese Dörfer vom selben Klan haben einen gemeinsamen Häuptling (amidi) und ein gemeinschaftliches Klubhaus (emone), nämlich das Haus, in dem der Amidi gewöhnlich residiert; sie unterstützen sich gegenseitig und helfen einander, wenn einem Individuum Unrecht geschehen ist. Die Klans sind an sich alle exogam, auch wenn die Glieder desselben in verschiedenen Dörfern wohnen. Die Glieder eines Klans bezeichnen einander als Imbele; die Zugehörigkeit zu demselben Klan entsteht aber nicht bloß durch Blutsverwandtschaft. Wenn z. B. ein Mann von einem Klan dauernd in das Dorf eines andern Klans übersiedelt, so wird er ein Imbele des letzteren Dorfes, bleibt aber Imbele seines ursprünglichen Klans. Von Totemismus konnte Williamson trotz sorgfältiger Nachforschung keine Spur entdecken[1].

Obwohl der Klanhäuptling in allen Klanangelegenheiten, besonders bei öffentlichen Zeremonien, die Leitung hat und sehr geachtet wird, hat er doch keine administrative oder richterliche Gewalt und kann kein Glied des Klans strafen. Dem Häuptling im Range zunächst folgt innerhalb des Klans ein Unterhäuptling in jedem Dorf des Klans, der em'u babe (Vater des Dorfes) heißt und in einem Dorfe die Funktionen des Häuptlings ausübt, mit Ausnahme der Funktionen beim Großen Feste, von dem später die Rede sein wird. Diese Unterhäuptlinge unterstützen den Häuptling in allen Funktionen, die den ganzen Klan betreffen. Ihre Wohnungen sind die Hauptemones der betreffenden Dörfer. Außer den Unterhäuptlingen gibt es noch eine Anzahl ake baibe (Große Männer), eine Art erblicher Aristokratie. Die Würde des Klanhäuptlings ist in der männlichen Linie nach dem Recht der Erstgeburt erblich. Sind keine männlichen Nachkommen vorhanden, so geht die Würde an den Bruder des Häuptlings oder den nächsten männlichen Verwandten. Der Häuptling hat keine besondern Tapus. Er darf sein Amt nicht antreten und auch kein Emone bauen, bevor er verheiratet ist.

Eine eigentliche Obrigkeit mit richterlicher Gewalt gibt es nicht, und sie scheint, wie Williamson meint, kaum nötig zu sein. Persönliche Zwistigkeiten zwischen Gliedern eines Dorfes oder Klans oder auch einer Kommunität, wie z. B. über Erbschaften, Grenzen, Eigentum, Übertretungen oder rechtswidrige Handlungen innerhalb des Dorfes oder der Kommunität sind äußerst selten, abgesehen von Ehebruch, Verwundung und Tötung infolge von Ehebruch, die

[1] Williamson, The Mafulu Mountain People usw. 90—91.

häufiger vorkommen. Manche Dinge werden von alters her als unrecht und strafwürdig betrachtet, besonders Stehlen, Verwunden, Töten und Ehebruch, aber die Strafe für diese Verbrechen wird von den Verletzten selbst und von ihren Freunden verhängt, die von der öffentlichen Meinung, und wenn der Beleidiger einem andern Klan angehört, oft von ihrem ganzen Klan tätig unterstützt werden. Die Strafe für den Diebstahl ist Wiedererstattung, aber innerhalb der Kommunität oder gar desselben Klans oder Dorfes gilt er für ein so schmachvolles Vergehen, daß schon das bloße Bekanntwerden desselben eine schwere Strafe für den Schuldigen ist. Bei Verwundung und Tötung gilt die Regel: Blut für Blut, Leben für Leben. Die Wiedervergeltung für ein Verbrechen, das ein Angehöriger eines andern Klans verübt hat, richtet sich oft nicht nur gegen den Schuldigen, sondern gegen seinen ganzen Klan. Um den Dieb und das Gestohlene ausfindig zu machen, bedient man sich verschiedener Zaubermittel.

Eigentumsrecht. Bewegliche Dinge wie Kleider, Schmucksachen, Werkzeuge und Schweine sind volles individuelles Eigentum; auch das Haus gehört einem Manne oder Familienvater, aber nicht der Boden, auf dem es steht; dieser bleibt Eigentum des Dorfes. Jeder erwachsene männliche Dorfbewohner hat das Recht, für sich in dem Dorfe ein Haus zu bauen, und zwar nur eins, doch kann er noch Häuser in andern Dörfern haben. Nur die Häuptlinge und die besonders angesehenen Männer dürfen in demselben Dorfe zwei oder drei Häuser besitzen. Wird das Haus niedergerissen und nicht wieder aufgebaut, so kehrt der Boden in das Eigentum des Dorfes zurück und ein anderer kann darauf ein Haus bauen.

Das Waldland ist Eigentum von Privaten und das Eigentumsrecht erstreckt sich auf alle Bäume und Pflanzen, die darauf wachsen, aber nicht auf das Wild, das als Gemeingut der Kommunität gilt; jedes Glied der Kommunität darf da vorübergehend jagen und fischen. Die Grenzen der einzelnen Gebiete sind genau bekannt, obwohl man keine künstlichen Grenzmarken sieht. Auch die Gärten, die ein Mann auf Privatgebiet urbar gemacht hat, gehören ihm, und er darf dort so viele Häuser bauen, als er will. Niemand aber darf das Waldland oder die Gärten verkaufen, Eigentumsübertragungen kommen deshalb nur infolge von Tod und Erbschaft vor.

Beim Tode eines Mannes erbt die Witwe nichts, doch gewährt man ihr gewöhnlich ein Schwein, das sie später zur Beendigung der Trauerzeit fordern darf; sie hat ferner mit ihres Mannes Kindern das Recht auf die Ernte des laufenden Jahres, die sie mit ihrem Manne gepflanzt hat, und endlich darf sie im Hause ihres Mannes bleiben, solange die Trauerzeit dauert; dann wird das Haus niedergerissen und die Witwe kehrt gewöhnlich zu den Ihrigen in ihr Geburtsdorf zurück. — Solange Söhne vorhanden sind, erben die Töchter des Verstorbenen nichts, wiewohl man ihnen aus Gnade einige bewegliche Güter überläßt. Die Söhne teilen die bewegliche Habe unter sich, das Wald- und Gartenland gehört ihnen gemeinsam und kann nicht geteilt werden, doch kann jeder einen bestimmten Teil des Waldlandes in Gartenland umwandeln und dadurch zu seinem vererblichen Eigentum machen. Frauen können kein unbewegliches Eigentum erwerben. Stirbt eine Frau, so erbt all das Ihrige ihr Mann

oder, wenn der tot ist, ihre Kinder. Irgend eine Art von sog. weiblicher Linie oder Mutterrecht besteht nicht[1].

Ehe. Die Ehen werden erst eingegangen, wenn beide Brautleute das heiratsfähige Alter erreicht und den Lendengürtel erhalten haben. Gewöhnlich holt sich der Mann eine Frau aus einer andern Kommunität, doch nimmt er zuweilen auch eine Frau aus einem andern Klan seiner eigenen Kommunität. Sehr selten gehört die Frau zu einem andern Dorf desselben Klans und noch seltener zum selben Dorf. Leute, die von demselben Großvater oder derselben Großmutter sei es väterlicher- sei es mütterlicherseits abstammen, dürfen einander nicht heiraten. Es kommen zwar ausnahmsweise Ehen innerhalb dieser Grade vor, aber sie werden ungern gesehen. — Vielweiberei ist häufig. Bei einem gewöhnlichen Mann wohnen alle Frauen in demselben Haus mit ihm; Häuptlinge oder reiche Männer haben aber mehrere Häuser. Kinder werden oft sehr früh verlobt. In einem Fall wurde ein Mädchen von 16 oder 17 Jahren mit einem noch nicht gebornen Sohn eines Häuptlings vermählt, und als dieser Sohn starb, noch bevor ein eheliches Verhältnis möglich war, wurde das Mädchen als Witwe angesehen.

Ein junger Mann spricht von seiner gegenwärtigen oder voraussichtlichen Braut als von seiner „Blume" (ojande). Ist er noch nicht verlobt und sucht er eine Braut, so gebraucht er verschiedene Zaubermittel, um die richtige zu finden. Er zündet z. B. bei ruhigem Wetter ein Feuer an und wartet, bis eine entstehende Brise den Rauch nach einer bestimmten Richtung treibt. In dieser Richtung geht er dann auf die Suche.

Die Ehe kommt gewöhnlich dadurch zustande, daß der junge Mann durch eine weibliche Verwandte dem Mädchen den Antrag stellt. Die Ehe selbst, die entweder die Verlobung durch die Eltern oder wenigstens ihre Einwilligung voraussetzt, wird ohne viele Formalitäten geschlossen. An dem für die Hochzeit bestimmten Tage geht der Bräutigam zu dem Haus der Eltern des Mädchens, dann ziehen Bräutigam, Braut und die Eltern der Braut zum Hause der Eltern des Bräutigams. Hier wird der Brautpreis bezahlt, und von jetzt an leben die beiden jungen Leute als Mann und Frau zusammen im Hause der Eltern entweder des Bräutigams oder der Braut, bis der junge Mann ein eigenes Haus für sich erbaut hat. Noch einfacher kommt zuweilen die Ehe zustande durch Entlaufen. Bräutigam und Braut laufen in den Wald oder in ein entferntes Dorf und bleiben dort, bis die Freunde des Bräutigams die Einwilligung der Eltern erlangt haben und der Preis bezahlt ist.

Vor der Ehe scheint der Verkehr der jungen Leute ein sehr ungebundener zu sein und vielerlei Ausschweifung vorzukommen. Nach der Ehe wird der Ehebruch, namentlich von seiten der Frau, als ein schweres Verbrechen angesehen; der beleidigte Ehegatte prügelt die schuldige Frau und ist berechtigt, ihren Mitschuldigen zu töten, ein Recht, von dem er auch meist Gebrauch macht, wofern ihn nicht die Furcht vor der englischen Regierung zurückhält. Zuweilen aber gibt er sich zufrieden, wenn ihm der Schuldige ein Schwein bezahlt. Die schuldige Frau wird selten verstoßen. Eine formelle Ehescheidung gibt es nicht,

[1] Williamson, The Mafulu Mountain People usw. 124.

aber ein Mann, der seiner Frau überdrüssig ist, macht ihr vielleicht das Leben so unausstehlich, daß sie davonläuft. Häufiger jedoch liegt der Grund zur Ehescheidung an der Frau, die ihren Mann nicht mag oder sich in einen andern verliebt hat und nun mit diesem letzteren entflieht. Der betrogene Ehegatte sucht aber den für die Frau bezahlten Preis wiederzubekommen; gelingt dies nicht, so kommt es leicht zu Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Klans.

Abortus und Kindertötung kommen sehr häufig vor. Obwohl nämlich die Immoralität der Unverheirateten so groß ist und nie bestraft wird, gilt es doch als eine Schande für ein Mädchen, ein Kind zu bekommen, und es sucht sich deshalb mit Fruchtabtreibung oder Kindertötung zu helfen. Auch verheiratete Frauen machen sich oft solcher Praktiken schuldig, um nicht mehr Kinder zu bekommen oder aus abergläubischen Gründen. Bei den westlichen Nachbarn der Mafulu, den Kuni, wurde bis vor kurzem mit der Mutter, die im Kindbett starb, das Kind lebendig begraben; ob diese Sitte bei den Mafulu bestand, ist ungewiß [1].

Früher waren die Mafulu zweifellos Kannibalen und sie sind es gelegentlich noch, wenn es ohne Wissen der Weißen geschehen kann. Doch war ihr Kannibalismus ein beschränkter. Sie töten keine Menschen, um sie zu verspeisen, wohl aber verzehren sie Leichen von Leuten, die ermordet wurden oder eines natürlichen Todes gestorben sind. Auch ist das Opfer dieser Sitte stets ein Glied einer fremden Kommunität. Die derselben zu Grunde liegende Idee scheint eher eine Fortsetzung der Feindseligkeit oder Rache zu sein als die Befriedigung der Eßlust. Daran, sich die Tapferkeit und Kraft des Getöteten anzueignen, scheint man hier nicht zu denken. Der Mörder nimmt nie an dem Mahl teil, bei dem sein Opfer verspeist wird.

Alle Krankheiten werden dem Zauber zugeschrieben, den ein böser Mensch im Bunde mit einem Geist verursacht; doch haben sie auch natürliche Mittel gegen dieselben. Kommt eine Person zum Sterben, so übernimmt die Sorge für sie eine Frau, zu deren Amt das gehört und die ihre Gehilfinnen hat. Sie nährt den Sterbenden, wäscht ihn von Zeit zu Zeit, hält die Fliegen fern, aber macht keine Versuche, ihn zu heilen, da dies nicht ihres Amtes ist. Während dieser Zeit heulen die Frauen in und außer dem Haus. Wenn die Pflegefrau glaubt, der Kranke sei tot, so gibt sie ihm mit ihrer Faust einen heftigen Schlag auf die Seite des Kopfes und erklärt, er sei tot. Sobald die Männer im Dorf den Tod vernehmen, schreien sie, so laut sie können, wie es scheint, um den Geist des Mannes zu verscheuchen. Die Verwandten des Toten, Männer und Frauen, beschmieren ihren Leib mit Lehm zum Zeichen der Trauer. Das Begräbnis findet ungefähr 24 Stunden nach dem Tode statt. Die Leiche wird in Bananenblätter und Baumrinde eingewickelt und bleibt so im Sterbehaus. Die Knie des Toten werden an das Kinn herangezogen und die Fersen bis an das Gesäß. Inzwischen wird von den Männern in dem offenen umzäunten Dorfplatz das Grab hergerichtet. Ist alles fertig, so tragen Männer unter den Trauergesängen der weiblichen Verwandten die Leiche zum Grabe und legen sie in demselben auf den Rücken. Dann erheben die Männer wieder ein

[1] Ebd. 178.

lautes Geschrei in der gleichen Weise und Absicht, wie oben angegeben wurde. Zwei oder drei Tage nach dem Begräbnis ladet die Familie des Verstorbenen einige Männer und Frauen aus einer andern Kommunität zum Totenfest ein, bei dem die eingeladenen Gäste die Speere schwingend und stillschweigend mehrmals um den umfriedeten Platz ziehen; dann wird ein großer Schmaus gehalten[1]. Das Gesagte betrifft das Begräbnis gewöhnlicher Personen, handelt es sich aber um einen Häuptling, so sind die Feierlichkeiten viel größer. Das Begräbnis findet erst anderthalb oder zwei Tage nach dem Tode statt, und die Leiche des Häuptlings wird in einer Kiste entweder auf ein 9—10 Fuß hohes Gerüst gelegt oder in der untersten Gabelung der Äste eines bestimmten Baumes beigesetzt.

Religion und Aberglaube. Ohne die Unterstützung von seiten der Missionäre würde ich es, bemerkt Williamson, nicht wagen, über die Religion der Mafulu zu schreiben, und trotz dieser Unterstützung veröffentliche ich die folgenden Angaben nur unter Reserve.

„Ich hörte nichts, was die Annahme rechtfertigen könnte, das Mafuluvolk habe einen Glauben an einen allgemeinen Gott oder Allvater; aber es besteht bei ihnen der allgemeine Glaube an ein geheimnisvolles Wesen mit Namen Tsidibe, das ein Mann oder ein Geist sein kann (ihre Ideen darüber sind vag), das ungeheure Macht hat und einst von der Richtung von Osten nach Westen durch ihr Land zog."[2] Sie glauben, Tsidibe habe sie alle ihre Gewohnheiten mit Einschluß der Tänze und Handgewerbe gelehrt, er sei endlich in das Land der Weißen gezogen und lebe dort noch; von ihm hätten die Weißen ihre höhere Kenntnis in den Gewerben. Sie halten den Tsidibe für ein wesentlich wohlwollendes Wesen und bedauern, daß er ihr Land verlassen habe, glauben aber nicht, daß er noch einen Einfluß auf sie ausübe, und richten keine Gebete an ihn. Man zeigt noch heute merkwürdige Steine oder große Felsen als Spuren seines Durchzuges durch das Land. Aber sie erweisen ihnen keine Verehrung und haben keine Furcht, sie zu berühren, wagen es jedoch nicht, sie zu beschädigen. Williamson fand auch keine Spur davon, daß die Mafulu Tsidibe als einen vergötterten Ahnen oder überhaupt als einen Ahnen betrachten.

Die Mafulu haben einen lebendigen Glauben sowohl an Geister von Verstorbenen, die einst auf Erden gelebt, als an Geister, welche nie menschliche Gestalt gehabt haben. Alle diese Geister sind übelwollend. Jeder Mensch, Mann und Frau, hat während seines Lebens ein geheimnisvolles Selbst neben seinem leiblichen, sichtbaren und bewußten (?) Selbst, und dieses geistige Selbst wird den Menschen beim Tod als Geist überleben. Davon, daß dieses geistige Selbst während des Schlafens oder Träumens den Leib verlassen könne, haben die Mafulu, wie es scheint, keine Idee, obwohl sie glauben, wenn jemand von einem Toten träume, habe ihn der Geist desselben besucht[3]. Beim Tode verläßt der Geist den Leib und wird und bleibt ein böswilliges Wesen. Von einer Wiedergeburt haben die Mafulu keine Idee und auch nicht davon, daß der

[1] Williamson, The Mafulu Mountain People usw. 248. [2] Ebd. 264.
[3] Ebd. 266.

Geist in ein Tier oder in eine Pflanze eingehe; doch wird er zuweilen, wie es scheint, eine Pflanze. Ob und wie einer gestorben sei, das macht nach der Ansicht der Eingebornen keinen Unterschied, auch haben sie keine abergläubische Furcht vor dem Besuch der Gräber oder vor der Nennung der Namen der Verstorbenen. Über den Zustand nach dem Tode konnte Williamson außer dem Gesagten nichts erfahren. Wenn das geistige Selbst bei dem Tode eines Menschen den Leib verläßt, auf jeden Fall aber nachdem die Zeremonie der Tötung eines Schweines vollendet ist, zieht der Geist weg auf die Spitzen der Berge, wo er allem Anscheine nach für immer als Geist existiert. Das laute Schreien beim Tod und Begräbnis sind die ersten Schritte zur Vertreibung des Geistes, und das Schlachten des Schweines vollendet dieselben. Der Geist einer jungen oder erwachsenen Person bis zu 40 oder 45 Jahren wird das schimmernde Licht auf dem Boden im Gebüsch, das man hier und da in dichten Wäldern wahrnimmt, wenn es die Sonne beleuchtet. Der Geist einer älteren Person wird ein großer Pilz, der hier auf den Bergen vorkommt. Ob dieses „wird" eine eigentliche Umwandlung des Geistes oder ein bloßes Wohnen desselben in dem Licht oder dem Pilz bedeutet, konnte Williamson nicht genau feststellen. Als Nahrung dienen diesen abgestorbenen Geistern die geistigen Bestandteile der gewöhnlichen einheimischen Speisen (süße Pataten, Yams, Bananen usw.); sie kommen von den Bergen in die Dörfer und Gärten, um ihre Nahrung zu holen. Da diese Geister als übelwollend gelten, schließen die Eingebornen während der Nacht alle Zugänge zu ihren Wohnungen, mit Ausnahme des Emone, wo immer viele Männer zusammen sind. Eigentliche Zaubermittel, um diese Geister fernzuhalten, sind nicht im Gebrauch, doch scheint das Schlachten eines Schweines bei verschiedenen Gelegenheiten, und zwar immer in der Nähe des Grabes des Häuptlings, in der Absicht vorgenommen zu werden, um die Geister der verstorbenen Häuptlinge und angesehenen Männer zu versöhnen und zu beeinflussen.

Außer den Geistern der Verstorbenen nehmen die Eingebornen, wie schon bemerkt worden, auch Geister an, die nie Mensch waren; wenn sie in die Nähe eines Ortes kommen, wo ein solcher Geist herumspukt, so dreht sich der Führer um und sagt dieses den Nachfolgenden mit leiser Stimme, und sofort schweigen alle. Sie nehmen dann eine Handvoll Gras, machen damit einen Knoten und gehen während einiger Zeit schweigend voran. Wenn sie an den unheimlichen Ort kommen, dreht sich der Führer um, und alle werfen den Grasbüschel auf den Boden, um so die Gefahr abzuwenden[1]. Die Fischer haben die Gewohnheit, beim Fischen Gebete an den Fluß zu richten.

Die Mafulu haben zahlreiche Zauberer, die aber nur mit den eigentlichen Geistern, nicht mit den Seelen der Verstorbenen in Verbindung stehen. Sie sind sehr gefürchtet und doch wieder sehr gesucht; sie sind auch Wahrsager und gebrauchen ihre Macht nie zum Schaden des eigenen Dorfes oder Klans, ja meist auch nicht zum Schaden eines Gliedes derselben Kommunität, sondern nur gegen die Glieder anderer Kommunitäten. Eine Hauptfunktion derselben ist die Heilung der Krankheiten durch allerlei Zaubereien. — Geheime Gesell-

[1] Ebd. 274.

schaften gibt es bei den Mafulu keine. Sie haben aber zahlreiche Tapus. Junge Männer essen kein Fleisch von wilden Schweinen, solange sie ledig sind. Vor gewissen Festen haben sie strenge Fasten zu beobachten. Namentlich gilt dies von dem sog. „Großen Fest", das von einer ganzen Kommunität in Zwischenräumen von fünfzehn oder zwanzig Jahren gefeiert wird. Das Fest wird schon ein oder zwei Jahre lang vorbereitet, weil dabei eine ungeheure Zahl von Schweinen, große Massen von Früchten aller Art verzehrt und einige Häuser und Tanzplätze errichtet werden. Bei diesem Fest wird das Totengerüst eines Häuptlings niedergerissen, die Gebeine des Häuptlings in das Blut der geschlachteten Schweine getunkt und mit diesen blutigen Gebeinen die Gebeine anderer Häuptlinge berührt. Wahrscheinlich will man durch das Fest die Geister der Häuptlinge, deren Gebeine bei der Zeremonie verwendet werden, versöhnen oder dauernd vertreiben. Nach dem Fest, wenn die Gäste das Dorf verlassen haben, wird noch eine Nachfeier gehalten, dann wird das Dorf gereinigt und von den meisten für ein halbes Jahr verlassen; wahrscheinlich aus Aberglauben oder als Reinigungszeremonie.

5. Die Eingebornen der Dufaure-Insel, des Papuagolfs usw.

1. Weil die Eingebornen Neuguineas aus so verschiedenartigen Elementen bestehen, so darf es uns nicht wundern, daß an verschiedenen Orten auch ganz verschiedene religiöse Anschauungen herrschen. Beachtenswert ist, was uns Chalmers und Gill[1] über die Eingebornen der Dufaure-Insel berichten. „Ihre Gewohnheiten und Sitten sind merkwürdig und interessant. Sie kochen die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde, um die so gereinigten Schädel in ihren heiligen Stätten aufzuhängen. Sie kennen nur einen Großen Geist, Palaku-Bara, der in den Bergen wohnt. Sie verehren ihn gemeinschaftlich an einem Ort. Jede Familie hat außerdem ihren besondern heiligen Platz, wo sie den Geistern der verstorbenen Voreltern, die sie schrecklich fürchten, Opfer bringen. Jede Krankheit, Tod und Hungersnot wird diesen bösen Geistern zugeschrieben und sie müssen besänftigt werden. — Nur an diesem einen Ort dürfen die Schweine getötet werden; hier werden sie dem Geiste geweiht, hier wird das Blut vergossen, worauf der Kadaver ins Dorf zurückgebracht wird, um verteilt, gekocht und verspeist zu werden. Die Schädel der Schweine werden aufbewahrt und im Hause aufgehängt. Speisen zu einem Schmause, wie solcher z. B. beim Bau eines Hauses gefeiert wird, werden in der Nähe des Pfostens, an dem die Schweineschädel hängen, aufgestellt und dabei ein Gebet gesprochen. Beim Aufrichten des Hauptpfostens werden den Geistern Wallabys, Fische und Bananen dargebracht, wobei sie angefleht werden, das Haus stets voll Nahrung zu erhalten und es zu stützen, wenn der Sturm weht."

„Der Große Geist läßt jede Frucht gedeihen, ihm werden Geschenke von Nahrungsmitteln dargebracht. — Wenn der Geist den Körper eines

[1] Neuguinea. Reisen und Missionstätigkeit usw. 61—62. Die Insel Dufaure, von der hier die Rede ist, liegt im Südosten Neuguineas zwischen der Orangeriebai und dem Mullens Harbour (149° 36′ ö. L. von Greenwich).

Dahingeschiedenen verläßt, nimmt er ein Boot, fährt über die Lagune und eilt in die Berge, wo er in ewiger Seligkeit verbleibt, ohne Arbeit, ohne Sorge und reich an Betelnüssen.“ „Ehe die Eingebornen mit dem Pflanzen beginnen, gehen sie mit einem Bündel Bananen und Zuckerrohr in die Mitte der Pflanzung und rufen laut die Namen aller zur Familie gehörenden Verstorbenen an, indem sie sprechen: ‚Hier ist eure Speise, sind eure Bananen, ist euer Zuckerrohr, laßt nun unsere Früchte reifen, laßt sie gedeihen. Wenn sie nicht gut und reichlich wachsen, so ist es euch allen zur Schande wie uns.‘ — Wenn sie einen Handelszug unternehmen, bringen sie den Geistern am Mittelpfosten des Hauses ihre Speisen dar und bitten sie, ihnen voranzugehen und das Volk vorzubereiten, damit der Handel gedeihe. Keine große Arbeit, kein Ausflug wird ohne Opfer und Gebet unternommen. Wird die Familie durch Krankheit heimgesucht, so bringt man ein Schwein zum heiligen Ort des Großen Geistes und tötet es dort. Dann wird der Kadaver an den heiligen Familienplatz gelegt und die Geister werden gebeten, ihn anzunehmen. Hierbei beichten sie all ihre Sünden, z. B. daß sie Bananen oder Kokosnüsse genommen, ohne den Geistern hiervon geopfert zu haben, und rufen dann: ‚Hier ist ein Schwein, nehmet es an und heilet die Krankheit.‘ Folgt der Tod, und der Tag der Beerdigung bricht an, so stellen sich alle Freunde rings um das offene Grab, worauf die Schwester oder Cousine des Häuptlings ruft: ‚Ihr zürnt uns wegen der Bananen, die wir genommen haben, und in eurem Zorn habt ihr dies Kind uns entrissen. Laßt euch daran genügen und begrabt euren Zorn.‘ Darauf wird der Leichnam ins Grab gelegt und mit Erde bedeckt.“

2. Anders lauten die Angaben derselben Missionäre über die religiösen Anschauungen der Eingebornen am Papuagolf[1]. Das Volk von Port Moresby behauptet, mit den Golfeingebornen gleichen Ursprungs zu sein. Zwei Männer entsprangen der Erde, Kerimaikuku und Kerimaikape, aber keine Frau; eine Hündin war ihre einzige Gesellschaft. Da sie sich Kinder wünschten, wurde ihnen ein Sohn und eine Tochter geboren. Als diese beiden erwachsen waren, heirateten sie einander, und da ihnen Kinder geboren worden, bezifferte sich die Zahl der Eingebornen auf vierzehn. Nun trennten sie sich; zwei gingen zurück in die Berge, und von ihnen entsproß der Koiaristamm; zwei blieben in der Niederung, und ihnen entstammt das Geschlecht der Koitapuans, ein Geschlecht von Zauberern; die übrigen zogen nach Elema, wo sie während mehrerer Generationen blieben. Da entstand ein Streit zwischen zwei Brüdern; der jüngere zog mit großem Anhang nach Osten und siedelte sich bei Taurama an. Als er fortzog, sagte ihm die Göttin Kaevakuku: „Geh und gedenke mein beim Tanz, beim Fest, beim Pflanzen und Ernten, stets gedenke mein, und ich werde dich beschützen.“ Das gleiche sprachen zu ihm Semese und Tauparau. An einem Festtage ziehen Gesellschaften in den Busch, um sich mit Blättern zu putzen, und mit geschmückten Stäben kommen sie ins Dorf, Kaevakuku darstellend. Die Götter leben in Elema (einem Distrikt Neuguineas), wo ihnen zu Ehren Tänze und Festlichkeiten veranstaltet werden; Hymnen und Lieder werden zu

[1] Ebd. 124 ff.

ihrem Preise angestimmt, ihre Priester und Tempel sind heilig, und kein Weib noch Jüngling darf sich ihnen nahen. Wenn jemand erkrankt, werden dem Götzenbild Speisen dargebracht und Gebete angestimmt, damit der Kranke gerettet werde. Sowie die Boote aus Port Moresby in Elema ankommen, begeben sich ihre Führer sofort in den Tempel, breiten Armringe, Töpferwaren u. dgl. als Opfer aus, ebenso machen sie vor dem Antreten der Rückreise dem Tempel einen Besuch, um neue Opfer darzubringen und hierbei guten Wind und glückliche Heimkehr zu erflehen. Wenn ihre Priester vernachlässigt werden, sind die Götter sehr beleidigt. Der Mittelpfosten eines jeden Hauses ist Kaevakuku geweiht, hier wird ihr bei jedem Fest ihr Anteil an den Speisen zuerst dargebracht. Die ersten Früchte gehören ihr; jedes Pflanzen ist unnütz, wenn nicht die Götter es segnen. Die Sonne gehört Kaevakuku, Regen, Blitz und Donner Semese und Tauparau. „Als wir uns in Vailala aufhielten, wurde Semeses Tempel geschlossen und er gefangen gehalten, bis ein großer Tanz und ein Fest, das bald stattfinden sollte, beendet waren; dann erst sollte er in Freiheit gesetzt werden, um in die Berge zu gehen und dort nach Belieben mit Blitz, Donner und Regen zu schalten.“ [1]

Beim Pflanzen, Fischen usw. gebrauchen viele Küstenbewohner Zaubermittel, die sie aus Vailala erhalten, wo die Götter sie gesegnet haben. Kaevakuku wird durch eine große Figur aus Weidengeflecht dargestellt, ihr Hut ist breit; wenn sie in schwierigen Dingen befragt wird, gibt sie Antwort, indem sie den Kopf schüttelt oder unbewegt bleibt. Eine Partei, die in den Kampf ziehen will, wird zuvor mit einer Opfergabe in den Tempel gehen und fragen, ob sie kämpfen soll oder nicht. Semese und Tauparau werden aus Holzblöcken gemacht, sie stehen außerhalb einiger Tempel und an allen Pfosten, die von der Mitte aus laufen.

„Die Eingebornen von Port Moresby glauben, daß die Seele, sowie sie den Körper verläßt, nach Elema sich begibt, wo sie für immer mitten unter Speisen und Betelnüssen verweilt und ihre Tage und Nächte in endloser Freude mit Essen, Betelkauen und Tanzen verbringt. Die Seelen schlechter Menschen werden nach Poaua und Idia, zwei kleinen Inseln nahe bei Boera, verbannt, wo sie so lange bleiben müssen, bis die Göttin nach ihnen sendet.“ [2] Ähnliches berichtet der englische Missionär J. G. Lawes, der sich drei Jahre bei Port Moresby aufgehalten hat[3]: „Im Gegensatz zu D'Albertis Wahrnehmungen muß ich konstatieren, daß die Eingebornen von Port Moresby sehr stark an ein zukünftiges Leben glauben, desgleichen in Lerepunu, einem Dorfe 60 Miles östlich von Port Moresby, und überhaupt, soviel ich erfahren konnte, alle Stämme dieses Teiles der Insel. Ihre Anschauungen über den Tod sind verworren und unbestimmt. Die Seele eines Verstorbenen geht, wie sie behaupten, in den Raum über, findet aber schließlich ihren Weg zu einem Ort, wo nur Lust und Vergnügen herrscht. ... Ihr Glaube an ein zukünftiges Leben entspringt mehr der Furcht als der Hoffnung, denn sie befürchten, daß die Abgeschiedenen Unglück über sie bringen können.“ Diese

[1] Chalmers und Gill, Neuguinea usw. 125—126. [2] Ebd. 126.
[3] Vgl. Petermanns Geographische Mitteilungen 1879, 280.

letzte Bemerkung ist nicht richtig. Die Furcht vor Schädigung durch die Toten setzt ja den Glauben an ihr Fortleben schon voraus, dieser Glaube kann also nicht die Wirkung der Furcht sein.

3. Über die religiösen Anschauungen der Einwohner an der Orokolobai erfuhren Chalmers und Gill folgendes: „Der Geist Kanitu schuf zwei Männer und Frauen, die der Erde entsprangen; der ältere Bruder hieß Leleva, der jüngere Vovod; von diesen beiden stammen alle Menschen ab. Sie glauben an einen Gott, der im Geisterland in den Bergen wohnt und sich, wenn er zu ihnen herabsteigt, auf dem First des Tempels niederläßt. Im Tempel steht ein Bild aus Weidenzweigen geflochten; dort fragt man ihn um Rat, dort beschenkt man ihn.“ [1]

Nach einer Sage der Orokolo-Einwohner zog einst Iko, ein tapferer Mann, ins Land der Geister und sah die Bewohner desselben tanzen und Gastmahle feiern. Er erblickte einen prächtigen Tempel, und da er den Wunsch äußerte, auszuruhen, sagte man ihm, er möge sich auf den Boden ausstrecken, der Große Geist würde unterdessen auf dem Firste des Tempels weilen. Iko kehrte heim und erzählte seiner Frau und seinem Sohne, was er gesehen. Einige Zeit darauf wurde er ermordet, und als die Mörder heimkehrten, sahen sie ihn auf einem großen Stein sitzen. Er sagte ihnen: „Ich bin nicht tot, aber ich kann nicht mit euch leben. Gleich mir werdet ihr sterben, um niemals in dieses Leben zurückzukehren; ihr werdet zu mir kommen in das Land der Geister und des Überflusses und der immerwährenden Freude; dies ist das einzige Leben, was wert ist, Leben zu heißen. O, wüßtet ihr, wie schön dieses Leben ist, ihr würdet euch immer danach sehnen, es währet ewiglich.“ Iko ist nun Kanitu (Geist) und der Urheber jedes Wachstums [2]. Die Orokololeute erzählen auch von einer Überschwemmung der ganzen Erde, bei der nur die Spitzen der Berge aus dem Wasser herausschauten. Auf diese Bergspitzen flüchteten sich viele Menschen und blieben dort, bis das Wasser zurücktrat [3].

6. Die Papua im Mimikadistrikt (Holländisch-Neuguinea) [4].

Die Eingebornen am Mimikafluß zerfallen in zwei Klassen oder Stämme; die einen wohnen am Unterlauf des Mimika und machen periodische Ausflüge ans Meer; die andern leben am Oberlauf am Fuß der Berge und kommen nie an das Gestade. Zwischen beiden Stämmen liegt eine öde, unbewohnbare Gegend, so daß sie fast keinen Verkehr miteinander haben; doch gleichen sie sich in Gestalt, Sitten und Gebräuchen so sehr, daß dieselbe Schilderung auf beide paßt. Beide gehören zu der Papuarasse. Daneben leben in den Bergen noch Pygmäen, von denen wir am Schluß einiges sagen werden [5].

Im Äußeren zeigen die Mimika-Eingebornen den gewöhnlichen Typus der Papua. Sie durchbohren die Nasenscheidewand unter feierlichen Zeremonien. Eigentliches Tätowieren ist unbekannt, wohl aber schmücken sie den Rücken und

[1] Ebd. 136—137. [2] Ebd. 137. [3] Ebd. 137—138.

[4] Vgl. A. F. R. Wollaston, Pygmies and Papuans. The Stone Age to-day in Dutch New Guinea, London 1912.

[5] Ebd. 109.

die Arme mit Narbenlinien und bemalen ihr Gesicht. „Es ist sonderbar", sagt Wollaston, „daß der schwarze Mann nie nackt aussieht; ein unbekleideter weißer Mann ist ein nackter Mann, das gilt auch vom gelben Mann, aber ein Papua scheint immer genügend bekleidet zu sein, obwohl kaum jemand weniger Kleider anhaben kann als er." Die ganze Kleidung mancher Männer vor der Ankunft der Europäer bestand in einem schmalen Streifen Rindentuch, der um die Lenden gebunden wurde und vorn herunterhing, so daß er kaum das Notdürftigste bedeckte. Noch gewöhnlicher trugen die Männer ein Penisfutteral oder auch eine Muschel als Schamhülle. Die Knaben bis zum Alter der Pubertät blieben ganz unbekleidet. Die Frauen sind etwas besser bekleidet als die Männer; gewöhnlich tragen sie einen dünnen Gürtel, von dem ein schmaler Streifen Rindentuch bis zum halben Oberschenkel und ein breiterer bis zum Knie herunterhängt. Außerdem tragen manche Frauen eine kurze ärmellose Weste. Neu verheiratete Frauen tragen eine Art Schürze oder lange Fransen aus Blättern, die vorn herunterhängen. Die kleinen Mädchen erhalten, sobald sie laufen können, einen dünnen Rindentuchstreifen, der zwischen den Beinen durchgezogen wird [1].

Vielweiberei scheint als zulässig zu gelten, aber wenige Männer haben mehr als eine Frau, und viele Männer haben gar keine Frau, da, wie es scheint, die Zahl der Frauen geringer ist als die der Männer. Von den Ehehindernissen und Heiratszeremonien konnte Wollaston nichts Sicheres erfahren; er und seine Begleiter hielten sich zu wenig lang in der Gegend auf und waren außerdem nicht imstande, die Sprache der Eingebornen zu bemeistern. In jedem Dorf gab es einen oder zwei oder selbst mehr Männer, die sich „Natoo", d. h. Häuptlinge, nannten, die aber, wie es scheint, keine besondere Autorität hatten [2]. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Gesellschaft oder das Gemeinwesen aus einer Gruppe von kleinen Familien besteht. Diese Gesellschaft kann aber in keiner Weise als kommunistisch bezeichnet werden. Man findet kein Anzeichen von Gemeineigentum. Jede Person oder jede Familie hat ihr Eigentum. Ein Kanoe gehört der Familie des Mannes, der es hergestellt hat. Die Kokosnußbäume, die dem unteren Mimika entlang hier und da wachsen, gehören nicht einer Gesamtheit, sondern wahrscheinlich den Individuen, die sie gepflanzt haben. Zuweilen sind die Bäume durch eine kleine Hecke geschützt, in andern Fällen sind einige Palmblätter oder eine Schnur mit durchbohrten Muscheln daran befestigt. Wird von den Jägern Wildbret ins Dorf gebracht, so wird es unter alle Häuser des Dorfes verteilt. Die Häuser eines Dorfes stehen gewöhnlich in einer Reihe unter einem gemeinsamen Dach, so jedoch, daß jede Familie ihren eigenen Ein- und Ausgang hat und getrennt lebt, obwohl es keine Querwände gibt. In einem Dorfe fand Wollaston ein größeres alleinstehendes Haus, in dem nur die jungen Männer wohnten [3].

Obwohl die Frauen die meiste Arbeit verrichten, sind sie doch keine Sklavinnen; die Männer scheinen sie sehr zu achten. Wenn die Reisenden etwas von einem Manne kaufen wollten, z. B. ein Kanoe, so antwortete er oft, er wolle zuerst mit der Frau reden, und wenn er dann wiederkam, forderte er einen höheren

[1] Wollaston, Pygmies and Papuas usw. 115. [2] Ebd. 128.
[3] Ebd. 130.

Preis, weil ihn die Frau dazu vermochte. Nur in einem einzigen Fall sahen sie eine rohe Behandlung einer Frau.

„In Bezug auf den Aberglauben und Glauben der Papua erfuhren wir infolge der leidigen Schwierigkeiten der Sprache gar nichts. Religion im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes aber haben sie keine, dessen bin ich sicher." Wenn man nur kurze Zeit bei einem Volke gewesen ist und seine Sprache nur sehr mangelhaft kennt, sollte man etwas weniger apodiktisch reden. Das ergibt sich auch aus dem, was weiter folgt. „Zwar machen sie sonderbar geschnitzte Figuren, aber dies sind keine Idole, und nichts beweist, daß sie sie je zu Rate ziehen oder verehren, im Gegenteil, sie behandeln sie mit Verachtung und zeigen oft lachend auf sie. Diese Bilder sind sehr sinnreich und geschickt aus Holz geschnitzt und stellen immer eine groteske und zuweilen recht unanständige menschliche Figur dar. Sie wechseln in der Größe zwischen einigen Zoll und 12 bis 14 Fuß, und wenn sie nicht vernachlässigt werden, sind sie mit roter und weißer Farbe bemalt."

Der erste Donnerschlag, den man hörte — und das kam fast jeden Tag vor — wurde von den Männern mit einem langgedehnten, zitternden Schrei begrüßt. Bei einem besonders heftigen Donnerschlag, bei dem der Blitz fast unaufhörlich leuchtete, kamen die Männer vor die Türen und schlugen mit langen Stöcken auf den Boden; dann schwangen sie die Stöcke in der Luft herum und schrieen dabei laut. Das Pfeifen eines bestimmten Vogels wird mit einem ähnlichen Schrei begrüßt wie der Donnerschlag.

Das erste Erscheinen des Neumondes wurde durch ein scharfes, gebellartiges Geschrei angekündigt. Am Tage nach dem Erscheinen des Neumondes bemerkte Wollaston einen mit weißen Federn geschmückten Speer, der offen im Dorfe ausgestellt war; die Bedeutung desselben erfuhr er nicht. Wenn die ersten Regentropfen fielen, sah man zuweilen die Männer mit ihren Fingern nach den vier Himmelsrichtungen schnappen. Zweimal, als bei strömendem Regen der Mimika rasch anschwoll und das Dorf Parimau wegzuschwemmen drohte, sah man die Männer an den Rand des Flusses ziehen; dort schlug einer mit einem langen Speer auf das Wasser, und bei jedem Schlag riefen die andern: „Mbu" (Wasser, Flut). Dann gingen sie in das Dorf, gruben vor jeder Türe ein Loch, in welches sie eine Kokosnußschale voll Wasser gossen; dann riefen sie wieder „Mbu" und füllten das Loch mit Sand zu.

„Daß sie irgend einen Glauben an Übernatürliches haben, ist gewiß. Wir lernten ein Wort niniki, das unzweifelhaft Geister bedeutet; sie beschrieben die Niniki als Dinge, die man nicht sehen könne, die bald hier bald dort in der Luft herum seien. Als sie gefragt wurden, wohin ein verstorbener Mann gegangen sei, redeten sie von Niniki und zeigten unbestimmt nach dem Horizont und gebrauchten dabei ein Wort, das ‚fern' bedeutet." [1]

So ungenügend und unvollständig diese Angaben sind, lassen sie doch erkennen, daß die Eingebornen an Geister und an das Fortleben nach dem Tode glauben. Wollaston teilt auch nach Marshall die Schilderung eines großen Festes mit, bei dem man einen Altar errichtete und zwei Eber opferte. Bei

[1] Ebd. 132—133.

dieser Gelegenheit wurden auch einem dreijährigen rotbemalten Kind die Ohren durchbohrt, und nachher zogen alle zum Fluß, um sich durch ein Bad zu reinigen[1].

Im Innern des Landes sah Wollaston eine von den Papua verschiedene Rasse, die Tapiro, Pygmäen, die von kleinerer Statur und weniger dunkelfarbig sind als die Papua. Sie tragen gewöhnlich nur ein etwas sonderbares Kleid als Schamhülle, nämlich ein Futteral aus einem gelben Kürbis, das an der Basis etwa 2 Zoll im Durchmesser mißt und nach der andern Seite bis auf einen halben Zoll spitz zuläuft und oft 15 Zoll lang ist. Trotzdem sind sie, wie Wollaston[2] bemerkt, sehr bescheiden und nicht geneigt, sich zu entblößen. „Wenn wir mit einiger Schwierigkeit einen Mann dazu brachten, uns ein Futteral zu überlassen, wollte er es nie an Ort und Stelle wegnehmen, sondern lief stets in den Dschungel und kam nach einiger Zeit anständig mit Blättern bedeckt zurück, was jedenfalls von Schamhaftigkeit zeugt."

Die Häuser der Pygmäen sind bei weitem besser als die der Mimikapapua und in jeder Beziehung ganz verschieden. Sie sind auf Pfählen 4—10 Fuß hoch über dem Boden errichtet. Die Wände bestehen aus langen Latten, an denen von außen große Stücke Rinde befestigt sind. Der Boden der Hütte gleicht den Wänden und hat in der Mitte einen tief liegenden, mit Sand und Erde gefüllten Kasten, in dem ein Feuer unterhalten wird. Zu der Hütte klettert man auf einer steilen Leiter hinauf.

Hoffentlich bringen uns die Missionäre bald eingehendere Berichte über die hier besprochenen Völker Holländisch-Neuguineas.

7. Die Monumbo und die Walman in Deutsch-Neuguinea (Kaiser-Wilhelmsland).

1. Monumbo, auf den Karten Potsdamhafen genannt, ist ein schmaler Gebietsstreifen zwischen dem Meere und einem Gebirgszug, der nie über 500 m vom Meere zurücktritt. Dort legen die Eingebornen Pflanzungen an, die sich zuweilen noch die Höhen hinanziehen.

Die zwölf Dörfer der Monumboleute liegen hart am Meere und sind von der Seeseite meist mit Kokospalmen umsäumt. An den drei andern Seiten sind sie umgeben von einem Wäldchen mit verschiedenen Nutzhölzern. Die Bevölkerung beträgt gegenwärtig noch nicht 400 Seelen, und ihre Zahl ist jährlich in Abnahme begriffen. Als Ursachen der geringen Geburtsziffer bezeichnet P. Vormann S. V. D., auf den wir uns stützen, folgende drei: 1. die fortwährende Inzucht; die Monumbomänner haben eine große Abneigung gegen Frauen anderer Stämme; 2. die groben Ausschweifungen beider Geschlechter; 3. das überaus häufige Verbrechen am keimenden Leben, wodurch Unfruchtbarkeit der Frauen bewirkt wird.

Von diesem Papuavölklein entwirft uns der schon genannte Missionär ein äußerst dunkles Bild. Er behauptet geradezu[3]: „Die Monumbo kennen kein höchstes Wesen, keine moralische Güte und Schlechtigkeit, keine Vergeltung, keinen

[1] Wollaston, Pygmies and Papuans usw. 135. [2] Ebd. 198.
[3] Anthropos V (1910) 409.

Ort der Strafe oder der Freude nach dem Tode, keine dauernde Unsterblichkeit." Doch wird diese Behauptung zum Teil durch das Folgende wesentlich modifiziert. So fügt er bei: „Die Güte respektive Schlechtigkeit eines Menschen wird abgeschätzt an der Beschaffenheit seines Körpers, seinen Fähigkeiten, seiner Tapferkeit, seiner Rednergabe." Daraus folgt, daß auch die Monumbo zwischen Güte und Schlechtigkeit unterscheiden, mögen sie auch in dem, was sie gut oder schlecht nennen, im Irrtum sein. Übrigens bedarf auch dieses Zugeständnis einer Einschränkung. Vormann schreibt: „Schlecht nennen sie eine Handlung, die keinen oder einen minderwertigen Erfolg hat oder die einem Schaden verursacht." Warum nennen sie die Handlung schlecht, die einem andern schadet? Doch wohl deshalb, weil sie erkennen, daß man einem andern ohne gerechten Grund keinen Schaden zufügen soll. „Das Stehlen", sagt Vormann weiter, „ist nur deshalb schlecht, weil ich oder ein Freund von mir Nachteil davon habe. Es ist aber kein Makel; der Stehler ist gerade so gut und so schlecht wie vorher." Die Worte enthalten einen Widerspruch. Wenn der Diebstahl schlecht ist, so kann doch der, welcher ihn begangen, also schlecht gehandelt hat, nachher nicht ebenso gut sein als vorher. Und wenn der Monumbo den Diebstahl, unter dem er leidet, für schlecht ansieht, so wird er auch den Diebstahl, den er selbst gegen andere begeht, verurteilen. Oder sollte er glauben, er allein habe das Privilegium zu stehlen? wenn er andere bestehle, sei das nicht schlecht, wenn er aber von andern bestohlen werde, sei das schlecht? Auch der Monumbo erkennt den Grundsatz: Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg auch keinem andern zu; denn er ist nichts weniger als dumm. Übrigens werden wir weiter unten einen Zug erwähnen, der klar beweist, daß die Monumbo den Diebstahl als verwerflich ansehen.

Sie sind in ihren hergebrachten Beschäftigungen nicht ungeschickt, schreibt der Missionär. „Fremden fällt die Reinlichkeit ihrer Dörfer, die Größe ihrer Häuser, nicht minder die mustergültige Anlage ihrer Felder auf. Ethnographen, die längere Zeit hier weilten, waren ganz entzückt von der Großartigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Tanzaufführungen." Die Monumbo sind stolz und halten sich für das erste, gescheiteste und glücklichste Volk der Welt. Nichts geht ihnen über ihre Sitten und Gebräuche. Darum sind sie nirgends zufrieden und glücklich als daheim und tadeln alles Fremde.

Wo der Monumbo der Stärkere ist, da zeigt er sich herrisch und grausam; wo er aber der Schwächere ist, beugt er sich feige und verlegen. „Gegen die Wohltaten ist er nicht dankbar." Was der Missionär gleich weiter berichtet, läßt auf das Gegenteil schließen. Während die Monumbo mit dem Nachbarstamm der Arepapon in beständiger Feindschaft leben und beständige Blutrache gegenseitig ausüben, leben sie mit andern Nachbarstämmen in dem sog. Ambokun-kandin-Verhältnis, d. h. Bruderschaft oder Vetterschaft. Zwischen ihnen herrscht das beste Einvernehmen, welches sich in häufigen Besuchen, gegenseitigen Geschenken und regem Handel kundgibt. „Auch wir", erzählt der Missionär [1], „sind feierlich in dieses Ambokun-kandin-Verhältnis erhoben worden, an dem Tage nämlich, wo sie von den vielen Beilen, Buschmessern, Perlen usw., die

[1] Ebd. IV (1909) 662.

wir ihnen für Landabgabe bezahlt hatten, wie berückt waren. Unter vielen stürmischen Umarmungen und mit vielen Worten erklärte uns der Hauptschreier mit ihnen Ambokun-kandin." Es wurden den Missionären auch die Pflichten erklärt, die sich aus diesem Verhältnis ergaben. „Handeln", sagten sie, „tun wir von jetzt an nicht mehr miteinander, was doch sonst der Fall ist, wir schenken nur noch. Wenn ihr Hunger habt, schickt nur Nachricht, sofort bringen wir euch Yams oder Taros; wenn wir keinen Tabak haben, so gebt ihr uns etwas; wenn unser Beil und Buschmesser bricht oder gestohlen wird, so sagen wir es euch, und ihr gebt uns ein neues usw. Diese Ehrenverleihung sollte also für uns ein recht dickes Ende haben. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und deshalb erklärten wir, daß wir ihnen gerne alles Gute tun wollten, ihre Kinder unterrichten, Wunden verbinden, Medizin verabreichen, gegen Angriffe beschützen usw., aber auf das Schenken unserseits müßten sie durchaus verzichten. Diese Erklärung war wohl nicht ganz nach ihrem Sinn, aber das Diplom haben sie uns nicht wieder entzogen."

Gerade diese Begebenheit zeigt, daß den Monumbo das Gefühl der Erkenntlichkeit keineswegs fremd ist; ebenso beweist sie, daß ihnen das Gefühl für gegenseitige Freundschaft und Brüderlichkeit nicht fehlt, und daß sie glauben, unter Brüdern und Freunden müsse man sich gegenseitig in der Not unterstützen. Daß sie dabei auf ihren Profit bedacht sind, ist allgemein menschlich und darf bei einem wilden, unerzogenen Volke nicht wundernehmen.

In der Mitte jedes Dorfes steht auf einem freien Platz das Ngoko, eine Art Gemeinde- oder Rathaus, in dem sich die Männer versammeln, wenn sie über eine Sache reden wollen, die den Frauen und Kindern verborgen bleiben soll, denn diese müssen das Haus meiden. Es existiert auch ein Jünglingshaus, in dem drei oder vier Jünglinge schlafen, die den ersten Gürtel angelegt haben. Frauen und Kindern ist der Eintritt in dasselbe streng untersagt. Auch dies zeigt wieder, daß den Monumbo keineswegs alle sittlichen Begriffe fehlen.

Der Monumbo wird von Vormann als selbstsüchtig geschildert. „Entdeckt er irgend einen guten und mildtätigen Menschen, so sucht er seinen Vorteil bei ihm und preßt ihn aus bis zum Übermaß. Manchmal legt er eine gewisse Großmut an den Tag, doch später merkt man, daß es nur Spekulation war. Indes ist er dem Fremden gegenüber ziemlich gastfrei, aber doch besonders dann, wenn er später auch einmal dessen Gastfreundschaft benötigen kann." Im allgemeinen ist der Monumbo stets bei guter Laune und aufgelegt, schlechte Witze zu machen. Oft ist er jedoch auch melancholisch, apathisch und träumerisch. Ausgelassenheit findet man wohl bei der Jugend, die Älteren umgeben sich stets mit einem gewissen Ernst.

Mit Ausnahme der Kinder sind alle Leute bekleidet, die Männer mit einem Schamgürtel, die Frauen mit einem Hüftenrock aus zerfaserten Baumblättern. Eine Menge Bänder und Schnüre dienen mehr zum Schmuck als zur Bekleidung. Alle, sogar die Kleinsten, salben den ganzen Leib mit einem Gemisch aus Öl und roter Erde. Die Nahrung liefert ihnen der Feldbau, die Jagd und der Fischfang. Außer einigen reifen Früchten essen sie nur gekochte oder im Feuer geröstete Speisen. Die Männer essen mit einem Muschellöffel, die Frauen und Kinder meist mit den Fingern.

Vom Jenseitsglauben der Monumbo berichtet unser Gewährsmann: „Wenn die Menschen sterben, so gehen die Seelen in das Land der Geister, an einen Ort, wo sie ohne Arbeit und Leid verweilen, den sie aber auch verlassen können. Betelkauen, Rauchen, Tanzen, Schlafen und was für liebgewonnene Beschäftigungen sie sonst auf Erden gehabt, werden dort ungetrübt fortgesetzt. Sie verkehren mit den Menschen im Traum, spielen ihnen wohl allerhand Schabernack, besitzen und töten sie auch wohl. Sie leisten ihnen aber auch allerhand Hilfe im Krieg und auf der Jagd. Die Menschen rufen sie an, beten zu ihnen, machen Statuen zur Erinnerung an sie, dva (Plural dvaka) genannt, bringen ihnen Speiseopfer dar, um ihre Hilfe zu erlangen. Wenn sie aber nicht helfen, so werden sie auch wohl herzhaft ausgeschimpft. Der Tod bewirkt keine so gänzliche Trennung. Man verkehrt mit den Toten ungefähr so, wie man mit den Lebenden verkehrt hat. Erst die Zeit bringt ein allmähliches Vergessen mit sich." [1]

Sternschnuppen und Blitze sind nichts anderes als Seelen der Verstorbenen. Diese stecken sich dürre Bananenblätter an den Gürtel, zünden sie an und fliegen durch die Luft. Schließlich, wenn die Seelen alt geworden, sterben sie; sie sinken aber nicht in nichts zurück, sondern werden in Tiere und Pflanzen verwandelt. Solche Tiere sind die weißen Ameisen und eine im Busch vorkommende Schweineart, die sich nicht erlegen lassen soll.

Groß ist der Aberglaube, die Gespensterfurcht und besonders die Angst vor bösem Zauber (tsongam). Fast alle Übel, z. B. Krankheiten, Tod, werden dem Zauber übelwollender Menschen zugeschrieben. Auf Aberglauben beruht wohl auch eine gewisse gesetzliche Unreinheit, die Personen und Sachen unter Umständen anhaftet. Unrein (bolobolоine) sind Frauen und Mädchen während der Menstruation. Sie sitzen dann abseits, kochen nicht für ihre Leute, bis die Tage vorüber sind und sie sich gewaschen haben. Bolobolоine sind auch die Frauen nach der Geburt und ebenso die kleinen Kinder, bis sich beide mit einem warmen Absud gewisser Pflanzen gewaschen haben. Bolobolo ist auch, wer einen Feind im Kriege erschlagen hat. Bevor er die üblichen Waschungen und Reinigungen vorgenommen, darf er niemand anrühren, selbst nicht Weib und Kind, sonst würden diese mit Geschwüren bedeckt werden.

Wenn eine Frau geboren hat und das Kind lebt, so sind für ihren Mann — nicht für sie selbst — viele Dinge bolobolоine (interdiziert, tapu?), z. B. das Schweinefleisch, das Feuer anderer Leute; er muß daher sorgen, daß sein Feuer die ganze Nacht nicht ausgehe; er darf nur essen, was mit diesem Feuer gekocht, und was geröstet ist u. dgl. Endlich muß er die ganze Zeit hindurch Enthaltsamkeit üben, auch in Bezug auf seine Frau, solange das Kind noch nicht sich selbst fortbewegen kann. Dies alles geschieht, damit das Kind am Leben bleibe und sich gut entwickle.

Diejenigen älteren Männer, welche die Pflanzungen zu segnen pflegen, haben folgende Speisen als bolobolоine zu vermeiden: Alles, was zur Ebbezeit auf dem Riff gefunden wird, Schildkröten, Kasuare, Känguruhs usw. Für junge Mädchen sind bolobolоine: die Schildkröte, das Känguruh und einige

[1] Anthropos V (1910) 409.

Fischarten. Wenn sie davon essen, werden sie nicht anziehend und finden sie nicht die Liebe der jungen Männer. Wenn einem Mann die Gattin gestorben, so sind wieder manche Dinge boloboloine für ihn.

Die Ehe wird in den allermeisten Fällen ohne Rücksicht auf gegenseitige Neigung geschlossen. Die Alten bestimmen die Kinder füreinander. Deshalb ist auch die Trennung etwas Alltägliches. Niemand hat etwas dagegen einzuwenden, wenn zwei einfach auseinanderlaufen und ihr Glück mit andern versuchen. Es kommt nicht selten vor, daß zwei sich trennen, die jahrelang zusammengelebt und Kinder haben. Der schuldige Teil geht mit dem neuen Liebhaber eine Zeitlang in die Fremde, und wenn beide wieder kommen, ist Gras darüber gewachsen. Dieses zeitweilige Aufsuchen der Fremde scheint darauf hinzudeuten, daß man solche Ehescheidungen doch nicht einfachhin als recht betrachtet. Eine besondere Zeremonie oder Feier scheint beim Abschluß der Ehe nicht stattzufinden. Man geht einfach zusammen, wenn es Zeit ist. Das Bewußtsein der Unauflöslichkeit der Ehe fehlt ganz. Man geht zusammen und versucht; geht es gut, so bleibt man beisammen, sonst trennt man sich[1].

Die Monogamie ist die Regel. Die angesehensten Männer, die wan toaranga, d. h. diejenigen, welche für das Wohl des Dorfes zu sorgen haben, nehmen wohl auch eine zweite Frau. Heiraten unter Verwandten scheinen nicht vorzukommen. Die Verwandten nennen sich Ambukun-kandin. Was sich Ambukunkandin nennt, heiratet sich nicht. Schwägerschaft ist kein Ehehindernis. Heiraten mit Angehörigen eines andern Stammes sind selten. Ledig bleiben gilt als ein Übel; denn kann einer nicht heiraten, so fällt er andern zur Last und wird verspottet. Witwen sollen der Regel gemäß vom Bruder des verstorbenen Gatten geheiratet werden; solche, die nicht mehr ankommen können, nehmen zu irgend einem Verwandten ihre Zuflucht, d. h. wohnen, arbeiten, leben bei ihm, gelten aber nicht als seine Frauen.

Viele Ehen der Monumbo sind unfruchtbar, weil das Weib sich unfruchtbar gemacht hat; wenige Familien haben einen größeren Kindersegen, durchschnittlich gilt das Zweikindersystem. Man liebt wohl die Kinder, aber nicht die Last, die sie machen und die durch allerlei abergläubische Gewohnheiten noch vergrößert wird. Die Adoption fremder Kinder, die dem Säuglingsalter entwachsen sind, ist ziemlich im Schwange. Wenn eine Frau schwanger ist, sagt jemand, der ein Kind adoptieren will, zu ihr: „Du, dein Kind nehme ich.“ Wenn sie zustimmt, so läßt sie ihm gleich nach der Geburt das Geschlecht und die Beschaffenheit des Kindes melden. Wenn es ihm genehm ist, so läßt er antworten, man solle es waschen. Ist es ihm nicht genehm, so wird es in die See geworfen. Es kommt auch vor, daß jemand sich eines solchen Geschöpfes erbarmt, nachdem der eigentliche Vater es zurückgewiesen hat. Es würde dann im Meere ein frühes Grab finden, wenn nicht ein anderer sagen ließe: „Waschet es für mich.“ Wenn die Eltern wegsterben, finden die Kinder schnell Adoptiveltern. Die Adoptivkinder haben dieselben Rechte wie die eigentlichen Kinder[2].

---

[1] Anthropos V (1910) 412. Derselben Auffassung begegnen wir leider auch bei vielen zivilisierten Völkern.

[2] Ebd. 413.

Die Kinder folgen alle der Verwandtschaftsgruppe (mungima) des Vaters, die Adoptivkinder aber gehören sowohl zur Mungima ihres eigenen als zu der ihres Adoptivvaters. Bei einer Trennung nimmt die Mutter kleine Kinder noch wohl mit sich, später aber verfügt der Vater allein darüber. Wenn eine Witwe mit Kindern in eine Verwandtschaftsgruppe hineinheiratet, so verbleiben ihre Kinder in der Verwandtschaftsgruppe ihres verstorbenen Mannes. Jede Mungima hat ihr Oberhaupt, ihre eigenen Murupika, von denen gleich die Rede sein wird, und sonstige kleine Eigenheiten, wie z. B. daß sie meist nahe beisammen wohnen. Innerhalb der Mungima werden Ehen nicht geschlossen. Dem Jungen wird immer ein Mädchen aus einer andern Mungima zugewiesen, jedoch wenn möglich so, daß auch ein Mädchen aus der ersten Mungima in die zweite heiraten kann und so das Gleichgewicht gewahrt bleibt. Dieser Austausch ist aber nicht immer leicht und gibt oft Anlaß zu Streitigkeiten.

Beim Abschluß der Ehe verschmelzen die Immobilien der beiden Gatten (z. B. Kokospalmen, Betelpalmen, Brotfruchtbäume, Felder) zu einem Eigentum, das im Fall der Trennung dem Mann verbleibt zum Nutzen der Kinder. Die Mobilien aber (Lanzen, Taschen, Schmuckgegenstände, Kleider, Töpfe usw.) bleiben einzelnen. Im Lauf der Zeit aber, wenn die mitgebrachten Mobilien verschwunden und neue gekauft oder gemacht worden sind, entsteht auch in Bezug auf diese eine gewisse Gütergemeinschaft.

Der Vater sorgt, daß alle seine leiblichen und adoptierten Kinder von seinem Vermögen ihren Anteil erhalten. Wenn von einem Gegenstand nicht genügend vorhanden ist, z. B. von Kokos- oder Betelpalmen, so pflanzt er neue dazu. Die Verteilung der Immobilien nimmt er schon früh vor, wenn die Kinder noch klein sind. „So haben z. B. die Monumbokinder, die unsere Missionsschule besuchen, schon alle ihr Stück Land, das die Eltern für sie beackern. Jedes Kind bekommt seine Kokospalmen, Brotfrüchte usw. Die Mobilien dagegen verteilt der Vater nicht, sie gehören allen Kindern gemeinsam. Sie gebrauchen dieselben gemeinsam oder verteilen sie in friedlich-schiedlicher Weise unter sich." In Bezug auf wertvolle Schmuckgegenstände aus Muscheln und Hundezähnen sorgt der Vater, daß jedes Kind das Notwendigste hat; nur die seinigen gehen in den gemeinsamen Besitz der Kinder über[1].

Stirbt der Vater, wenn die Kinder noch klein sind, so behält die Mutter das Verwaltungs- und Nutznießungsrecht über die Sachen der Kinder. Heiratet sie wieder, so nimmt der neue Mann teil an diesem Recht. Entsprießen dieser Ehe Kinder, so muß der Vater für diese in irgend einer Weise sorgen; den ersten Kindern aber bleibt ihr Gut. Stirbt ein Eheteil ohne Kinder, so geht das ganze Vermögen auf den überlebenden Teil über, bis es durch eine neue Heirat wieder von einem zweiten mitbesessen wird.

„Politisch sind die Monumbo in keiner Weise organisiert. Es gibt keine Häuptlinge, keine Verwaltungsorgane usw." Diese allgemeine Behauptung wird aber gleich wesentlich eingeschränkt. „Jedoch haben sie die Sorge für ihre Angelegenheiten etwas unter sich verteilt. Die Besorger der einzelnen Angelegen-

[1] Ebd. 414.

heiten nennt man toara (Plural toaranga), was man auf deutsch wohl mit ‚Minister' übersetzen könnte. Diese Toarawürde ist erblich. Einige erledigen die Angelegenheiten des Dorfes, bestimmen z. B., wo die Pflanzung angelegt, wann mit der Arbeit begonnen werden soll, sorgen für die Tanzfeierlichkeiten, Häuserbauten usw. Man nennt diese die wan toaranga. Sie sind die einflußreichsten Leute, haben die Fremden zu beherbergen, müssen öfter den Dorfbewohnern ein Festmahl geben. Sie sind gewöhnlich auch die Reichsten." Die murup toaranga oder die ngirik toaranga besorgen die Murupfestlichkeiten und Maskentänze.

Die wan toaranga und die murup toaranga heißen kurzweg toaranga, alle andern dagegen gadagada (Plural gadagadaine), etwa Plebejer. Zu erwähnen sind noch die kindar toaranga, deren Wort ausschlaggebend ist, ob Krieg oder Friede sein soll; bu toaranga sind die, welche für günstiges Wetter, besonders für genügenden Regen sorgen müssen.

Die Toaranga sind nicht alle gleich angesehen, sondern verteilen sich auf verschiedene Abstufungen, einige sind große, andere kleine Toaranga. Die Toaranga haben aber keine absolute Oberhoheit in ihren Angelegenheiten. Manchmal bringt der Toara die Sache vor und plädiert dafür. Findet er Zustimmung, so führt er sie mit Hilfe der andern aus. Manchmal wird die Sache von anderer Seite angeregt, dann muß auch er sich aussprechen. Die Männer versammeln sich bei ihm, dann wird debattiert, bis die Sache beschlossen ist. „Die Alten sagten es", mit diesen und ähnlichen Ausdrücken wird dann den Frauen und Kindern die beschlossene Sache mitgeteilt.

Die Religion der Monumbo scheint sich auf die früher geschilderte Verehrung der Verstorbenen zu beschränken. Von ihrer Geschichte und ihrem Ursprung wissen sie kaum etwas. Sie reden von einem Mann aus grauer Vorzeit, der sie auf die Insel gesetzt, und den sie Omberaman nennen. Wenn man sie fragt, wer alles gemacht habe, so antworten sie: Omberaman. Dieser soll beim Dorfe Kotsakkotza auf Steinbänken gehaust haben, die bei Ebbe noch jetzt zu sehen sind. Er hatte Eckzähne wie ein Eber und trug auf der Brust eine ovale Muschelplatte. Ursprünglich scheint er allein gewesen zu sein. Plötzlich erschien, wie die Monumbo erzählen, auch eine Frau am selben Gestade. Woher sie kam, weiß niemand zu sagen. Sie hieß Namitä. Sie befruchtete sich selbst mit der großen Zehe und gebar zwei Söhne namens Kaukä und Kaukägewara. Diese Söhne erzog sie und lehrte sie alle Sitten und Gebräuche sowie alle Fertigkeiten, die noch heute in Übung sind.

Groß geworden, stießen die beiden Söhne eines Tages beim Fischen unerwartet auf den Omberaman. Erschrocken flohen sie zur Mutter. Diese gab ihnen gute Lanzen und den Befehl, den Omberaman zu töten. Es gelang ihnen, denselben zu überrumpeln und zu verwunden. Er floh, kam endlich ganz erschöpft bei Namitä an und bat sie um etwas Wasser, da er nicht wußte, daß sie die Mutter seiner Verfolger sei. Sie war bereit, ihm Wasser zu geben, befahl ihm, den Mund zu öffnen, und schüttete ihm kochendes Wasser hinein, so daß er sofort starb. Nun rief sie die Söhne herbei; diese brachen ihm die Eckzähne aus und nahmen ihm die Muschel von der Brust. Beide Gegenstände sind seitdem beliebte Schmuckgegenstände in Monumbo. Die Eckzähne ersetzte

man durch Eberzähne, die man durch Kunst ganz in sich zurücklaufend formen kann. Ein Paar solcher Zähne sind der teuerste Artikel. Die Monumbo kauften sie früher von den Karkarleuten (Dampierinsel). Die jetzige Generation ist nicht mehr so kühn, um diese Reise zu unternehmen. Sie erwerben sie jetzt durch Zwischenhandel. Einmal war einem Manne ein Paar solcher Zähne von einem Arbeiter der Neuguineakompanie gestohlen worden. „Der Mann klagte mir dies und sagte, wenn ein Monumbo sie ihm gestohlen hätte, würde er ihn niedermachen.“ [1] Aus dieser Bemerkung geht klar hervor, daß die Monumbo den Diebstahl als schlecht und verwerflich betrachten.

Als die Namitä alt geworden, sagte sie zu ihren Söhnen: „Tötet mich. Mein Blut fangt ihr in Bambusrohre auf. Diese legt ihr ins Feuer, bis das Blut kocht. Das Übrige werdet ihr sehen.“ Nach langem Sträuben tötete endlich der Jüngere die Mutter. Mit dem Blute füllten sie viele Bambusrohre, verstopften sie und legten sie ins Feuer. Als das Blut kochte und die Bambusrohre zersprangen, entstand ein Mensch. Auf diese Weise entstanden ebensoviele Menschen, als Bambusrohre dort waren, kürzer oder länger, je nach der Gestalt der Rohre. Der erste Mensch, der entstand, war ein Monumbo. Er schämte sich und verbarg sich, so daß die Nachfolgenden ihn nicht sahen. In seinem Versteck hörte er jeden neu entstandenen Menschen eine eigene Sprache reden. Er merkte sich die Sprachen, und so kommt es, daß die Monumbo die Sprachen sämtlicher umwohnenden Stämme sprechen, ihre Sprache aber fast von keinem verstanden wird. Die einzelnen Menschen suchten sich nun die ihnen zusagenden Plätze. Als alle fort waren, kroch der Monumbo hervor und blieb an der Stelle.

Über das endliche Schicksal von Kaukä und Kaukägewara wissen die Monumbo nichts zu sagen. Viele Jahre später lebten in Monumbo zwei Brüder: Monumbo und Liwowo. Der erstere war verheiratet. Als er einst zum Fischfang abwesend war, verging sich Liwowo mit seiner Schwägerin. Nach der Heimkehr merkte Monumbo, was vorgefallen war, und schlug fürchterlichen Lärm. In den nächsten Tagen raffte er alle guten Sachen zusammen und zog nach Westen. Wo er schließlich geblieben, weiß man nicht. Manche meinen, die Europäer seien die Monumbo, die einst weggingen, heute aber zurückkamen.

Zu den Tänzen werden Frauen und Kinder nicht zugelassen, nicht einmal als Zuschauer. Man sagt ihnen, um sie abzuhalten, ein Marananga halte sich auf dem Tanzplatz auf. Unter Marananga verstehen die Leute außerordentliche, höhere, ungeheuerliche Wesen, von denen sie aber keine genaue Definition geben können. Auch die Europäer gelten ihnen als Marananga, aber auch verschiedene Tiere, Steinblöcke usw. Diese Marananga, die sich sonst in Wäldern oder Felsen aufhalten, sollen bei den Maskentänzen vermummt auftreten und heißen dann Murupika. In Wirklichkeit sind diese vermummten Marananga junge Männer, die allerlei Tänze aufführen. Frauen und Kindern ist unter Todesstrafe der Zutritt versagt. Auch die Masken selbst und eine bei gewissen Tänzen gebrauchte Bambusflöte, durch die man die Stimme eines Marananga hören soll, werden Murupika genannt. Diese Flöten werden auch

[1] Anthropos V (1910) 416.

bei der Vollendung eines Häuptlingshauses, bei der ersten Einkleidung der Jünglinge und nach dem Begräbnis eines Mannes geblasen. Vor den Frauen und Kindern werden sie sorgfältig verborgen gehalten, nur die Frau des Häuptlings der Sippe weiß darum. Nach dem Gebrauch werden sie sorgfältig eingepackt und in der Dunkelheit ins Männerhaus oder Jünglingshaus gebracht, zu denen Frauen und Kindern der Zugang streng untersagt ist. Bei gewissen Tänzen darf sich die Frau des Sippenhäuptlings einfinden. Man nimmt mit der Bambusflöte eines alten Mannes eine obszöne Zeremonie an ihr vor, sie muß sich dann allen gegenwärtigen Männern preisgeben. Nach diesem Vorgang zu schließen, ständen diese Flöten in irgend einer Beziehung zu Generations- oder Fruchtbarkeitsriten[1].

2. Von den Walman an der Lemingküste (auch Walmanküste genannt) berichten die Steyler Missionäre[2]: Die Familien zählen nur ein bis zwei, selten drei Kinder, weil viele Kinder, namentlich Mädchen, gleich nach der Geburt getötet werden. Solange die Kinder klein sind, liegt dem Vater die Nahrungssorge ob. Sonst kümmert er sich nicht weiter um sie. Im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren ist der Jüngling berechtigt, eine Leibbinde und Waffen zu tragen. Zuvor muß er jedoch acht bis zehn Tage im Gemeindehaus stillschweigend verharren. Ein älterer Mann begleitet ihn auf den seltenen Ausgängen, und beide schreiten mit gesenktem Haupte einher. Frauen müssen den Vorübergehenden ausweichen. Während dieser Prüfungszeit machen die Jünglinge in ihrer bunten Bemalung einen ganz gespensterhaften Eindruck. Nach acht Tagen wird ein allgemeines Gelage gehalten, bei dem der Kandidat in einen Teil der religiösen Geheimnisse eingeweiht wird. — Vielweiberei ist an der Lemingküste selten. Zwischen Mann und Frau besteht in der Familie kein Rangunterschied; sie leben und arbeiten friedlich zusammen.

Die Verstorbenen werden lange betrauert. So erfuhren die Missionäre bei der Erkundigung über ein Mädchen, dessen helle Farbe ihnen auffiel, dasselbe habe fünf Monate lang ihren verstorbenen Bruder beweint. Während dieser Zeit kam es nie aus der Hütte, und den größten Teil des Tages war es gesenkten Hauptes und mit verschränkten Armen am Grabe des Verstorbenen, das sich in der Hütte befand, auf und ab gegangen. Ein eigentümlicher Gebrauch findet zwanzig bis vierundzwanzig Monate nach dem Tode statt. Um diese Zeit wird die Leiche ausgegraben. Ein gemeinsames Mahl in der Nähe des Grabes leitet die Feier ein. Dort sind auch die Schmucksachen des Verstorbenen aufgestapelt. Wenn die Sonne die Mittagshöhe erreicht, öffnet man das Grab. Zuerst wird der Schädel herausgenommen und sorgsam auf eine Matte gelegt, um später in festlichem Zug nach dem Gemeindehaus (Alol) übertragen zu werden. Dann zieht man die übrigen Gebeine hervor und verteilt davon einzelne an Verwandte. Die Halswirbel flicht man vielfach in Armbänder ein, mit Schulterblättern ziert man Körbchen usw. Die übrigen Gebeine, die Umhüllung der Leiche und die

---

[1] Vormann im Anthropos VI (1911) 427.

[2] P. Chr. Schleiermacher S. V. D., Land und Leute der Lemingküste, im Kleinen Herz-Jesu-Boten (Steyl), 27. Jahrg. (1900), 78 ff. Katholische Missionen, 32. Jahrg. (1903—1904), 84 ff 102 ff.

Sargreste werden in ein Leichenwäldchen getragen. Schädel und Knochen von Frauen und Kindern finden im Wohnhause auf einer Art Altar ihren Platz.

Nur mit Mühe gelang es P. Schleiermacher, von den in dieser Beziehung sehr zurückhaltenden Eingebornen einiges über ihre religiösen Anschauungen und Gebräuche zu erfahren. So sagten sie ihm, sie hätten schon lange vor der Ankunft der Missionäre gewußt, daß Gott alles gemacht habe. Sie nennten ihn Mesin. Es gebe zwei Mesin, einen guten und einen bösen. Durch Überlieferung sei diese Lehre auf sie gekommen. Der böse Geist zog nach Westen, der gute nach Osten. Eine Zeitlang blieb der gute Gott noch auf Erden, aber als die damals lebenden Kanaken ihn aufsuchten, entfernte sich der gute Mesin immer mehr und ging zuletzt in den Himmel (anágo vor); er komme nicht mehr wieder. Anágo ist nach der Auffassung der Wilden ein überaus schöner Ort, der alles mühelos und reichlich bietet.

Über die Erschaffung der Welt erzählen die Walman: Der gute Mesin fuhr mit einem großen Schiff auf die See. Auf diesem Schiff waren die Berge, die Bäume, die Pflanzen, das Gestein. Mesin trug vom Schiff aus alles an seinen Platz. Das Schiff fuhr dann weit in die See hinaus, wohin, das wissen sie nicht. — Die Eingebornen glauben auch an die Abstammung der Menschen von einem Paare. Die Kinder dieser Stammeltern gingen mit den Kokosnüssen so verschwenderisch um, daß sie dafür von den Eltern geschlagen wurden. Infolge davon weinten sie so lange, bis die Eltern in ein Land aufbrachen, wo es viele Kokosnüsse gibt. Nach dem Glauben der Walman hätte Gott zuerst das Weib geschaffen; weil es sich aber fürchtete, allein zu sein, und anfing zu weinen und zu schreien, habe ihm Gott einen Mann beigesellt. — Auch eine Sündflutsage existiert. Eines Tages sah das Weib eines sehr braven Mannes einen großen Fisch dem Ufer zuschwimmen. Sie rief den Mann, der heftig erschrocken seinen Kindern verbot, den Fisch zu fangen. Die andern Leute aber fingen den Fisch und zogen ihn ans Land. Trotz der Warnung des braven Mannes aßen sie von dem Fisch. Als der Mann das sah, trieb er schnell ein paar Tiere von jeder Art auf die Bäume und kletterte mit seiner Familie auf eine Kokospalme. Kaum hatten die bösen Menschen den Fisch verzehrt, brach das Wasser mit solcher Heftigkeit aus dem Boden hervor, daß sich niemand mehr retten konnte. Menschen und Tiere gingen zu Grunde. Das Wasser stieg bis zur Krone des höchsten Baumes und fiel dann ebenso schnell wieder. Der brave Mann stieg nun mit seiner Familie vom Baume und legte neue Pflanzungen an[1].

Die Dörfer der Walman teilen sich in Gemeinden. So hatte das Dorf Bukan, bei dem die Missionsstation lag, 164 Einwohner und 7 Gemeinden. Jede Gemeinde hat ein eigenes Gemeindehaus, Ossuno genannt, in dem die Jünglinge und Witwer Tag und Nacht weilen. Wenn auch die zu einem Ossuno gehörigen Familien zusammenhalten, so sieht man doch sehr oft Männer und Jünglinge anderer Gemeinden ein fremdes „Ossuno" benutzen. Wir sagten, die zur Gemeinde (Sippe?) Gehörenden halten eng zusammen. Schleiermacher berichtet: „Es ist mir kein Fall bekannt, daß Mitglieder derselben Gemeinde sich todfeindlich gegenüber-

[1] Katholische Missionen, 32. Jahrg. (1903—1904), 103.

standen. Hat eines in der Gemeinde das Glück, ein Schwein im Walde zu erschießen, so hat jedes andere Gemeindemitglied ein Anteilrecht daran."[1]

Alle Gemeinden eines Dorfes haben nur ein Götterhaus, Tjamul genannt, das dem Schutzgeist der Ortschaft, dem Tamuol, geweiht ist. Vor Zeiten, so wird erzählt, kam der Große Geist auf einem Kahne herangefahren und wurde ehrfurchtsvoll in einem Tempel aufgenommen. Die von ihm gebornen Kinder zogen als ebensoviele Große Geister in die verschiedenen Ortschaften und wohnen in dem Geisterhause, dem Tjamul. Dieses Gebäude ist schlanker und höher als die gewöhnlichen Häuser und mit Schnitzwerk überladen. Nur erwachsene Männer haben Zutritt. Weit um dasselbe ist der Platz heilig und darf weder von Frauen noch von Kindern betreten werden. Sobald aus dem Tjamul die Flöten erklingen, fliehen Weiber und Kinder in den Wald, wo sie den ganzen Tag zubringen. Die Männer belustigen sich inzwischen im Geisterhause bei Gelagen. Eine große Verbreitung genießt ferner der Glaube an Zauberei. Krankheiten und alle Übel rühren von Zauberern her. Irgend ein feindlicher Stamm wird als Übeltäter bezeichnet. Götzenpriester scheinen heute keine mehr zu existieren, denn Schleiermacher sagt: „Einen Götzenpriester soll es früher gegeben haben, und die Lemingleute zeigen noch jetzt tief im Walde ein zerfallenes Haus, in dem er gewohnt haben soll. Sie berichten auch, daß er unverheiratet gewesen sei und von ihnen Speise und Opfergaben empfangen habe."

8. Die Bewohner der Insel Rook.

Die Insel Rook (Ruk) liegt zwischen Neuguinea und Neupommern. Über die Einwohner derselben berichten die Maristenmissionäre, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts dort mehrere Jahre arbeiteten[2]. Um die genannte Zeit hatte die Insel ungefähr 60 über die ganze Oberfläche zerstreute Weiler, von denen jeder etwa 100 Einwohner zählte, so daß die Gesamtbevölkerung sich auf etwa 6000 Seelen belaufen mochte. Nach der Meinung des P. Ambrosoli gehörte die Bevölkerung drei verschiedenen Rassen an, von denen jede ihre eigene Sprache hatte. Den Monat teilten sie in drei Abschnitte ein: den Neumond, den Vollmond und den abnehmenden Mond. Den Tag rechneten sie von einem Abend zum andern und teilten ihn in fünf Teile: die Frühe, den Morgen, den Mittag, den Abend und den Spätabend.

Religion. Die Insulaner scheinen keinen Glauben an ein höchstes Wesen gehabt zu haben, doch hören sie, so schreibt schon im Jahre 1852 P. Mazzuconi[3], uns mit Vergnügen von Gott, von der Erschaffung der Welt, von der Hölle und dem Paradies reden; das alles scheint ihnen ganz wahr zu sein. Aber welche Inkonsequenz bei diesen armen Wilden! Ergriffen von der Idee, daß es nur einen Gott gebe, wie es nur eine Sonne gibt, rufen sie beim Weg-

[1] Kleiner Herz-Jesu-Bote, 27. Jahrg. (1900), 79.

[2] Vgl. Annales de la propagation de la foi XXVII (1855) 363 ff; die Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Neue Folge IV (1858) 353 ff, bringt einen ausführlichen Auszug aus einer Schrift des Maristen Paul Reina, die uns leider nicht zugänglich war.

[3] Annales de la propagation de la foi XXVII (1855) 368.

gehen: Es gibt nur einen Gott, der alles erschaffen hat und alles regiert! Und ein paar Schritte weiter beten sie wieder ihre zahllosen und namenlosen Geister an.

Der allgemeine Name dieser bösen Geister war Marsaba (andere schreiben Marcaba). Um den Teufel zu bezeichnen, fügten sie dem Marsaba noch verschiedene Beinamen hinzu, von denen die Missionäre wenigstens zehn mit Sicherheit zählten. Der Teufel tötet die Schweine, verwüstet die Pflanzungen, bringt die Leute um, die ihm im Walde begegnen, klopft nachts an die Häuser, verursacht Krankheiten usw. Auch die andern bösen Geister spielen eine ähnliche Rolle. Ist irgend ein Unglück passiert, so laufen alle Leute zusammen, schreien, schimpfen, heulen und schlagen die Luft mit Stöcken, um den bösen Geist zu vertreiben. Von der Stelle, wo Marsaba den Schaden angerichtet hat, treiben sie ihn in das Meer; am Strande verdoppeln sie das Lärmen und Fechten, um den Marsaba von der Insel zu verjagen.

Der Marsaba hat ein eigenes, ihm geweihtes Haus, zu dem den Frauen der Zutritt versagt ist. Hier werden die öffentlichen Feste gehalten. Diese beginnen abends; es wird die ganze Nacht gesungen und dabei Marsaba angerufen; den Tag über wird geschmaust. Nur Männer nehmen teil. Den Weibern werden Speisen von ihren Männern oder Vätern gesandt. Solche Festlichkeiten wiederholen sich häufig zu Ehren der verschiedenen Geister. Am Tage des Festes vermummen sich ein oder zwei Männer, setzen einen garstigen, aus Holz geschnitzten Kopf auf und ziehen, von allen Männern gefolgt, unter lärmendem Gesang tanzend ins Dorf, um die beschnittenen Knaben zu fordern, die von Marsaba bisher noch nicht verspeist worden sind. Die vor Angst heulenden Jungen werden ausgeliefert und müssen den vermummten Männern zwischen den Beinen durchkriechen. Hierauf begibt sich der Zug abermals in das Dorf, verkündet, Marsaba habe die Knaben gefressen und werde sie nicht eher von sich geben, bis ihm dafür Schweine, Taro und Ignamen geliefert worden. Alle Dorfbewohner steuern nach ihren Mitteln bei; die Reichen geben Schweine, die Armen Taro, die dann im Namen Marsabas verschmaust werden.

Neben Marsaba, dem Teufel, steht ein anderer Geist, Nabeao, in ziemlichem Ansehen. Er scheint eine Art Schutzgeist des Dorfes zu sein. Sein Haus (Barem) ist es, in dem die öffentlichen Versammlungen gehalten werden. Nabeao erregt die Winde und Stürme und verschlingt die Schiffbrüchigen. Strandet ein Boot an der Küste der Insel, so bringen die Eingebornen immer die Mannschaft um, damit Nabeao sie nicht auf das Land verfolge.

Die Eingebornen haben *Gebete* für Wind und Wetter, für die Zeit der Anpflanzungen, der Reisen und Krankheiten usw.; doch sind es meist nicht eigentliche Gebete in unserem Sinne, sondern eher Beschwörungen oder Zauberformeln, mittelst welcher eine dem „Bauche" gewisser Individuen innewohnende Kraft (Bar) auf jene Gegenstände übergeht. Diese Kraft ist gut oder bös, je nach der Wirkung. Ein jeder kann im Sinne der Wilden „beten", doch haben manche für spezielle Dinge besonders wirksame Bars in ihrem Bauche. Der Bar geht nicht vom Vater auf den Sohn über[1].

[1] Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge IV (1858) 357.

Sie haben eine Art Beschneidung, die in einem bloßen Einschnitt in die obere Seite der Vorhaut besteht. Der Beschnittene muß sich für einige Tage in das Barem zurückziehen. Am Tage der Beschneidung und wenn der Beschnittene das Barem verläßt, findet ein großes Fest statt. Durch die Beschneidung erhält der Knabe das Recht, das Barem zu betreten. Sein Vater muß den Freunden ein Schwein und Taro zum besten geben. Armer Leute Kinder werden daher nicht beschnitten, und „Unbeschnittener" ist ein Schimpfwort wie bei uns „Lump".

Ehe. Der Bräutigam gibt den Eltern der Braut Geschenke, daher der Ausdruck: „eine Frau kaufen". Wird die Werbung angenommen, so findet ein Schmaus statt; die Braut geht in das Haus des Freiers, kocht das Mahl, bleibt aber nicht über Nacht. Nach einigen Monaten findet ein zweites Gastmahl statt, und die Ehe ist geschlossen. Wenn sich ein Sohn verheiratet, so verläßt er das väterliche Haus und gründet ein neues. Daher bleiben die Alten allein und hilflos. Sie arbeiten, so lange es geht, und werden kümmerlich von Kindern und Verwandten unterstützt, die gewöhnlich selbst nicht viel haben.

Will der Mann seine Frau nicht länger behalten, so gibt er sie den Eltern zurück und nimmt eine andere. Ist die Frau mit ihrem Manne unzufrieden, so kehrt sie in das elterliche Haus zurück oder geht zu dem Manne, der ihr bestimmt wird. Gewöhnlich sind es Neuvermählte, die die Frau verstoßen, wenn sie schwanger ist. Länger Verheiratete tun es selten. Dergleichen Vorfälle werden von den meisten mißbilligt, doch macht man nicht viel Aufhebens davon. Die Frau heult eine halbe Stunde lang, und damit ist die Sache erledigt. — Ehebruch ist sehr häufig. Werden die Schuldigen ertappt, so gibt es großen Lärm, aber zu Tätlichkeiten kommt es zwischen den Männern nie. Zuweilen wird die Frau geprügelt.

Obgleich dem Missionär Reina öfters versichert wurde, daß Polygamie bestehe, ist ihm doch kein Fall wirklicher Polygamie bekannt geworden. Ein alter Häuptling erzählte ihm einmal, er habe zwei Frauen gehabt, von denen er indessen die eine durch einen Lanzenstoß tötete, weil ihm die andere besser gefiel [1].

Während der Schwangerschaft sind „Gebete" üblich, und wenn beschlossen worden ist, den Neugebornen leben zu lassen, wird der Busen des Weibes mit roter Erde bemalt. Bei der Niederkunft sind nur Frauen anwesend. Das Kind wird gewaschen und einige Tage zu Hause gehalten. Die Kinder werden zwei oder drei Jahre gesäugt. Gleich nach der Geburt des Kindes trägt der Vater mehrere Tage hindurch, wenn er das Dorf verläßt, einen Bündel wohlriechenden Krautes im Gürtel und schleift seine Lanze, die Spitze nach hinten, auf dem Boden einher, damit ihm der Geist des Kindes nicht in den Wald folge. Soll das Kind getötet werden, so findet nichts von all dem Angeführten statt. Während das Kind geboren wird, gräbt der Vater eine Grube unter dem Hause, das ungefähr in Mannshöhe über dem Boden auf Pfeilern ruht; ist das Kind umgebracht, so wird es ihm hinabgereicht und ohne weiteres verscharrt. Die Missionäre klagen sehr über die unglaubliche Unmenschlichkeit der

[1] Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge IV (1858) 358.

Eltern, die die Hälfte ihrer Kinder töten, um keine Last mit ihnen zu haben. „Wie sehr dies der Fall ist, zeigt das Dorf Nurna, in dem wir wohnen. Hier gibt es nicht weniger als 55 Haushaltungen, und doch sind nicht einmal 200 Einwohner da.“[1] Viele Frauen trieben vor der Geburt die Frucht ab und schienen nichts Arges dabei zu denken, da sie ganz unbefangen davon sprachen.

Krankheit und Tod. Wer krank wird, verläßt sein Haus und begibt sich an den Seestrand, wo er lange an der frischen Luft liegen bleibt, bis er wiederhergestellt ist. Will der Kranke keine Nahrung zu sich nehmen, so wird er beinahe als verloren betrachtet. Es kommt dann der Zauberer und bemüht sich, durch Singen, Schreien und Gestikulieren dem Marsaba die Seele des Sterbenden wieder zu entreißen. Oft läuft der Zauberer dem bösen Geiste nach, um die geraubte Seele zu fangen und sie dem Kranken wiederzugeben. Gelingt dies, so ist die Heilung sicher, sonst der Tod. Sobald der Tod eintritt, brechen die Verwandten in ein furchtbares Geheul aus, rollen sich auf der Erde und drängen sich nacheinander zur Leiche, um zu weinen. Endlich stimmt das ganze Dorf ein, und alles heult und schreit nach Kräften. Die Totenklage dauert etwa einen halben Tag, dann wird der Leichnam mit verschiedenen Farben bemalt, in eine Matte gehüllt und vor dem Hause des Verstorbenen begraben, worauf ein Gastmahl je nach den Mitteln des Verstorbenen folgt. Stirbt ein Armer, so wird er nur von seiner Frau beweint, die übrigen lachen und verhöhnen die Trauernde, die kein Gastmahl geben kann.

Die, welche bei der Beerdigung mitwirken, reinigen sich gleich darauf im Meere. Das Grab wird mit Rohrstäben eingezäunt, um die Hunde und Schlangen vom Leichnam abzuhalten. Einen Monat lang wird während der Nacht ein Feuer unterhalten, damit der Geist des Toten sich die Hände wärmen könne. Frau und Mutter des Verstorbenen singen jeden Morgen und Abend einen Totengesang am Grabe („O mein Gatte, o mein Sohn, du bist gestorben!“). Nach vier oder fünf Monaten wird die Einzäunung des Grabes weggenommen und weit vom Dorfe weggeworfen, wobei noch einmal ein Gastmahl stattfindet.

Die Seelen der Bösen gehen in den Wald und werden Marsabas; die der Guten gehen auch in den Wald, was sie da tun, ist nicht bekannt[2]. Man scheint also doch an ein verschiedenes Los der Guten und der Bösen nach dem Tode zu glauben.

Zuweilen werden auch Lebende begraben. Wenn ein Kranker ein paar Tage lang nichts ißt, die Augen zumacht, auf die Fragen nicht antwortet und sich nicht rührt, so gilt er für tot und wird begraben. P. Reina konstatierte wenigstens zwei solcher Fälle. Es handelte sich um Männer im besten Alter. Der eine sträubte sich, während die Erde auf ihn geworfen und festgetreten wurde, der andere blieb regungslos.

Häusliches Leben. Die Weiber haben die häuslichen Arbeiten und die leichten Arbeiten im Felde zu besorgen. Den Männern fällt die schwerere

[1] Annales de la propagation de la foi XXVII (1855) 365.
[2] Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge IV (1858) 361.

Arbeit anheim: sie fällen die Bäume und zäunen den Garten ein; denn jährlich wird der Wohnort gewechselt. Vom April bis Dezember finden die Fischereien statt. Die Boote werden aus einem Baumstamme gemacht, der ausgehöhlt wird. Das Netzemachen ist ausschließliche Arbeit der Männer, besonders der Greise, die nicht mehr im Felde arbeiten können. Die Jünglinge treiben nichts als Unfug. Oft sieht man den Vater schwere Lasten tragen, während seine erwachsenen Söhne, die ihm helfen sollen, sich mit wohlriechenden Kräutern bedecken und spielen.

Den Charakter der Insulaner schildert P. Reina folgendermaßen: Sie sind zügellos, ausschweifend, lügnerisch, dem Diebstahl, dem Haß und der Mißgunst ergeben, heuchlerisch, treulos, verleumderisch; doch stimmen nicht alle Missionäre mit ihm überein. So schreibt P. Ambrosoli: „Die Menschenfresserei wird auf Rook verabscheut, man stiehlt dort auch nicht wie auf Woodlark und San Christoval, wo es nur professionelle Diebe gibt. Die Streitigkeiten sind selten. Wenn die Eingebornen merken, daß der Zorn sie übermannen will, gehen sie, schneiden eine dicke Pflanze und kehren dann ganz ruhig zurück, als ob nichts geschehen wäre. Es ist auch gebräuchlich unter ihnen, sich gegenseitig Dienste zu leisten und einander in ihren Bedürfnissen zu helfen." [1]

Daraus, daß viele Verbrechen auf Rook unbestraft bleiben, darf man nicht schließen, dieselben würden nicht als verabscheuenswert erkannt. Wie anderwärts, tut man auch auf Rook vieles, nicht weil man es für gut, sondern obgleich man es für schlecht hält.

9. Die Einwohner von Neupommern.

Von den Einwohnern Neupommerns entwirft R. Parkinson in seinem Werke „Dreißig Jahre in der Südsee" [2] interessante und eingehende Schilderungen. Dieselben sind um so wertvoller, als sie sich nicht nur auf die eigenen Beobachtungen des Verfassers, sondern auch auf die Mitteilungen der katholischen Missionäre stützen, besonders des P. M. Rascher M. S. C. und anderer, die dem Verfasser zur Verfügung gestellt wurden.

Der Verfasser unterscheidet mehrere voneinander verschiedene Stämme auf Neupommern. Wir betrachten hier nur: 1. die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel, welche wahrscheinlich aus dem südlichen Neumecklenburg eingewandert sind; 2. die Baining, die Urbewohner der Gazellehalbinsel, 3. die Sulkas auf der südlich von der Gazellehalbinsel liegenden Erweiterung der Hauptinsel.

I. Die Nordostbewohner der Gazellehalbinsel [3].

Das ganze Gebiet zerfällt in eine Anzahl größerer und kleinerer Landschaften. Innerhalb dieser Landschaften liegen die einzelnen Niederlassungen (qunan), gewöhnlich aus einer kleinen Anzahl von Hütten bestehend, selten mehr als zehn. Hier wohnt eine Familie im engeren Sinn; wird sie größer, so trennen sich die

[1] Annales de la propagation de la foi XXVII (1855) 364—365.
[2] Herausgegeben von Ankermann, Stuttgart 1907.
[3] Ebd. 55 ff.

einzelnen Glieder ab und errichten ein neues Qunan. So entsteht eine Kolonie, in welcher eine bestimmte Sippe überwiegt.

Innerhalb der einzelnen Sippen sind stets einzelne als Häupter und Regenten betrachtet worden. Die höchste Würde ist die des A gala („des Großen"), doch kommt es vor, daß die Mitglieder der Sippe diesen absetzen, falls er sich seinem Amt nicht gewachsen zeigt, namentlich wenn er das Familienvermögen schlecht verwaltet oder verschwendet. Sein Nachfolger ist dann stets der nächstberechtigte Bruder oder der Neffe im Weiberstamm. Diese sind im Todesfall auch seine Erben. Der A gala ist der eigentliche Häuptling der Sippe in allem, was den Nutzen derselben betrifft. Er kauft die Weiber für die jungen Leute, die nachher durch Arbeitsleistung seine Auslagen decken müssen. Er ist der Schatzmeister der ganzen Sippe, und in seinem Hause wird das Stammvermögen an Muschelgeld — Tabu — aufbewahrt. Ist er ein unternehmender Mann, so hält er seine Leute zum Anlegen großer Pflanzungen an. Es ist dabei Sitte, daß er ihren Unterhalt aus dem Stammesvermögen bestreitet. Die verausgabten Summen mit einem bestimmten Zuschlag werden jedoch nach Verkauf der Ernte wieder an ihn verabfolgt, um im Tabuhaus aufbewahrt zu werden.

Das Recht des Häuptlings auf Grund und Boden des Stammes ist größer als das eines beliebigen Stammesmitgliedes; er kann Grundstücke des Stammes veräußern, aber nur mit Einwilligung der Eigentümer. Den Kaufpreis händigt er dem Eigentümer[1] nach Abschluß des Kaufes ein oder legt ihn zu dem Schatz der Sippe. Da der A gala in der Regel ein Finanzgenie ist, so erwirbt er mit dem ihm anvertrauten Gelde für eigene Rechnung ein recht ansehnliches Vermögen und wird dann als Uviana, reicher Mann, bezeichnet.

Alle Angelegenheiten des Stammes werden in Versammlungen beraten. Nicht selten gibt es hier heftige Debatten. Ist die Sache von großer Bedeutung, droht z. B. ein Überfall oder ist ein Stammesmitglied getötet oder eine Frau geraubt worden, ist der Entschluß bald gefaßt.

Jeder verheiratete Mann ist absoluter Herr seiner Frau, diese ist sein Eigentum und muß für ihn arbeiten. Ehebruch wird nicht immer mit dem Tode bestraft, dagegen stets die Blutschande, worunter nicht nur der geschlechtliche Verkehr unter leiblichen Geschwistern, sondern auch zwischen Personen, die dasselbe Stammeszeichen oder dasselbe Totem haben. Das Recht des Mannes geht jedoch nicht so weit, daß er selbst die Todesstrafe vollstrecken kann, dies darf bloß der Bruder der Ehebrecherin oder ihr Onkel mütterlicherseits. Doch wird die Ausübung dieses Rechtes jetzt seltener, was aber das moralische Leben der Frauen nicht gehoben hat. Die Frau bleibt nach der Verheiratung immer noch Mitglied ihrer Familie, zu der sie zurückkehren kann, wenn der Mann gestorben. Tritt auf Vereinbarung Ehescheidung ein, so zahlt die Familie dem Ehemann den Kaufpreis zurück. Solche Trennungen sind häufig. — Sie kennen auch eine Verlobung im Unterschied zur eigentlichen Hochzeit, die Verlobung findet oft schon in früher Jugend durch die Eltern und Verwandten statt. Die Ehe wird wie ein Kaufgeschäft abgeschlossen[2].

[1] Hier wird wohl Privateigentum an Boden gemeint sein, das aber nicht ohne Einwilligung des Häuptlings oder des Stammes veräußert werden darf.

[2] Parkinson a. a. O. 66.

Die Polygamie ist gestattet, jedoch nicht allgemein üblich, in der Regel haben nur die Reichen mehrere Frauen. Die einzelnen Weiber haben dann getrennte Hütten. Unverheiratete Mädchen, welche schwanger werden, suchen zunächst die Leibesfrucht zu zerstören. Gelingt das nicht, so begeben sie sich zur Zeit der Niederkunft in den Wald, wo die Geburt ohne alle Beihilfe stattfindet und das neugeborne Kind sofort getötet und verscharrt wird.

Die junge Mutter ist sonst recht stolz auf ihren Säugling, den sie überall mit sich führt und so lange säugt, bis er laufen kann. Die Mädchen bleiben bei der Mutter bis zur Verheiratung, die Knaben vom sechsten oder achten Jahr an bei dem Vater oder meistens bei dem Onkel.

Die Beerdigung geht sehr feierlich vor sich[1]. Von der Einsenkung der Leiche ins Grab bis zum folgenden Morgen wird eine beständige Musik auf den großen Holztrommeln unterhalten, um dem Geist des Verstorbenen den Eintritt in Tingenataberan zu erleichtern. Tingenataberan ist ein Platz weit im Osten, wohin die abgeschiedenen Seelen gehen. Sobald der Tote beerdigt ist, erhebt sich der Geist, Tulungiana, er kann jedoch erst bei Sonnenaufgang in Tingenataberan eintreten, und die Trommeln müssen unaufhörlich ertönen, um den umherirrenden Geist auf seinem Wege zu stärken. Gespannt richten sich beim Sonnenaufgang alle Blicke nach Osten; steht vor dem aufgehenden Gestirn eine Wolke, ist dies ein Zeichen, daß der Geist in Tingenataberan eingetreten. Hier ist alles im Überfluß. Vor dem Eintritt in dieses Elysium wird die Seele von dem Geiste Tolumean befragt: „Wo ist dein Tabu, wo sind deine Armringe, die man dir ins Grab mitgegeben? Wieviel Tabu wurden bei deinem Tode verteilt?“ Fällt die Antwort befriedigend aus, so steht dem Eintritt nichts im Wege; ist sie jedoch nicht genügend, so wird die Seele nach Jakuzia verwiesen und der Geist reißt ihr die Hinterbacken ab, damit sie lahm und unkenntlich werde. Jakuzia ist ein trostloser Ort, ohne Festlichkeiten und Tänze, ohne Überfluß irgend einer Art.

Früher soll es gebräuchlich gewesen sein, mit der Leiche der verstorbenen Häuptlinge einen oder mehrere Sklaven oder einige seiner Frauen lebendig zu begraben. Dies war in Bougainville fast bis heute der Brauch. Der Zweck dieses Gebrauches ist, daß die Seelen der Geopferten den Verstorbenen im Jenseits bedienen sollen.

Als Geld gebraucht man in der Nordost-Gazellehalbinsel eine Seeschnecke, deren obere Wölbung durchschlagen ist, so daß sich die einzelnen Stücke auf Rotangstreifen aufreihen lassen. Dieses Geld heißt Tabu (auf Neulauenburg Diwarrat). Das Tabu vertritt bei den Eingebornen die Stelle unserer Münze und den Wertmesser für den Handel. Das ganze Sinnen und Trachten der Eingebornen zielt auf Erwerb von Tabu oder Muschelgeld. Keine Dienstleistung bleibt unbezahlt.

In der Herstellung der Hütten, in Bereitung von Geräten zum Fischen und Jagen zeigen die Eingebornen nicht geringe Geschicklichkeit[2].

Zauberei und Aberglaube spielen eine große Rolle im Leben dieses Volkes. Fast alle Krankheiten werden auf Zauberei zurückgeführt, durch Zauberei kann

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 79. [2] Ebd. 92.

man sich schützen. Man schneidet z. B. den Hühnern einen Teil der Krallen ab, spricht darüber eine Zauberformel und begräbt die Teile in der Erde. Wenn einer diese bezauberten Hühner stiehlt, wird er ganz bestimmt krank oder stirbt. Der Eingeborne sieht sich auf Schritt und Tritt von bösen Geistern beeinflußt. Im übrigen scheint die Religion aller Bewohner der Gazellehalbinsel ziemlich gleich zu sein, und wir werden sie deshalb weiter unten bei den Baining darlegen.

Die Kriege sind unter denselben häufig, aber nicht sehr blutig. Die Körper der erschlagenen Feinde werden von den Siegern verspeist.

II. Die Baining auf der Gazellehalbinsel

haben körperlich viel Ähnlichkeit mit ihren eben geschilderten östlichen Nachbarn, sind aber muskulöser. — Häuptlinge im eigentlichen Sinn haben sie nicht. Die Familienhäupter führen ein schwaches Regiment über ihre Familienglieder. Der Feldarbeit wegen verbinden sich wohl mehrere Familien zu einer lockern Gemeinschaft. Feste Wohnsitze oder Dorfschaften sind nicht vorhanden. Die Baining sind wandernde Ackerbauer. Dort, wo sie eben ihr Tarofeld anlegen, siedeln sie sich augenblicklich an, manchmal recht weit von dem früheren entfernt, und bauen dort ihre primitiven Hütten. Der Grund und Boden ist keines einzelnen Eigentum; sie kennen einen bleibenden Anspruch daran nicht, ebensowenig wie eine Übertragung des Grundeigentums durch Erbschaft, Kauf und Geschenk.

Die Baining glauben, daß alle Menschen von einem Mann (Herini) und einer Frau (Sichi) abstammen. Diese ersten Menschen sind aus der Spatha der Arekapalme hervorgegangen. Daß die Menschen sterblich sind, hat nach ihnen folgenden Grund. Vor langer Zeit ließ die Sonne alle geschaffenen Gegenstände zusammenrufen. Alles eilte herbei, nur der Mensch folgte dem Gebote nicht. Die Sonne verlieh nun den Herbeigekommenen die Unsterblichkeit; da der Mensch nicht zugegen war, erhielt er sie nicht und muß sterben; alles andere lebt ewig: der Stein behält seine Gestalt, ebenso das Meer und der Himmel, auch die Schlange stirbt nicht, sondern streift nur ihre Haut ab und lebt dann weiter.

Die Geister der Verstorbenen leben jedoch nach dem Tode fort; sie haben aber keinen bestimmten Aufenthalt, sondern sind überall. Man sieht diese Geister als sasik an, d. h. als anwesend, aber nicht sichtbar, eine Vorstellung, die man sonst im Archipel nicht findet. Sie haben auch keine Furcht vor diesen Geistern[1].

Der einzige Geist, der den Baining Furcht einflößt, ist eine mystische Schlange A chanki, die umherschleicht und die Exkremente der Menschen frißt, die dann sterben müssen. A chanki hat zahlreiche Kinder, welche auf knorrigen Bäumen leben und den Menschen gefährlich sind.

Sonst ist der Baining im Gegensatz zu seinen Nachbarn frei von Aberglauben. Stirbt ein Freund oder Verwandter plötzlich, so schreibt er das einem

[1] Ebd. 159.

der Uferbewohner zu, die er als seine eigentlichen Feinde betrachtet. Denn früher wurden viele Baining von den Uferbewohnern als Sklaven verkauft oder niedergemetzelt. Noch jetzt glauben diese, sie dürften den Baining, diesen fleißigen Ackerbauern, ihre Erzeugnisse, namentlich den Taro, als ihr Eigentum ohne Entgelt wegnehmen. Doch tritt hierin allmählich ein Wandel ein. Belehrung und Beispiel der Missionäre haben die frühere Unterwürfigkeit und den sklavischen Gehorsam der Baining zum großen Teil beseitigt, und die jüngere Generation will nichts von der Überlegenheit und der Anmaßung der Nachbarn wissen.

Die Verheiratung ist sehr einfach[1]. Gefällt einem Mann ein Mädchen, so fragt er dasselbe oder läßt durch die Eltern anfragen, ob es seine Frau sein wolle. Willigt es nicht ein, so sagt es dies offen, und damit ist die Angelegenheit zu Ende. Manchmal läßt der Bewerber die Frau durch einen Freund entführen. Sie folgt willig in die Hütte und trifft nun ihre Entscheidung. Wenn sie nicht bleiben will, geht sie unbelästigt fort. Die einmal eingegangene Verbindung wird selten gelöst. Keine Zeremonien sind bei der Heirat gebräuchlich. Trotzdem erfreut sich die Frau bei den Baining einer freieren Stellung als bei den übrigen Stämmen des Archipels; sie nimmt teil am Gespräch der Männer, beide Geschlechter essen zusammen; sie läßt sich keine übermäßige Arbeitslast aufnötigen und überläßt dem Herrn Gemahl die Pflege der Säuglinge, wenn sie selber ihre Tarolasten nach Hause oder zu Markte trägt. Im letzteren Fall sieht man oft den speerbewaffneten Mann seinen Sprößling sorgsam im Arm tragen oder er läßt ihn, wenn er größer ist, auf beiden Schultern reiten.

Eine eigentliche Erziehung gibt es nicht. Der Knabe oder das Mädchen erlernen bereits im frühesten Alter diejenigen Verrichtungen, die von ihnen als Erwachsenen oder nützlichen Familiengliedern gefordert werden, und da die Summe derselben nicht groß ist, erlangen sie bald die gewünschte Meisterschaft.

Beim Tode eines Baining wird ein kurzes Klagegeheul angestimmt und ein einfaches Mahl aus Taro bereitet und an alle Anwesenden verteilt. Dann legt man die Leiche in eine Grube, die an einigen Orten zugescharrt wird, an andern nicht, so daß die Hunde oder Schweine die Leiche als Fraß benutzen. Das scheint auf die Überlebenden keinen Eindruck zu machen. Bei einem Todesfall herrscht eine gedrückte oder feierliche Stimmung in den Hütten. Man hört mehrere Tage kein lautes Sprechen oder Lärmen, eine Art von Feiertagsstimmung ruht über der Umgebung der Todesstätte.

Kindermord kommt anscheinend nur dann vor, wenn die Mutter infolge der Geburt stirbt. Das Kind wird getötet, weil niemand da ist, der sich seiner annehmen, es säugen und großziehen würde. Kannibalismus war bis vor nicht gar langer Zeit üblich, verschwindet jedoch jetzt innerhalb der Einflußsphäre der katholischen Missionäre. Eigentümliche Zeremonien fanden dabei nicht statt. Das Opfer wurde einfach getötet und zubereitet wie ein Schwein. Der Baining präsentiert sich heute in seinem Urzustand als recht harmloser Naturmensch, der keine hervorragenden guten Eigenschaften besitzt, aber auch nicht von besonders bösen Neigungen beherrscht wird; er sorgt für den täglichen Unterhalt,

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 160.

alles andere ist Nebensache. Eigentum sammelt er nicht[1]; er ist zufrieden mit seinem primitiven Unterschlupf, der ihn namentlich gegen Regen schützt, schläft auf nackter Erde und ist gegen Schmutz unempfindlich[2].

Die Hauptnahrung ist der Taro, dessen Anbau bedeutende Arbeit fordert. Mehrere Familien vereinigen sich in der Regel zur gemeinschaftlichen Anlage einer Pflanzung. Zunächst muß der Urwald gefällt werden, dann werden die Zweige und Äste abgehauen und, wenn sie trocken sind, verbrannt. Das gesäuberte Feld wird zum Schutz gegen Wildschweine mit einem starken und dichten Holzzaun umgeben, und die Eingebornen zeigen in der Anlage und Verwendung der einzelnen Holzknüttel ein erstaunliches Geschick. Auch Bananen werden gepflanzt. Außerdem nährt sich der Baining von Schweinen und erjagten Wildschweinen.

Die Sprache der Baining klingt nicht unangenehm; auch ihr Gesang darf im ganzen als melodisch bezeichnet werden. Geradezu von hervorragendem Wohllaut ist ihr lautes Jodeln, snes, das von den Bergen weithin schallt und manchmal, wenn mehrstimmig, auch einem Europäerohr Freude und Genuß bereiten kann. Die Baining bekunden ferner eine nicht unbedeutende Kunstfertigkeit in Malereien auf Rindenstoff und in Anfertigung von bunten Netzen. — Die Männer in Nordbaining gehen ganz nackt[3], die Weiber tragen einen schmalen, vorn herabhängenden Schurz aus Pflanzenfasern, während hinten ein schwanzartiges langes Faserbündel anscheinend zwecklos herabbaumelt. Beim Niedersitzen vereinigt die Sitzende mit einem schnellen und sichern Griff beide herabhängenden Teile und klemmt dieselben zwischen die Beine. Es ist zweifellos, daß dieser künstliche Schwanz die Veranlassung gegeben hat zu der Behauptung der Nordostbewohner, daß im Innern der Gazellehalbinsel geschwänzte Menschen wohnen. Dieser Gürtel wird von allen Bainingweibern getragen. Die Männer der Südbaining tragen einen Gürtel aus Rindenzeug zwischen den Beinen durchgezogen.

Eine erwünschte Ergänzung zu dem bisher über die Bewohner der Gazellehalbinsel Gesagten bilden die Berichte des P. Jos. Meier M. S. C.[4] Der

---

[1] Das gilt, wie wir gleich sehen werden, nicht allgemein, jedenfalls nicht von den Küstenstämmen. [2] Parkinson a. a. O. 162.

[3] Wie bei den Baining bleiben auch bei einigen andern Südseestämmen die Männer und die unverheirateten Mädchen völlig nackt. Wollte man daraus schließen, es fehle ihnen das Schamgefühl, so antwortet Parkinson (ebd. 271): „Die Nacktheit der Eingebornen dürfen wir nicht als eine Veranlassung zu dem nach unsern Begriffen vielfach unmoralischen Lebenswandel ansehen. Die Nacktheit an und für sich ruft bei einem Eingebornen keine sinnliche Erregung hervor, und die Schamhaftigkeit eines völlig nackten Neumecklenburgermädchens ist ebenso groß, wenn nicht größer, als bei den meisten europäischen Modedamen. Dem Europäer erscheint der Eingeborne im Adamskostüm in der Tat nicht als nackt, die braune Haut an und für sich ersetzt gewissermaßen den Anzug. Ich habe häufig beobachten können, wie durchreisende Europäerinnen nach kurzer Zeit den Anblick eines nackten Eingebornen als eine keineswegs anstößige Erscheinung betrachten lernten, während ein nackter Europäer unzweifelhaft ihren Widerwillen oder ihren Zorn erregt haben würde.... Der Eingeborne sieht in unbekleidetem Zustand weniger entblößt aus als ein nackter Europäer."

[4] Anthropos II (1907) 374. Die Angaben P. Meiers stimmen im wesentlichen mit denen überein, die Msgr Couppé in den Missions catholiques 1891, 353 ff veröffentlicht hat.

Missionär zeigt zuerst, mit welchem Unrecht man von einem „Paradies"zustand der primitiven Naturvölker rede, indem er die recht armselige, traurige Lage der Eingebornen (Kanaken nennt er sie) zeichnet.

Ihre Religion ist ganz von der Furcht vor bösen Geistern beherrscht. An zahllosen Orten sollen sich nach ihrem Glauben böse Geister aufhalten, die besonders in der Dunkelheit den Menschen Verderben bringen. Um sich gegen die Nachstellungen dieser Geister zu schützen, kennt der Eingeborne ein einziges Gebet, durch das er sie anfleht, den Geist des Kranken wieder freizugeben, da alle Krankheiten daher rühren sollen, daß die bösen Geister den Geist des Kranken gefangen halten. Das Gebet lautet: „Ihr bösen Geister, setzt den Geist des Kranken in Freiheit! Schickt ihn heim in sein Gehöft, und er wird euch ein Opfer von Bananen spenden!" Durch zahlreiche Zaubermittel sucht sich der Kanake gegen den Einfluß der bösen Geister zu schützen.

Die langen Totenfeierlichkeiten werden veranstaltet, um zu verhüten, daß der Tote die Überlebenden belästige. Im übrigen bereitet sich jeder selbst sein Los im Jenseits vor. Es bemißt sich nach seinem Reichtum an Muschelgeld (divarra), den er bei Lebzeiten besessen. Der Geist des Verstorbenen wird von den andern Geistern abgeholt und in das „Teufelsloch" geleitet. Dort wird er einem Gerichte unterworfen. Es wird die Frage an ihn gerichtet, ob er reich sei. Bejaht er die Frage, so wird er geheißen, sich den richtenden Geistern zuzugesellen; verneint er sie, so wird ihm ein besonderer Aufenthaltsort angewiesen, der der Armen[1]. Aber auch das Los, das der Reiche nach seinem Tode genießt, scheint nicht beneidenswert. Wie eine Meute losgelassener hungriger Hunde stöbert allnächtlich die Geisterschar im Unrat und in den Abfällen. Was sie nicht verzehren können, stopfen sie in den Korb, den sie bei sich tragen. Ihre willkommensten Leckerbissen sind die Exkremente der Menschen.

Menschenfresserei war früher üblich. Bei großen Festen wurden vorwiegend Sklaven geschlachtet, die man eigens zu diesem Zweck gemästet hatte. Die Leute sind allen Arten von Unsittlichkeit ergeben.

Doch hat der Eingeborne trotz aller Irrungen einen Kern religiöser Wahrheiten bewahrt und besitzt auch einige sittliche Kriterien, um zwischen Gut und Bös zu unterscheiden. „So hat der Eingeborne einen Begriff von einem höchsten, geistigen Wesen, A kaja geheißen."[2] „Besonders in dem Ausdruck na kaia, das den höchsten Grad einer Eigenschaft oder einer Tätigkeit bezeichnet, also ‚göttlich' ist, kommt dieser Sinn des Wortes zur Geltung. Dann ist in den überlieferten Mythen auch die Rede von einem Weltschöpfer, einem Ordner aller Dinge, der To-kambinana (der Weise) heißt. Ihm gegenüber steht To-korwuwu oder Tu-purgo (der Törichte), der Urheber aller Unordnung und alles Bösen. Er hat den Zustand der Menschheit verschlechtert

[1] Das ist nach Mfgr Couppé (Missions catholiques 1891, 355) der Grund, warum die Eingebornen bei Blavolo ängstlich Divarra (Geld) zu sammeln suchen. Couppé fügt hinzu, damit der Reiche in der andern Welt glücklich werde, müsse nach seinem Tode seine Familie viel Geld verteilen und zu seiner Ehre große Festmähler und Tänze veranstalten.

[2] Anthropos II (1907) 384.

und besonders den Tod in die Welt gebracht."[1] Der übliche Totenkult zeigt deutlich, daß der Kanake an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubt. In seinen a umana tambaran marut (ursprüngliche Geister) erkennt aber der Eingeborne auch reine Geister an.

Auf sittlichem Gebiet ist vor allem stark ausgeprägt die Erkenntnis von der Unerlaubtheit und Verabscheuungswürdigkeit des Ehebruchs. Eine ebenso klare Vorstellung hat der Eingeborne von der Unerlaubtheit des Diebstahls. Er weiß eben sehr gut zu unterscheiden zwischen „mein" und „dein". Kommunismus gibt es bei den Eingebornen nicht. Aus den üblichen Schimpfwörtern geht hervor, daß sie auch im Detail verkehrtes Handeln erkennen. Der Inzest ist ihnen verwerflich, ebenso das Lügen, das Faulenzen, die Völlerei usw. Ja auch für Aszese ist der Kanake zugänglich. Das beweist das freiwillige Fasten oder die Enthaltung von Speisen, die er sich zu Ehren eines Verstorbenen auferlegt. Selbst die richtige Auffassung der Ehe hat sich in überlieferten Erzählungen erhalten. So hatten die ersten Männer nur je ein Weib. In einer andern Erzählung ist die Rede davon, wie die rechtmäßige Frau ihren Ehemann umbrachte, weil er ihr die Treue gebrochen hatte.

Alle diese Vorstellungen sind dem Kanaken ureigen, mag er auch in der Wirklichkeit sich wenig daran stören. Andere müssen ihn erst wieder darauf verweisen und ihn sozusagen zur Selbstbesinnung bringen. Das sind die Missionäre. Sie haben im Kanaken nicht einen vollständigen Fremdling vor sich; nein, alle die genannten Vorstellungen sind ebensoviele Anknüpfungspunkte für die christlichen Lehren. Auch vom Kanaken gilt das Wort Tertullians: Omnis anima naturaliter christiana.

III. Die Stämme des mittleren Teiles von Neupommern.

Das Nachstehende gilt besonders von dem Sulkastamm und ist den Aufzeichnungen des katholischen Missionärs Hermann Müller M. S. C. entlehnt. Zwischen diesem Stamm und den benachbarten Tumuip und den O Mengen ist der Verkehr ein friedlicher; sie treiben Tauschhandel und gehen Ehen miteinander ein.

---

[1] Etwas verschieden lauten die Angaben Msgr Couppés (Missions cathol. 1891, 354) über die Religion der Eingebornen in der Nähe von Blavolo. Danach anerkennen die Eingebornen zwei schöpferische Wesen, zwei Brüder, die einander gleich sind und sich in die Erschaffung der Welt teilen. Der eine, To-kambinana, ist gut und wohlwollend, er beschützt die Menschen und erzeigt ihnen Wohltaten; der andere, To-korvuvu, ist böse und feindlich gesinnt und wirkt seinem Bruder immer entgegen. Doch scheint auch nach Couppé To-kambinana einen Vorrang vor seinem Bruder zu haben, also das höchste Wesen zu sein. Einst schickte er diesen zu den Menschen, um ihnen zu sagen: wer grünes Holz zum Opfer verbrennt, wird leben, wer aber trockenes, wird sterben. To-korvuvu meldete jedoch den Menschen das Gegenteil und wurde dafür von To-kambinana ausgescholten. — Die Eingebornen von Blavolo haben auch eine Sage, die an den Sündenfall der Menschen erinnert. Einst ging ein Mann an einem Ort vorbei, der in der Nähe der katholischen Mission liegt. Da sah er eine große Schlange auf einem Baum, in der der Dämon wohnte und die sich sofort auf den Mann stürzte und ihn tötete. Seit jener Zeit ist dieser Ort verflucht, und dort Wasser trinken oder eine Frucht essen, würde den Tod bringen.

Die Sulka zerfallen in zwei Abteilungen (Klassen). Männer der einen Abteilung dürfen nur Frauen der andern heiraten, und die Kinder gehören zur Abteilung der Mutter. Der geschlechtliche Verkehr zwischen Angehörigen derselben Abteilung wird, wie fast überall in Melanesien, als Blutschande angesehen und mit dem Tode bestraft. Jede Abteilung zerfällt wieder in verschiedene Familien oder Klans.

Bei den Sulka wählt das Mädchen ihren Mann. Sie legt ihr Anliegen ihrem Vater oder einem Anverwandten vor und dieser stellt den Antrag. Willigt der betreffende junge Mann ein, so wird er zum Gehöft der Braut geführt, wo sie schon einen gerösteten Taro für ihn bereit hält, den sie bei seiner Ankunft ihm als Halsschmuck überreicht. Die Annahme dieses Geschenkes gilt als Einwilligung. Den Halsschmuck gibt der Jüngling seinen Eltern, welche hierauf ihrem Sohn die Gegengeschenke für seine Braut überreichen. Letztere gibt dieselben ebenfalls ihren Eltern. Am bestimmten Tage führt der Vater der Braut diese ihrem Zukünftigen zu und übergibt sie ihm. Letzterer faßt die Braut bei der Hand, schlägt den Weg nach dem Gehöft seiner Eltern ein und übergibt die Braut seiner Mutter, sodann wird ein Schwein geschlachtet und verteilt. — Von diesem Tag an bis zur Hochzeit beginnt für die Braut ein mehrmonatiges Einsiedlerleben in einem gesonderten Teil der Hütte, wo sie strengen Speisevorschriften unterworfen ist. Während dieser Zeit baut der Bräutigam sein Haus. Ist die Absonderungszeit vorbei, so wird der Tag der Hochzeit bestimmt. Die Braut wird geschmückt in die neue Wohnung geführt, dann wird getanzt, werden Geschenke ausgeteilt und die Heirat ist fertig.

Die Sulka nehmen an, daß durch den geschlechtlichen Verkehr sowohl Männer als Weiber, Verheiratete wie Unverheiratete verunreinigt werden. Die Verheirateten können sich selbst reinigen, die Nichtverheirateten dagegen werden gemieden[1]. Die erstgebornen Söhne sowohl als Töchter werden meist vor den andern Kindern bevorzugt. Sind die erstgebornen Kinder herangewachsen, so wird ihnen zu Ehren ein Fest gegeben. Knaben sind dabei nackt, Mädchen haben die übliche Kleidung. Es wird nun beim Knaben unter bestimmten Zeremonien die Einkleidung vorgenommen. Von nun an darf der Knabe nicht mehr unbekleidet gehen. Sind die Knaben ungefähr 10—15 Jahre alt, so werden sie feierlich beschnitten. Die Sulka sind der Meinung, daß die Beschneidung notwendig sei zur Zeugungsfähigkeit sowie zum Wachstum der Jünglinge[2].

Stirbt ein Sulka, so versammeln sich sämtliche Eingebornen aus den benachbarten Gehöften, um zu weinen und zu klagen. Der Verstorbene wird auf seinem Lager gerade ausgestreckt und geschmückt, seine Pflanzungen werden verwüstet, seine Waffen zerbrochen[3]. Die Gäste bleiben bei der Leiche, welche am folgenden Tage unter Wehklagen begraben wird, und zwar in sitzender Stellung, so daß der Oberkörper aus dem Loche herausragt, über welchem ein kleines, turmartiges Gebäude aufgeführt wird. — Nach einiger Zeit findet die Austreibung der Seele des Verstorbenen statt. Ganz heimlich teilt man

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 179. [2] Ebd. 182.
[3] Ebd. 185.

sich die zur Austreibung festgesetzte Zeit mit, damit die Seele es nicht höre und sich widersetze. Sobald in der Frühe gewisse Vögel ihre ersten Lockrufe ertönen lassen, erheben die Eingebornen ein großes Geschrei, schlagen auf die Wände des Hauses, verbrennen Kokosblätter usw., um die Seele durch Schrecken zum Fortgehen zu bewegen. — Ist das Fleisch der Leiche vollständig in Verwesung übergegangen, so werden die Gebeine in Blätter gehüllt und in einem Beutel im Hause aufgehängt. Nach einiger Zeit findet ein Gedächtnisfest zu Ehren des Toten statt, bei dem der Sohn des Verstorbenen den Beutel mit den Gebeinen des Vaters auf die Schulter nimmt, jeder einzelnen Familie ihr Schwein und ihre Früchte anweist und dann die Gebeine wieder ins Grab zurückbringt[1]. Baut sich jemand eine Hütte, so wandern die Gebeine aus der alten Hütte in die neue hinüber.

Eingeborne, die keine Verwandten haben oder nach Ansicht ihrer Landsleute Böses getan haben oder außerhalb des Gehöftes erschlagen worden sind, werden nicht in ihrem Hause beerdigt. Man legt ihre Leichen auf Felsen, auf Gerüste im Walde oder begräbt sie dort, wo sie erschlagen wurden.

Die Seele des Menschen kommt nach dem Tode an einen Ort, der Mlol heißt. Über das Leben der Seelen an diesem Ort (innerhalb der Erde) haben sie nur unklare Vorstellungen. Ehe die Seele nach Mlol kommt, trifft sie auf zwei Felsen: Kilkil und Kovangal, wo sie über ihr Leben befragt wird[2]. War sie freigebig, so kann sie weiter ziehen, war sie geizig, so muß sie zurück gegen Süden in das Gebiet der O Mengen wandern. Dort wird sie in einen Felsen verwandelt und muß in der Brandung stehen.

Die Seelen trinken aus den Flüssen Lonan und Lopo; diejenigen, welche getötet worden sind, müssen das mit Blut gefärbte Wasser trinken, in dem sie sich gebadet haben. — In der Nacht herrscht große Furcht vor den Seelen der Verstorbenen, weil man glaubt, sie irren dann umher und verspeisen Menschen. Eine Art von Seelen schimmern bei Nacht wie Leuchtkäfer. Die Sternschnuppen sind nach den Sulka Seelen, die in die Höhe geschleudert werden, um ins Meer zu tauchen.

Der Kôt ist ein dem Menschen feindlich gesinntes, höheres Wesen. Alle heftigen Naturerscheinungen, wie Erdbeben, Blitz und Donner, heißen auch Kôt, der gefürchtetste unter allen ist der Blitz, der unfehlbare Rächer für verschiedene Vergehen. Ein Kôt soll sich in einigen Gewässern aufhalten. Die Sulka glauben auch an Zwerge, die in Felsspalten leben und Früchte aus den Pflanzungen stehlen.

In der Ortschaft Kolvogat wohnt ein Mann namens Kolol, der in einem dunkeln, eigens dafür gebauten Hause zwei auf dem Boden stehende Steinfiguren aufbewahrt, die Großmutter und Großvater heißen und deren Namen bei abergläubischen Zeremonien angerufen werden. Man bringt ihnen Feldfrüchte zum Opfer und läßt sie bei ihnen verfaulen[3]. Krankheiten werden durch allerlei Zauberei zu heilen gesucht. Durch Zauber sucht man auch zu bewirken, daß ein Mädchen jemand zur Ehe begehrt. — Vielfach suchen sich die Sulka durch Zauber gegenseitig zu schaden. Bindet z. B. der Mann die Haare einer Frau

[1] Ebd. 186. [2] Ebd. 187. [3] Ebd. 189.

an eine gewisse Schwalbenart, so soll sie unbeständig werden und von einem Manne zum andern laufen. Durch Zauber schützt man sich auch gegen Diebe[1].

10. Neumecklenburg.

Die Insel Neumecklenburg wird durch den Sankt Georgskanal von der Gazellehalbinsel getrennt. Die Bewohner der nördlichen Hälfte dieser Insel sind sehr verschieden von denen der südlichen. Die letzteren sind den Bewohnern der Nordost-Gazellehalbinsel nahe verwandt. Die ersteren zeigen eine sehr starke Mischung aus verschiedenen Völkerstämmen. Auch der Charakter ist verschieden. Im Süden ist das Volk verschlossen und wenig mitteilsam. Dies zeigt sich auch in der Anlage der Dorfschaften, die fast überall aus einzelnen umfriedigten Gehöften bestehen. Dem Fremden ist man abgeneigt; früher waren Überfälle auf Fremde häufig, doch hat sich dies durch den Einfluß der Missionen und der Regierung geändert. Die Bevölkerung Nordmecklenburgs ist viel lebhafter und intelligenter; sie liebt Tanz und Schmauserei, beugt sich aber willig der Macht und läßt sich leicht zur Arbeit gebrauchen[2].

Kannibalismus war bis vor kurzem auf ganz Neumecklenburg gebräuchlich; wo die Macht des europäischen Einflusses nicht hinreicht, soll er auch heute noch im geheimen vorkommen. In der Regel waren es die Leichen der im Kriege Erschlagenen, die von der Gegenpartei verspeist wurden. Auch durch plötzliche Überfälle in Friedenszeiten suchte man den geschätzten Braten zu erbeuten. Die Leichen werden von den Weibern unter Jubelgeschrei aufgenommen und sofort zum gräßlichen Mahle vorbereitet. Jeder sucht das beste Stück zu erwischen, weil man durch den Genuß in Besitz erhöhter Tapferkeit, Stärke oder Schlauheit zu gelangen hoffte. Eigene Stammesangehörige sowie die Leichen solcher, die dasselbe Totemzeichen hatten, wurden nicht verzehrt.

Die Eheschließung ist nicht überall gleich. Im Süden finden wir den Frauenkauf durch die Familienältesten, die dann das gekaufte Mädchen an jüngere Stammesangehörige abgeben. Im Norden ist es an sehr vielen Orten Gebrauch, daß die junge Heiratslustige die ersten Schritte macht und durch Vermittlerinnen dem Betreffenden wissen läßt, daß sie ihn zu beglücken wünsche. Ist der Erkorene einverstanden, so werden Geschenke ausgetauscht und ein Festessen veranstaltet, und die beiden leben fortan als Mann und Frau zusammen. Die Ehen werden aber nur zwischen zwei Individuen geschlossen, die verschiedene Totem- oder Stammeszeichen haben. Ehen innerhalb einer Totemgruppe finden niemals statt, und geschlechtlicher Umgang zwischen Gliedern derselben Totemgruppe wird als Blutschande angesehen und mit dem Tode bestraft[3].

Von großer Stabilität ist die Ehe im Norden nicht. Die Gatten können sich nach Belieben trennen, und die Frau geht dann zu ihrer Sippe zurück und mit ihr etwaige während der Ehe geborne Kinder. Auch Weibertausch kommt häufig vor, immer jedoch nur zwischen Mitgliedern einer und derselben Totemgruppe. Durch dieses lockere Verhältnis leidet das Volk in hohem Maße, denn die

---

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 193. [2] Ebd. 261.
[3] Ebd. 267.

Weiber sehen Kinder als ein unbequemes Anhängsel an und gebrauchen die verschiedensten Mittel zur Fruchtabtreibung, an deren Folgen sie früh sterben, so daß die Zahl der Weiber um die Hälfte geringer ist als die der Männer. Noch verheerender wirkt der Gebrauch, daß ganze Dorfschaften oder Verbände sich gelegentlich verpflichten, überhaupt keine Kinder zu haben.

Polygamie ist zwar überall erlaubt, kommt aber, was nach dem Gesagten leicht begreiflich ist, selten vor. Die Frau gilt fast als Arbeitstier, aber verweigert oft den Gehorsam, und eheliche Zwistigkeiten gehören zur Tagesordnung. Die Geburt des ersten Kindes wird stets mit einer Schmauserei gefeiert. Bei dieser Gelegenheit finden Scheinkämpfe zwischen Männern und Weibern statt. Nach einem kurzen Kampfe trennt man sich unter Lachen und Necken und setzt sich zum Mahl. Besondere Gebräuche beim Eintritt der Pubertät gibt es keine. Die Knaben werden sich selbst überlassen. Die Mädchen halten sich an ihre Mutter und helfen ihr bei der Arbeit; wenn sie größer sind, knüpfen sie eine Liebschaft an, bis sie sich verehelichen. Bei der Heirat bekommen sie eine Art Haube (gogo), die sie fortan in Gegenwart der Männer stets tragen müssen. Außer dieser Haube trägt die Frau als Kleidung nur eine Schnur um die Lenden, an der vorn wie hinten ein Büschel aus Faserstoff hängt. Junge Mädchen und die Männer zeigen sich so, wie sie Gott erschaffen hat. Erst in neuester Zeit kommen europäische Kleider auf.

Im südlichen Neumecklenburg herrscht die Sitte der zeitweiligen Absperrung der Mädchen vor der Verheiratung. Innerhalb einer geschlossenen Hütte wird ein kleineres Gelaß errichtet. Hierhin begibt sich das Mädchen und ist nun auf lange Zeit nur den Eltern sichtbar, die es mit ausgesuchten Speisen reichlich nähren und am Abend zu notwendigen Verrichtungen ins Freie geleiten. Diese Klausur dauert zwölf bis zwanzig Monate, dadurch soll das Mädchen reiche Körperfülle und blasse Farbe erlangen, denn beides gilt als besonderes Schönheitsmerkmal [1].

Die Bestattungsgebräuche im nördlichen Neumecklenburg haben manches Eigentümliche. Wenn ein Mann stirbt, so legt man die geschmückte Leiche auf eine Bahre aus Speeren und läßt sie von den Verwandten von Haus zu Haus tragen. Alle Anwesenden klagen und weinen. Am zweiten Tage errichtet man vor der Hütte ein auf vier Pfählen ruhendes Gerüst und legt die Leiche darauf. Unter dem Gerüst wird jetzt ein Holzstoß aufgeschichtet und angezündet, gleichzeitig besteigt ein naher männlicher Verwandter mit einem Speer in der Hand das Gerüst. Mit dem Speer berührt er von Zeit zu Zeit den Kopf der Leiche und singt dabei, bis ihn die Flammen zum Verlassen des Gerüstes nötigen. Ist das Gerüst zerstört und die Leiche in die Flammen gestürzt, so holt er mittelst seines Speeres die Leber aus der Leiche hervor und verteilt sie in kleinen Stücken, zusammen mit etwas Ingwerwurzel, an die anwesenden jungen Männer. Ist die Leiche vollends zu Asche verbrannt, errichtet man über der Stätte ein einfaches Schutzdach. Nach einigen Wochen wird die Asche auf dem Verbrennungsort mit dem Saft von Kokosnüssen vermischt, und mit dem Brei beschmieren sich die Leidtragenden von Kopf bis zu den Füßen. Damit nehmen

[1] Ebd. 272.

die Trauerfeierlichkeiten ein vorläufiges Ende, bis sie dann bei dem alljährlich wiederkehrenden Totenfest (malangene) ihren völligen Abschluß finden.

Im Süden Neumecklenburgs wird an einigen Orten der Leichnam in einer Hütte aufgebahrt, und zwar in einem kleinen Kanoe sitzend; der Körper wird mit Ockererde und Kalk bestreut, und die Hände der Leiche werden durch dünne Schnüre in die Höhe gezogen, so daß die in den Ellenbogen gekrümmten Arme mit aufgerichteten Händen wie in betender Stellung emporstehen. In dieser Stellung wird der Leichnam dann bestattet oder auf einem Scheiterhaufen verbrannt. An andern Orten wird der Leichnam mit Kalk eingerieben, mit Blättern umschnürt und dann in den Hütten auf dem Quergebälk unter dem Dache aufbewahrt. Daneben kommt auch an manchen Orten die gewöhnliche Beerdigung vor oder werden die Leichen ins Meer versenkt. Überall werden die Leichen mit Federbüschen und andern Dingen geschmückt, und an manchen Orten werden ihnen Muschelgeld oder Waffen, Betelnüsse und Eßwaren mitgegeben.

Über die Religion der Neumecklenburger wußte man bisher wenig Zuverlässiges. Erst in der jüngsten Zeit haben die Missionäre nach jahrelangen Beobachtungen und Erkundigungen darüber mehr Licht verbreitet. Nach P. G. Peekel M. S. C.[1] glauben die Eingebornen an ein gutes, überirdisches Wesen, das Himmel und Erde sowie die Neumecklenburger geschaffen hat. Dieses Wesen wohnt „dort oben", es wurde von niemand gemacht, sondern lebt ewig und aus eigener Kraft. Sie nennen es a hin tubu het. Aus diesem Namen schließt Peekel, es werde als weibliches Wesen gedacht, was leicht erklärlich sei, da bei den Neumecklenburgern Mutterrecht herrsche und sie somit alle ihre Abstammungen durch die weibliche Linie leiten. Die Hintubuhet hat ihre schöpferische Tätigkeit ein für allemal abgeschlossen; sie ist eine Göttin, die sich um Welt und Menschen nicht mehr kümmert, allen Dingen ihren freien Lauf läßt und der niemand verpflichtet ist. Ein Gott, der die Welt hält und regiert, ein heiliger und gerechter Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, ist auf Neumecklenburg unbekannt. Daher wird dem höchsten Wesen keinerlei Verehrung gezollt. Nur in der äußersten Not, bei Erdbeben, bei Seuchen und großen Schrecken erwacht noch im Eingebornen der Gedanke an das höhere Wesen, und er fleht es um seinen Beistand an. Er glaubt, Hintubuhet zürne den Menschen und habe das Übel gesandt; darum bitten sie: Mache uns leben, Ahne mein, erbarme dich unser und laß uns nicht sterben; und sie erbarmte sich wieder unser und die Seuche war fertig[2]. Auch in den Zaubersprüchen kommt die Anrufung der Hintubuhet vor.

Die Idee der unsichtbaren Hintubuhet haben die Eingebornen auch verkörpert, und die beiden Geier Pandion leucocephalus und Haliaëtus leucogastes, sowie Sonne und Mond, und zwei große Schmetterlinge, Talmagomago und Heba, gelten ihnen als Hintubuhet. Von je zwei zusammengehörenden Bildern sagen sie deshalb a hintubu het dir = „unsere beiden Ahnen". Für jede der beiden Heiratsklassen besteht auch je eine Hintubuhet, die in zwei Fällen

[1] Religion und Zauberei auf dem mittleren Neumecklenburg, Bismarckarchipel, Südsee, Münster i. W. 1910.

[2] Ebd. 5—6. Sie haben also doch eine dunkle Ahnung, daß sich Hintubuhet noch in etwa in die Weltregierung einmischt.

sogar männlichen Geschlechtes sind. Der Pandion leucocephalus (Taragau), die Sonne (männlichen Geschlechts) und Talmagomago (männlichen Geschlechts) sind die Hintubuhet der Taragoheiratsklassen; der Haliaetus leucogastes (Malaba), der Mond (weiblichen Geschlechts) und Heba (weiblichen Geschlechts) sind die Hintubuhet der Pakilabaheiratsklasse.

Große Schwierigkeiten bereitet es den Missionären, daß in der Eingebornensprache sich kein Wort für Gott, Geist, Tempel, Altar, Opfer, Glaube, Hoffnung, Liebe, Tugend, Sünde, Gnade usw. findet, welches für den christlichen Gottesdienst verwertet werden könnte. Es fehlen ihnen die Ausdrücke für abstrakte Begriffe. Für Sünde wurde von den Missionären der Ausdruck pekato eingeführt; aber die Eingebornen nehmen ihn oft für synonym mit a sakena, was „das Böse", „das Schlechte", und zwar eigentlich verenda oder den unerlaubten (oder sogar den erlaubten) geschlechtlichen Umgang bedeutet[1].

Viel mehr als die Hintubuhet beschäftigen die Eingebornen die Stifter alles Unheils, die gefürchteten Tadar (Gespenster), die sich an wilden Orten, in feuerspeienden Bergen, sumpfigen Flußmündungen u. dgl. aufhalten. Als Hauptgespenster gelten zwei fabelhafte Riesenschlangen in der Nabutobucht; ferner ein Rudel fabelhafter Hunde in derselben Bucht usw. Viele Eingeborne sollen diese Hunde oder Schlangen gesehen haben. An der Mündung des Sasano wohnt eine andere schreckliche Schlange. Die meisten Krankheiten werden diesen Ungeheuern zugeschrieben. — Eine andere Art geistiger Wesen sind die Tabaran, welche in großer Zahl im Lande umherschweifen und den Eingebornen nachstellen und Böses zufügen. Der Neumecklenburger erkennt im Menschen ein doppeltes Prinzip: den Leib und die Seele. Das Wort tanua-na-ri (Seele von jemand) heißt an erster Stelle Schatten, dann auch Seele, Geist, d. h. das Prinzip, welches, selbst unsterblich, dem Leibe das Leben gibt. Stirbt ein Mensch, so verläßt ihn seine Seele. Der Neumecklenburger stellt sich die Seelen der Verstorbenen in Menschengestalt vor, aber es sind Scheinbilder oder, wenn man so sagen darf, verkörperte Schatten, und diese heißen Tabaran[2]. Beim Tode des Menschen zieht der Tabaran in das Schattenreich (Mata-n-tabaran) im Süden Neumecklenburgs oder treibt sich im Urwalde oder in der Nähe der Gehöfte umher oder fährt in Menschen und Tiere. Die Wohnplätze der Tabaran werden Paga genannt und fallen oft mit den Wohnplätzen der Tadar (paki-n-tadar) zusammen, was darauf hindeutet, daß der Gespensterglaube zum Teil ein Anwuchs des Tabaranglaubens ist. Ein jeder Stamm hat sein eigenes Paga, welches ihm Tapu ist, und das er nur notgedrungen veräußert. — Eine Vergeltung gibt es im Jenseits nicht. Im Schattenreich sitzen Gute und Böse, Reiche und Arme, Alte und Junge in ewiger Untätigkeit am Meeresufer beisammen, betupfen mit dem Zeigefinger den Ufersand und singen dazu Lieder[3].

Die umherschweifenden Tabaran sind der Schrecken der Eingebornen; diese setzen deshalb alles ins Werk, um deren Wut zu besänftigen und sie durch

[1] Ebd. 9—10. [2] Ebd. 15.

[3] Peekel druckt diese Lieder ab; den Sinn des zweiten Liedes konnte er selbst nicht entziffern. Es dürfte deshalb wohl fraglich sein, ob die obigen Angaben die Ideen der Eingebornen über das Jenseits erschöpfen. Sie nehmen ja auch an, wie wir gleich hören werden, daß viele Verstorbene Sterne werden.

Trommeln und Geschrei zu vertreiben. Erscheinungen der Tabaran sind nach ihrer Ansicht häufig, und es ist erstaunlich, mit welcher Bestimmtheit sie die geringfügigsten Einzelheiten derselben erzählen können. Eine Art Tobsucht, die auf der Insel nicht selten ist, wird der Besessenheit durch einen Tabaran zugeschrieben; deshalb sucht man durch Schlagen mit Nesseln und Bespeien den Tabaran aus dem Patienten zu vertreiben. Die Tabaran entführen auch die Menschen in den Wald. Sie sind übrigens nicht alle gleich. Sie haben die verschiedensten Gestalten und Eigenschaften. Auch die Sterne sind Geister der Verstorbenen[1]; die weniger hellen Sterne sind die Geister früher verstorbener Menschen, während die lebhaft flimmernden die Seelen der jüngst Verstorbenen sind. Unter den Tabaran finden sich auch Feen, Waldmenschen, Kobolde u. dgl.

Daß die Neumecklenburger früher der Menschenfresserei ergeben waren, ist auch nach Peekel zweifellos. Er bringt zahlreiche neue Beweise für diese Behauptung.

Ein wichtiger Faktor im Leben der abergläubischen Eingebornen ist die Zauberei. Eine eigentliche Kaste der Zauberer gibt es nicht. Ein jeder betreibt sie für sich, und gegen gute Bezahlung ist jeder Zauberer bereit, einen Schüler anzunehmen, ihn in die geheimen Zeremonien einzuweihen und ihm seine Zaubermittel und Zaubersprüche beizubringen. Großes Ansehen genießen die Zauberer nicht. Es gibt verschiedene Arten von Zauber, z. B. Zauber für das gute Gedeihen der Feldfrüchte, Zauber gegen Diebe, Zauber zur Bewirkung oder Heilung von Krankheiten, Zauber gegen den Tod, Wetterzauber, Zauber, um die Liebe eines Mannes oder Weibes zu erlangen. Stirbt jemand unter dem Verdacht, daß er durch Zauber umgekommen sei, so zitieren die Eingebornen den Geist des Verstorbenen, damit er ihnen den Mörder anzeige.

11. Die Admiralitätsinsulaner.

Die Gruppe der Admiralitätsinseln bildet den nördlichen Abschluß des Bismarckarchipels und besteht aus einer Hauptinsel und zahlreichen kleinen Inseln. Die Bevölkerung hat große Ähnlichkeit mit den Papua auf Neuguinea, doch deutet vieles auf eine Mischung mit einem hellerfarbigen Menschenstamm. Geistig scheinen die Insulaner höher zu stehen als die übrigen Bewohner des Bismarckarchipels. Sie sind lebhaft, begreifen leicht und erlernen spielend allerlei Verrichtungen, die den Melanesiern sonst große Mühe kosten. Sie teilen sich selber in drei große Stämme: die Moanus, Matankor und Usiai. Die Moanus bewohnen die Küste, bauen ihre Dörfer am Strande oder auf dem Riff in flachem Wasser, und ihre Häuser stehen stets auf Pfählen; die Usiai sind Bewohner des Innern und bauen ihre Hütten auf der ebenen Erde. Die Matankor bilden ein Mittelglied zwischen beiden, sie sind Ackerbauer und daneben Schiffer, wenn auch nicht in dem Maße wie die Moanus. Die Moanus, auf die sich unsere folgenden Angaben hauptsächlich beziehen, sind die Intelligentesten von allen und erhalten die Usiai in einer gewissen Abhängigkeit; sie sind aber auch sehr listig, verschlagen und gewandte Diebe. Diese Kleptomanie bringt

[1] Damit erscheint das oben über das Jenseits Gesagte schlecht vereinbar.

sie nicht selten in Unannehmlichkeiten, aus denen sie sich aber sehr oft durch Mut und besonders durch Hinterlist und Verstellungskunst herauszuhelfen wissen. In der Verfertigung von Werkzeugen und Waffen aller Art, von Booten, Töpfen u. dgl. zeigen sie großes Geschick.

Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind schmucklose Hütten, die selten über 3 m hoch und gewöhnlich mit Blättern der Sagopalme bedeckt sind. Im Innern der Hütten ist die Einrichtung verschieden, je nachdem sie den Frauen oder den Männern als Wohnung dienen. Allen gemein sind die niedrigen, tischähnlichen Pritschen, die nicht nur als Schlafstätten dienen, sondern auch den Tisch vertreten. Weit größere Sorgfalt verwendet man auf den Bau der Junggesellenhäuser oder, wie man sie richtiger nennt, der Versammlungshäuser der Männer. Diese sind manchmal 40 m lang, 12 m breit und bis zum Firstbalken 8 m hoch und enthalten außer den Pritschen und einer Anzahl Waffen die Trophäen vergangener Feste in Gestalt der Unterkiefer von Schweinen oder Kuskus. Auf Stangen und Gerüsten ist das Stammeseigentum ausgestellt: bunte Glasperlen, Eisenwaren, Spiegel usw.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht in einem schmalen zwischen den Beinen durchgezogenen Lendengurt, doch ist dieselbe nicht allgemein, in den Kanoes und daheim gehen sie oft ganz unbekleidet. Die Frauen tragen immer zwei Schürzen, die vorn und hinten herabhängen und mit einem Gürtel festgehalten werden[1].

Bei den Moanus existiert wie bei allen Stämmen der Admiralitätsinseln der Totemismus. Die Totems sind meistens Tiere, z. B. das Schwein, die Taube, der Haifisch, die Krabbe usw. Das Totem (patendrusu) vererbt sich von der Mutter auf das Kind. Personen eines Gruppenzeichens oder Totems dürfen unter sich nicht heiraten. Ist das Totemtier eßbar, so enthält sich der Träger des Genusses desselben. Leute gleichen Totems, die sich im Kriege gegenüberstehen, greifen sich nicht an, auch bestehlen sie sich untereinander nicht, behandeln sich im Gegenteil stets als Freunde. Der größte Schimpf für einen Moanus ist es, eine Ehe mit einem Mitglied derselben Totemgruppe zu schließen. Die Usiai und Matankor nehmen es in diesem Punkt weniger genau[2].

Vielweiberei ist gebräuchlich, namentlich bei den Häuptlingen. Regel ist ferner, daß niemand für sich selber eine Frau kauft, dies muß stets durch einen andern geschehen, vielfach jedoch mit dem Muschelgeld des Freiers. Obwohl das Mutterrecht Grundrecht ist, wird es doch oft durchbrochen, und der Vater hat das Recht, das Kind für sich zu fordern, jedoch nur mit Zustimmung der Verwandten mütterlicherseits. Der Onkel mütterlicherseits kauft gewöhnlich dem Neffen die erste Frau; beansprucht aber der Vater das Recht über den Sohn, so besorgt er den Kauf. Doch kann auch jeder Verwandte dem Jüngling eine Frau kaufen. Mädchen werden erst verkauft, wenn sie die Reife erlangt haben, obgleich ein Kauf schon früher verabredet werden kann. Gekaufte Mädchen, welche der zukünftige Gatte nicht sehen darf, helfen bis zur eigentlichen Eheschließung der Schwiegermutter. Die Vielweiberei gibt Veranlassung zu viel Streit und Zank. Am Hochzeitstage teilt der Vater oder Onkel des jungen

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 370—371.

[2] Ebd. 392—393.

Mannes seinen ganzen Vorrat an Muschelgeld aus; bei einem Essen, das die Verwandten der Frau darauf geben, wird das Geld wieder erstattet.

Alle Kochgeschirre, Trinkgefäße, Pandanusregenschirme und Bastkleider, welche die Frau mit in die Ehe bringt, sind gemeinschaftlicher Besitz; ihr Muschelgeld, wenn sie solches besitzt, bleibt bei ihren Verwandten; im Notfall stellt sie es aber ihrem Gatten zur Verfügung, der es als Darlehen betrachtet. Die Frau führt vom Tage der Verheiratung das Regiment über alles Hausgerät und hat die Aufsicht über das in Körben aufbewahrte Muschelgeld. Netze, Kähne mit allem Zubehör und Waffen unterstehen dem Manne. Eine Pflanzung kann die Frau wohl besitzen, aber nie Grundeigentum. Stirbt die Frau, so fällt dem Manne das mitgebrachte Heiratsgut zu; er muß aber den Verwandten ein kleines Geschenk machen. Die Heirat bringt die Frau nicht ganz in die Gewalt des Mannes; sie kann zu jeder Zeit bei ihren Verwandten Schutz suchen; selten kommt es vor, daß ein Mann seine Frau tötet, denn er setzt sich der Rache der Verwandten aus. Ebensowenig hat der Vater unbeschränktes Recht über die Kinder. — Bei vielen Gelegenheiten ist der Mann zu geschlechtlicher Enthaltsamkeit verpflichtet, z. B. mehrere Tage vor dem Kriege, damit er nicht verweichlicht werde, fünf Tage vor dem Fischfang mit den großen Netzen, zwei Tage vor dem Besuch der Abteilung der Junggesellen im Männerhause. Die Junggesellen haben dort eine eigene Abteilung; würde ein unenthaltsamer Verheirateter dort eintreten, so würden die Junggesellen verweichlicht. Besuchen jedoch die Verheirateten die Junggesellen, so statten diese einen Gegenbesuch ab und können bei dieser Gelegenheit sich mit den Weibern unterhalten; in allen andern Fällen ist es Sitte, daß die Junggesellen den Weibern aus dem Wege gehen[1].

Bei der Verheiratung sehen die Männer darauf, daß die Braut unbescholten ist. Vergeht sie sich vor der Heirat, so rächt sich der geschädigte Bräutigam blutig an dem Täter oder dessen Verwandten. Männer, die sich mit unverheirateten Mädchen vergehen, haben daher ein Interesse daran, sie mundtot zu machen, und töten dieselben; die Mädchen verstehen die Leibesfrucht abzutreiben. Öffentliche Weiber werden auch gehalten, gewöhnlich sind es im Kriege gefangene Frauen. Sie werden in den Männerhäusern untergebracht. Nach der Vollendung eines Hauses stellt der Häuptling seinen Leuten häufig ein oder zwei Weiber zur Verfügung. — Ehebruch wird nicht mit dem Tode bestraft, wohl aber mit einer Tracht Prügel. Der Ehebrecher muß als Sühne Muschelgeld zahlen oder sich mit dem Ehemann schlagen. Sollte ein Kind geboren werden, so zieht es der Ehemann ohne Entschädigung groß. — Witwen können zwei Monate nach dem Tode ihres Mannes wieder heiraten. Etwaige Kinder der ersten Ehe bleiben bei den Verwandten des Vaters.

Das Häuptlingstum ist hier mehr ausgebildet als z. B. auf der Gazellehalbinsel. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, manchmal auch zwei oder mehrere mit eigenen Gefolgschaften. Sind diese Häuptlinge Brüder, so ist das Verhältnis in der Regel friedlich, sonst sind ebensoviele feindliche Lager als Häuptlinge vorhanden. Die Gefolgschaft eines Häuptlings besteht zunächst aus

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 394—395.

seiner näheren Verwandtschaft, daneben hält er je nach seinem Reichtum angeworbene Knechte oder Söldner, dazu kommen noch im Kriege erbeutete Knaben und Jünglinge, solange sie ihm nicht davonlaufen. Die gefangenen Frauen werden nach ein bis zwei Jahren in der Regel aus der Gefangenschaft entlassen.

Die ledigen Leute eines Häuptlings wohnen in eigenen Häusern, die Männer in den Männerhäusern, die Mädchen bei den Weibern des Häuptlings in Weiberhäusern. Verheiratete haben eigene Wohnungen. Das Gefolge eines Häuptlings besitzt eine gewisse Unabhängigkeit; die einzelnen Mitglieder können sich Pflanzungen anlegen, Kähne besitzen, Muschelgeld usw. erwerben. Gewöhnlich geht aber die Arbeit für ihren Herrn vor. Sie müssen beim Fischfang helfen, ihrem Herrn Häuser und Kähne bauen, seine Pflanzungen gegen Diebe schützen und an seinen Kriegen teilnehmen. Für diese Dienste versorgt sie der Häuptling mit allem zum Leben Nötigen. Zeigt sich ein Knecht im Kriege feig oder vernachlässigt er seine Arbeit, so erhält er Prügel. Todesstrafe wird nur in seltenen Fällen verhängt auf Grund des Vergeltungsrechts. Der Mörder sucht schleunigst die Flucht.

Für die Hinterlassenschaft gelten folgende Regeln: Stirbt ein Häuptling, so teilt dessen Sohn oder die bevorzugte Frau die bewegliche Habe und das Muschelgeld an alle Herankommenden aus. Der Nachfolger muß nun selbst Schätze sammeln. Grundstücke, Kähne mit Zubehör und Lanzen bleiben dem männlichen Erben. Bei dem Tode eines Knechtes erhält der Häuptling den Löwenanteil. „Der Moanus hat eine klare Vorstellung vom Eigentum." Kochgeschirre und Schweine macht er durch angebrachte Zeichen als sein Eigentum kenntlich. Er beansprucht alles das, was er bearbeitet oder bearbeiten läßt und was er großzieht. Weil aber die Grundstücke und Liegenschaften nicht genau abgegrenzt sind, kommen oft Betrug und Streit vor[1].

Zur Zeit der Niederkunft und nach derselben muß sich die Frau mancherlei Speiseverboten unterwerfen. Zwanzig Tage nach der Geburt bleibt sie im Hause, und den Männern, auch dem Vater, ist der Zutritt während dieser Zeit verboten. Am Ende der zwanzig Tage badet sich die Frau und es wird ihr zu Ehren ein Festessen veranstaltet. Den Namen geben dem Kinde die Verwandten. An einigen Orten kommt auch die Beschneidung der Knaben vor. Allgemein wird an den Knaben, wenn sie ein gewisses Alter erreicht, die Zeremonie vorgenommen, die Kalou heißt und ihr Wachstum befördern soll. Die Männer ziehen sich in ein für dieses Fest erbautes Haus zurück. Am ersten Tag reicht der Zauberer dem Knaben Kokosnüsse und spricht: „Iß diese Nüsse, damit du nicht sterbest! Sei tapfer im Kriege und stark gegen die bösen Geister! Mögest du viele Weiber heiraten!" Die Abgeschlossenheit dauert neun Tage, während deren die Knaben Fischnahrung genießen. Bei den Mädchen wird ein Fest gefeiert, wenn sie in die Jahre der Reife eintreten. Die Zeremonie der Durchbohrung der Ohrläppchen und des Nasenseptums ist bei Knaben und Mädchen unerläßlich. Wer sich dieser Zeremonie entzieht, verfällt dem Gespötte. Nach dieser Operation wird der Knabe zwanzig Tage lang, das Mädchen aber sechs Monate eingeschlossen.

[1] Ebd. 398.

Begräbnis. Stirbt ein Moanus, so wird die Leiche im Weiberhause aufgebahrt bis zur völligen Verwesung, und zwar so, daß der Kopf nach der See, die Beine landeinwärts liegen. Wenn nur noch das Skelett übrig ist, wird dies sorgfältig gewaschen. Die Gebeine werden dann in eine Holzschüssel auf wohlriechende Kräuter gelegt und diese in dem Hause, das der Tote bewohnte, aufgestellt. Dem Schädel werden vorher die Zähne ausgeschlagen, aus denen sich die Schwester des Verstorbenen ein Halsband macht. Die Rippen werden vom Sohne unter die Verwandten verteilt; bei dieser Verteilung findet ein großes Fest statt. Bald darauf wird ein noch größeres Fest gefeiert, das der Sohn zu „Ehren des Schädels seines Vaters" gibt. Er baut ein feingearbeitetes Gerüst, auf das der Zauberer am Tage der Feier den Schädel des Verstorbenen legt, dazu einen Krug mit Öl und ein Gefäß mit Wasser. Die aus der ganzen Umgebung herbeigebrachten Trommeln beginnen nun ein mächtiges Getöse, und darauf hält der Festgeber eine Anrede, in der Regel eine Verherrlichung des Toten und der Anwesenden und eine Beschimpfung der Feinde. Nach der Rede nimmt der Zauberer den Schädel in die Hand, der Festgeber ergreift ein Dracänenbüschel, taucht denselben in das Öl, schlägt damit dreimal auf den Schädel und sagt beim ersten Schlag: „Du bist mein Vater", beim zweiten: „Nimm das zu deinen Ehren an", und beim dritten Schlag: „Beschütze mich, beschütze meine Leute, beschütze meine Kinder", mit noch weiteren Anrufungen. Nach jedem Schlag ertönen die Trommeln. Nun beginnt das Festessen und der Schädel wird hinfort sorgfältig aufbewahrt[1].

Über die Religion der Moanus sind wir bis heute wenig unterrichtet. Was wir darüber wissen, verdanken wir hauptsächlich dem P. Jos. Meier M. S. C. Sie glauben an einen guten Geist, der in ihrem Leben eine große Rolle spielt und in jeder Gefahr auf der See und vor dem Krieg, bei Krankheiten und Widerwärtigkeiten angerufen wird. Als Beispiel diene folgende Anrufung zur Zeit eines Krieges. Der Häuptling steckt einen Stab in die Erde und stellt sich mit einem Sagobrot in der Hand nahe dabei auf und spricht: „Vater! Sieh da das dir gehörige Sagobrot. Komme herab zu meinem Sagobrot! Mache, daß gleich wie mein Sagobrot diesen Stock da trifft, so ich die Menschen treffe. Wenn mein Sagobrot diesen Stock nicht trifft, so werden auch ich und meine Leute daneben treffen."[2]

Außer an diesen höheren guten Geist glauben die Insulaner auch noch an andere gute und an sehr viele böse Geister. Auf der ganzen Insel redet man von vier Wohnstätten der Geister, die alle im Gebiete der Usiai liegen: nämlich Ndrotjun, Latjei und Limbundrul, in dem die bösen Geister, und Tjawórum, wo sich nur gute Geister aufhalten. „Die drei erstgenannten Orte sind schauerlich über alle Begriffe. Sie liegen in der Bergeinsamkeit, sind gähnende Abgründe, deren ewige Finsternis nicht einmal die Sonne zu durchdringen vermag. Hier wohnen die bösen Geister. Der oberste derselben heißt Kôt; er unterscheidet sich von den übrigen Geistern (den ala palit). Er wandelt nicht auf der Erde, er fliegt in den Lüften und verbreitet Feuerschein um sich. Der Kôt ist ewig und unveränderlich, er ist der einzige seiner Art. Die Ala palit rekrutieren sich aus den Geistern

[1] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 404—406. [2] Ebd. 379.

der verstorbenen Moanus, Usiai und Matankor. Die Häuptlinge und Reichen, aber auch die böſen Leute insgeſamt, kommen nach dem Tode an dieſe ſchauerlichen Orte. Die Häuptlinge und Reichen werden von den böſen Geiſtern geholt, weil dieſe ſie um ihren Reichtum beneiden. Jetzt nach dem Tode kommt ihre Rache, ſie ſetzen ihnen als Koſt nur den Auswurf der Menſchen und Schweine vor, und damit müſſen ſie zufrieden ſein, wenn ſie nicht ganz von den Geiſtern umgebracht werden wollen. Die Böſen, die Lügner und Mörder werden von den Geiſtern zur Strafe ihrer böſen Taten geholt." [1]

„Wer zu den böſen Geiſtern kommt, iſt ſeines Fortbeſtehens nicht ſicher, denn ſie können ihn völlig umbringen und verſpeiſen; ſie können ihn allerdings auch unter ſich dulden. Dies letztere erfährt der Moanus dadurch, daß er den Geiſt des Verſtorbenen im Hauſe eines Verwandten, namentlich eines Sohnes, leiſe pfeifen hört; der Geiſt gibt ſich dadurch als Schutzgeiſt des Sohnes oder der Verwandten zu erkennen, auf deſſen Schutz jener auch nach dem Tode, wenn er von den böſen Geiſtern geholt werden ſollte, vertrauen kann. — Wer zu den guten Geiſtern in Tjawórum kommt, iſt der Gefahr der Vernichtung nicht ausgeſetzt. Die Geiſter in Tjawórum müſſen den Geiſt des Verſtorbenen abholen; kommen ſie nicht ſchnell genug, ſo ſtellen ſich die böſen Geiſter ein und freſſen den Geiſt des Toten auf. Daher entſteht bei der Erkrankung eines Menſchen ein Wettſtreit zwiſchen böſen und guten Geiſtern; ein Verwandter des Kranken ſchlägt die Holztrommel und ruft die guten Geiſter herbei. Wenn der Kót mit Menſchenleben beladen durch die Luft fliegt, ſo hört man deutlich, wie er ſie in die Schluchten ſchleudert, denn es entſteht dadurch ein donnerähnliches Geräuſch. Schleudert er viele Seelen hinab, ſo iſt das Geräuſch langandauernd." [2]

Den Verkehr mit den Geiſtern, beſonders den böſen, beſorgt der Zauberer, der ſtets ein Knecht des Häuptlings iſt. Weil beim Tode ein Geiſt die Seele des Kranken holt, muß der Zauberer dieſelbe zurückholen oder den Geiſt vertreiben. Wir übergehen all die abergläubiſchen und kindiſchen Gebräuche, die ſie bei ihren Zaubereien anwenden, da dieſelben den gewöhnlichen Hantierungen aller Zauberer ſehr gleichen. Aber nicht bloß die profeſſionellen Zauberer, ſondern auch die gewöhnlichen Leute bedienen ſich bei allen möglichen Gelegenheiten der verſchiedenſten Zaubermittel. So z. B. ſucht der Dieb durch einen Zauber ſich zu vergewiſſern, ob ſein beabſichtigter Diebſtahl gelingen werde oder nicht.

Die Moanus haben auch verſchiedene Sagen über die Entſtehung der Welt und der Menſchen. Der ſchon erwähnte P. Meier hat viele derſelben geſammelt und im Urtext mit beigefügter wörtlicher Überſetzung herausgegeben [3]. Leider ſtimmen die Sagen oft nicht miteinander überein. Nach einer Sage gab es einſt noch kein Land, nur das Meer exiſtierte. Eine Schlange namens Malai ſchwamm im Meere und konnte an kein Land kommen. Da ſprach ſie Schöpferworte über das Riff und ſagte: „Das Riff hebe ſich", und

[1] Parkinſon a. a. O. 386—387. [2] Ebd. 387.
[3] Vgl. Anthropos II (1907) 650 ff.

es hob sich weit empor, es wurde Land. Dann machte sie zwei Kinder. Eines wurde ein Weib und eines ein Mann. Die zwei heirateten sich und gebaren die Moanus. Die Schlange schuf zugleich mit dem Ehepaar auch die Nahrung. Nach einer andern Sage haben die Stammeltern der Admiralitätsinsulaner alles erschaffen; eine dritte Legende leitet die Abstammung der Menschen von einer Schildkröte her usw. Sie haben auch eine Sage von einer großen Sündflut, bei der nur ein Mann mit einigen Tieren in einem Kanoe gerettet wurde, eine Sage über den Ursprung der Sprachverwirrung, eine Sage von 40 Männern, die von Kunialang, dem Herrn des Himmels, in den Himmel hinaufgezogen wurden. Dieser Kunialang ist wohl identisch mit dem oben erwähnten guten Geist, den die Insulaner in allen Nöten anrufen.

12. Die Salomoner.

Die Salomo-Inseln (Salomonen) bestehen aus zwei parallel nebeneinander geordneten Inselketten. Die Hauptinseln sind Bougainville, Choiseul, San Christobal usw. Die Bewohner, etwa 80 000 an der Zahl, gehören der Mehrzahl nach zu den Melanesiern. Ihr Gesichtsausdruck ist nach M. Eckardt[1] wenig Vertrauen erweckend, man kann ihnen aber dieses Mißtrauen nicht verargen, denn sie haben von den Ausländern, besonders von den englischen Werbeschiffen, viel Feindseliges erfahren. Diese „Anwerbung" war in den meisten Fällen nur ein mit List und Gewalt ausgeführter Menschenraub[2]. Die nach Australien und andern Gegenden verschleppten eingebornen Arbeiter kehrten kaum je nach Hause zurück. Daß tatsächlich Haß und nicht der Kannibalismus Beweggrund zu den zahlreichen Morden von Weißen war, scheint auch die Aussage des ehemaligen Kaiserlichen Richters H. Schnee zu bestätigen, wonach „in keinem einzigen Fall nachgewiesen wurde, daß die Leiche eines Europäers gefressen worden wäre"[3]. Doch wie dem immer sei, bis in die neueste Zeit mußte man die Salomoner zu den blutdürstigsten und hinterlistigsten Eingebornen Ozeaniens rechnen. Die Anthropophagie steht, schreibt Eckardt, noch heute in Blüte; allgemein üblich ist es, die Kriegsgefangenen zu verzehren. Die Geschlechtsteile und das Herz werden in Bananenblätter eingewickelt und dem obersten Häuptling als köstliche Gabe gebracht.

Über den eigentlichen Beweggrund des Kannibalismus der Salomoner sagt E. Way Elkington[4]: „Sie töten und verzehren menschliche Wesen nicht, um ihren Geschmack zu befriedigen oder ihren Hunger zu stillen. . . . Der Grund liegt tiefer: wenn Menschen getötet und gegessen werden, geschieht dies fast immer bei Gelegenheiten, wo nach dem religiösen Glauben der Eingebornen ein solches Opfer notwendig ist." Nach ihrer Überzeugung handeln sie dabei gut und recht.

Von Kleidung ist wenig die Rede. Das männliche Geschlecht geht vielfach, besonders im Innern der Inseln, ganz nackt oder trägt höchstens einen

[1] Vgl. Globus XXXIX (1881) 336.
[2] Vgl. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 474; Globus XXXIX 336.
[3] Globus LXXXIII (1903) 186.
[4] The savage South Seas, painted by Norman H. Hardy, described by E. Way Elkington, London 1907, 95.

Gürtel um den Leib, von dessen Mitte hier und da Blätter oder Zeugstückchen herabhängen, die Scham zu bedecken. Die Mädchen laufen bis zum zehnten Jahre, hier und da noch länger, nackt, tragen dann einen an einer Schnur befestigten Blätterbüschel vor der Scham, und nach ihrer Verheiratung einen fast bis zu den Knien reichenden Schurz[1]. Der sonstige Schmuck, mit dem sich der Eingeborne ziert, „ist bis in die geringsten Kleinigkeiten außergewöhnlich schön gearbeitet". Die Waffen sind vorzüglich. Außer Speeren und Keulen werden Bogen und Pfeile benutzt, auf einigen Inseln auch Schleudern. Die Hauptbeschäftigung der Männer bildet der Fischfang. In San Christobal wird an bestimmten Tagen abteilungsweise gefischt und die Beute gleichmäßig unter alle Stammesglieder verteilt. Die Boote auf den Salomonen sind mit viel mehr Geschick und Geschmack gearbeitet als auf allen andern Inseln Melanesiens. Für gewöhnlich sind die größeren Boote auf dem Lande in Schuppen untergebracht, die oft außerordentlich reich mit Schnitzereien und namentlich durch die an dem Giebel hängenden Schädel erschlagener Feinde verziert sind. Bei Nacht richtet man sich nach dem Stande gewisser Sternbilder, der Plejaden, eines Kanoe, des Bogenspanners und anderer an den Himmel versetzter menschlicher und tierischer Wesen. Wie bei den Polynesiern knüpft sich auch hier an jedes derselben eine Sage. Das Wiedererscheinen der Plejaden am östlichen Horizont im November bezeichnet nach Eckardt die Auferstehung des zur Frühlingszeit aus der Unterwelt emporsteigenden Lichtgottes, der dem Menschen die Freude bringt. Die Bewohner der Salomonen veranstalten große, oft drei Tage währende Feste mit religiösen Tänzen zu Ehren der Toten. Die Zeit wird nach Monden und Nächten berechnet. Die leicht wahrzunehmenden Mondveränderungen regeln die Zeitrechnung und die Wiederkehr der Yamsernte[2].

Die Wohnungen der Salomoner sind viereckig, meist 15—22 m lang und 12 m breit; das vorspringende auf Pfosten ruhende Dach ist mit Palmblättern oder Gras gedeckt. Häufig sind vor den Eingängen der Schmalseiten Verandas angebracht, die dem ganzen Bau etwas Zierliches und Geschmackvolles geben. Der Innenraum ist nur selten geteilt. Der Fußboden ist mit saubern, geflochtenen Matten bedeckt. Auf den meisten Inseln hängen im Innern der Wohnungen häufig die Schädel hervorragender Familienglieder, sorgfältig mit dem Unterkiefer verbunden, von den Pfeilern herab. Die Schädel hervorragender Häuptlinge werden mit Kräutern eingerieben und sorgsam geräuchert. Die guten Eigenschaften, die der Träger eines solchen Schädels im Leben besaß, gehen nach dem Glauben der Eingebornen auf den jeweiligen Verehrer desselben über. Er ist der Hausfetisch. — Auf der Insel Isabel haben die häufigen Feindseligkeiten der Stämme zu den sog. Baumdörfern geführt. Die für etwa zwölf Personen bestimmten Hütten sind in dem Geäst gewaltiger Bäume in einer Höhe von 80—100 Fuß angebracht. Der Stamm ist nach unten aller irgendwie entbehrlichen Zweige beraubt. Eine aus Lianen geflochtene Leiter, die emporgezogen werden kann, dient zum Besteigen dieser luftigen Wohnung, deren Inneres einen Vorrat von Steinen und Speeren birgt, die auf die Feinde heruntergeworfen werden. Am Fuße des Baumes ist eine andere Hütte für

[1] Globus XXXIX (1881) 350. [2] Ebd. 363.

den Aufenthalt bei Tag. In gewissen Distrikten derselben Insel sind zur Aufnahme von flüchtigen Stammesangehörigen auf der Höhe schwer zugänglicher Berge auch durch Palisaden geschützte Dörfer angelegt.

Die Dörfer stehen unter einem Häuptling, dessen Autorität gewöhnlich von seiner Persönlichkeit abhängt. Nach ihm gilt der Rat der Ältesten am meisten. Die Würde des Häuptlings ist auf den nördlichen Inseln, z. B. auf Bougainville, erblich und geht auf einen Sohn über, den der Vater bestimmt. Auf den südlichen Inseln ist die Würde nicht erblich, sie wird dem Tapfersten verliehen; die Ältesten wählen ihn. Der Rangunterschied wird streng innegehalten, es gibt Edle und Gemeine, Herren und Sklaven. Diese bestehen aus Kriegsgefangenen. Der Untertan hat dem Häuptling von dem Ertrag der Ernte, des Fischfangs, der Beute stets einen Teil abzugeben, und zwar den von dem Herrscher gewählten; unterläßt er dieses, wird er zum Tode verurteilt. Überhaupt ist das Strafrecht, namentlich auf Isabel, grausam und willkürlich. Wer in den Schatten eines Häuptlings tritt, verfällt dem Tode. Ist der Unglückliche reich, so kann er sich durch einen Teil seines Vermögens loskaufen[1]. Auf einigen Inseln ist die Macht des Häuptlings viel geringer, seine Würde nur nominell, während die Ältesten stets hochgeschätzt werden. Sie sind auch meistens die Priester, die Vermittler zwischen den Lebenden und den Toten. Wird von ihnen etwas mit dem auch hier üblichen „Tapu" belegt, so ist es heilig, unantastbar.

Die Stellung der Frauen ist im allgemeinen eine sehr abhängige, doch keineswegs unerträglich[2]. Sie kochen, bestellen den Boden, tragen auf Reisen alles, was die Familie ihr eigen nennt. Für Tabak, Glasflaschen und Äxte werden sie nicht selten den Fremden offeriert. Trotzdem ist das Familienleben oft ein herzliches zu nennen; häufig sieht man Mann und Frau gemeinsam mit den Kindern kosen. Die Frau sieht diese eigenartige Behandlung als selbstverständlich an und räumt dem Mann unumschränkte Gewalt über Leib und Leben ein. Polygamie herrscht allgemein, doch machen nur die Reichen und die Häuptlinge davon Gebrauch. Schon als Kinder werden die Mädchen verlobt. Sobald sie die Reife erlangt haben, findet die Heirat statt. Auf mehreren Inseln werden die Mädchen, die die Pubertät erreichen, während einiger Monate in eigene Hütten eingesperrt; niemand außer bestimmten alten Frauen darf in dieser Zeit zu ihnen. Die Hochzeitsfeier scheint sich auf Bougainville auf eine Schmauserei zu beschränken, die zu Ehren des neuen Paares von der Verwandtschaft gegeben und nach einigen Tagen in gleicher Weise von diesem erwidert wird. Auf vielen andern Inseln findet sie stets unter großer Feierlichkeit statt, an der das ganze Dorf teilnimmt. Dieselbe wird in dem Gemeindehause, dem sog. „heiligen Hause", abgehalten. Frauen dürfen zu andern Zeiten diesen als Tempel dienenden Schuppen nicht betreten. In ihm werden alle wichtigen Fragen verhandelt, Krieg und Frieden beschlossen, von den Göttern und den Geistern der Vorfahren, die hier weilen, Rat erholt. Wenn alle zur Hochzeit Geladenen sich rings um das Versammlungshaus im

[1] Globus XXXIX (1881) 364.

[2] Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 482.

Kreise gelagert haben, werden erst die Götter angerufen, dann vom Priesterhäuptling und dem festlich geschmückten Brautpaar auf einem Stein, der vor einem alten Bananenbaum in der Nähe steht, einige Blätter von einem bestimmten Baum geopfert, und nun ruft die Muscheltrompete zum Tanz. Dann folgt der große Schmaus. Man hat inzwischen eine Anzahl Ferkel und größere Schweine und vielleicht selbst einen Menschen geschlachtet und zubereitet. Nebenher werden Yams und andere Früchte gegessen. Als Getränk dient Palmwein, auf den südlichen Inseln auch Kawa[1].

Auf fast allen Salomonen, wenigstens den deutschen, zerfällt die Bevölkerung in mehrere Totemgruppen, welche als Abzeichen oder Wappen verschiedene Vogelarten haben. Männliche und weibliche Eingeborne, die dasselbe Totem haben, dürfen sich nicht heiraten. Die aus der Ehe entsprossenen Kinder haben stets das Totem der Mutter. — Weiber werden in den meisten Fällen gekauft, doch kann es auch vorkommen, daß geraubte Weiber als Ehefrauen genommen werden, wenn das Totem es erlaubt[2].

Die Bewohner von Ugi und San Christobal waren früher sehr übel beleumundet in Bezug auf ihre Sittlichkeit, wie ein englischer Reisender berichtet, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts diese Inseln besuchte[3]. Abortus und Kindertötung waren allgemein verbreitet. Alle jungen Weiber, selbst die Töchter oder Sklavinnen der Häuptlinge waren Prostituierte. Auf den westlichen Inseln aber, fügt derselbe Reisende hinzu, ist das nicht der Fall. Es gibt zwar dort Prostituierte, aber es sind nur im Kriege gefangene Sklavinnen. Unter den Eingebornen wird dort die Prostitution mit dem Tode oder mit einer schweren Geldbuße bestraft.

Die Krankheiten werden hier wie fast überall bei den Naturvölkern den bösen Geistern zugeschrieben, und deshalb wird das Muschelhorn geblasen, um den Geist zu versöhnen. Die „heiligen Männer" werden als Vermittler angerufen und durch Geschenke sucht man ihren Einfluß zu erwerben. Stirbt der Erkrankte, so wird auf einigen Inseln der Leichnam in die See geworfen, damit er in das schöne Land im Westen schwimme; auf andern Inseln bringt man den in Matten gewickelten Körper in die Mangrovewaldungen, läßt ihn hier liegen, bis man den Kopf leicht vom Rumpf trennen kann, präpariert dann den Kopf und begräbt alles andere auf dem gemeinsamen Begräbnisplatz. Die Schädel und die Fingerknochen werden als Erbstück aufbewahrt. Über den Gräbern wird eine kleine Hütte, d. h. ein pyramidal zulaufendes Gestell errichtet, das mit Blättern verkleidet ist. Die Gräber der Kinder werden mit Blumen bestreut. Die Kinder enden vielfach durch Ermordung; selten werden mehr als zwei bis drei Kinder großgezogen. Stirbt ein Häuptling, so werden seine Frauen stranguliert; es würde für sie und den Verstorbenen ein Schande sein, wenn sie am Leben blieben und später Männer aus niedrigerem Stande heirateten. Dieses Strangulieren geschieht meist während des Schlafes. Häufig enden so auch die Frauen oder nächsten Angehörigen des gemeinen Mannes.

---

[1] Globus XXXIX (1881) 365—366.

[2] Parkinson a. a. O. 481. Vgl. auch Globus LX (1891) 160.

[3] Vgl. The Journal of the Anthropological Institute usw. XVII (1887) 92—93.

Wie der Lebende muß auch der Tote von Liebenden umgeben sein. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen sieht es als Pflicht an, dem Verstorbenen sofort zu folgen; sie betäuben sich durch gewisse Pflanzensäfte und erhängen sich dann in der Nähe ihres Gemahls[1]. Heute scheint übrigens diese Sitte fast nirgends mehr zu bestehen, wohl aber wird beim Tode der Häuptlinge und mächtiger Persönlichkeiten vielfach ein großer Festschmaus veranstaltet, von dem man annimmt, daß er dem Toten auf seiner Reise in das bessere Land folge[2].

Von den religiösen Anschauungen der Salomoner sagt Eckardt: „Sie haben den Begriff einer höheren Ursache, die Vorstellung von dem Vorhandensein einer Gottheit." Elkington[3] meint: „Sie alle glauben, daß der höchste Geist die Verkörperung (der Inbegriff) des Guten sei, und doch behaupten sie im selben Atemzug, er werde erzürnt und müsse durch Zaubereien oder das Opfer menschlicher Wesen versöhnt werden." P. Rausch S. M. sagt von den Eingebornen bei Koromira (Bougainville): „Mitten in dem Labyrinth ihrer vielfältigen Verirrungen haben sie den Gedanken an ein höheres Wesen, das die Welt erschaffen hat und das sie Kumponi nennen, nicht aufgegeben. ‚Ein guter Geist hat die schwarze Rasse erschaffen', okara ni pupumuri, sagen sie, d. h. wörtlich: ‚er hat uns alle angefangen'. Si elassen jedoch ihrem Schöpfer fast gar keine Verehrung angedeihen. Nur selten bringt jemand ihm ein Opfer, das meist aus Feldfrüchten besteht. Sie verehren vielmehr ihre Vorfahren und opfern ihnen bei jeder Gelegenheit, um Erfolg in ihren Unternehmungen zu haben oder ein Übel zu beseitigen."[4]

Von den Eingebornen auf der Insel Munia erfuhr Karl Ribbe[5]: Tonatana habe die Welt und auch die Menschen geschaffen; die Menschen seien ursprünglich unsterblich gewesen, aber durch die Unklugheit eines Weibes dem Tode verfallen. Auf der Insel Nusa-Soga scheint der Name für das höchste Wesen, das mit allen Menschen tun kann, was es will, Hope zu heißen. Wenn Ribbe[6] meint, man habe dort keine Vorstellung von einem besseren Jenseits, so mag das richtig sein, wenn man den Nachdruck auf das Wort „besser" legt. Daß sie aber an ein Fortleben nach dem Tode glauben, geht nicht nur aus ihrer Ahnenverehrung hervor, sondern auch aus der Tatsache, daß beim Tode eines Mannes ihm in 80 unter 100 Fällen seine Lieblingsfrau über kurz oder lang freiwillig ins Jenseits folgte.

Die Salomoner verehren übrigens nicht bloß die Geister der Verstorbenen, sondern auch viele andern Geister, die oft schwer von denen der Verstorbenen zu unterscheiden sind. Nach Eckardt gelten ihnen die Vulkane als der Sitz böser Geister, denen zu nahen sicheres Verderben bringen würde. In den Stürmen vereinigen sich sämtliche bösen Geister der Verstorbenen, um den Lebenden Schaden zuzufügen. Für die Pflanzungen haben sie einen eigenen Schutz-

---

[1] Globus XXXIX (1881) 376.

[2] Elkington, The savage South Seas usw. 126. [3] Ebd.

[4] Kreuz und Charitas, 18. Jahrg. (1909), 131. P. Rausch meint mit Bezug auf die schöne und reiche Sprache der Papua im Innern von Bougainville: „Ein Volk, das eine so gutentwickelte und reichhaltige Sprache redet, hat mehr als mittleren Verstand."

[5] Zwei Jahre unter den Kannibalen der Salomo-Inseln, Dresden-Blasewitz 1903, 148.

[6] Ebd. 273.

gott; auf einigen Inseln werden ihm die ersten Früchte auf einem Gerüste geopfert. Die Schutzgötter des Hauses bilden die erwähnten präparierten Schädel. Flüsse und Quellen haben gleichfalls ihre Gottheit. Im Gemeindehaus sind auf Pfählen angebrachte bzw. aus diesen herausgeschnitzte Götzenbilder, von denen diejenigen, welche das Dach und Seitenwände stützen, Hauptgottheiten repräsentieren, während die übrigen als Nebengötter fungieren[1].

„Der Glaube an eine Zukunft, Belohnung und Bestrafung der Geister der Verstorbenen ist allgemein. Der Tote geht zuerst in das schöne Jenseits zum Lichtgott, und zwar folgt er der Sonne, steigt mit ihr in den Ozean, um am nächsten Tage bei ihrem Aufgang in die andere Welt zu gelangen. Nach einiger Zeit kommt er jedoch wieder auf die Erde, um seinen Freunden gute oder schlechte Mitteilungen zu machen, z. B. den Ort zu bezeichnen, wo ein ergiebiger Fischfang zu machen sei. Geizhälse, Mörder und andere Sünder werden damit bestraft, daß ihre Seelen einer nochmaligen Läuterung unterzogen werden, daß sie in häßliche Kriechtiere, Schlangen, Kröten usw. verwandelt werden.“[2]

Mit diesen Angaben stimmt, was P. J. Pellion S. M. von der Insel Guadalcanar berichtet[3]: „Spätestens am fünften Tage (nach dem Tode) begibt sie (die Seele des Verstorbenen) sich entweder in den Himmel oder in die Hölle. Der Himmel befindet sich in Morau, am entgegengesetzten Ende der Insel, ... er ist der Bestimmungsort der Guten nach den Begriffen der Eingebornen. In ihrem Himmel leben die Guten glücklich. Worin aber ihre Glückseligkeit besteht, haben mir die Eingebornen noch nicht erklären können. Dafür wissen sie besser, worin die Höllenstrafen für die Verbrecher bestehen.... In der Hölle müssen die Schlechten Tag und Nacht schwere Lasten tragen, ohne daß ihnen die geringste Ruhezeit gewährt wird. In den Augen unserer nur allzusehr dem Müßiggang huldigenden Eingebornen ist dies eine recht schwere Strafe.... Trotz der unklaren Begriffe über die Seele und die Wesenheit von Himmel und Hölle steht wenigstens fest, daß Himmel und Hölle als Bestimmungsort für die Seelen gelten. — Doch gibt es Seelen, welche weder zum Himmel noch zur Hölle bestimmt sind. Es sind die Seelen von Häuptlingen, berühmten Kriegern, angesehenen Persönlichkeiten. Die müssen im Lande bleiben als Beschützer eines Volksstammes oder einer Familie. Als Aufenthaltsort dienen ihnen die Stämme uralter Bäume. Dort werden Steine gesammelt und wird eine Art Altäre errichtet, um ihnen Nahrung hinzulegen.“

Dieser Glaube an den Lohn der Guten und die Strafe der Bösen im Jenseits scheint auf den nördlichen Salomonen nicht vorhanden zu sein. So schreibt

---

[1] Globus XXXIX (1881) 376. [2] Ebd.

[3] Kreuz und Charitas, 19. Jahrg. (1910—1911), 155. Auch der schon erwähnte Elkington (a. a. O. 125) sagt: „Die Salomoner glauben nahezu alle, daß, wenn ein Mann oder eine Frau stirbt, er zu einem guten Geist (nito drekona) in ein entferntes liebliches Land zieht, um dort zu leben; seinen Gefährten geht es dort ebensogut oder nahezu so gut als ihm. Der schlechte Mensch, den seine Genossen dafür halten, geht nach einem Ort des Feuers, der Wohnung der Bösen (nito paitena), wo es ihm schlimm ergeht. Während seines Aufenthaltes daselbst sucht er seinen hinterbliebenen Freunden so viel Böses zuzufügen als er kann, indem er sich in einen der vielen bösen Geister verwandelt, von denen man annimmt, daß sie den Lebenden schaden.“

P. Rausch S. M.[1] aus Kieta auf Bougainville: „Wohl glauben sie (die Eingebornen) an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Aber dieser Glaube, so wie sie sich denselben zurecht gemacht haben, ist nicht geeignet, sie vom Bösen abzuschrecken und zum Guten anzuhalten. Die Seligkeit eines jeden in der andern Welt, die er sich im Nichtstun und im Genusse sinnlicher Vergnügen bestehend denkt, hängt einzig und allein von seiner Stellung ab, die er auf Erden eingenommen, und von seinem Reichtum an Muschelgeld oder sonstigen Sachen, die er sich bei Lebzeiten erworben. Reiche Leute und Häuptlinge, gleichviel wie sie gelebt haben, sind bei ihrem Tode der Seligkeit gewiß. Nur sie werden in den Ort der Glückseligkeit zugelassen. Den Armen hingegen bleibt er für immer verschlossen. Unstet ziehen sie nach ihrem Tode einher und suchen sich für ihr trauriges Los an den Überlebenden zu rächen. Sie verscheuchen die Fische von ihren Netzen, bringen Krankheiten usw." Um den Zorn dieser Geister nicht auf sich herabzubeschwören, bauen die Eingebornen kleine Häuschen, Geisterhäuschen genannt, in die sie vor einem wichtigen Unternehmen ein gutes Essen hinstellen mit der Bitte, ihnen doch nicht schaden zu wollen. Geleitet von dieser Anschauung, daß irdische Güter das Glück im Jenseits bedingen, ist der Wilde vor allem darauf bedacht, sich viele Schätze hier auf Erden zu sammeln. Er stiehlt, so oft er kann, es sei denn, daß er fürchtet, erwischt und bestraft zu werden. Die Behauptung des P. Rausch, daß den Eingebornen der Begriff der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ganz abgekommen sei, ist sicher nicht buchstäblich zu nehmen, sie stimmt auch nicht zu dem Urteil anderer Missionäre.

Nach Eckardt erflehen die Priester bzw. die Häuptlinge bei Beginn irgend einer besondern Unternehmung, bei einem Kampf usw. mit emporgehaltenen Händen den Schutz und die Hilfe der Götter und der verstorbenen großen Häuptlinge. Unter Absingen gewisser heiliger Strophen von seiten der Priester werden die Götter im Versammlungshaus mit Stöcken geschlagen. Der Sinn dieser und anderer Zeremonien ist den Fremden immer ein Rätsel geblieben, weil die „heiligen Männer" streng an dem Schwur festhalten, das Geheimnis zu bewahren[2].

Wie viele andere Ozeanier haben auch die Salomoner ihre Tapus, die sie „Hope" nennen. Wenn z. B. ein Insulaner die andern am Betreten eines Ortes hindern will, etwa einer Kokosnußpflanzung, so errichtet er ein Hope. Es gibt verschiedene Arten von Hopes, einige haben den Tod des Übertreters zur Folge, andere nur Krankheiten. Ein tödliches Hope wird durch Hinlegung eines Schädels oder einer Muschel oder eines Teiles eines Ameisenhaufens hergestellt. Ein Hope vermittelst Korallen bringt Krankheit über den Übertreter. Das Haus eines Häuptlings und der Boden um dasselbe ist fast immer hope; nur die Frauen des Häuptlings dürfen diesen Boden betreten, alle andern sterben oder werden krank. Gewisse Tiere und Plätze sind hope, und auf einigen kleinen Inseln werden kleine Altäre errichtet, die sie heilig machen. Zuweilen wird ein Ort mit dem Hope belegt, später aber davon befreit. Krokodile sind in einigen Gegenden hope und dürfen nicht getötet werden; als aber in einem krokodilreichen Fluß ein Jüngling von Krokodilen getötet wurde, hob der Häuptling das Hope

[1] Kreuz und Charitas, 16. Jahrg. (1908), 163. [2] Globus XXXIX (1881) 376.

auf, bis der Vater des Jünglings eine genügende Anzahl von ihnen erschlagen hatte, um seine Rache zu befriedigen; dann trat das Hope wieder in Kraft. Nach Elkington[1] wurden auf Neugeorgia auch, wenn man ein neues Kriegskanoe vom Stapel ließ, zwei Jungfrauen aus dem Stamm genommen; die eine wurde öffentlich geopfert; die andere wurde vier oder fünf Jahre streng von andern abgesperrt und von einer alten Frau in einer Hütte bewacht; brach sie das Tapu, unter dem sie stand, so wurde sie getötet.

Den christlichen Missionären zeigten sich die Salomoner anfänglich fast unzugänglich. Im Jahre 1847 wurde eine Anzahl katholischer Missionäre von ihnen ermordet. In neuerer Zeit macht aber das Christentum erfreuliche Fortschritte. So schreibt der Maristenmissionär Allotte von Buin auf Bougainville im Jahre 1906[2]: „Die Eingebornen, vielleicht wilder und grausamer als die andern Stämme der Insel, bieten ernste Garantie für die Zukunft der Mission. Sie sind arbeitsam, unternehmend, intelligent, anhänglich und treu gegen solche, die ihnen Wohltaten erweisen. . . . Sie wissen ganz gut diejenigen zu unterscheiden, welche ihnen wohlwollen, und der Missionär hat sich unter ihnen bereits einen besondern Platz erworben. Er ist überall geachtet, und die Häuptlinge rechnen es sich zur Ehre, ihn zum Freunde zu haben und ihn in ihren Dörfern festlich zu empfangen." Viele Eingeborne schicken ihre Kinder zu den Missionären in die Schule, und eine beträchtliche Zahl hat sich schon dem Christentum angeschlossen.

13. Die Neukaledonier.

I. Die Bewohner der Belepinseln.

Im Norden von Neukaledonien befinden sich zwei kleine Inselgruppen: die Nemana- und die Belepgruppe. Die letztere besteht aus der Insel Art, der Residenz des Häuptlings, und den Inseln Pott und Dau-Teama. Über die Insulaner dieser letzteren Gruppe, die Belepinsulaner, besitzen wir eine treffliche Monographie von dem Maristen P. Lambert[3], der schon im Jahre 1856 als Missionär auf die Inseln kam und nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt daselbst die Sitten und Gebräuche der Eingebornen geschildert hat. Das kleine Volk ist für uns von besonderem Interesse, weil es bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ganz unberührt blieb von jedem Verkehr mit den zivilisierten Nationen und deshalb auch in seinen Anschauungen nicht von ihnen beeinflußt werden konnte.

Die Belepinsulaner glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode des Menschen. Kaum hat die Seele den Leib verlassen, so schlägt sie den Weg nach Tsiabulum, dem Lande des Doibat, ein. Alle, sowohl die Guten als die Schlechten, begeben sich dorthin. Am äußersten Ende der Insel Pott haust nach dem Glauben der Eingebornen ein böser Geist, eine Art

[1] The savage South Seas usw. 136. [2] Vgl. Missions catholiques 1906, 556.
[3] Vgl. Missions catholiques 1879, 7 ff; 1880, 10 ff. Die Artikel sind auch in Buchform erschienen unter dem Titel: Mœurs et Superstitions des Néo-Calédoniens, Nouméa 1900, Nouvelle Imprimerie Nouméenne.

Cerberus, den sie Kiemua nennen; sein Land heißt Tsiabumbon. Er ist kein Mensch, auch nicht der Geist eines Menschen, man kennt seinen Ursprung nicht. Er sitzt auf einem Felsen, mit der Lanze in der Hand, und ist beständig auf der Lauer, um alle Seelen, die vorbeiziehen, mit einem Netze zu fangen. Niemand kann ihm ausweichen. Sobald er eine Seele gefangen, quält er sie in jeder Weise, und hat er endlich seine Wut an ihr gestillt, so läßt er sie nach Tsiabulum weiterziehen. Tsiabulum ist ein großes Land, das die Eingebornen in die Tiefe des Meeres an der Nordseite der Insel Pott verlegen. Es ist überaus schön und fruchtbar: Ignamen, Taros, Zuckerrohr, Bananen wachsen dort von selbst. Es gibt dort wilde Orangenwälder, deren Früchte den glücklichen Bewohnern als Spielzeug dienen. Dort ist ewiger Tag und bedürfen die Bewohner des Schlafes nicht. Doibat ist der Herrscher in diesem Paradiese. Er ist von kolossaler Größe, steht immer aufrecht und unbeweglich an seinem Platze. P. Lambert gelangte durch seine Forschungen zum Schlusse, daß in ihm noch dunkel die Idee des einen, wahren Gottes durchschimmere. Doibat ist der Alleinherrscher in seinem Reiche; er ist kein Mensch und auch nicht der Geist eines Menschen; der Anfang seiner Herrschaft verliert sich in die Nacht der Zeiten, und dieselbe wird nie aufhören — also eine Ahnung seiner Ewigkeit; unbeweglich steht er an seinem Platze, seine Füße und Beine sind zwischen Felsen verborgen — ein Schatten von Unveränderlichkeit; sein Auge sieht alles in seinem Reiche — Allwissenheit; er hat den Willen und die Macht, alle seine Untertanen glücklich zu machen — Allgüte und Allmacht. Selbst der Idee des Kiemua, der vor dem Eintritt in das Paradies alle peinigt, liegt der Gedanke zu Grunde, daß nur nach Reinigung und Sühne die Pforten des Himmels sich öffnen. Im Paradies selbst kennt man weder Langeweile noch Trauer, noch Altersschwäche noch Tod; auch der Unterschied des Alters ist unbekannt. Die Seelen der Verstorbenen weilen übrigens nur während der Nacht in Tsiabulum, beim Anbruch des Tages kommen sie in das Land ihrer Verwandten zurück und bewohnen die Friedhöfe, wo sie geehrt werden. Nur bei der ersten Reise werden sie von Kiemua belästigt. Stirbt einer der Ihrigen, so sagen die Eingebornen, die Seelen der Verstorbenen führen ihn nach Tsiabulum[1].

Außer Doibat und Kiemua nehmen die Insulaner noch viele andere Geister an, die an bestimmten Orten wohnen und mehr gefürchtet als geehrt werden. Die Dieues z. B. sind eine Art Waldgeister, die in Gesellschaft in den Wäldern oder an der Meeresküste leben. Man kennt ihren Ursprung nicht, aber sowohl sie als ihre Kinder sind unsterblich. Man legt ihnen zuweilen Opfergaben hin. Den Frauen, die im Walde einschlafen, rauben sie den Verstand (das Herz) und lassen dem Manne und den Verwandten nur den Leib. Gewisse Zauberer (Puala-Dieue, Beter des Dieue) haben die Gewalt, die Frauen vom Irrsinn zu heilen und ihnen Fruchtbarkeit zu verleihen[2]. Ein berüchtigter Geist ist auch Kabo Mandalat, ein weibliches, großes Ungeheuer, das besonders den verheirateten Leuten nachstellt. Solange man es ehrt und für seine nötigen Vorräte sorgt, ist es gutmütig, sonst rächt es sich und sendet Krankheiten. Diese Göttin hat eigene berechtigte Vertreter, eine Art Beter oder Priester, die zahl-

[1] Missions catholiques 1879, 19. [2] Ebd. 20.

reiche Vorrechte besitzen und die von der Göttin gesandten Krankheiten unter sehr komplizierten Zeremonien heilen zu können vorgeben.

Alle genannten Geister sind keine menschlichen Wesen, auch nicht vergötterte Menschen. Außerdem verehren die Belepinsulaner in hohem Grade ihre Toten. Ist ein Eingeborner gestorben, so wird er in hockender Stellung in einem Berge oder Dickicht niedergelegt, und zwar mit den gewöhnlichen Totengebräuchen. Nach einem Jahre wird eine große Feier veranstaltet. Man holt den Schädel des Verstorbenen, um ihn auf dem Friedhof, der gewöhnlich in der Nähe des Vaterhauses liegt, neben die Schädel der früher Verstorbenen hinzulegen. Jede Familie hat einen eigenen Friedhof und dazu einige für die Verehrung der Toten reservierte Bäume. Fällt ein Eingeborner in eine Krankheit, so wird ein Glied der Familie, nie ein Auswärtiger, bestimmt, um Anblasungen am Kranken vorzunehmen. Er geht zum Familienfriedhof, legt einige Blätter vom Zuckerrohr neben die Schädel der Ahnen und sagt dabei: „Ich lege diese Blätter neben den Baum meines Vaters oder Großvaters hin, damit mein Hauch Heilkraft erlange." Dann nimmt er einige Blätter vom Baum mit etwas Zeug, zerkaut dieses mit den Zähnen und bläst dann den Kranken an. Eine ähnliche Zeremonie wird zu Ehren der Ahnen bei Bestellung eines Feldes vorgenommen, um eine gute Ernte zu erlangen. Von einigen Familien glaubt man, sie besäßen die Macht, Regen, Trockenheit, Wind oder Sturm zu verursachen, Tod und Krankheit zu erzeugen. Die bedeutendste Rolle spielt die Seele des Häuptlings. Ist ein Häuptling gestorben, so geht seine Seele nach einem Besuch in Tsiabulum nach Nit, einem kleinen Inselchen neben der Insel Art. Unter dieser Insel wohnen die Seelen der verstorbenen Häuptlinge. Nur mit Ehrfurcht und mit Geschenken beladen darf man sich diesem Inselchen nahen. Muß man daran vorbeifahren, so bückt man sich, enthält sich des Redens und Essens und legt Geschenke auf das Wasser[1].

Der Tod eines Häuptlings zieht sehr strenge Vorschriften nach sich. So ist es verboten, die für die Totenfeste reservierten Pflanzungen oder Kokos zu berühren. Sollten die lebenden Häuptlinge die Übertretung dieses Verbotes nicht strafen, so würden die verstorbenen Häuptlinge in Wut geraten und sich an dem Schuldigen und dem ganzen Stamm rächen. Die Blitze sind nur das Augenblinzeln der verstorbenen Häuptlinge, der Donner ist das Brummen ihrer Stimmen. Dauert ein Sturm lange, so versammeln sich die lebenden Häuptlinge oder die Greise, um bei den verehrten Schädeln zu beten und Opfer darzubringen. Alle Männer müssen herbeikommen und Lebensmittel mitbringen, die man in den Ofen legt, um am Rande des Friedhofes ein Mahl zu halten. Der Teil für die verstorbenen Häuptlinge wird ausgewählt und neben ihre Schädel gelegt, indem man dabei ruft: „Ich lege diesen Teil neben die Häuptlinge, damit sie den Flecken wegnehmen, mit dem wir uns verunreinigt haben. Entfernt euch von uns." Die Kenntnis dieser Zauberformeln machte es dem Missionär ziemlich leicht, die Eingebornen zur Wahrheit zu führen. „Eure Gebete sind gut", sagte er ihnen, „aber der Gegenstand derselben ist nicht gut. Warum diese Geister anrufen, die euch nicht helfen können? Der Große Geist allein

[1] Ebd. 30.

hält Blitz und Donner und Sturm in seiner Hand. Zu ihm müßt ihr mit Vertrauen beten." Diese Sprache gefiel ihnen, und bald kamen sie zahlreich in die Kirche und bekehrten sich. Es zeigt dies, daß der Glaube an den einen wahren Gott wie eine dunkle Ahnung im Herzen dieser Wilden lebte.

Jedes Familienhaupt genießt bei den Insulanern großes Ansehen, besonders aber der Teama, der oberste Häuptling, der an der Spitze aller Belepinsulaner steht. Die Häuptlingswürde geht auf den Erstgebornen über, der den Titel Tea führt. Das salische Gesetz steht bei ihnen in Geltung. Die älteste Tochter heißt Kabo. Wenn der Häuptling keine Kinder hat, so adoptiert er die seiner nächsten Verwandten, Söhne und Töchter. Die jüngeren Kinder des Häuptlings und alle übrigen Glieder seiner Familie führen den Titel Aon, während alle andern Leute Jambuet, d. h. Untertanen, heißen. Den Teama grüßt jedermann mit der größten Ehrfurcht, die Weiber gehen ihm aus dem Wege, kauern auf den Boden und wagen nicht ihn anzusehen. Macht und Vorrechte des Häuptlings gründen sich auf ein ungeschriebenes, aber genau bekanntes und streng beobachtetes Gewohnheitsrecht. Gewöhnlich umgibt ihn ein Kreis von Vertrauensmännern. Bei besonders wichtigen Unternehmungen zieht er die einflußreichen Persönlichkeiten des ganzen Stammes zu Rate. Er hat das Recht der Kriegserklärung, ihm steht auch das Strafrecht bei schweren Vergehen zu. Die Strafe besteht im Niederbrennen der Hütte des Schuldigen, in der Verwüstung seiner Felder und oft in der Tötung. Die Schuld wird in öffentlichen Versammlungen untersucht. In schwierigen Fällen nimmt man in Ermangelung von Beweisen zur Zauberei seine Zuflucht[1].

Der ganze Stamm der Belepinsulaner besteht aus zahlreichen Sippen oder Stammfamilien, die oft im selben Dorfe durcheinander wohnen, ohne sich jemals miteinander zu vermischen. Eine dieser Stammfamilien heißt Uimoma, eine andere Teambueonama usw. Der Name ist stets hergeleitet von einem großen Ahnen längstvergangener Zeiten. Ein Uimo nimmt eine Frau aus der Familie der Teambueo; die Kinder aus dieser Ehe sind Uimoma, und wenn eines dieser Kinder sich in einem andern Dorfe niederläßt, so wird seine Hütte die eines Uimo sein. Der Älteste aus jeder Stammfamilie erfreut sich eines gewissen Ansehens bei allen Gliedern, die denselben Namen tragen, und wenn der Oberhäuptling irgend eine Familie, z. B. die Buaema, mit einer Aufgabe betraut, so wird die Botschaft an das Familienhaupt überbracht. Alle halten sehr viel auf ihren Titel und sind darauf stolz.

Das Eigentumsrecht ist bei den Belepinsulanern fest geregelt. Jeder weiß, daß die Güter, die er von seinen Vätern ererbt, ihm gehören, daß das unbenutzte Land, das er angepflanzt, auf dem er seine Hütte gebaut, sein Eigentum ist und nach seinem Tode seinen Kindern oder Verwandten zufallen soll. In Bezug auf Grundeigentum muß man bei den Eingebornen das eigentliche Privateigentum und das nicht okkupierte Land oder Freiland unterscheiden. Dieses letztere zerfällt in das Eigentum der Gemeinde und das Eigentum des ganzen Stammes. Die Häuptlinge wie die einfachen Privatleute haben ihr vollkommen gesondertes Privateigentum. Um Grundeigentum zu veräußern,

[1] Missions catholiques 1880, 16—17.

besonders an Ausländer, bedarf es freilich der Einwilligung eines einflußreichen Familiengliedes oder des Häuptlings. Man darf jedoch daraus nicht folgern, diese letzteren seien die Eigentümer. Das Privateigentum gilt als so heilig, daß der Häuptling sich nicht in dasselbe mischen oder es sich aneignen darf, ohne sich verhaßt zu machen. Das Privateigentum wird durch Erbfolge und durch Schenkung erworben, selten durch Austausch oder Kauf. Pachtzins kennen sie nicht, doch leihen sie wohl ein Grundstück, überlassen dann dem Bebauer die ganze Ernte. Sowohl die eigentlichen als die Adoptivkinder sind die direkten Erben. Eine Tochter aber, die sich verheiratet, erlangt nichts von dem Grundeigentum des Vaters. Der nicht okkupierte Boden rings um jedes Dorf dient dem Nutzen des ganzen Dorfes, so daß jeder Dorfbewohner es beliebig benutzen kann[1]. Das Gebiet des nächsten Dorfes wird respektiert.

Die Ehen werden gewöhnlich von den Eltern geschlossen, ohne daß man die Kinder fragt. Sind die beiden Familien einig geworden, so senden die Eltern des Jünglings den Eltern des Mädchens ein Geschenk an Lebensmitteln. Werden diese angenommen und gegessen, so ist das Geschäft abgeschlossen. Das Mädchen gehört jetzt zur Familie des Jünglings, selbst wenn es noch ganz klein ist. Doch bleibt es in diesem Falle bis zur Mannbarkeit in seiner Familie. Zuweilen jedoch wird es in der Familie seines Bräutigams erzogen. Einige Zeit, nachdem die jungen Ehegatten dasselbe Haus bewohnt haben, bringt der Vater des Mannes der Familie der Frau reiche Geschenke und erhält dafür Gegengeschenke. Dadurch wird die Scheidung der beiden Ehegatten schwieriger; noch schwieriger wird sie, wenn der Vater des Mannes die Geschenke hergibt, ohne dafür Gegengeschenke entgegenzunehmen. Hat das Ehepaar einmal Kinder, so wird die Ehescheidung sehr schwierig. Der Mann, der sich dann von seinem Weibe trennen wollte, verfiele dem öffentlichen Tadel. Die Ehehindernisse sind zahlreich. Nicht nur Blutsverwandtschaft in direkter Linie, sondern auch Verwandtschaft in der Seitenlinie zwischen Geschwistern, Onkel und Nichte, zwischen Kindern zweier Brüder oder zweier Schwestern gilt als Ehehindernis. Dagegen dürfen sich Kinder eines Bruders mit den Kindern seiner Schwester und umgekehrt heiraten. Dispens von den verbotenen Verwandtschaftsgraden findet nur in der Familie des Häuptlings statt. Die bloße Affinität bildet kein Ehehindernis; so kann ein Mann, wenigstens nacheinander, zwei Schwestern heiraten[2]. Die Vielweiberei ist im Prinzip gestattet, doch haben fast nur die Häuptlinge mehrere Frauen.

Es ergibt sich also, schließt P. Lambert mit Recht, daß die Familie nach genauen Gesetzen organisiert ist und Mann und Frau bestimmte Rechte und Pflichten haben. Ehebruch gibt leicht zu heftigen Streitigkeiten Anlaß und wird an dem Weibe streng, manchmal mit dem Tode bestraft. Der Missionär war aber auch Zeuge, wie der Häuptling in diesem Punkte eine Verleumderin bestrafte. Ein Ehemann hatte auf eine falsche Anklage hin seine Frau als Ehebrecherin verstümmelt. Als der Häuptling das hörte, ging er an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen und die Schuldigen zu strafen. Die Untersuchung ergab, daß die verstümmelte Frau von einer lügnerischen Gevatterin

[1] Ebd. 17—18. [2] Ebd. 30.

verleumdet worden war. Darauf verurteilte der Häuptling den allzu leichtgläubigen Ehemann zu einer schweren Arbeit, die Verleumderin aber ließ er an einen Kokosbaum binden, versetzte ihr eine Tracht Prügel, hieß sie dann die Zunge herausstrecken und schabte dieselbe mit einem Messer ab, indem er sprach: „Verstehe wohl, was ich tue; ich nehme die Bosheit deiner Zunge hinweg, damit du nie mehr böse und zum Schaden eines andern redest.“ [1] Einige Reisende haben behauptet, die Männer allein seien auf Neukaledonien eifersüchtig, das ist nach Lambert falsch; die Frauen geben oft genug ihrer Eifersucht unzweideutigen Ausdruck. Tritt unter Eheleuten eine Erkaltung ein, so nehmen sie oft zu allerlei Zaubermitteln ihre Zuflucht, um die frühere Zuneigung der andern Hälfte wieder zu gewinnen.

Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, begibt sie sich in ein Haus, das den Frauen reserviert ist, die als unrein gelten. Sie hat sich allerlei lästigen Vorschriften und Speiseverboten zu unterwerfen. Zwei Monate nach der Niederkunft kann sie in das Dorf und in ihr Haus zurückkehren. Die Geburt eines Kindes wird sehr hoch gefeiert. Bis zum siebten oder achten Jahr bleibt das Kind unter alleiniger Aufsicht der Mutter. Dann wird ein zweites Fest gefeiert, das Wia Aiwam (Ankunft der Vernunft). Der Knabe erhält eine Leibbinde und darf von der Stunde an den Vater auf dem Fischfang begleiten und muß ihm bei der Feldarbeit helfen. Im Alter von 15 bis 18 Jahren folgt ein drittes Fest, das „Tangop“ oder die neukaledonische Beschneidung, welche der jüdischen Beschneidung ähnlich ist [2].

Wir übergehen die Art und Weise, wie die Belepinsulaner ihre Häuser bauen, sich schmücken, ihr genau geregeltes Zeremoniell bei Besuchen und Gegenbesuchen, ihre Künste und Gewerbe, ihre Spiele und Tänze haben. Nur in Bezug auf die Kleidung sei erwähnt, daß die Männer an gewöhnlichen Tagen nur einen Schurz oder eine Leibbinde tragen, die zwischen den Beinen durchzogen wird. Die Frauen sind etwas besser bekleidet und verhüllen vielfach auch die Brust. Interessant ist die Art und Weise, wie sie ihre Aussagen bekräftigen. Wenn man in Zweifel zieht, was jemand behauptet, und dieser will seine Behauptung beteuern, so nennt er den Namen seines Vetters oder sagt: „Bei der Fußsohle meines Vetters!“ [3] Dieser Gebrauch erinnert unwillkürlich an die Sitte der Israeliten, nach der jemand, welcher einem Verwandten ein Recht abtrat, zur Bestätigung des Handels seinen Schuh ablöste und dem andern gab [4].

II. Die Eingebornen der Hauptinsel Neukaledonien.

Vieles von dem, was wir über die Belepinsulaner berichtet haben, gilt auch von den eigentlichen Neukaledoniern, nur scheinen diese noch auf einer tieferen Stufe wilder Roheit und Barbarei gestanden zu haben. Es ist kein Zweifel, daß die Insel einst viel bevölkerter war als heute und auch auf einer höheren Kulturstufe stand. Das beweist nicht nur die allgemeine Überlieferung, sondern auch das Vorhandensein alter Kulturen. So findet man noch heute alte Festungswerke, Spuren von großen Bewässerungsarbeiten und von zahlreichen, oft viele

[1] Missions catholiques 1880, 31—32. [2] Ebd. 52—53. [3] Ebd. 68.
[4] Ruth 4, 7.

Kilometer langen Kanälen an den Bergabhängen, die einen großen Aufwand von Arbeit erforderten. Ein Hauptgrund der Bevölkerungsabnahme war — abgesehen von der Sittenlosigkeit und den ewigen Kriegen — der Kannibalismus, der kaum irgendwo in dem Maße herrschte wie auf Neukaledonien und der seine Hauptwurzel in der Rachsucht hatte. Zur Befriedigung der Rache genügt es dem Wilden nicht, seinen Feind zu töten, er muß ihn auch verzehren und, soviel an ihm liegt, vernichten[1]. Allerdings hat auch die Gier nach Menschenfleisch mitgewirkt. Die Häuptlinge machten sich oft ein Vergnügen daraus, nach Willkür Untergebene zu töten, um sich an ihrem Fleische zu sättigen. Doch wurden meistens nur Feinde verzehrt, die man im Kriege oder auf Menschenjagden erbeutete. Möglichst viele Menschenschädel aufzuhäufen galt als ein besonderer Ruhm. Es muß jedoch zur Ehre der neukaledonischen Frauen gesagt werden, daß sie immer einen Abscheu gegen das Menschenfleisch zeigten, und daß im Grunde auch die Männer eine Ahnung von der Ungehörigkeit des Kannibalismus hatten, sieht man daraus, daß es schon heute als der größte Schimpf gilt, jemand einen „Menschfleischfresser" zu nennen[2].

Der Missionär Rougeyron, der seit Anfang 1844 auf Neukaledonien arbeitete, schreibt am 1. Oktober 1845: Die Völkerschaften von Neukaledonien zeichnen sich durch eine große Gastfreundschaft aus, die bewirkt, daß alles gemeinsam ist. Dieser Brauch scheint sehr gut zu sein, aber er hat auch nachteilige Folgen; denn er erhält sie in ihrer unglaublichen Trägheit, da sie immer auf fremde Hilfe rechnen. Sie schlagen einem nie ab, was man von ihnen verlangt, das wäre ein Verbrechen; sie begleiten sogar ihre Gabe mit schmeichelhaften Worten, obwohl sie sie nicht gern hergeben. Dafür sind sie sehr diebisch, was in Anbetracht ihrer großen Armut nicht wundernimmt. Die Missionäre mußten gut aufpassen, damit ihnen nicht alles gestohlen werde. Doch muß ich, meint Rougeyron, zur Ehre unserer Neukaledonier sagen, daß sie in diesem Punkt schon gute Fortschritte gemacht haben. Als sie uns halfen, unsere Effekten in die neue, etwa eine halbe Stunde von der alten entfernte Wohnung zu übertragen, kam uns nichts abhanden als vielleicht ein Hemd[3].

Der Grundsatz des salischen Gesetzes ist hier in Neukaledonien in Kraft; nur die ältesten Söhne werden nach dem Tode ihres Vaters als Häuptling anerkannt. Übrigens haben diese Häuptlinge wenig Einfluß. Das kommt wohl von ihrer großen Zahl, denn selbst jeder kleine Weiler hat seinen eigenen Häuptling. Wir genießen, erzählt der Missionär, bei allen, auch bei den Häuptlingen die größte Achtung. Da ihre Insel von Europäern noch fast gar nicht besucht worden ist, haben sie eine hohe Meinung von den Weißen. Sie schreiben uns die Macht über Wind und Regen zu. Unsere Heimat ist nach ihnen der Himmel. Sie schlossen das daraus, weil sie unsere Schiffe am Horizont den Himmel berühren sahen.

Die Frauen schmachten hier in einer erniedrigenden Sklaverei und kriechen zu den Füßen des Mannes, der sie tyrannisiert. Die Frau muß alle Lasten

---

[1] Vgl. Pionnier, Une page de l'histoire des temps héroiques de la Mission de Calédonie, Lyon et Paris 1911, 18.

[2] Ebd. 25. [3] Annales de la propagation de la foi XVIII 407.

tragen, die Nahrung suchen, die Felder besorgen, sobald sie urbar gemacht sind. Sie hat die meiste Last und den geringsten Vorteil von der Haushaltung. Ist z. B. eine gute Frucht zum Essen da, so macht sie der Mann Tapu, und dann darf die Frau nicht daran rühren, sonst würde sie mit dem Tode bestraft. Wenn sie krank ist, so wird sie aus dem Hause getrieben und muß unter freiem Himmel oder unter ein paar zusammengeflochtenen Ästen liegen. Wegen des geringsten Verdachtes oder des kleinsten Ungehorsams gegen den Mann wird dieser wütend und mißhandelt sie in schrecklicher Weise. Trotzdem meint der Missionär, die Kaledonier seien von Natur weniger grausam, als man nach diesem Betragen glauben sollte. Obwohl sie Anthropophagen sind, so töten und verzehren sie doch nur ihre Gefangenen. Es gilt ihnen als ein Sieg oder eine Siegestrophäe, wenn sie einen Feind verspeist haben, denn sein Andenken ist für immer geschändet. „Unsere Wilden leben beständig in grausamen Kriegen miteinander, und wenn sie erfahren, daß einer ihrer Feinde sich irgendwohin begibt, so lauern sie ihm auf dem Wege auf und stürzen sich mit der Wut eines blutdürstigen Tigers auf ihn.“ [1] Auch die Missionäre wurden oft mit dem Tode bedroht, doch kam der Entschluß nicht zur Ausführung.

Mehrere Reisende, die sich nur kurze Zeit auf Neukaledonien aufgehalten, haben den Eingebornen jede Religion abgesprochen. Es darf das nicht wundernehmen, denn der schon früher erwähnte Lambert versichert: sie wissen so eifersüchtig ihre religiösen Gebräuche vor den Fremden zu verbergen, daß man jahrelang unter ihnen leben kann, ohne eine Ahnung davon zu haben. Besonders günstige Umstände müssen einen zur Entdeckung derselben führen. Selbst die Missionäre wurden am Anfang getäuscht. So schrieb im Jahre 1845 Rougeyron von den Eingebornen: Sie sind tierisch über die Maßen, sie scheinen selbst die ersten Gebote des Naturgesetzes vergessen zu haben; sie leben ohne Kult, ohne Tempel, ohne Priester, fast ohne Gott, denn ihre Gottheiten sind, soweit ich erfahren konnte, nur die Geister ihrer bedeutendsten Häuptlinge, die, ich weiß nicht wo, wohnen. „Doch glauben die Kaledonier an das Dasein der Seele und an ein zukünftiges Leben.“ [2]

Längere Beobachtungen haben indessen dargetan, wie J. Pionnier schreibt, daß sie, man möchte sagen, ein übertrieben religiöses Volk sind. Ihr ganzes Leben wird von der Religion beherrscht, alle Äußerungen des sozialen und privaten Lebens stehen unter ihrer Herrschaft; sie spielt bei der Geburt, bei der Heirat und beim Tode, beim Beginn und Abschluß des Krieges, bei der Jagd, dem Fischfang und den Anpflanzungen eine wichtige Rolle [3]. Diese Religion gleicht so sehr der der Belepinsulaner, daß Pionnier einfach auf die Angaben Lamberts über die Belepinsulaner verweist, woraus hervorgeht, daß auch die Neukaledonier an einen Gott und ein jenseitiges Leben glaubten. Pionnier entdeckte auch an einem einsamen und unzugänglichen Ort am Fuße der Natchiberge einen Altar, der auf vier gabeligen Baumstämmen ruhte, darüber waren Baumzweige ausgebreitet, auf denen Dracänenblätter lagen. Hier wurde ein „heiliges Schwein“ geopfert. Zuerst wurde unter Musik ein Gebet gesprochen, dann wurde mit

[1] Annales de la propagation de la foi XVIII 408—409. [2] Ebd. 411.
[3] Pionnier, Une page de l'histoire usw. 29.

einem Dracänenast in Form eines Messers das Opfertier getötet. Aber nicht nur solche Opfer werden hier dargebracht, sondern zu bestimmten Zeiten legte der „Beter" im Namen des ganzen Stammes die ersten Feldfrüchte und die besten Beutestücke der Jagd und des Fischfangs hier nieder. Niemand durfte die Opfergaben anrühren. Bei Darbringung dieser Opfer richtete der Beter zuerst seine Blicke zum Himmel empor, wandte sich an die Schutzgottheit des Ortes und sprach: Thore Wera, d. h. „mein Vater da oben", „schaue auf meine Gaben und schenke uns Regen". Ähnliche Gebete wurden vor dem Kriege verrichtet[1].

Nach Ernest Michel[2] glauben die Neukaledonier an einen persönlichen Gott und Schöpfer, den sie Newengut (Weltseele) nennen und von dem sie sagen, daß er die Welt regiere. Sie glauben an ein zukünftiges Leben; nach dem Tode werden die Guten reife Bananen essen und sich allen sinnlichen Vergnügen ergeben; die Bösen aber werden nur unreife Bananen erhalten. Sie glauben an zahlreiche Geister, die in den Wäldern oder auf den Friedhöfen wohnen und verschiedene Funktionen haben.

Die Kanaken haben keine Götzenbilder; sie üben die Beschneidung, und beim Tode des Mannes fällt seine Frau ihrem Schwager zu. Wie die Juden haben die Kanaken verschiedene Grade der Unreinheit, von denen sie sich durch Weihwasser, das ein Priester bereitet hat, befreien. Bei einigen Stämmen werden die Leichen der Häuptlinge und angesehener Persönlichkeiten nicht begraben, sondern — wie bei manchen amerikanischen Indianern — auf die Äste der Bäume oder auf unzugängliche Felsen gelegt. Zuweilen werden deren Leichen an langsamem Feuer gedörrt. Verzweifelt man an der Heilung eines Kranken, so wird er erstickt oder man legt ihn in eine Grube, wirft sie mit Erde zu und stampft darauf[3].

Ausführlicher hat der Missionär Gagnière nach langjährigem Aufenthalt auf Neukaledonien die Religion der Eingebornen geschildert[4]. „Der Glaube an ein zukünftiges Leben, den man bei allen Völkern findet, ist der ausgesprochenste Glaubenssatz unserer Insulaner. Aber der Aufenthaltsort, den sie den Seelen der Verstorbenen anweisen, und das Leben, das sie dort führen lassen, entsprechen ihren groben Ideen und ihrem ganz sinnlichen Geschmack. Im Angesichte jedes Stammes, erzählen ihre Legenden, und weit draußen im Meere existieren unterseeische Länder von großer Schönheit und blendendem Reichtum.

Es ist das für unsere Neukaledonier ein wahres Paradies, weil sich dort alles Schöne und Gute vereinigt findet, was sie kennen: beständige Tänze, Überfluß an ausgezeichneten Bananen, Lebensmittel nach Wunsch usw. Von einer Hölle oder einem Ort der Strafe ist wenig die Rede, und deshalb verurteilen sie niemand dazu, als ob sie alle das Bewußtsein hätten, ihn verdient zu haben." Die Folge ist nach dem Missionär, daß die noch wilden Stämme die Hölle auf Erden haben.

Ist ein Neukaledonier im Todeskampf, so vereinigt sich die ganze Familie bei ihm, und um seine Seele zu hindern, zu schnell für das andere Leben zu

---

[1] Ebd. 32—34. [2] Missions catholiques 1887, 251. [3] Ebd. 275.
[4] Annales de la propagation de la foi XXXII 438 ff.

verreisen, schließt man ihm so viel wie möglich Nase und Mund. Bald aber merkt man an der Starre der Leiche, daß der Geist trotzdem durch einen heimlichen Ausgang entwichen ist. Nun beginnt ein verzweifeltes Weinen und Klagen. Man möchte, wenn möglich, ihn noch aufhalten, um ihn wenigstens mit einem Abschied für immer zu begleiten. Während dieser Zeit geht die Seele, die sich vom Leibe getrennt, sei es aus Anhänglichkeit an ihre leblosen Überreste oder aus Rücksicht auf die Trauer der Verwandten, an einen nahen Ort, als ob sie sich nur mit Bedauern entfernen könnte. Während sie dort weilt, kommt eine Abordnung von seiten der Ahnen. Sie muß ihnen gehorchen und sofort mit den Führern abziehen, die gekommen sind, um sie an ihren neuen Bestimmungsort zu führen. Mit großer Schnelligkeit gelangt sie in wenigen Augenblicken zu demselben, wo alle ihre Ahnen sie mit Ungeduld erwarten. Dann wird zu Ehren des Neuangekommenen ein feierlicher Tanz veranstaltet und hierauf die Einweihungszeremonie vorgenommen. Die Seele muß eine noch grüne Orange in die Hand nehmen, einige Tanzgänge aufführen, und nun wird ein großes Festessen veranstaltet. Man ladet den Toten ein, von den köstlichen Bananen zu essen, die im neukaledonischen Elysium wachsen. Hat die Seele davon gekostet, so ist ihr Los für immer entschieden; sie soll nicht mehr daran denken, auf die Erde zurückzukommen; ihre neue Bestimmung ist, sich in allem: in Tänzen, Spielen und Arbeiten, nach dem Beispiel der Ahnen zu richten, von denen sie sich nicht mehr trennen darf.

Während bei den Toten Fest ist, feiern auch die Lebenden. Das feierlichste Totenfest ist den großen Häuptlingen vorbehalten und heißt Nian (Kongreß). Es ist eine Art Jahresgedächtnis, das gewöhnlich auf das zweite, dritte oder gar auf das zehnte Jahr nach dem Tode des Häuptlings verschoben wird, weil es große Vorbereitungen erheischt[1]. Es werden für diese Gelegenheit Felder bebaut und große Herbergen errichtet. Zahlreiche Stämme kommen zusammen, und nur zu oft enden diese Festlichkeiten mit Metzeleien und Kriegen. Auch Menschen werden gelegentlich geschlachtet, wohl als Opfer für die Toten[2]. Nicht selten werden Hütten, Pflanzungen, Kokosbäume usw. bei diesen Festen zerstört; doch kommt es oft vor, daß die Eigentümer durchblicken lassen, diese Zerstörungen seien nicht nach ihrem Geschmack, was bei den Neukaledoniern einer Drohung gleichkommt; dann werden die Zerstörer vorsichtiger[3]. Schon hieraus geht hervor, daß die Eigentumsbegriffe den Neukaledoniern nicht fehlten. Dasselbe ergibt sich auch aus der Erzählung des Missionärs Viard. Derselbe berichtet in einem Briefe vom 27. Oktober 1845, nachdem er fast zwei Jahre auf Neukaledonien zugebracht hatte, er sei bald bei den Neukaledoniern beliebt gewesen und habe manche von ihnen bekehrt. Diese sind nach dem Missionär intelligent und haben große Anlagen für den Gesang[4]. Er besuchte einen Häuptling, der im Kriege begriffen war, ihn zu sich einlud und ihm sehr viele Beweise der Freundschaft und Achtung gab. Zwei Stunden von seiner Hütte entfernt empfing er ihn und behandelte ihn auf dem Wege zur Hütte mit großer Rücksicht, zeigte ihm seine Besitzungen und bewirtete ihn sehr gastfrei. Als der Missionär am

[1] Annales de la propagation de la foi XXXII 441. [2] Ebd. 443.
[3] Ebd. [4] Ebd. XVIII 415.

Morgen in seiner Hütte erwachte, fand er neben sich einen Korb mit den Resten eines menschlichen Beines, das seine Leute für das Frühstück aufbewahrt hatten. „Ich gab dem Häuptling zu verstehen, wie schrecklich es sei, sich mit Menschenfleisch zu nähren; er antwortete mir, er wisse nichts davon, aber in Zukunft werde er keines mehr essen. Nachdem ich meine Gebete verrichtet hatte, führte mich der Häuptling zu einem schönen Ignamenfeld und zeigte es mir mit den Worten: ‚Dieses Feld gehört meinem Sohn, ich schenke es dir; nimm es an aus Liebe zu ihm.' Ich nahm es mit großer Dankbarkeit an; ich wußte damals nicht, wie nützlich uns dieses Feld noch werden sollte, als wir vier Monate später im äußersten Elend waren." [1]

Wie nämlich Rougeyron berichtet, waren die Missionäre vier Monate, nachdem Viard das Ignamenfeld geschenkt erhalten hatte, in der äußersten Not. Die Wilden hatten selbst nichts mehr, und deshalb konnten die Missionäre auch nichts mehr von ihnen kaufen, was sie sonst zu tun pflegten. Da erinnerte sich Viard an das erhaltene Geschenk. Sie zweifelten zwar, ob der Häuptling seinem Worte treu geblieben sei und die Ignamen für sie aufbewahrt habe, aber in der Not wollten sie doch die Sache untersuchen. Sie waren sehr erstaunt, daß der Häuptling sie freundlich aufnahm und ihnen das Feld mit den gut erhaltenen Ignamen zeigte, obwohl seine eigenen Vorräte erschöpft waren. Er ließ die Früchte ausreißen und in die Barke der Missionäre bringen. Er gab ihnen noch großmütig Kokosnüsse. Da aber diese tapu waren, so wandte er sich an sein kleines, sieben oder acht Monate altes Kind und bat es, das Tapu zu heben. Man ließ das Kind ein Zeichen machen, das als Ausdruck seines Willens galt. Dann kehrten die Missionäre, nachdem sie den Häuptling beschenkt, mit reichen Vorräten heim [2].

Erwähnenswert ist, was der Missionär Viard von den Eingebornen der kleinen Insel Balabio ganz in der Nähe von Neukaledonien erzählt. Diese zeigten ihm bei einem Besuche einen ungeheuren Felsen, an dessen Füßen sie Blutspuren wahrzunehmen glaubten; es waren aber nur Adern, die sich auf dem Felsen zeigten. Sie sagten mir, dieser Felsen sei der Thron ihres Gottes. „Wenn ein Kanake stirbt", sagen sie, „so geht seine Seele nach Balabio, um dort gerichtet zu werden; sie wird von dem Gott gut aufgenommen, wenn sie sich gut betragen hat, aber streng von ihm gestraft, wenn ihr Betragen schlecht gewesen. Bei diesem Felsen befindet sich ein sehr alter und dichter Baum, dessen Blätterwerk der Gottheit als Heiligtum dient." [3]

14. Die Neuhebridener.

Die Bewohner der Inselgruppe der Neuhebriden bestehen aus einem Gemisch von verschiedenen Völkerschaften, unter denen die Papua die Hauptzahl bilden. Daneben sind die Malaien stark vertreten. Auch die Dialekte oder Sprachen weichen auf den verschiedenen Inseln sehr voneinander ab; selbst auf einer und derselben Insel, wie z. B. auf Mallikolo, Tanna und Api, gibt es verschiedene

[1] Ebd. 417. [2] Ebd. 404—405. [3] Ebd. 418.

Sprachgebiete[1]. Die Nahrung der Insulaner ist vornehmlich vegetabilisch, als Getränk dienen Kokosmilch und Wasser und bei festlichen Gelegenheiten das Kawa. Früher waren sie Anthropophagen. Die Männer gingen bis in die neueste Zeit vielfach nackt, doch trugen sie seit jeher schon vom sechsten Jahre an eine Bast-, Zeug- oder Muschelhülse, an die ein aus Fasern geflochtener Strick befestigt war, der die Hüften umschloß und zwischen den Beinen durchgezogen wurde. Heute sind schon vielfach weiße und gelbe Tücher um die Hüften im Gebrauch. Die Mädchen gehen bis zum zehnten Jahre nackt, tragen dann einen von der Gürtelschnur herabhängenden Blätterbüschel und nach der Verheiratung einen aus Kokos und Baumfasern gefertigten Schurz. Als Wohnung dienen den Eingebornen einige Pfähle, die ein mit Palmblättern bedecktes Dach tragen und dessen Seiten mit Blättern und Zweigen ausgepolstert sind, während die Vorderseite neben dem Eingang rot und weiß bemalte Bretter zeigt. Die Häuser der Häuptlinge und die Versammlungshäuser sind durchschnittlich ca 30 m lang, 9 m breit und mit einer Umzäunung umgeben. Etwa 100 Häuser bilden ein Dorf, in dessen Nähe sich der sog. Festplatz (Marum) befindet.

An der Spitze eines Dorfes steht ein Häuptling, der wenig Ansehen hat. Größere Inseln haben einen Oberhäuptling. Die Beschäftigung der Männer besteht im Jagen, Fischen und Kriegführen. Die Hochzeit wird in feierlicher Weise begangen. Hat ein Jüngling das Herz eines Mädchens gewonnen, so wird die Hochzeit auf dem Marum begangen. Unter Anrufung der Götter wird das Kawa bereitet, dann mit Schmauserei und Tanz ein großes Fest gefeiert. Damit ist die Ehe geschlossen. Die Frauen sind fast wie Sklavinnen gehalten und müssen alle schweren Arbeiten im Hause und auf dem Felde verrichten. Obschon Polygamie gestattet ist, haben doch nur die Häuptlinge mehrere Weiber. Bei diesen setzt es oft Zank ab, während die gewöhnlichen Familien in großer Eintracht leben. Auf mehreren Inseln wird im siebten bis zehnten Jahre eine Art Beschneidung vorgenommen.

Über die Religion auf den Neuhebriden handelt sehr eingehend M. Eckardt[2]. Wie viele andere Naturvölker sind auch die Neuhebridener zu den religionslosen Völkern gezählt worden. Auf Grund der Mitteilungen der christlichen Missionäre, die jahrelang unter ihnen geweilt haben, wissen wir jetzt genaueren Bescheid über die Religion der Insulaner. „Der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer, ist auch auf den Hebriden verbreitet, deutlich spricht sich das in der Sage der Bewohner von Aneityum, der südlichsten Insel der Neuhebriden, aus. Vor der Einführung des Christentums, das jetzt hier völlig Wurzel gefaßt hat, hieß der oberste Gott, der so heilig war, daß seinen Namen nur die Priester aussprechen durften, ‚Nugerain'. Er war der Schöpfer der Insel. Eines Tages bemerkte er nämlich beim Fischfang in seinem Netze einen außergewöhnlich schweren Gegenstand, zog ihn mit Mühe empor, und statt des erwarteten Fischsegens kam Aneityum zum Vorschein. In seiner Freude schuf er nun die Menschen,

[1] Über das Folgende vgl. M. Eckardt in den Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg XIV (Oktober 1877). Vgl. Globus XXXV (1879) 175; Missions catholiques 1889, 344 ff; Annales des Missions de l'Océanie VIII, Lyon 1891, 46 ff.

[2] Vgl. Globus XXXVIII (1880) 12 ff.

das Wie ist nicht gesagt, gab ihnen Yams usw. in Hülle und Fülle und beschloß, ihnen ewiges schönes Dasein zu gewähren. Doch seine Kinder verscherzten seine Gnade bald. Während der Abwesenheit Nugerains durchbohrten sie eines Tages dessen große Muschelschalen, die er als Hülle stets zu benutzen pflegte, mit einem Palmblattstengel und verbrannten dieselben dann. Zur Strafe verurteilte der erzürnte Gott das Geschlecht der Menschen zum Sterben." [1] Als Strafe Gottes für eine Missetat ist also der Tod in die Welt gekommen.

Auf der Insel Vate haben sich zwei Götter vereinigt, die Welt zu schaffen: „Maitikitiki" und „Tamakaia". In Eromango ist es „Nabu", der nach der Schöpfung der Erde auch die Frau erschuf. Diese gebar einen Sohn, von dem die Eromanger in direkter Linie abstammen. Ursprünglich gingen die Menschen auf allen Vieren, die Schweine dagegen aufrecht. Das verdroß die Reptilien und Vögel, und eine Eidechse sprang von einer Kokospalme einem Schweine auf den Rücken, so daß dieses auf die Vorderbeine sank. Von diesem Augenblicke an gingen die Schweine auf allen vieren, die Menschen aber aufrecht. Von dem Schöpfer und dem Schutzgotte Aniwas und Futunas, „Maisiki", erzählt man, er habe vor langer Zeit ein großes Kanoe voll von Männern, Weibern und Kindern von den Tonga nach Aniwa und Futuna geleitet und sei dann in seine Heimat, den Ozean, zurückgekehrt. Gelegentlich besuche er jedoch seine Getreuen, meistens in Gestalt eines schönen lockigen Mädchens, um sie zu segnen oder zu strafen.

Der Apostolische Vikar der Neuhebriden, Douceré[2], schreibt: „Man ist erstaunt und ganz glücklich, darin (in den Sagen und Überlieferungen der Insulaner), mitten unter unzusammenhängenden Geschichten, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Gericht nach dem Tode wiederzufinden, ferner den Begriff und die Übung des Opfers und des Gebetes, die Erinnerung an ein höchstes und gutes Wesen, welches die Menschen gebildet und welches — gewiß eine sonderbare Meinung bei einem Volke, das die Polygamie übt — dem ersten Menschen nur eine Frau gegeben hat."

Dieser Ausspruch gilt für die Neuhebriden allgemein. Doch hat, wie es scheint, dieses höchste Wesen auf verschiedenen Inseln verschiedene Namen. Nach den Legenden und Mythen, die P. J. B. Suas S. M.[3] mitteilt, hieß zu Namaram auf der Pfingstinsel der allmächtige und gute Herr der Welt, Lenker der Sonne und Schöpfer der Menschen: Tortali, in Olal auf der Insel Ambrym: Barkolkol. Barkolkol ist allmächtig und gut, er ist der Gott des Lichtes und des Tages und der Schöpfer des Menschen. Neben ihm steht ein ihm untergeordnetes böses Wesen, mit Namen Bugliam, das eifersüchtig ist auf das Glück des Menschen. Durch seine List und die Schuld einer Frau kam der Tod in die Welt. Auf die Anordnung Barkolkols werden die Beschneidung und die Ehegesetze zurückgeführt.

Wie die genannten Missionäre berichtet auch Eckardt den Glauben an die Unsterblichkeit. „Der Glaube an ein Jenseits ist allgemein auf allen Inseln

---

[1] Ebd. 12. Vgl. Katholische Missionen 1908—1909, 114.
[2] Annales de la propagation de la foi 1911, 264—265.
[3] Anthropos VI (1911) 903 ff; VII (1912) 33 ff.

verbreitet." Er fügt hinzu, durchgängig fehle der Begriff des Paradieses, während der der Hölle eine große Rolle spiele. Daß aber diese Behauptung nicht ganz richtig ist, geht aus dem hervor, was er selbst sagt. „Auf Aneityum heißt die Unterwelt ‚Imai', eingeteilt war sie in zwei Abteilungen. An einem Orte gab es Überfluß an Yams, Brotfrucht usw., ferner ein reiches Jagdgebiet, an dem andern wurden die Verdammten, namentlich die verabscheuungswürdigsten, die Geizigen und die Mörder, über spitze Steine geschleppt, nebenbei Hunger und Durst leidend."[1] Der Eromanger lebt in dem westlich belegenen Jenseits genau so wie auf seiner Insel, nimmt auch dieselbe soziale Stellung ein. War er z. B. ein Häuptling, so wird er auch im Schattenreiche herrschen. Dasselbe glauben die Bewohner von Nguna, bei denen dieses Jenseits „Bokas" heißt. Doch hat hier der Verstorbene noch keine Ruhe. Der Ort ist gewissermaßen ein Wartezimmer. Nach einiger Zeit stirbt er zum zweiten Male und kommt an einen schlimmen Ort; endlich stirbt er hier zum dritten Male und nun hat die Seele in „Mangaseasea" Ruhe. Man hört und sieht nichts mehr von ihr. Ein berühmter und neugieriger Zauberer soll einst eine Reise an diesen Ort unternommen haben. Er kam nach Bokas und sah und erkannte dort zahlreiche Geister der Verstorbenen. Seitdem wurde er wegen seiner Zauberkraft und Heiligkeit außerordentlich gefürchtet. — In Vate heißt die andere Welt „Cacinototo"; an ihrem Eingange sitzt Salatan, der jeden Eintretenden mit einer Keule auf den Kopf schlägt. Ähnliche Ideen herrschen auf den andern Inseln. Nur mit Furcht sprechen die Insulaner die Namen dieser heiligen Dinge aus.

Weit mehr als die genannten Gottheiten stehen bei den Insulanern in Verehrung die Geister der Verstorbenen, dann auch Sonne und Mond, die als Mann und Weib gelten und vor alter Zeit auf Erden gelebt haben sollen. Später sei die Sonne zum Himmel emporgestiegen und habe dem Mond befohlen, ihr zu folgen. Die einzige Tochter Sina ist beim Vollmond in demselben sichtbar. Zur Feier dieses Ereignisses finden Tänze usw. um rohe Holzblöcke statt. Auf geheiligten Steinen werden Schweinefleisch, Früchte und Kawa geopfert, von denen die Priester zum Zeichen, daß das Opfer willkommen geheißen sei, etwas nehmen und den reichen Rest dem Volke überlassen. Den Geistern der Verstorbenen werden auf dem „Marum", dem öffentlichen Versammlungsplatz des Dorfes, besondere Bildsäulen, hohle Baumstämme, auf die vielfach ein Gesicht eingeritzt und ein Schädel aufgelegt ist, gesetzt. Diese haben verschiedene, 2—3 Zoll voneinander entfernte Öffnungen. Durch Schlagen mit einem Stock lassen sich auf dieser seltsamen Trommel die verschiedensten Töne hervorbringen. Bei allen religiösen Festen, die mit Vorliebe während des Vollmondes stattfinden, begleiten „heilige Männer" mit dieser eigenartigen Musik die feierlichen Tänze und sonstigen Zeichen der Verehrung, die den in der Trommel wohnenden Geistern dargebracht werden. Außer den Geistern der Verstorbenen werden noch eine Menge Spezialgottheiten verehrt. Ein Gott schützt das Haus, ein anderer die Quellen, ein dritter die Pflanzungen, ein vierter den Fischfang usw. Auf Nguna besitzen die „Priester" für jeden Gott eine entsprechende steinerne Nachbildung[2]. Den offiziellen Verkehr mit der Geister-

[1] Globus XXXVIII (1880) 12. [2] Ebd. 13.

welt vermitteln die Priester, die vielfach zugleich Häuptlinge sind oder sog. „heilige Männer", denen übernatürliche Gaben zugeschrieben werden. Einige können Regen oder Sonnenschein verursachen, Krankheiten erzeugen oder heilen, sterben lassen, Teufel austreiben u. dgl. Die Geister können aus dem „Bokas" nach Belieben auf die Erde zurückkehren und die Lebenden belästigen. Um sich gegen sie zu schützen, trägt der Eingeborne im Armring oder dem Gürtel ein buntbemaltes Zweiglein eines gewissen Baumes[1].

Die Einrichtung des Tapu besteht auch auf den Neuhebriden. Belegt der Priester oder Häuptling etwas mit dem Tapu, so ist es heilig und unantastbar. Wird das Tapu gebrochen, so wird der Betreffende mit dem Tode bestraft; gelingt es ihm zu entkommen, so treffen ihn sicher die Götter. Das Zeichen des Tapu ist gewöhnlich ein an einer Stange befestigter Büschel.

Das Begräbnis ist nicht überall gleich. Auf mehreren Inseln findet es in folgender Weise statt: Der Tote wird in eine Hülle aus Baumrinde gelegt, das rot bemalte Gesicht unbedeckt gelassen und am nächsten Tage wird die Leiche unter Wehklagen in das 1,5—2 m tiefe Grab bzw. in eine an der Seite befindliche Höhlung gesetzt. In Efate werden auf dem Grabe Tiere als Opfer für den Toten geschlachtet. Man fand daselbst auch große Steinhaufen, die über den Gräbern der verstorbenen Häuptlinge errichtet worden waren[2]. Auf mehreren Inseln herrschte früher die Sitte, beim Tode eines Häuptlings dessen Weiber zu erdrosseln, damit sie ihm auch in der andern Welt dienen könnten. Stets drängten sich die Witwen dazu, so zu sterben, ja häufig töteten sie auch noch Verwandte des Verstorbenen auf dieselbe Weise. Der Tote geht, wenn er rechtschaffen gewesen, in das schöne Land im Westen, wo er Tabak raucht, Brotfrucht, Yams und Kawa genießt. Die Geizhälse und Mörder werden, wie schon bemerkt, in der andern Welt streng bestraft[3].

Der Missionär Gautret S. M.[4] schildert in einem Briefe vom 1. August 1888, wie er zusehen mußte, daß man bei Port Olry auf Espiritu Santo eine Witwe beim Tode ihres Mannes erdrosselte. Ein alter Häuptling war gestorben; die Leiche wurde in Asche gehüllt, um sie für das Begräbnis aufzubewahren, das einige Wochen später unter feierlichen Zeremonien stattfinden sollte. Er hinterließ eine Witwe, die ebenso alt war als er. Diese arme Witwe wurde auf Grund des Herkommens gezwungen, sich im Jenseits wieder mit ihrem Manne zu vereinigen; um ihr zu dieser schrecklichen Reise behilflich zu sein, bereitete man schon einen Strick, der ihr um den Hals gelegt werden sollte. Der Missionär unterließ nichts, um die arme Frau zu retten; aber es war umsonst; alles, was er erreichen konnte, war, daß ihm der neue Häuptling versprach, es solle das letzte Mal sein, daß man etwas derartiges tue; der religiöse Gebrauch verlange das unerbittlich. Doch gelang es dem Missionär, die Frau kurz im Notwendigsten zu unterrichten und dann zu taufen. Am bestimmten Tage wurde ein großes Fest gefeiert, und am Ende desselben erschien die Frau mit einem Kranz von Blumen auf dem Kopf, das Gesicht auf der einen Seite

[1] Ebd. 14. [2] Elkington, The savage South Seas 146.
[3] Vgl. Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg Bd IV (Oktober 1877).
[4] Annales des Missions de l'Océanie VIII 59.

rot, auf der andern schwarz bemalt; um die Lenden trug sie eine Art Taschentuch; der ganze Leib war mit Fett und Öl beschmiert; am Halse, an Armen und Beinen war sie mit Perlen behängt. Mit den beiden auf der Brust gekreuzten Händen hielt sie eine Keule und eine europäische Axt. Dann taufte der Missionär die Frau und wies sie auf die bessere Welt hin, in der einem jeden nach Gerechtigkeit vergolten wird. Nun wurde sie erdrosselt. Wenige Tage später vernahm der Missionär, daß man bei einem benachbarten Stamme drei Frauen auf dem Grabe eines Häuptlings in ähnlicher Weise erdrosselt habe.

Auf mehreren Inseln bestand die scheußliche Sitte, sich der alten Leute durch Lebendigbegraben zu entledigen. In Malekula (Mallikolo) hat sich dieser Brauch bis in die neueste Zeit erhalten. Der schon erwähnte englische Reisende Elkington[1] hat eingehend geschildert, wie grausam es dabei hergeht. Sobald ein Mann oder eine Frau Zeichen von Altersschwäche gab, teilte ihm (ihr) der nächstälteste Verwandte mit, seine (ihre) Zeit sei abgelaufen und er (sie) werde an dem und dem Tage begraben werden. Am bestimmten Tage wurde ein Grab ausgehöhlt und der alte Mann in Gegenwart einer großen Volksmenge zum Grabe geführt oder, wenn er zum Gehen zu schwach war, getragen, der Länge nach in dasselbe hineingelegt und unter Absingung von Zauberformeln mit Erde, die man mit Händen hineinschaufelt, bis zur Höhe des Bodens zugedeckt. Dann beginnt ein Fest, das für viele den wichtigsten Teil der Zeremonie bildet. Hier und da hatte der begrabene Mann noch Kraft genug, die über ihn geschüttete Erde zu entfernen und sich aus dem Grabe zu erheben. Er suchte dann am Fest teilzunehmen, aber er wurde von den andern als tot betrachtet, und niemand gab ihm Nahrung. Hatte er noch Kraft genug, sich selbst Speise zu verschaffen, so wurde er zum zweiten- oder drittenmal wieder begraben, bis er schließlich vor Erschöpfung liegen blieb und starb. War einer so stark und zäh, daß er sich immer wieder herausarbeitete, so wurde er schließlich erdrosselt und dann begraben. Denn nachdem einmal das Todesurteil über ihn ausgesprochen wurde, muß dasselbe ausgeführt werden; er ist von da an ein toter Mann und nichts mehr kann ihn retten. Sobald er begraben ist, wird sein Eigentum unter die Dorfbewohner verteilt, so daß er, wenn er wieder auferstände, ein Wanderer ohne Heim wäre, mit dem niemand mehr etwas zu tun haben wollte. Es muß allerdings bemerkt werden, daß die Bewohner von Malekula die wildesten Neuhebridener sind. Da Zaubersprüche am Grabe des Unglücklichen gesungen werden, so vermuten wir, daß dieser abscheulichen Sitte gewisse abergläubische Ansichten zu Grunde liegen, die aber nicht näher angegeben werden.

Weil die Sitten und Gebräuche nicht auf allen Hebriden vollständig gleich sind, lassen wir noch einige Notizen über die Insel Malo folgen, die wir dem Berichte des Missionärs Alfred Deniau aus der Kongregation der Maristen entnehmen. Dieser Bericht ist deshalb sehr lehrreich, weil er uns wieder an einem konkreten Beispiele zeigt, wie äußerst schwer es ist, die religiösen Anschauungen vieler Naturvölker genau kennen zu lernen. Deniau hatte schon im Jahre 1889, nicht lange nach seiner Ankunft auf der Insel, einen Bericht über die religiösen Ansichten der Maloer[2] veröffentlicht. Aber spätere langjährige

[1] The savage South Seas 146. [2] Missions catholiques 1889, 332 ff.

Beobachtungen überzeugten ihn, daß in seiner ersten Darstellung sich mancherlei Ungenauigkeiten und Schiefheiten eingeschlichen hatten. Er verfaßte deshalb im Jahre 1901 einen neuen Bericht, der den früheren in manchen Punkten richtig stellt und dem wir die folgenden Angaben entnehmen [1].

Malo ist der Name, den die Europäer aufbrachten; die Eingebornen nennen ihre Insel A-Mabo und sich selbst Ta-Mabo (M'abo), d. h. Nachkommen des Mabo. Mabo war der Sohn des Lote, der von einem Lande namens Ure kam. Lote erhielt eines Tages einen Besuch von zwei Weißen, die seine Frau im Ärger in einen Stein verwandelten. Er blieb nun lange Witwer, erhielt dann aber einen Sohn auf eine Weise, die die Eingebornen, wie sie sagen, näher zu bezeichnen sich schämen. Dieser Sohn hieß Mabo (M'abo). Infolge von Kriegen verließen die Nachkommen Lotes Ure, zogen zuerst nach Malakka, dann nach Sumatra und gelangten endlich nach der Insel, die sie heute bewohnen. Die Maloer waren alle Nachkommen des Mabo, nur ihre Sklaven waren Äthiopier. Solange sie zahlreich waren, bewahrten sie den Kult des höchsten Gottes Taar, den sie von ihrem Stammvater Mabo erhalten hatten. Später aber, als sie nur mehr gering an Zahl waren, nahmen sie die Töchter der Äthiopier zu Frauen und erlaubten diesen, die Geister und die Seelen der Ahnen zu verehren, ja nahmen selbst diese Verehrung an, obwohl sie am Kult des einzigen höchsten Gottes Taar festhielten. Heute hat die Verehrung der Geister und der Seelen der Ahnen den Kult des einen höchsten Gottes fast ganz verdrängt. Nur wenige Familien erweisen dem Taar im geheimen noch einen Kult, während sie öffentlich sich an der Verehrung der Geister und der Ahnen beteiligen.

Der Glaube an das Dasein eines höchsten Gottes hat sich aber noch erhalten. Die Maloer nennen ihn Taar. Er hat den Himmel, die Erde, die Menschen und alle Dinge geschaffen. Er hat auch Geister geschaffen, d. h. körperlose Wesen, denen er die Sorge für diese Welt anvertraute, da er zu erhaben ist, um sich mit derselben zu befassen. Diese Geister sind die Herren der Elemente, sie verfügen nach ihrem Willen über den Regen, die Sonne, die Winde usw., und deshalb muß jeder zu ihnen beten. Sie haben aber nicht alle dieselben Funktionen, jeder hat seine eigene Sphäre, in der er absoluter Herr ist; der eine hat die Sorge für dieses oder jenes Eigentum, für diese oder jene Familie oder für einen Distrikt, einen Stamm, ein Dorf, einen Teil des Meeres usw. Die einen wohnen auf einer kleinen Insel, die andern auf einem Felsen, an einem heiligen Orte oder im Leibe eines Haifisches, einer roten Schlange, in einem Baum usw. Die Maloer hören, wie sie sagen, diese Geister zuweilen, können sie aber nicht sehen außer in der Gestalt der genannten Tiere. Sie schreiben ihnen alle Übel zu und rufen sie deshalb an, bringen ihnen Gaben und Opfer dar.

Sie glauben an das Fortleben der Seelen der Ahnen, die sie in zwei Klassen einteilen: die guten und die bösen. Die guten Seelen wohnen im Himmel, von wo sie zuweilen ausgesandt werden, um ihre Verwandten auf Erden zu mahnen, ihnen zu raten und zu helfen und sie zu belohnen.

[1] Ebd. 1901, 309 ff.

Die bösen Seelen wohnen mitten in einem Feuer, in dem sie von den bösen Geistern gequält werden, und das sie nur auf Grund besonderer Erlaubnis verlassen, um auf Erden diejenigen zu strafen, die ihren Verwandten schaden. Die bösen Seelen sind nur die Seelen der Feinde ihres Stammes und besonders die Malekula. Diese Seelen erscheinen ihnen zuweilen, wie sie sagen, und richten drohende Worte an sie. Die guten Seelen hingegen sind die Seelen ihrer Verwandten, ihrer Freunde und ihrer Häuptlinge. Sie erscheinen ihnen mit ihrem früheren freundlichen Gesicht, geben ihnen Ratschläge, offenbaren ihnen manches oder tadeln sie zuweilen in Güte zu ihrem Nutzen. Zuweilen teilen sich diese Seelen den Ihrigen mit durch Vermittlung des „heiligen Beters"; andere Male verstecken sie sich in einem hohlen Baum oder in einer Statue an einem bekannten Platz und reden im geheimen zu ihnen.

Dieser Glaube hat manche gute Wirkung für die Eingebornen, so z. B. verhindert die Furcht vor dem Geiste, der ein bestimmtes Eigentum oder eine Familie beschützt, und ebenso die Furcht vor Krankheit wegen Übertretung eines Verbotes oft eine böse Handlung. Der Missionär erzählt, er habe einst einen Knaben auf einer Lüge ertappt, und als er ihn endlich zum Geständnis seines Fehlers vermochte, habe der Kleine unter Tränen Besserung versprochen und gestanden, Taar bestrafe die bösen Kinder, indem er ihnen einen bösen Geist sende und sie nach dem Tode mit den Malekula ins Feuer werfe; die guten aber belohne er, indem er ihnen durch einen guten Geist Bananen und Zuckerrohr verschaffe und sie nach dem Tode zu sich in den Himmel nehme[1].

Mit ihren Opfern verbinden die Maloer stets einige Anrufungen nach einem bestimmten Ritus, und gewöhnlich bedienen sie sich hierzu der Vermittlung ihrer Priester, die „heilige Beter" heißen. Dem höchsten Gott, Taar, bringen, wie schon bemerkt, nur wenige Familien noch im geheimen Opfer dar und die dabei üblichen Gebete werden nicht von einem „heiligen Beter", sondern vom Familienhaupte verrichtet. Diese Opfer bestehen in Schweinen, Ignamen, Taro usw. und werden nicht unter die Opfernden verteilt, sondern ganz durch das Feuer verbrannt. Die das Opfer begleitenden Gebete beweisen, daß sie von Taar Erhörung hoffen und glauben, Leben und Tod komme von ihm. Viel zahlreicher sind die Opfer für die Geister bei bestimmten Gelegenheiten. Handelt es sich z. B. um eine Reise auf dem Meere, so bringt man dem „heiligen Beter" ein männliches Schwein, eine Igname und eine Kawawurzel und legt sie zu seinen Füßen hin mit der Frage, ob ihr Vorhaben dem Meergeiste angenehm sei. Der Beter streckt seine Hände über die Opfer aus, nimmt eine Kawawurzel, kaut sie und legt sie auf eine Platte und gießt etwas Wasser darüber, um sie aufzulösen. Dann trinkt er eine Tasse Kawa, gießt eine zweite über die Opfer, um sie zu heiligen. Nun müssen sich alle, die an der Reise teilnehmen wollen, der Reihe nach ihm nähern und er gießt aus einer Tasse Kawa auf ihre Stirne, ihre Schultern und ihre Knie. Hierauf bleibt er einige Zeit schweigsam und gesammelt wie in Betrachtung versunken. Endlich stößt er einen Seufzer aus und gibt das Orakel. Wenn er die Reise anrät, fügt er hinzu:

[1] Missions catholiques 1901, 311. Nach dieser Angabe gehören also nicht bloß Feinde der Maloer zu den bösen Geistern, sondern auch Angehörige des eigenen Stammes.

„Zuvor aber geht hin und bringt am Ufer dem Meergeiste Opfer dar.“ Droht auf der Reise eine Gefahr, zeigt sich z. B. ein Haifisch in der Nähe, so fleht man wieder zum Meergeist und bringt ihm Opfer dar. Wird die Piroge umgeworfen, so daß man sich nur durch Schwimmen retten kann, ergreift der oberste Häuptling einen der ins Meer Geworfenen, tötet ihn und bringt ihn als Opfer dem Meergeiste dar mit den Worten: „Du willst ein Opfer, hier hast du es, fordere keines mehr.“

Auch den Seelen der Ahnen werden Opfer gebracht, öffentliche durch Vermittlung des heiligen Beters auf dem Altar des Stammes, private in den Familien auf dem Familienaltar. Die öffentlichen Opfer bestanden früher in zwei Fällen in Menschenopfern, nämlich bei einem Schiffbruch, wie oben bemerkt, und im Kriege, wenn man sich der Leiche eines Feindes bemächtigen konnte. Die Leiche wurde zuerst in der unwürdigsten Weise beschimpft, dann auf einen Altar gelegt und den Seelen der Ahnen geopfert, um ihnen zu danken und ihre fernere Hilfe anzuflehen. Schließlich wurde sie in Stücke zerschnitten und unter die Sieger, die Häuptlinge und die Greise der benachbarten Stämme verteilt, die sich bei Annahme der Gabe verpflichteten, den Gebern im Falle eines Rachekrieges Hilfe zu leisten.

Da die Malver an unzählige Geister glauben und alle Übel ihnen zuschreiben, so darf es nicht wundern, daß das Zauber- und Hexenwesen bei ihnen in hoher Blüte steht. Es gibt Zauberer, die über Wind und Regen gebieten, solche, die reichen Fischfang oder Ernte verschaffen, und solche, die die Krankheiten heilen können; ihre Kunststücke sind aber stets mit Gaben und Opfern für die Geister und abgeschiedenen Seelen verbunden; andere Zauberer verstehen es, Krankheiten und Tod zu verursachen; auch an Wahrsagern fehlt es nicht[1].

Der Charakter der Malver ist in mancher Beziehung lobenswert. Sie sind zuvorkommend, liebenswürdig und dienstfertig; allerdings erwarten sie für ihre Dienste ein bißchen Tabak, doch bitten sie nie um etwas. Sie sind sehr milde, intelligent, haben lebhafte Phantasie und bilderreiche Sprache. Sie lieben das Wohlleben und das Nichtstun; der Hunger treibt sie nicht zur Arbeit, da ihnen die Insel ohne Arbeit die nötige Nahrung liefert. Große Fehler sind ihre Verstellung, ihr Hang zur Lüge und besonders ihre Rachsucht; ein erlittenes Unrecht vergessen sie nie, und bei günstiger Gelegenheit kommt die Rache.

In sozialer Beziehung scheiden sich die Malver in Herren, Vornehme, Plebejer und Habenichtse[2]. Eigentliche Oberhäupter mit erworbener oder erblicher Macht gibt es nicht. Die Herren haben nur einen Ehrenvorrang, den man aber mißachten kann und oft mißachtet. Es gibt drei Klassen von Herren. Zur ersten und höchsten Klasse gehören die, welche 1000, zur zweiten die, welche 500, und zur dritten die, welche 400 kleine männliche Schweine den Seelen der Ahnen geopfert haben. Den Herren der zweiten und dritten Klasse verweigert man zuweilen die Unterwerfung, nie aber denen der ersten Klasse, weil man annimmt, daß die Seelen aller ihrer ehemaligen Häuptlinge und alle herrschenden Geister des Stammes in ihnen wohnen. Die verschiedenen Klassen von Herren haben ihre besondern Abzeichen. Die Vornehmen

[1] Vgl. Missions catholiques 1901, 316 332 ff. [2] Ebd. 347.

(Adeligen) sind die, welche 50—200 kleine männliche Schweine den Ahnen geopfert haben; auch sie werden in drei Klassen eingeteilt, je nach der Zahl der geopferten Schweine. Die Plebejer haben einige Schweine geopfert, aber nicht 50, und sind deshalb von der Aristokratie ausgeschlossen. Die Habenichtse endlich, die Parias, haben keine Schweine geopfert und sind deshalb selbst von den Plebejern ausgeschieden. Ein Maloer, der lange außerhalb der Insel bei Weißen gearbeitet hat, verliert seinen Ehrentitel, wird, wenn er heim kommt, einer aus der Kategorie der Parias und kann sich nur durch Schweineopfer wieder zu einer höheren Klasse emporarbeiten.

Von den Gebräuchen der Maloer seien noch folgende erwähnt. Sie haben eine Art Taufe. Am zehnten Tage nach der Geburt tragen Vater und Mutter das Kind an einen Fluß, tauchen es in das Wasser, um es so durch ein erstes Bad zu reinigen, und geben ihm dann einen Namen, den es fortan tragen muß. Dieser Name ist z. B. der Name des Großvaters, der fortan sein Beschützer sein wird und dem es sich stets anempfehlen muß. Dann wird dem Beschützer des Kindes ein Opfer dargebracht, das man unter die anwesenden Frauen verteilt. Beschneidung ist nicht üblich. Sonderbar ist, daß Bruder und Schwester nie zusammen essen, miteinander reden oder in Gesellschaft zusammen sind. Findet sich die Schwester in einer Gesellschaft und der Bruder kommt hinzu, so muß sie davonlaufen oder, wenn das nicht möglich ist, sich in einiger Entfernung auf die Fersen setzen und dem Bruder den Rücken zukehren. Müssen Bruder und Schwester einmal miteinander verhandeln, so geschieht es immer durch eine Mittelsperson. Alle Vettern und Basen nennen sich Brüder und Schwestern, fügen aber dem Wort Bruder oder Schwester ein Beiwort hinzu. Die Kinder zweier Brüder dürfen nie einander heiraten, wie entfernt sie auch verwandt seien; die Kinder eines Bruders und einer Schwester dagegen dürfen untereinander Ehen eingehen. Die Mädchen können früh verlobt werden, selbst schon einige Tage nach der Geburt und obwohl der, mit dem sie verlobt werden, schon 20 oder 25 Jahre alt ist. Doch folgt die Ehe nicht immer der Verlobung. Das Mädchen wird nie um seine Einwilligung gefragt; ohne sein Wissen verkauft es der Vater. Die Heirat ist für den Mann nur der Kauf einer Sklavin, deren Eigentum er erwerben will. Die Frau hat die meisten Arbeiten zu leisten und sie wird nahezu ohne Ehrenbezeigung begraben. Fast nur die Herren haben mehrere Frauen.

Wird der Mann krank, so pflegen ihn seine Frau und seine Freunde einige Zeit und gebrauchen außer einigen Heilmitteln verschiedene Zaubereien; hält man ihn aber für verloren, so läßt man ihn im Stich und leistet ihm schließlich den Dienst, seinen Tod zu beschleunigen. Ist der Verstorbene kein Häuptling, so beweint man ihn einen Tag lang, begräbt ihn dann und tötet und ißt seine Schweine zu seiner Ehre. Seine Frau zieht in das Haus des älteren Bruders ihres Mannes und gehört fortan ihm an. Viel feierlicher ist das Begräbnis eines „Herrn". Die Leiche bleibt einen Tag lang in seinem Hause ausgestellt. Alle Leute seines Stammes sitzen um sie herum und schreien, daß es einem das Herz zerreißen könnte. Nur drei Angestellte bleiben stehen und haben die Aufgabe, die Beileidsbezeigungen und die Geschenke in Empfang zu nehmen. Nach der Beerdigung bleiben alle Bewohner acht Tage beim Grabe;

Tag und Nacht erschallen die Klagerufe und das Geheul der Männer und Weiber. Während der Zeit wird von allen fast absolutes Fasten beobachtet; niemand spricht ein Wort, alle tragen Trauer zur Schau und pflücken die Kokosnüsse, die zu Tausenden an der Türe des Verstorbenen aufgehäuft werden. Am achten Tage kommen alle befreundeten Stämme zusammen, um das Reinigungsmahl zu halten und die Kokosnüsse zu essen, die vor der Verteilung durch den heiligen Beter gesegnet und mit Weihwasser besprengt werden. Am zehnten Tage findet in Gegenwart derselben Stämme eine schreckliche Zeremonie statt. Die Witwen des verstorbenen Herrn schreiten schweigend und traurig mit gesenkten Augen vor. Jede von ihnen geht zu dem für sie bestimmten Galgen; der Henker bindet sie an den Galgen und erhebt dann die eine nach der andern zu einer bestimmten Höhe und erdrosselt sie. Man hört keine Klage der Opfer und kein Murren der Menge. Junge Männer holen nun die Leichen und begraben sie neben der Leiche des Herrn. Darauf wird auf dem öffentlichen Platz ein ungeheures Opfer dargebracht; man opfert den Seelen der Ahnen zur Ehre des Verstorbenen alle Schweine, die er hinterlassen, ferner alle Lebensmittel, die man hat zusammenbringen können, und verteilt alles das unter die Versammelten. Die allgemeine Trauer dauert zwei oder sechs Monate oder ein Jahr, je nach dem Rang des verstorbenen Herrn [1].

15. Die Banksinsulaner.

Die Banksinseln liegen nördlich von den Neuhebriden, um den 13.° s. Br. Über eine der Inseln der Banksgruppe, die Insel Mota, besitzen wir eingehende und genaue Schilderungen von dem englischen Missionär Rev. Codrington, die er im Journal der Anthropologischen Gesellschaft zu London veröffentlicht hat. Einen ausführlichen Auszug aus diesen Berichten gibt M. Eckardt im „Globus“ [2], zugleich mit Nachrichten, die er von andern erhalten hat. Mit Recht sagt Eckardt mit Bezug auf Codrington: „Nur selten hat ein Fremder solche Gelegenheit, in das innerste Volksleben zu dringen, als gerade der Missionär, und selbst ihm gelingt es nur in besondern Fällen, Auskunft über religiöse und sonstige geheime Gebräuche zu erhalten; denn abgesehen von der ungenauen Kenntnis der Sprache ist die gegebene Mitteilung in den meisten Fällen sehr lückenhaft, nicht etwa aus bösem Willen, sondern einfach, weil der Eingeborne selber den eigentlichen Sinn jener alten Gebräuche nicht kennt und dieselben lediglich, weil es schon seine Eltern so getan, mitmacht. Die wenigen Wissenden bewahren das Geheimnis und vererben dasselbe auf den Sohn oder nehmen es mit ins Grab. Dazu kommt die wachsende Macht der Zivilisation, und es ist nicht zu verwundern, daß viele Gebräuche und Einrichtungen ihres geheimnisvollen Charakters jetzt völlig entkleidet sind und lediglich zur Belustigung, könnte man sagen, dienen. Speziell ist das auch bei der Mehrzahl der im nachfolgenden geschilderten Anschauungen und Einrichtungen der Fall, da die Bewohner Motas zum Teil Christen, zum Teil vom Christentum beeinflußt sind.“

[1] Missions catholiques 1901, 359. [2] XL (1881) 366 ff.

Obwohl die Bewohner der Banksgruppe verschiedene Dialekte reden, so verbindet doch alle ein gemeinsames Band, nämlich ihre Einteilung in zwei große Familien, auf Mota veve, d. h. Mutter, genannt. Jeden Angehörigen derselben Familie bezeichnet man mit dem Namen sogoi und sagt von ihm: „Die Mutter ist eine." Die Kinder gehören der Familie an, aus der die Mutter stammt, die Kinder der Schwester des Mannes dagegen sind dessen nächste Verwandte, sie setzen sozusagen seine Familie fort. Diejenigen derselben veve nennt man: „auf einer Seite des Hauses", diejenigen der andern: „auf der andern Seite des Hauses". Ein Mann muß stets eine Angehörige der andern Seite des Hauses, d. h. der andern Familie, heiraten; zwar kommt das Weib dann nicht direkt auf seine Seite resp. in seine veve, nähert sich jedoch derselben, und alsdann bezeichnet man ihre Stellung als „an der Türe". Auf Mota zergliedern sich die Familien wieder in je vier Zweige und diese wieder in mehrere Unterabteilungen, die genau voneinander unterschieden werden. Die einzelnen Abteilungen haben vielfach ein gemeinsames Geschlechtswappen, wie man es nennen könnte, oder ein Kennzeichen, meistens ein Tier. Mit diesen Tieren wähnen sie sich in gewissem Zusammenhang. Ein solches Objekt, sei es eine Eidechse, Schlange oder gar ein Haifisch, hat den Namen tamaniu, d. h. Gleichheit. Man füttert übrigens das Tier nicht, verehrt es auch nicht, nur sucht man es vor Schaden zu behüten; denn das Leben ist eng mit ihm verbunden. Erkrankt es oder verschwindet es von seinem gewohnten Aufenthaltsort, so wird auch ein Mensch erkranken; stirbt es, so stirbt auch ein Mensch. Bei allen Erkrankungen wird daher zuerst nach dem tamaniu gesehen. Das einmal erwählte Tier bleibt auch den Nachkommen eigentümlich. So kommt es, daß diese kurz sagen: Wir stammen von der Eidechse usw. Es gleicht diese Auffassung dem Totem der Indianer Nordamerikas, dem Kubong der Australier, dem Kalid der Bewohner der Palau-Inseln usw. [1]

Grundbesitz wird niemals veräußert. Stets vererbt sich das Landstück auf die Verwandten „derselben Seite des Hauses", d. h. auf die Kinder der Schwester, doch erwerben in der Regel die Söhne des Verstorbenen dasselbe durch Zahlung einer Abstandssumme an Muschelgeld, Schweinen u. dgl. Oft gehören einzelne auf dem bepflanzten Land stehende Palmen einem Fremden, und es wird dann streng darauf gehalten, daß deren Ertrag ausschließlich diesem zufalle. Erstgeburt hat keinerlei Vorzug. Sind keine männlichen Nachkommen vorhanden, so fällt die Hinterlassenschaft den Töchtern zu. Vor dem Tode bestimmt der Mann genau, was seinen Kindern zukommen soll bzw. was diese eventuell dem rechtmäßigen Erben, d. h. den Kindern seiner Schwester, geben müssen.

Nach der Geburt eines Kindes dürfen die Eltern weder Fleisch noch Fisch essen, damit das Kind nicht erkranke. Der Kindermord wird allgemein geübt, sowohl vor als nach der Geburt. Oft veranlaßt ihn eine Beleidigung der Frau durch den Gatten, oft auch die Eitelkeit; die Frau liebt es nämlich, möglichst lange als Jungfrau angesehen zu werden. Ist das Kind ein Mädchen, so hat es mehr Aussicht, am Leben zu bleiben, da es gewissermaßen die Stammhalterin

[1] Globus XL 366.

der Familie ist. Wird der Knabe mannbar, so verläßt er in der Nacht stets die elterliche Hütte, um im Gamal, dem Gemeindehaus, zu schlafen. Das Mädchen wird streng gehütet und nie allein sich selbst überlassen. Es ist daher nicht ungewöhnlich, daß es bis zur Heirat keusch bleibt. Ehebruch gibt dem beleidigten Gatten das Recht, das Weib und den Verführer, wo er ihn findet, zu töten. Wie erwähnt, darf nie eine Heirat zwischen Mitgliedern derselben veve stattfinden; geschähe dies dennoch, so würde das Besitztum dieser Eheleute der Rache des Volkes anheimfallen, die Pflanzungen würden zerstört, die Schweine getötet werden. Derselbe Gebrauch herrscht auf den Fidschi-Inseln.

Jede Heirat wird durch die Verwandten zustande gebracht. Dem Vater der Erkorenen gibt man eine Summe oder ein Geschenk als Abschlagszahlung. Weitere Zeremonien finden nicht statt, doch wird der Hochzeitsschmaus nur selten vergessen. Erst nach dem Fest gehört die Braut als Frau dem Manne. Im allgemeinen nimmt der Mann zwei Frauen, doch richtet sich die Zahl nach dem Vermögen des Mannes. Polyandrie existiert nur selten, nie unter jungen Leuten. Bei der Witwenschaft ist es eine Art Übereinkommen, daß zwei Witwer mit einer Witwe leben. Im Fall der Ehescheidung muß der Vater der Frau die ihm geleistete Abfindungssumme zurückzahlen, sobald er von einem neuen Schwiegersohne eine solche erhält[1]. Niemals spricht der Mann den Namen seines Schwiegervaters aus, vermeidet es im Verkehr, über dessen Haupt befindliche Gegenstände herabzunehmen oder über die Beine des etwa Ruhenden zu steigen, doch gehen beide gemeinschaftlich den Arbeiten nach. Die Schwiegermutter dagegen wird möglichst gemieden, wie sie auch selbst es meidet, den Schwiegersohn anzusehen. — Sterben die Eltern, so werden die etwa hinterlassenen kleinen Kinder anderweitig adoptiert; geschieht dies in den ersten Lebensjahren, so werden dieselben in alle Rechte der neuen Familie eingesetzt; sind sie jedoch älter, so werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in gewohnter Weise aufrecht erhalten.

Allgemein ist der Brauch, unheilbar kranke oder in hohem Alter stehende Personen lebendig zu begraben. Dies geschieht teils aus Mitleid, um die Kranken von ihrer Pein, die Schwachen aus ihrer Hilflosigkeit zu erlösen, teils aber auch, weil man müde ist, dieselben zu pflegen[2].

Der Glaube an eine zahlreiche Geisterwelt ist allgemein. Auf den Banksinseln unterscheidet man übrigens wohl die Geister oder Seelen der Verstorbenen (tamate) von den Gespenstern, unkörperlichen Wesen, die niemals menschliche Gestalt gehabt haben und vui heißen. Sobald die Seele den Körper verlassen hat, beginnt sie ihre Wanderung. Anfangs entfernt sie sich nicht weit und kann noch mit vereinten Kräften zurückgerufen werden. Die Hinterbliebenen rufen daher mit lauter Stimme den Namen des Sterbenden oder Toten, in der Hoffnung, die Seele werde zurückkehren. Der Leichnam wird am Todestage oder dem darauffolgenden Tage begraben. Nach fünf Tagen beginnen die Hinterbliebenen laut zu schreien und die Muschelhörner zu bearbeiten, um den tamate, in den sich die Seele nunmehr verwandelt, zu verscheuchen. Der gemeinsame Aufenthaltsort der Toten ist Panoi, zu dem

[1] Ebd. 367. [2] Ebd.

mehrere Zugänge auf den verschiedenen Inseln führen. Ob sie dort für ewige Zeiten oder nur für kürzere Dauer bleiben, ist zweifelhaft; nach einigen kommt die Seele nach einiger Zeit an einen andern Ort, an dem sie in verjüngter körperlicher Gestalt weiterlebt. Zum zweitenmal alt geworden, verwandelt sie sich in die schwarzen, runzeligen Massen, die sich an die Stämme der Bäume hängen und die Nester der weißen Ameisen bilden. Panoi gleicht im Äußern der Erde, es sind Wälder und Hütten dort, alles ist jedoch körperlos, besteht gewissermaßen aus Nebel. Das Leben dort entbehrt zahlreicher Annehmlichkeiten und ist völlig plan- und zwecklos. Die Geister verkehren miteinander, bleiben jedoch sämtlich ledig. Im allgemeinen fürchtet man deshalb dieses Jenseits. Ob jemand gut oder böse im Leben war, ist für seinen Aufenthalt in der Schattenwelt gleichgültig; der Arme wird jedoch belohnt, der geizige Reiche dagegen durch mancherlei Dinge gestraft. Er muß Kot essen, wird über spitze Steine geschleppt usw.[1] Eine besondere Bevorzugung wird jungen Leuten zu teil, die unter schwierigen Verhältnissen die Keuschheit bewahrt haben[2]. Die Seelen der Verstorbenen kehren in dunklen Nächten auf die Heimatinsel zurück, um herumzuschweifen und den Lebenden Schaden zuzufügen. Zuweilen hört man sie pfeifen und schreien. Keiner ist sicher, daß nicht ein wandernder Geist in ihn hineinfährt. Übernatürliche Stärke und Behendigkeit verrät dies. Man ergreift dann den Besessenen, hält ihn in den Rauch starkriechender Pflanzen und ruft die Namen derjenigen Verstorbenen an, deren Geist man in ihm vermutet. Trifft man den richtigen Namen, so ist der Besessene geheilt.

Die Geister, die nie Seelen waren, die Vuis, stehen auf einer höheren Stufe. Sie sind harmlose Gespenster. Ein Eingeborner erklärte dem Missionär Codrington den Vui mit folgenden Worten: „Er lebt, denkt, hat mehr Verstand als ein Mensch, kennt Dinge, die geheim und unsichtbar sind, ist übernatürlich mit Mana (geistiger Macht) ausgerüstet, hat keine Gestalt, in der er gesehen werden könnte, und keine Seele, weil er selbst wie eine Seele ist.“[3] Als Häuptling der Vuis wird Quat (Qat) sowie sein Gehilfe Marawa bezeichnet. Quats Brüder sind sämtlich Tongaros (d. h. Gottheiten), führen jedoch einen Beinamen. Quat war nach der Sage in Alo Sepere auf Vanua Lava geboren. Seine Mutter war zur Zeit seiner Geburt ein Stein. Nach diesem Erstgebornen kamen noch zwölf weitere Kinder. Über die Lebensschicksale und Taten dieser Gottheiten wissen die Eingebornen endlose Geschichten zu erzählen. Quat gilt als Schöpfer der Menschen. Der Mann wurde von ihm aus Erde der morastigen Uferseite Vanua Lavas gebildet. Dann nahm er Reiser und biegsame Gerten und flocht einen Körper mit Kopf und Gliedern. Kaum fertig, sah er am Lächeln, daß es eine Frau sei[4]. Ursprünglich starb von den Menschen niemand. Alte Leute streiften einfach die Haut ab und erschienen in verjüngter Gestalt. Eine alte Frau war durch ihre Unklugheit schuld,

[1] Eine ähnliche Anschauung haben die Bewohner der südlichen Neuhebriden vom Jenseits. Vgl. oben S. 428; Globus XXXVIII (1879) 12.

[2] Aus diesen Angaben folgt, daß den Eingebornen doch nicht jede Idee einer Vergeltung von gut und böse und einer Ausgleichung im Jenseits fehlt.

[3] Vgl. Ratzel, Völkerkunde I² 280. [4] Globus XL (1881) 378.

daß der Tod in die Welt kam. Nach andern war der jüngste Bruder Quats, der Narr, schuld am Tode.

Quat lebte einst auf den Banksinseln. Später verließ er auf einem Kahn mit den Seinigen die Insel und zog, man weiß nicht wohin, doch hofft man stets auf seine Rückkehr. Quat und seinen Genossen wird in erster Reihe die Macht zugeschrieben, die Elemente zu beherrschen. Ist jemand in Gefahr, so wendet er sich sofort an den Gewaltigen. So lautet eine Bitte: „Quate! Du und Marawa, schließet das Windloch und laßt mich einen Landungsplatz finden; sendet mir eine sanfte Brise und leitet das Boot an einen ruhigen Ort", und eine andere: „Quate, Marawa! Sehet auf uns herab, besänftigt das Meer, daß wir ruhig darübergleiten. Brecht für uns die Wellenkämme, laßt sie von uns fortrollen und sich zum Spiegel ebnen, daß wir sicher einen Landungsplatz erreichen!" Auf solche Bitten hin glaubt man, daß die Gerufenen Mast und Takelwerk fassen und aus allen Gefahren leiten würden[1].

Eine besondere Art Vuis, die Nopitu-Vuis, ähneln unsern Feen, sie nehmen gelegentlich menschliche Formen an, beschenken Redliche und Bedürftige mit Geld und Nahrungsmitteln. Männer, denen sie ihre Gunst zugewandt, verrichten mit ihrer Hilfe erstaunliche Taten. Ihre Anwesenheit merkt man an einem zarten Gesang wie von Kindern. Die Orte, die man als ihren Lieblingsaufenthalt kennt, sind rongo, d. h. heilig, geweiht. Alle auf solchen Plätzen sich befindenden Steine, Bäume und Tiere sind ebenfalls rongo. Nach dem Aussehen der betreffenden Objekte wird das Wesen des Geistes beurteilt. Diejenigen Menschen, die diese Eigenschaften zu erkennen vermögen oder dies vorgeben, gelten als Vermittler in allen Angelegenheiten, nur sie dürfen den heiligen Ort betreten, Opfergaben entgegennehmen und dem Geiste das Anliegen vortragen. Ein Teil des Opfers wird während des Gebetes auf den Stein gelegt, den man mit dem Geiste verbunden glaubt. In jeder Gefahr wird neben der Hilfe der Vuis auch die der Vorfahren und kürzlich gestorbenen Verwandten angerufen[2]. Man hat ferner allerlei Zaubermittel, sowohl um sich selbst gegen Unglück zu schützen, als auch um dem Widersacher zu schaden.

Bei Krankheiten werden die Gismana, Zauberdoktoren, herbeigerufen. Diese wenden gegen Entgelt Beschwörungen an, saugen an dem kranken Teil, streichen auch wohl unter Absingung einer Melodie daran herum, blasen mit dem Munde u. dgl. Von einigen dieser Gismana glaubt man, daß ihre Seele, ihr Atai, des Nachts den Körper verlasse, um die Seele des zuletzt Verstorbenen zu verzehren. Daß der Atai im Schlafe den Körper verlasse, um auf eigene Faust umherzustreifen, hört man vielfach.

Die politischen Verhältnisse der Banksinseln sind ganz eigener Art. Einen Häuptling kennt man nicht; diejenigen, die dem Fremden als solche bezeichnet werden, sind nur Mitglieder gewisser Rangklassen, Supwe oder Suque genannt. Die Supwe umfaßt nur das männliche Geschlecht. Der Einfluß, den ein jeder ausübt, richtet sich nach der Rangklasse, der er angehört. Für jede dieser Klassen ist im Gamal, dem öffentlichen Gemeindehaus, jedes Dorfes eine eigene, mit einem Kochofen ausgerüstete Abteilung bestimmt. Hier finden

[1] Ebd. [2] Ebd. 379.

die gemeinsamen Versammlungen statt, in denen über die Aufnahme neuer Mitglieder beraten wird und auch die Mahlzeiten der Mitglieder eingenommen werden, während Frauen und Kinder in ihren Hütten essen. Steigt jemand in eine höhere Rangstufe, so muß er jedem Angehörigen derselben eine bestimmte Summe bezahlen. Der obersten Rangstufe gehören nur sehr wenige an, denen bedeutende Gewalt zusteht. Sie bestimmen, wer von einer Klasse in die andere aufsteigen, wer gänzlich ausgeschlossen werden soll. Früher war jedes Mitglied bei Geldstrafe verpflichtet, nur im Gamal zu essen, jetzt wird das nicht mehr so genau genommen. Unter den Frauen besteht eine ähnliche Verbindung, aber sie besitzen keinen eigenen Gamal.

Das Strafrecht übt jeder auf eigene Faust aus. Glaubt sich jemand beleidigt, so tötet er den Gegner mit einem giftigen Pfeil aus dem Hinterhalte. Legt sich die Verwandtschaft ins Mittel, so wird der Streit zuweilen unter langen Reden und lebhaften Gesten durch eine Geldbuße beigelegt[1].

Die Mitglieder der höheren Rangklassen sind in den meisten Fällen Teilnehmer einer Verbindung, die der Meinung des Volkes nach mit Geistern im Verkehr steht. Alle Sitzungen derselben werden im Salogoro, einem getrennten Platz beim Dorfe, den sonst niemand betreten darf, abgehalten. Die aufzunehmenden Kandidaten müssen hier eine bestimmte Zahl von Tagen zubringen und dann jedem der Glieder eine Summe Geldes zahlen. Jedem Angehörigen des Verbandes steht es zu, das Tapu zu verhängen, d. h. dieses oder jenes vor unberechtigten Eingriffen zu schützen. Sollen z. B. Fruchtbäume aus irgend einem Grunde nicht ihrer Früchte beraubt, ein bestimmter Platz nicht betreten werden, so wird auf gemeinsamen Beschluß der „Tamate" genannten Vereinigung von irgend einem Mitglied das Tapuzeichen, ein Blatt des Tiglibaumes, angebracht. Die geringste Übertretung des Verbotes wird mit Geldbuße geahndet. Zu bestimmten Zeiten geht ein Angehöriger der Tamate aus, um die Schädel der Gestorbenen zu sammeln, sie zu präparieren und für den Kultus zu weihen. Eigentümliche Schreie künden Frauen und Kindern dann an, daß der Tamate umhergehe, um Material für die bevorstehenden Zeremonien einzusammeln; dieselben haben sich dann bei Todesstrafe fernzuhalten. Die männlichen Dorfbewohner müssen stets das Gewünschte hergeben[2].

16. Die Fidschi-Insulaner.

Der Fidschi-Archipel, den die Eingebornen Viti nennen, ist eine Gruppe von über 200 Inseln zwischen dem 15. und 25.° südl. Br. und 177. und 175.° östl. L. von Greenwich. Die größte Insel heißt Viti-Levu. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ca 91000. Schon Dumont d'Urville[3], der die Inseln im Jahre 1827 erforschte, rühmt die Fidschianer als eine der schönsten Varietäten der melanesischen Rasse. Sie sind groß, gut gewachsen und muskulös. Am meisten fällt die rußige Hautfarbe und das krause Haar auf,

[1] Globus XL 379. [2] Ebd. 380.

[3] Malerische Reise um die Welt II, Leipzig 1837, 60 ff. Vgl. auch Globus LIX (1891) 327.

das ihrem Angesicht einen wilden Ausdruck gibt. Nach dem Maristenmissionär Deniau[1], der eine Reihe von Jahren auf den Inseln lebte und im Jahre 1887 eine eingehende Schilderung der Fidschianer veröffentlichte, sind die Eingebornen intelligent; die Bewohner der östlichen Inseln sind arbeitsam, die der westlichen, besonders von Viti-Levu, übermäßig träge. Im allgemeinen sind sie sanft, höflich, aber unaufrichtig und stolz.

Heute sind die Insulaner zum guten Teil Christen und etwas zivilisiert, aber die Missionäre haben uns noch Nachrichten über die vorchristliche Zeit hinterlassen. Die Kleidung der heidnischen Fidschianer bestand in einer Art Gürtel, der zwischen den Beinen durchgezogen wurde. Die Frauen hüllten sich in einen Unterrock (Liku), der vom Gürtel bis zu den Knieen reichte[2]. Nur die Frauen tätowierten sich. Heute ist das Tätowieren verschwunden.

Über ihren Ursprung wissen die Fidschianer nichts, als daß sie in großen Doppelpirogen unter der Leitung eines Königs und großer Häuptlinge auf die Inseln kamen. Der König hieß Degei. Wahrscheinlich kamen sie unmittelbar von Malakka. Vor der englischen Herrschaft zerfielen die Inseln in mehrere Königreiche, die in verschiedene Stämme geteilt waren. Jeder Stamm bestand aus wenigstens zwölf Dörfern, an deren Spitze ebensoviele Häuptlinge standen, die dem Oberhäuptling des ganzen Stammes unterworfen waren. Die Königswürde war erblich in der königlichen Familie, aber die Frauen waren von der Königswürde ausgeschlossen. Beim Tod des Königs folgte ihm nicht sein Sohn, sondern der älteste Bruder. Die Söhne konnten bloß dann zur Königswürde gelangen, wenn sie nur noch einen einzigen Onkel hatten. Waren alle Brüder des Königs tot, so war der älteste Sohn sein Thronerbe.

Abgesehen von den Gliedern der königlichen Familie bestanden in jedem Königreich sechs Menschenklassen oder Matagali. Der erste Matagali wurde von den Grundherren oder Grundeigentümern gebildet, die alle Räte des Königs waren und von denen jedes Familienhaupt zur Würde eines Ministers erhoben wurde und unmittelbar auf den König folgte. Der zweite Matagali war der der Domänenaufseher, denen die Ackersleute unterstanden. Der dritte Matagali war der der Ackersleute oder Bauern, von denen einige für die Nahrung der königlichen Familie und die andern für den Unterhalt der königlichen Beamten zu sorgen hatten. Der vierte Matagali bestand aus den Seeleuten und umfaßte die eigentlichen Seeleute, welche den König und seine Familie auf ihren Seefahrten führen mußten, und aus Fischern, von denen einige die Schildkröten und gewisse große Fische für den König und seine Familie fingen, die andern aber die gewöhnlichen Fische, welche für die Bauern, Zimmerleute und alle Angestellten des Königs bestimmt waren. Der fünfte Matagali umfaßte die Zimmerleute, die Pirogenbauer, die nur für den König nach seinen Befehlen arbeiteten. Der sechste Matagali endlich bestand aus Knechten, die aus Kriegsgefangenen genommen und dem Dienste des Königs zugewiesen oder von ihm den andern Familien geschenkt waren. Jeder Stamm hatte ein Glied der

[1] Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 34. Die Maristen wirkten schon seit Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf den Inseln.

[2] Ebd. 33.

königlichen Familie an seiner Spitze. Jeder dieser Matagali bildete ein Dorf oder mehrere, je nach der Zahl der Familien[1].

Erst in neuerer Zeit hat man entdeckt, daß die Fidschianer ein sehr entwickeltes eigentümliches Totemsystem besaßen. Der Maristenmissionär P. J. de Marzan[2] macht darüber folgende Mitteilungen: Es gibt zwei Arten von Totems, die Haupttotems und die Nebentotems. Die Haupttotems (Tiere oder Pflanzen) dürfen von ihren Angehörigen nicht gegessen oder zerstört werden; sie scheinen auch mit dem Ursprung des Stammes zusammenzuhängen; die Nebentotems dagegen dürfen unter bestimmten Bedingungen gegessen werden. Das Haupttotem ist heute nur mehr einfach, in älteren Zeiten war es doppelt, d. h. jeder Stamm hatte seinen Totembaum und sein Totemtier. So hatte z. B. der Vunagumustamm den Gumu als Totembaum, den Aal (Duma) als Totemtier. Manchmal hat der Stamm seinen Namen vom Totembaum oder Totemtier, doch nicht immer. In Bezug auf das Nebentotem herrschte Verschiedenheit, ein Stamm hatte vielleicht nur ein Nebentotem (z. B. die Igname), ein anderer zwei oder gar drei.

Die Haupttotems hatten früher große Bedeutung. Sie wurden z. B. im Kriege zu Rate gezogen und verkündeten Leben oder Tod, Erfolg oder Mißerfolg. Wenn man sich auf einen Krieg vorbereitete, so machte man ein Mahl für den Priester (bete oder mbete) oder den Wahrsager (vontama) zurecht oder man gab ihnen Kawa zu trinken. In der folgenden Nacht hat der Wahrsager einen Traum, in dem ihm gewöhnlich das Totem erscheint, und von der Deutung dieses Traumes hängt es ab, ob der Krieg glücklich oder unglücklich ausgehen wird. Für diese Haupttotems haben die Eingebornen große Ehrfurcht und, wie de Marzan glaubt, eine Art Kult. Die Nebentotems darf man zwar essen, aber nur unter strenger Beobachtung gewisser Zeremonien. Ein Fremder darf von den Totems nichts essen, ja nicht einmal seinen Namen nennen, sonst wird er geschlagen oder muß eine Buße bezahlen. Die Totems vererben sich durch den Vater. Ob die Totems für die Heirat irgend eine Bedeutung haben und welche, sagt de Marzan nicht.

Über die Religion der Fidschianer ist es schwer, wo nicht unmöglich, vollständig ins klare zu kommen. Die Angaben lauten sehr verschieden, was zum Teil daher kommt, daß fast jede Insel ihre eigenen Götter hatte. Doch kommen alle Angaben der Missionäre darin überein, daß die Fidschianer allgemein ein höchstes, unsichtbares Wesen, den Schöpfer aller Dinge, anerkannten. So schreibt ein Missionär: „Die Fidschianer sind mit der Idee eines Gottes vertraut; das Dasein einer unsichtbaren, übermenschlichen Gewalt, die alles Irdische beherrscht und auf dasselbe einen Einfluß ausübt, wird von allen vollständig anerkannt.“[3] Der allgemeine Name für Gott war Kalou, ein Ausdruck, mit dem man auch alles Große und Wunderbare bezeichnete. Der in Fidschi am meisten bekannte und höchste Gott ist Ndengei, von dem man aber

[1] Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 37—38.

[2] Anthropos II (1907) 400 ff.

[3] Geschichte der christlichen Missionen auf den Fidschi-Inseln, Bremen 1860, 17. Das Buch ist ein Auszug aus der „Missionsgeschichte“ von James Calvert, der 15 Jahre auf den Fidschi-Inseln als Missionär zubrachte.

nur unklare Ideen hatte und dem man weniger Verehrung zollte als den ihm untergeordneten Göttern. In Rakiraki stand ein Tempel zu seinen Ehren. Von den untergeordneten Göttern — meist neidischen, habsüchtigen und ausschweifenden Wesen — erwähnen wir Ndandavanna, der aus dem Mittelpunkt eines großen Steines erzeugt wurde, Rokomontu, den Sohn der Schwester Ndengeis, den Riesen Thangawala usw.[1]

Auch nach Meinicke[2], der sich auf das Zeugnis der englischen Missionäre stützt, war Ndengei der höchste Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der im Berge Kaubandra auf Viti-Levu in Gestalt einer Schlange lebt. Wenn er sich umdrehte, erbebte die Erde. Um die Welt kümmert er sich nur durch Vermittlung seiner Söhne, die ihm das Vorgefallene berichten und den Verkehr zwischen ihm und den übrigen Göttern leiten. Diese zerfallen nach den Missionären in vier Klassen: die allgemeinen, nationalen, Distrikts- und Familiengötter, zu denen als eine fünfte Klasse die Götter der Unterwelt gerechnet werden müssen. Zu den allgemeinen Göttern gehören Ndengeis Söhne, die auf verschiedenen Inseln andere Namen führen. Zu diesen Göttern kommen dann noch die überaus zahlreichen Kalou yalo (Seelengötter), die nach dem Tode zu Göttern erhobenen Vornehmen, die schon oft während des Lebens sich als Götter betrachten, gestorben göttliche Verehrung empfangen.

Sehr abweichend von den obigen Angaben lauten die des schon genannten P. Deniau. Er schreibt[3]: „Die Religion der Fidschianer ist der Kult der ersten Ahnen. Die Fidschianer erkennen ein höchstes Wesen, das dem ganzen Archipel gemeinsam ist. Dieser Gott war Degei, der König, von dem wir gesprochen haben und der sein Volk nach Fidschi führte. Die Fidschianer hatten auch als Götter zweiter Ordnung die ersten Häupter der verschiedenen Königreiche, ferner Götter dritter Ordnung, nämlich die Götter der Stämme oder des ersten Vaters jedes Stammes. Dann kamen die kleinen Götter, d. h. die Dorfgötter oder der erste Vater jedes Dorfes, die Götter der Matagali oder der erste Vater jedes Matagali, die Familiengötter oder der erste Vater jeder Familie. Diese Götter waren gut oder böse. Der Gott des Archipels, Degei, war immer gut, ebenso waren alle dem Archipel gemeinsamen Götter gut." Die andern Götter dagegen waren ihren Königreichen, Stämmen, Matagali usw. gut, den Königreichen, Stämmen usw. aber, mit denen jene im Kriege lagen, böse.

Da Degei oder Ndengei als der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, auch der Menschen, galt, kann er wohl schwerlich bloß der vergötterte Ahnherr der Fidschianer sein.

Obwohl Meinecke sagt, Ndengei sei der höchste Gott der Insulaner, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, fügt er[4] doch in der Anmerkung bei, der Missionär Hunt allein erwähne einen noch über Ndengei stehenden Gott Ove, dessen Namen die späteren Missionsberichte nicht kennen. Doch erwähnt der englische Missionär Fison diesen Gott. Nach ihm gilt Owi als der Schöpfer der Welt und der Menschen. Neben ihm stehen verschiedene Nebengötter, unter

[1] Ebd. 18.

[2] Die Inseln des Stillen Ozeans II 37. Vgl. auch Karl Emil Jung, Der Weltteil Australien (Das Wissen der Gegenwart Bd XI) IV, Leipzig 1883, 126 ff.

[3] Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 37—38. [4] A. a. O. II 420.

denen Mainatavasara (der soeben vom Schlachten Kommende) und Batimora (das Menschenhirn Liebende) sich durch ihre Namen charakterisieren[1]. Auch nach Richard Oberländer[2] gilt den Fidschianern als „Hauptgott Ove, der Schöpfer aller Menschen, der im Himmel oder im Monde wohnt. Alle bekannten Menschenrassen stammen nach einer für die Fidschianer wenig schmeichelhaften Sage von einem einzigen Paare ab. Der Erstgeborne war ein Fidschianer, der sich aber so schlecht aufführte, daß er schwarz wurde und nur wenige Kleider erhielt; auf diesen folgte der Tonganer, der sich schon besser aufführte und zum Lohne dafür eine hellere Gesichtsfarbe und reichlichere Kleidung bekam. Endlich kam der Weiße zur Welt, der wegen seines guten Betragens von Ove mit der lichten Farbe und mit einem Überfluß von Kleidern beschenkt wurde. Nächst Ove ist Ndengei ... der am allgemeinsten anerkannte Gott. Vor seinem Richterstuhle muß die Seele sofort nach dem Tode erscheinen, um gereinigt zu werden oder ihr Urteil zu empfangen".

Dumont d'Urville[3] berichtet, nach den Fidschianern (Witiern) habe der Gott „Onden Hi oder Onden Hei den Himmel, die Erde, alle Dinge und alle Götter geschaffen. Man sagt auch, nach dem Tode vereinige sich die Seele wieder mit Onden Hi". Außerdem erwähnt er viele andere Götter und fügt bei: „Diese Götter werden nicht durch materielle Bilder dargestellt, aber sie haben Kapellen oder heilige Häuser, die ambure (bure) heißen und in denen man Schweine, Bananen, Zeuge usw. darbringt. Diese Geschenke finden bei der Krankheit eines Verwandten oder Häuptlings statt. Bei dem Tode eines der Ihrigen pflegen sie sich einen Finger oder eine Zehe abzuschneiden. Wenn ein Häuptling stirbt, werden mehrere seiner Frauen auf seinem Grabe getötet."

Angesichts dieser verschiedenen und sich teilweise widersprechenden Angaben ist es kaum möglich, ein klares Bild von der heidnischen Religion der Fidschianer zu gewinnen. Darin stimmen aber alle Berichte überein, daß sie ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Herrn aller Dinge, anerkannten.

„Die Fidschianer", berichtet Deniau[4], „glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, die sie Yalo nannten. Nach diesem Leben wurden die Seelen je nach ihren Werken belohnt oder bestraft, hatten sie eine schöne Wohnung in den elysischen Feldern oder blieben entehrt in der Hölle. Nach den Fidschiern kamen die Seelen der Toten oft auf die Erde zurück. Die gerechten Seelen, die mit ihren Verwandten zufrieden waren, kamen, um ihnen gute Ratschläge zu erteilen und sie zu beschützen, die Seelen der Bösen und Unzufriedenen kamen, um diejenigen, die sie verabscheuten, zu quälen und zu verfolgen."

Nach Fison muß die Seele nach dem Tode vor dem Richterthrone des Gottes Ndengei[5] erscheinen, der in Schlangengestalt in einer Höhle auf Viti-Levu wohnt, um daselbst sein Urteil zu erhalten. Aber auf dem Wege nach Mbulu, diesem vitischen Hades, drohen der Seele verschiedene Gefahren. Zuerst

[1] Vgl. Globus XXXVII (1880) 317—318.
[2] Ozeanien, die Inseln der Südsee II, Leipzig 1873, 173.
[3] Malerische Reise um die Welt II 60.
[4] Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 39—40.
[5] Wahrscheinlich der Degei, von dem Deniau spricht.

muß sie an einem Riesen vorbei, der mit seinem großen Steinbeil alle zu treffen sucht, die bei ihm vorbei wollen. Die Verwundeten können aber nie nach Mbulu gelangen, sondern müssen ewig als böse Geister im Gebirge umherirren, während diejenigen, welche dem Riesen entkommen, was übrigens nicht vom Verdienst, sondern vom guten Glück abhängt, nach ihrer Freisprechung durch Ndengei Erlaubnis erhalten, in der Nähe der Tempel sich am Geruch der Menschenopfer zu ergötzen.

Nach beiden Darstellungen müssen die Seelen vor Ndengei oder Degei ein Gericht bestehen, in dem nicht alle losgesprochen werden und das Los der Seelen entschieden wird. Am schlimmsten geht es, wie Fison behauptet, den Seelen der Unverheirateten, denn sie haben keine Aussicht, nach Mbulu zu gelangen. An einer Stelle des Weges nämlich lauert der Gott Nangga-nangga auf die Seelen der Unverheirateten und schleudert sie von einem Felsen herunter, so daß sie brechen. Weil der Gott alle männlichen Geister, die ohne ihre Frauen zu ihm kommen, für Hagestolze ansieht, ist bei allen Fidschianern die Erdrosselung der Witwe üblich. Stirbt jedoch das Weib vor dem Manne, so schneidet dieser seinen Bart ab und legt ihn unter die Achselhöhle der Leiche, so daß er gewissermaßen als Trauschein dient, bei dessen Anblick Nangga-nangga die Seele des Weibes ruhig vorbeiläßt[1]. Früher war es auch üblich, beim Tode eines Häuptlings mehrere seiner Frauen zu töten.

Mehrere religiöse Gebräuche zeigen Anklänge an die christlichen Sakramente[2]. Dazu gehört vor allem eine Art Taufe. Das neugeborne Kind wurde in das Wasser getaucht, bei einigen Stämmen mußte es auch durch Feuer gereinigt werden. Man legte das Kind in einen durchlöcherten irdenen Kessel, der von zwei Frauen dreimal durch das Feuer bewegt wurde. Oft wurden die Kinder vor den König gebracht, der sie gewissermaßen firmte, indem er ihnen die Hände auflegte und sie dadurch vor gewissen Krankheiten bewahrte. Auch eine Art Kommunion und Beicht fand Deniau. Wenn man Kawa dem Gotte opferte und der Priester dieselbe im Tempel dargebracht hatte, wurde eine Kawawurzel gebrochen, sofort gekaut und dann als Getränk unter die versammelten Greise verteilt. Während des Opfers wurde der Bure Kalu (der Tempel des Gottes) streng bewacht, damit kein Profaner sich nahen könne. Die Frauen durften während der Feier ihr Haus nicht verlassen und die Kinder nicht außerhalb desselben spielen und schreien. Die öffentliche Beicht war bei den heidnischen Fidschianern im Gebrauch. Wurde eine Piroge auf offenem Meer von einem heftigen Sturm überrascht, so wandte sich der Anführer an seine Leute und sagte: „Wir sind in Gefahr, unterzugehen; möge derjenige unter uns, der einen schweren Fehler begangen, diesen sofort bekennen und bereuen, das ist das einzige Mittel, um die Gottheit zu versöhnen und dem Tode zu entgehen." Dann bekannte der Schuldige öffentlich sein Vergehen, und meistens legte man ihm als Buße auf, zur Sühne ein Schwein oder eine bestimmte Zahl Ignamen zu opfern, was er gleich nach der Landung tat. Selbst die letzte Ölung fehlte nicht. Lag ein Kranker in den letzten Zügen, so wurde

[1] Globus XXXVII 208.
[2] Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 40.

er mit Öl gesalbt, und dann begann die Zeremonie der Klagen, der Lieder oder Gebete[1].

Die Priesterwürde war wie die Königswürde in der königlichen Familie erblich d. h. der Priester wurde aus dieser Familie gewählt. Er wurde als eine Art Tempel angesehen, in den die Gottheit auf den ersten Ruf einzog, um ihre Wünsche und Befehle zu offenbaren. Er rief die Gottheit an, brachte die Opfer dar und gab im Bure Kalu, einem mitten im Dorfe und höher als die andern Häuser gelegenen Gebäude, die Orakel. Wurde jemand krank, so trug man ihn in die Wohnung des Priesters, der einige Salbungen an ihm vornahm. Dann rief er die Gottheit an, die sogleich herbeikam, was man an einem heftigen Zittern des Priesters wahrnahm. Dann sprach er die ihm eingegebenen Worte; er hatte sich aber vorher über gewisse Umstände der Krankheit genau erkundigt. Die Heilung einiger Krankheiten war übrigens dem König vorbehalten. Man brachte ihm die Patienten, er legte ihnen die Hände auf, sprach leise einige Worte über sie, und sie wurden geheilt. Geschah dies nicht, was nur zu oft der Fall war, so erklärte er, der Unglückliche habe sich durch irgend ein geheimes Verbrechen der Barmherzigkeit Gottes unwürdig gemacht[2].

Wenn die Eltern eines jungen Mannes diesen zu verheiraten wünschten, so teilten sie diesen Wunsch den Eltern der Braut mit, indem sie zugleich die durch den Gebrauch vorgeschriebenen Geschenke darbrachten. Die Eltern der Braut äußerten bei Annahme der Geschenke nie ihre Meinung, sondern sagten bloß, sie wollten den Familienrat zusammenrufen. In diesem wurde dann die Angelegenheit in Abwesenheit des Mädchens besprochen und entschieden. Nahm man den Antrag an, so verteilte man die Geschenke unter die Anwesenden und benachrichtigte die Eltern des Bräutigams, die nun zu Ehren der Familie der Braut ein großes Festessen veranstalteten. Wurde aber der Antrag abgelehnt, so sandte man die Gegengeschenke zurück und entschuldigte sich angelegentlich, ja übersandte sogar Geschenke, um den Unwillen zu besänftigen. Am Abend des Tages, wo die Heirat vereinbart worden war, nahm der Vater seine Tochter bei der Hand und führte sie in das Haus des Bräutigams; dort blieb sie versuchsweise bis zur Heirat, d. h. bis man sich überzeugt hatte, ob sie arbeitsam oder träge ist, diesen oder jenen Fehler habe. — Die Polygamie war bei den Häuptlingen fast allgemein, bei den Leuten aus dem Volke aber selten[3].

Das Begräbnis war mehr oder weniger feierlich, je nach dem Rang des Verstorbenen. Lag ein Greis aus dem Volke seit langem krank, so bat er seinen Sohn, ihn zu erdrosseln, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Der Sohn gehorchte seinem Vater aus Liebe und begrub ihn dann ohne jede Ehrenbezeigung. Es kam aber auch vor, daß ein schlechter Sohn, der es müde war, seinen Vater länger zu pflegen, ihn erwürgte und ohne Feierlichkeit und Bedauern begrub. — War der Kranke reich, so wurde er einige Zeit vor dem Tode mit parfümiertem Öl gesalbt und mit seinen schönsten Gewändern bekleidet; war er Häuptling, so wurde ihm noch ein Band von Pottfischzähnen um den Hals gelegt und er während mehrerer Tage allen zur Verehrung ausgestellt. Dann kamen die Verwandten und Freunde in großer Zahl, um seine

[1] Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 41. [2] Ebd. 42. [3] Ebd. 43

Züge zu betrachten, die Männer vergossen Tränen und zerrissen ihre Kleider, und die Weiber stießen laute und heftige Schreie aus. Die Mütter besonders beweinten laut ihre Söhne, riefen sie zurück und beklagten sich über den Gott, der ihnen dieselben entrissen hatte. Im Augenblick der Bestattung berührte jeder mit seiner Nase die Nase des Verstorbenen als letztes Zeichen der Liebe und Achtung für ihn. Dann wurde die Leiche ins Grab gesenkt. War der Verstorbene ein Häuptling, so bezeigten seine Frauen ihre Liebe dadurch, daß sie um die Ehre stritten, erdrosselt und mit ihm begraben zu werden[1]. Die Verwandten des Verstorbenen schnitten sich ein Glied eines Fingers ab. Deniau hat Greise gesehen, die sich an beiden Händen zwei Finger verstümmelt hatten, weil ihnen Verwandte gestorben waren. Darüber hinauszugehen, war verboten[2].

Die Fidschianer waren früher gefürchtete Menschenfresser; erst seit 1877 ist dieser Gebrauch verschwunden. Sie fraßen aber nur die, welche an ihrer Küste Schiffbruch litten, und die Feinde, die man im Kriege erschlagen oder zu Gefangenen gemacht hatte. Man darf übrigens zur richtigen Beurteilung der an den Schiffbrüchigen verübten Grausamkeiten nicht außer acht lassen, daß die Angaben der älteren europäischen Abenteurer oft wohl übertrieben sind, sich jedenfalls zum Teil aus ihrem Verhalten erklären lassen. „Wenn die Wilden", schreibt Dumont d'Urville[3], „ihrerseits das ihnen angetane Unrecht angeben könnten, so fände sich vielleicht, daß die Grausamkeiten der Insulaner nur Repressalien waren. Die mit Kanonen bewaffneten Spekulanten pflegen nicht sehr versöhnlicher und sanfter Natur zu sein, und wenn sie die Eingebornen auch nicht braten und verzehren, so haben sie doch kein Bedenken, mit Kartätschen unter sie zu schießen." Es ist auch wahrscheinlich, wie Dumont d'Urville bemerkt, daß dieser gräßliche Gebrauch der Anthropophagie zum Teil auf religiösem Aberglauben beruhte, denn Cook erzählt, die Leichen würden den Priestern übergeben und von diesen zum Mahle zugerichtet.

Nach Dumont d'Urville soll auf den Fidschi-Inseln auch die Beschneidung im Gebrauch gewesen sein. Die Männer durften vor dem zwanzigsten Jahre keiner Frau beiwohnen. Der Selbstmord war in Viti bekannt; die von ihren Häuptlingen mißhandelten Eingebornen gingen bisweilen freiwillig in den Tod. Der Diebstahl war häufig und seine Bestrafung hing gänzlich von der Willkür der Häuptlinge ab. Die Wahnsinnigen sollen erwürgt worden sein. Die Erbschaft ging von den älteren Kindern auf die jüngeren über und kehrte zu den Kindern der älteren zurück[4].

Zweites Kapitel.

Die Mikronesier.

Die Polynesier und Mikronesier sind wahrscheinlich malaiische Einwanderer aus Südostasien, die sich verhältnismäßig viel später als die Melanesier und Papua in Ozeanien ansiedelten. Daß die Mikronesier und Polynesier früher

[1] Ebd. 44. [2] Ebd. 45. [3] Malerische Reise um die Welt II 60.
[4] Ebd. 60—61.

auf einer höheren Kulturstufe gestanden haben, scheint unzweideutig hervorzugehen aus den zahlreichen viele Meter langen und breiten Terrassen und Plattformen, den gewaltigen Steinpfeilern und Steinpyramiden, die man auf vielen Inseln findet, z. B. auf den Marianen, den Markesas, auf Tahiti, Tongatabu usw. Die berühmtesten davon sind die Bauten auf Ponape und den Osterinseln. Geistig überragen die Polynesier und Mikronesier die Melanesier bei weitem. Die Mikronesier stellen wahrscheinlich, wie wir schon angedeutet haben (oben S. 1), eine Mischung aus Melanesiern und Malaien bzw. Polynesiern dar, doch sind die Übergänge oft fast unmerklich.

Wir beginnen unsere Rundfahrt von Norden her, wo wir zuerst die Völker antreffen, die gewöhnlich als Mikronesier bezeichnet werden: die Bewohner der Marianen, der Karolinen, der Marshall- und Gilbertinseln.

1. Die Bewohner der Marianen.

Die Marianen (auch Ladronen oder Diebsinseln genannt) liegen östlich von den Philippinen zwischen dem 140. und 150.° ö. L. und dem 20. und 10.° n. Br. Sie sind die ersten ozeanischen Inseln, die der Fuß eines Europäers betrat. Am 6. März 1521 kam Fernão de Magalhães (Magellan) zu den südlichsten Eilanden der Marianen: S. Rosa und Guam. Sofort umschwärmten die Eingebornen in ihren kleinen Kähnen die europäischen großen Schiffe. Das Schiffsvolk nannte die Inseln Diebsinseln wegen der Frechheit, womit die olivenfarbigen, nackten Eingebornen an Bord kamen und stahlen. Als es ihnen gelungen war, sogar die Barke eines Schiffes zu stehlen, setzte Magalhães ans Land, brannte ihre Ortschaft nieder und plünderte ihre Vorräte an Kokosnüssen, Yamswurzeln und Zuckerrohr. Erst anderthalb Jahrhunderte später, im Jahre 1668, landeten die ersten Glaubensboten auf den Marianen: P. Sanvitores S. J. mit einigen Gefährten, die uns auch die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Eingebornen hinterlassen haben.

Die Eingebornen, welche die Spanier im 16. und 17. Jahrhundert antrafen, waren nicht die Ureinwohner der Marianen; denn schon damals fand man interessante alte Baureste vor, wahrscheinlich Grabdenkmäler eines Menschenschlages, der lange vor der Entdeckung auf diesen Inseln wohnte. Die Tempelruinen auf Tinian bestehen in einer Reihe von viereckigen, nach oben sich verjüngenden Pfeilern, 4 m hoch und 1,22 m breit (an der Basis), auf denen Kapitäle in Form abgestumpfter Halbkugeln von 2 m Durchmesser ruhen. Das Ganze besteht aus einer aus Kalk und Sand gebildeten, felsenharten Masse. Man denkt unwillkürlich an altperuanischen Einfluß[1]. Mit Ausnahme von diesen alten Baueresten hat man von den Urbewohnern der Marianen keine Spur. Gut unterrichtet dagegen sind wir über die Insulaner, welche die Missionäre in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts antrafen[2].

---

[1] Vgl. Globus X (1866) 247 f.

[2] Vgl. Istoria della conversione alla nostra santa Fede dell' Isole Mariane, dette prima de' Ladroni, nella Vita etc. del P. Diego Luigi de Sanvitores, scritta nell' idioma castigliano dal P. Francesco Garcia S. J., tradotta nell' Italiano

Die Bewohner der Marianen sind in Sprache, Farbe und Gebräuchen den Philippinern verwandt. Ihre Farbe ist bräunlich, doch heller als die der Philippiner; sie sind auch etwas größer und stärker als die Tagalen und erreichen vielfach ein sehr hohes Alter. Die Männer gehen ganz nackt, die Frauen bedecken mit gewissen Schürzen (tifis), was die Ehrbarkeit zu verbergen sucht. Im Essen und Trinken sind sie mäßig. Berauschende Getränke kennen sie nicht. Ihre Beschäftigung besteht außer der Fischerei im Anbau von Reisfeldern, Kokosnüssen, Bataten usw. Sie wohnen meist in Dörfern. Die Ortschaften am Meeresgestade bestehen oft aus 50—150 Häusern, die im Gebirge herum zerstreut liegenden Weiler sind oft nur aus 5—20 Häusern zusammengesetzt. Die Häuser sind sehr reinlich, das Gerüst besteht aus Holzwerk, und die Wände und Dachstühle fügen sie mit kunstreich geflochtenen Palmblättern zusammen. Jedes Haus hat seine vier Zimmer, eines dient als Schlafraum, ein zweites als Küche, das dritte und vierte als Vorratskammer und Werkstätte. Die Stelle der Türe vertritt eine über den Eingang herabhängende, aus Palmblättern geflochtene Matte [1].

Die Sprache der Marianer, sagen die Missionäre, ist leicht auszusprechen und zu erlernen, namentlich für einen Visaya oder Tagalen, mit denen sie viele Wörter gemein haben. In ihrem Verkehr sind sie höflich und artig. Der erste Gruß beim Begegnen lautet: Ati Arinmo — Erlaube mir, die Füße zu küssen. Geht jemand an einem Hause vorbei, so fragen die Hausbewohner, ob es ihm gefällig sei, mit ihrer Mittagssuppe fürlieb zu nehmen. Garcia [2] behauptet, erst im Jahre 1638 hätten die Spanier von dem gestrandeten Schiff Concepción auf den Inseln Feuer angezündet, vorher sei dasselbe unbekannt gewesen; nach andern sollen die Marianer schon im Jahre 1521 das Feuer von den Schiffen Magalhães entwendet haben. Diese Angaben klingen in Anbetracht des gesamten Kulturzustandes der Inseln wenig wahrscheinlich, namentlich da Garcia selbst behauptet, das Volk müsse von einer Nation abstammen, die auf einer höheren Kulturstufe gestanden habe. Sicher ist nur, daß die Missionäre das Feuer schon vorfanden.

Trotz ihrer Barbarei, sagt Garcia, steht der Adel bei ihnen in hoher Achtung. Der Adel zerfällt wieder in drei verschiedene Grade, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken geführt wird, das Volk müsse von einer zivilisierten Rasse herkommen. Möchte die Welt darüber zu Grunde gehen, nie würde sich einer der Vornehmen oder Ritter, die Chamorri (Ciamorri) heißen, dazu verstehen, die Tochter eines Plebejers zur Frau zu nehmen, auch wenn diese sehr reich und er sehr arm wäre. Vor alters sollen die Verwandten den Adeligen getötet haben, der eine Plebejerin heiratete. Um besser den Glanz ihres Adels zu erhalten, haben sie ihre Majorate oder erblichen unveräußerlichen Grundstücke (Kokos- oder Platanospflanzungen); diese Güter erbt nicht der Sohn des Verstorbenen, sondern der Bruder oder Neffe, und der Erbe nimmt beim Besitzantritt den Namen des Gründers oder Hauptahnen der Familie

dal P. Ambrosio Ortiz S. J., In Napoli 1686. Das spanische Original ist im Jahre 1683 erschienen, war uns aber nicht zugänglich. Einen Auszug aus dem Werke Garcias gibt Kropf im „Welt-Bott" Bd IV, Nr 27.

[1] Garcia a. a. O. 177. [2] Ebd. 178.

an. Sanvitores nennt nur die Adeligen Chamorris; nach Le Gobien[1] wurde die Bevölkerung in drei Klassen eingeteilt: die matuas oder minatuas (die Adeligen), die atchaots (Zwischenkaste) und die mangatchangs (das Volk, die Plebejer). Alle drei Klassen oder Kasten waren streng gesondert[2]. Vielleicht hießen die Adeligen außer Chamorris auch Matuas; jedenfalls ist es unrichtig, alle Marianer Chamorris zu nennen. Fragt man nach dem Ursprung dieser Kasten, so weiß man darüber nichts Sicheres; möglicher- oder sogar wahrscheinlicherweise sind sie auf eine Überschiebung von zwei oder mehr Kulturschichten zurückzuführen.

Die, welche von niederer Herkunft sind, dürfen in dem Hause eines Adeligen weder essen noch trinken, ja sich demselben nicht einmal nähern. Haben sie etwas notwendig, so müssen sie aus einiger Entfernung darum bitten[3].

Weil die ersten Spanier von den Marianern freundlich und freigebig aufgenommen wurden, hielt man sie anfänglich für sehr gutmütig und redlich; aber in der Folge zeigte sich, daß sie sehr rachsüchtig und heimtückisch waren und manchmal jahrelang unter freundlichem Äußern ihre Rachsucht verbargen, bis sich ihnen eine günstige Gelegenheit zur Befriedigung derselben darbot.

Ihre Kriege sind nicht sehr blutig. Sie sind ebenso schnell im Fliehen als langsam im Angreifen. Wenn eine Gemeinde gegen die andere zu Felde zieht, erheben sie ein ungeheures Geschrei, aber von Anführern und Ordnung ist keine Rede. Sie liegen zwei bis drei Tage im Felde, ohne etwas anderes zu tun, als einander zu beobachten. Werden sie handgemein, so kommt es bald zum Frieden. Sobald zwei oder drei von einer Partei gefallen sind, erklärt sich dieselbe für überwunden und schickt den Siegern durch eine Gesandtschaft einige Schildkrötenschalen. Die Sieger feiern ihren Sieg mit Absingung von Spottliedern auf ihre Gegner. Ihre Waffen sind Steine und Lanzen mit vergifteten Spitzen aus Menschenknochen. In der Handhabung dieser Waffen, die sie von früher Jugend an üben, sind sie sehr geschickt.

Den Namen Diebe, den man ihnen deshalb gegeben, weil sie auf den europäischen Schiffen Eisen gestohlen, verdienen die Insulaner durchaus nicht; denn weil bei ihnen die Häuser einem jeden offen stehen, leiden sie nie einen solchen Mangel, daß sie zum Stehlen gezwungen würden. Die Jünglinge leben in großen Ausschweifungen, sie wohnen in den öffentlichen Häusern mit ledigen Weibern, die sie kaufen oder mieten; es erwächst ihnen daraus kein Nachteil für ihre Heirat. Die verheirateten Männer begnügen sich mit ihrer einzigen Hausfrau und lassen andere in Ruhe[4]. Die Mörder sind sehr verabscheut. Gegen Fremde und Gäste ist man freigebig und gastfreundlich. Sie sind nicht so barbarisch, als man erwarten sollte.

In Bezug auf politische Organisation gibt es keine eigentlichen Obrigkeiten weder für die gesamten Inseln noch für die einzelnen Dörfer. Doch leben die Vornehmsten wie freie Fürsten und errichten an jedem Ort eine Art

[1] Histoire des Isles Marianes[2], Paris 1701.

[2] Vgl. S. v. Prowazek, Die deutschen Marianen, Leipzig 1913, 31. Daselbst weitere Literatur über die Marianen. Über die heutigen Marianen handelt C. Fritz, Die Chamorro. Eine Geschichte und Ethnographie der Marianen, Berlin 1904.

[3] Garcia, Istoria della conversione usw. 179. [4] Ebd. 181.

Scheinrepublik, wo man ihre Ratschläge zwar anhört, aber befolgt oder nicht, wie man will, wenn es nicht von den Mächtigeren mit Gewalt oder gar mit bewaffneter Hand verhindert wird.

In der Familie ist der Vater oder älteste Blutsverwandte das Haupt, hat aber so beschränkte Gewalt, daß der Sohn, sobald er größer geworden, wenig mehr nach dem Vater fragt. In den einzelnen Häusern führen die Frauen das Regiment, und der Mann darf nichts wider den Willen der Frau anordnen, auch nicht den Mutwillen der Kinder züchtigen; verursacht er dem Weib den geringsten Verdruß, wird sie ihn entweder mit Stöcken schlagen oder sich von ihm scheiden und die Kinder folgen der Mutter, ohne sich weiter um den leiblichen Vater zu kümmern, da der neue Ehemann der Mutter als ihr Vater gilt.

Eigentliche Gesetze gibt es nicht; jeder kann ungefähr tun, was er will. Begeht eine Gemeinde ein Verbrechen gegen eine andere, so wird es mit Krieg bestraft; beleidigt eine Person eine andere, so nimmt diese Rache an dem Beleidiger. Doch wird manchen alten Gebräuchen Gesetzeskraft zuerkannt; sie verehelichen sich nicht mit mehreren Frauen noch mit Blutsverwandten, aber die Ehe ist äußerst locker, da sich Mann und Weib nach Belieben voneinander trennen; doch kommt dem Mann das Verlassen seines Weibes sehr teuer zu stehen, indem er Hab und Gut und noch dazu seine Kinder verliert. Dagegen können die Weiber ohne Strafe und Verlust ihre Männer verlassen. Deshalb trennen sie sich oft von ihren Männern aus Eifersucht, sobald sie Verdacht an ihrer Treue haben. Bisweilen ruft die beleidigte Ehefrau die andern Frauen des Ortes zusammen, dann gehen sie mit Lanzen bewaffnet zum Haus des Ehebrechers, zerstören seine Felder und treiben ihn aus dem Haus. Zuweilen rächt die Frau den Ehebruch durch vollkommene Ehescheidung. Hat die Frau einen Ehebruch begangen, so darf ihr Mann den Ehebrecher töten, aber seiner saubern Ehehälfte nicht ein Haar krümmen[1].

Von der Erschaffung der Welt erzählen die Marianer folgendes: Ein gewisser Puntan sei ein sehr scharfsinniger Mann gewesen, der viele Jahre irgendwo in Räumen lebte, die schon vorhanden waren, bevor der Himmel und die Erde existierten. Als er zum Sterben kam, wurde er von Mitleid gerührt, daß er die Menschen zurücklassen müsse ohne Land, wo sie wohnen, und ohne Lebensmittel, mit denen sie sich erhalten könnten. Er rief deshalb seine Schwester, die wie er ohne Vater und Mutter geboren war, teilte ihr die Wohltat mit, die er dem Menschengeschlecht zu erweisen beabsichtige, und gab ihr den Auftrag, nach seinem Tode aus seiner Brust und seinen Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond, aus seinen Augenbrauen den Regenbogen zu machen und so der Reihe nach aus andern Gliedern die übrigen Dinge zu ordnen. Diese Legende vom Ursprung der Welt besingen sie in rohen Versen, die sie auswendig wissen. Man findet aber keine Spur davon, daß sie dem Puntan oder seiner Schwester irgendwelchen äußeren Kult erweisen oder sie anrufen und zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, so daß man daraus schließen könnte, sie behandelten sie irgendwie als göttliche Wesen. Diese und andere alte Fabeln und Taten ihrer Ahnen erzählen und besingen

[1] Ebd. 182.

bei ihren Festen diejenigen, die als besonders weise gelten, und sie setzen demjenigen einen Lohn aus, der am meisten Verse hersagen kann[1].

Die Marianer glauben an die Unsterblichkeit der Seele und weisen den Seelen der Verstorbenen Hölle und Paradies an, ohne daß sie dazu eine andere Schuld und ein anderes Verdienst fordern als den natürlichen oder gewaltsamen Tod. Stirbt einer eines gewaltsamen Todes, so sagen sie, er fahre zur Hölle, die sie Zazarranguan oder das Haus des Chayfi, d. h. des Teufels, nennen. Dieser unterhält dort einen großen Ofen, in welchem er die Seelen der Verdammten glühend macht und immerdar auf dem Amboß schlägt.

Die, welche eines natürlichen Todes sterben, kommen an einen andern Ort unter der Erde, das ihr Paradies ist, wo es Platanen, Kokosbäume, Zuckerrohr und andere Früchte ihres Landes gibt. Einen eigentlichen religiösen Kult scheinen die Marianer nicht zu besitzen und auch keine Priester. Doch haben sie eine Art Wahrsager (Macanes), die Gesundheit, Regen, guten Fischfang u. dgl. versprechen, und zwar vermittelst der Anrufung einiger Verstorbenen, deren Totenschädel die Eingebornen in Körben in ihren Häusern aufbewahren, ohne ihnen jedoch einen Altar oder geweihten Platz anzuweisen, so daß sie oft über den Boden rollen. Sie denken auch nicht an sie, bis der Fall eintritt, daß sie mit ihrer Hilfe etwas durch die Macanes erbitten wollen. „Es ist allerdings wahr", fügt Garcia bei, „daß die Marianer seit einiger Zeit den Gebeinen und Schädeln der Toten eine gewisse Verehrung erzeigen und sie auf die Rinde der Bäume zeichnen oder auch in Holzfiguren abbilden. Vielleicht sind sie von einem heidnischen Chinesen dazu veranlaßt worden, der später die Eingebornen gegen die Missionäre aufhetzte. — In diesen Anrufungen besteht der ganze Kult der Marianer, da sie keine Tempel, keine Opfer und keine Idole besitzen.

Obwohl sie keinen eigentlichen Kult haben, sind sie sehr abergläubisch, besonders beim Fischfang, bei welchem sie ein strenges Stillschweigen und Enthaltung von Speisen beobachten, aus Furcht vor den Anitis (den Seelen ihrer Voreltern), welche sie dadurch besänftigen wollen, damit sie ihnen nicht etwa den Fischfang hindern oder sie mit Träumen (auf die sie sehr achtgeben) schrecken. Wenn jemand stirbt, setzen sie neben den Kopf des Verstorbenen ein Körblein, damit es seine Seele statt des Leibes als Wohnung gebrauchen könne, wenn sie im Haus verbleiben will, oder damit es, wenn sie aus der andern Welt zurückkommt, ihr als Ruhestätte diene. Andere tragen die Leichen ihrer Verstorbenen, mit wohlriechenden Ölen gesalbt, von einem Haus der Blutsverwandten zum andern herum, damit die Seele sich den besten Platz aussuche, wo sie bleiben oder von Zeit zu Zeit hinkommen könne[2].

Beim Begräbnis vergießen sie viele Tränen, halten viele Fasttage und verursachen mit Muscheln einen großen Lärm. Die Totenklage dauert oft sechs bis acht und mehr Tage. Die Trauerzeit bringen sie mit Klageliedern zu, und während der Zeit halten sie ihre Mahlzeiten um einen Hügel herum, den sie über oder neben dem Grabe aufwerfen und mit Blumen, Palmen und andern kostbaren Sachen schmücken. Die Totenfeierlichkeiten sind natürlich noch viel

[1] Garcia, Istoria della conversione usw. 182. [2] Ebd. 184.

umständlicher, wenn es sich um einen hochgestellten Chamorro oder eine vornehme Matrone handelt.

In ihren Totenliedern, besonders beim Tode eines Vornehmen, mischen sie so fein ausgesonnene und trauervolle Klagesprüche ein, daß sie auch dem wildesten Barbaren zu Herzen gehen müssen. Sie sagen unter Tränen z. B., daß ihnen das Leben fortan bitter sein werde, weil ihnen derjenige fehle, der ihr Leben, die Sonne des Adels, der Mond in der Nacht ihrer Unwissenheit, der Leitstern bei ihren Beratungen usw. gewesen sei. Die Grabstätten krönen sie entweder mit Rudern zum Zeichen, daß der Verstorbene ein kundiger Fischer, oder mit Lanzen zum Zeichen, daß er ein mächtiger Krieger gewesen sei.

Als de Sanvitores im Jahre 1668 auf Guahan, der Hauptinsel der Marianen, mit mehreren Gefährten landete, wurde er von den Bewohnern sehr freundlich aufgenommen, und da er sich ihnen ganz anzupassen verstand und sehr heiter war, gewann er bald alle Herzen. Alle nannten ihn den guten, den großen Pater, und bald bekehrten sich viele zum Christentum. Das größte Hindernis der Bekehrung war der Adel, der auf seine Stellung so stolz war, daß er das gewöhnliche Volk nicht für würdig hielt, getauft zu werden. Ja die Adeligen wollten den „Pöbel" sogar von der Christenlehre ausschließen unter dem Vorwand, daß eine so vortreffliche Lehre nicht für schlechte und gemeine Leute passe. Sanvitores und seine Begleiter hatten große Mühe, diese stolze Anmaßung zu überwinden. Sie stellten den Adeligen vor, daß in Sachen des Seelenheils kein Unterschied sei zwischen Adeligen und Nichtadeligen. Gott schaue nicht auf die Person; wie er alles erschaffen, so habe er auch für alle ohne Ausnahme die Sonne und den Himmel gemacht und sei für alle gestorben und wolle alle selig machen. Deshalb habe auch er allen dieselben Geheimnisse geoffenbart, die sie glauben, und dieselben Gebote gegeben, die sie beobachten, dieselben Sakramente, die sie empfangen sollten. Wenn sich die Adeligen auszeichnen wollten, sollten sie es tun durch bessere Beobachtung der Christenpflichten.

Als auch diese Mahnungen nichts halfen und die Missionäre von den Adeligen mit Grobheit behandelt und bedroht wurden, weil sie sich der Bekehrung des gewöhnlichen Volkes widmeten, sagte ihnen Sanvitores gerade heraus: wenn sie von ihrem stolzen und neidischen Sinn nicht ablassen wollten, werde er keine aus ihnen taufen, da ihnen ja die Liebe und die Demut mangelten, zwei Tugenden, durch die sich die Christen auszeichnen müssen. Allmählich gelang es, die stolzen Adeligen eines Besseren zu belehren. Viele von den neubekehrten Marianern zeichneten sich bald aus durch große Sittenreinheit und Frömmigkeit.

Leider entstand infolge der verleumderischen Ausstreuungen eines auf die Inseln verschlagenen Chinesen über die Missionäre bald eine feindselige Haltung der noch heidnischen Bevölkerung gegen das Christentum, dazu kamen noch viele Kriege, ferner Streitigkeiten mit den Spaniern, die einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung aufrieben. Nur mit blutendem Herzen kann man lesen, wie trotz aller heroischen Anstrengungen der Missionäre die Bevölkerung rasch zusammenschmolz, so daß sich im Jahre 1724 die Gesamtzahl der Einwohner auf kaum mehr als 4000 Seelen belief[1].

[1] Vgl. J. Kropf im „Welt-Bott", 27. Jl, S. 73 ff.

2. Die Karoliner.

Südlich von den Marianen dehnt sich von den Philippinen im Westen bis zu den Marshallinseln im Osten eine Unzahl von Inseln aus, die man unter dem Namen der Karolinen zusammenzufassen pflegt. Diese Inselwelt zerfällt in drei Gruppen. Die westliche, welche von vielen Geographen als selbständiger Archipel aufgeführt wird, ist die Gruppe der Palau- oder Pelewinseln. Die zweite Gruppe im Zentrum hat ihren Namen von der Hauptinsel Yap, die dritte Gruppe endlich ist die der Ostkarolinen, unter denen die Insel Ponape als die größte hervorragt. Wir betrachten hier nur die beiden letzteren Gruppen.

1. Die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Karolinen erfahren wir aus einem Brief, den der Jesuitenmissionär J. A. Cantova am 20. März 1722 aus Agadua auf der Insel Guahan[1] (San Juan, eine der Marianen) schrieb: Zwei karolinische Schiffe wurden im Jahre 1721 durch Stürme an die Küste der Marianen verschlagen. Am 19. Juni desselben Jahres stiegen 11 Männer, 7 Frauen und 6 Kinder ans Land. Sie stammten von der Insel Faraulep. Infolge der überstandenen Strapazen und Entbehrungen befanden sie sich in einem kläglichen Zustand. Anfangs wagten sie es nicht, den Marianern und den Spaniern nahezukommen. Erst als die Missionäre sich ihnen freundlich näherten und sie mit Speise und Trank erquickten, wurden sie allmählich zutraulich. P. Cantova gab sich nun mehrere Monate mit ihnen ab, erlernte ihre Sprache und beschloß endlich, da sie großes Heimweh zeigten, sich mit ihnen auf die Karolinen zu begeben. Hören wir, was er über ihre Sitten und ihre Religion berichtet.

Die gewöhnlichen Männer tragen keine andern Kleider als ein Stück Zeug um die Lenden. Ihre adeligen Obrigkeiten, die sie Tamol (Tamoles) nennen, haben ein zu beiden Seiten gespaltenes Wams, das Schultern und Brust bedeckt und bis zum Schienbein herabreicht. Die Weiber tragen eine Art Unterrock aus Gras, der von dem Gürtel bis zu den Knien reicht. Die Edelleute übermalen ihren Leib mit Farben und durchbohren die Ohrlappen, welche von ihnen mit Blumen, Kräutern, Kokoskernen und mit Glas behängt werden, „wenn sie es haben können". Sie sind wohlgestaltete Leute. Die meisten haben krause Haare, dicke Nasen, große und scharfe Augen, auch ziemlich dicke Bärte. Der Farbe nach sind einige kastanienbraun, andere haben die Farbe der Mestizen und Mulatten.

Von der Religion der Karoliner schreibt Cantova[2], sie leben schier ohne Kenntnis Gottes, ohne Religion (d. h. ohne Gottesverehrung, wie aus dem Folgenden erhellt); sie glauben an gute und böse Geister, von denen sie selbst nichts Sicheres wissen. Fragt man sie, wer Himmel, Erde und alles übrige geschaffen habe, wissen sie nichts zu antworten, als was sie Lächerliches von ihren Ahnen gehört haben. Die ersten Bewohner des Himmels waren Sabuccus und Italmelul, ein Mann und ein Weib, die einen Sohn, den Eluilep, und eine Tochter, die Ligobuub, zeugten. Eluilep (= der Große Geist) habe die

[1] J. Stöcklein „Welt-Bott", 15. Tl. (1729), Nr 343.
[2] Vgl. Der Neue Welt-Bott Nr 667.

Seele der Leteuhieul, einer jungen Uleenserin[1], die in der Blüte der Jahre gestorben sei, zur Ehe genommen, da sie aber nur einen Prinzen, den Lugueileng (= die Mitte des Himmels) gebar, habe er den Reschaluilang, einen tapfern Jüngling von der Insel Lamurrei, an Kindes Statt angenommen, dessen Seele dann auch in den Himmel gegangen sei, um sich der Gegenwart des Vaters zu erfreuen. Diesen fabelhaften Übergang des Reschaluilang in den Himmel hat dessen verschlagene Mutter Fagoh erdichtet, damit sie bei ihren Leuten auf der Insel Lamurrei in größerem Ansehen stehe; zu demselben Zweck fügte sie auch bei, ihr Sohn komme öfters vom Himmel herab, besuche sie in sichtbarer Gestalt und rede ihr von himmlischen Geheimnissen. — Ligobuub soll glücklicher gewesen sein als ihr Bruder Eluileb, denn sie soll von der Luft empfangen und drei Kinder: zwei Knaben (Copurelieleel und Erigirigeis) und ein Mädchen (Ouboub) geboren haben. Da Copurelieleel die Erde ganz leer fand, soll er sie durch seine allmächtige Stimme mit Pflanzen, Kräutern, Blumen und auch mit Menschen, die er mit seiner Schwester Ouboub zeugte, erfüllt haben.

Zu jener ersten Zeit war der Tod den Menschen unbekannt; sie hielten ihn für einen kurzen Schlaf. Mit der Abnahme des Mondes nahmen sie ab und starben gleichsam, mit zunehmendem Mond aber standen sie wieder zum Leben auf; ihr Sterben war somit nur eine dreitägige sanfte Ruhe. Den wahren Tod habe der neidische und boshafte Erigirigeis in die Welt gebracht, indem er verordnete, daß keiner, der gestorben sei, zu diesem Leben zurückkehren solle. Er wird deshalb Elus Melabat, bösartiger und schädlicher Geist, genannt im Unterschied zu den Elus Melafirs, den wohltätigen Geistern. Unter den bösen Geistern nennen sie einen Morogrog, der ein ungeschickter Tölpel war und wegen einiger Mordtaten aus dem Himmel verstoßen wurde. Er soll das Feuer, welches vorher unbekannt war, mit sich gebracht haben.

Die Insulaner erzählen auch, berichtet Cantova weiter, Lugueileng, der Sohn Eluileps, habe zwei Frauen gehabt, eine himmlische und eine irdische; die erstere gebar ihm zwei Söhne: Carrer und Melilcau, die letztere bloß einen, den Ouletol. Als Ouletol seine Abstammung erfuhr, wagte er einen Flug in den Himmel, um dort seinen Vater zu sehen, aber er fiel unglücklich von der Höhe auf die Erde zurück; da zündete er einen ungeheuren Scheiterhaufen an und sprang auf denselben, um durch den emporsteigenden Rauch in die Wolken zu dringen, und so gelang es ihm, in das Reich seines Vaters zu kommen. Zuweilen steigen die Himmelsgötter auf die Insel Felalu herab, um in einem Süßwasserteich zu baden; deshalb halten die Insulaner diesen Teich in hohen Ehren, und keiner wagt es, sich demselben zu nahen, um nicht schwer gestraft zu werden.

Sonne, Mond und Sterne halten sie für beseelte Wesen und sie meinen, es gebe dort oben überirdische Reiche mit hellglänzenden, gleichsam himmlischen Wesen, die ein gemeinschaftliches Leben führen, wie wir hier auf Erden.

Obwohl die Eingebornen an himmlische Personen glauben, erweisen sie ihnen doch keine Ehre, sie haben auch keine Götzenbilder, Götzentempel, eigentliche Priester oder Opfer; doch verehren sie einige von den Verstorbenen, welche nach ihrer Meinung von diesem sterblichen zu einem besseren Leben übergegangen

[1] Ulee (Ulie) ist der Name einer der Karolineninseln.

sind, denn sie glauben an Himmel und Hölle. Es gibt unter ihnen Leute beiderlei Geschlechts, die vorgeben, mit Verstorbenen in Verbindung zu stehen, und diese verkünden den Überlebenden, wer aus den Verstorbenen zur Belohnung in den Himmel aufgenommen und wer zur Strafe in die Hölle verstoßen sei. Die Seligen, welche am vierten Tage den Himmel wieder verlassen und, ihren Verwandten und Freunden unsichtbar, herumwandern, nennen sie gute Geister oder auch Fahutup, Beschützer oder Fürsprecher. Fast jede Haushaltung hat deren einen oder mehrere, zu denen sie in allen Nöten, Gefahren und Anliegen ihre Zuflucht nehmen. Um Erhörung zu finden oder zum Dank für die erhaltene Gunst hängen sie vor dem Haus ihrer Obrigkeit einige Geschenke für den Fahutup auf[1].

Die Yaper verehren nach Cantova mit abergläubischen Zeremonien das Krokodil, unter dessen Gestalt der Teufel über die Insulaner eine tyrannische Herrschaft ausübt. Ihre Wahrsager und Zauberer machen ihnen weis, daß sie mit dem Tier in vertrauter Freundschaft stehen und es in der Gewalt haben, seinen Zorn von ihnen abzuwenden.

Die Vielweiberei ist allgemein, und wer mehrere Frauen hat, wird als ein mächtiger Herr angesehen. Es ist aber sowohl den Männern als den Frauen unter bestimmten Bedingungen gestattet, die Ehe aufzulösen. Wurde eine Frau ihrem Manne untreu, so konnte dieser entweder vom Ehebrecher eine reiche Entschädigung verlangen oder die Frau verstoßen. Eine kinderlose Witwe muß den Bruder ihres verstorbenen Mannes heiraten.

Ihre Verstorbenen begraben sie gemeiniglich im Meer; wollen sie aber einen Toten besonders ehren, so begraben sie ihn in einem Sarg im Innern seines Hauses oder errichten ihm an einem entfernten Ort aus Steinen, die man ohne Kalk zusammenfügt, eine viereckige Kapelle, in die sie eine Menge von Speisevorräten legen, damit sie der Seele des Verstorbenen zur Nahrung dienen. Vor dem Begräbnis wird der Tote mit gelber, wohlriechender Farbe bestrichen. Die Verwandten versammeln sich bei der Leiche, und dann geht ein großes Klagen und Weinen los; eine beredte Frau hält eine Rede, in der sie des Toten Leibesgestalt, seinen Adel, seine Hurtigkeit im Tanzen, sein Glück beim Fischen usw. preist. Alle Gegenwärtigen pflegen diesen ganzen Tag zu fasten, halten sich aber dann in der Nacht schadlos.

Die Karoliner sind große Liebhaber von Spiel und Tanz und vom Baden. Sie baden sich täglich dreimal, und zwar stets nach Geschlechtern getrennt und so, daß sie sich beim Abwaschen des Leibes niemals gänzlich entblößen. Die Tänze veranstalten sie bei Mondschein vor dem Haus ihres Tamol oder ihrer Dorfobrigkeit. Die Weiber pflegen nicht zu tanzen.

Die Arbeit der Männer besteht im Bau der Pirogen, im Fischen und Aussäen, die der Frauen im Besorgen der Küche, im Weben und Flechten von Kleidern und Decken. Die Männer pflegen auch die Sternkunde, soweit sie zu Seefahrten dient. „Erfahrene Seeleute bedienen sich gewisser Himmelskugeln, auf welcher sich die größeren Sterne aufzeichnen, und mit diesem Mittel lehren

[1] „Welt-Bott" Nr 667, S 138.

sie ihre Schüler, wie sie unter Leitung dieses oder jenes Sternes diese oder jene Landschaft erreichen können." Doch warfen sie auch, bevor sie ein Schiff bestiegen, das Los, um zu erfahren, ob die Fahrt glücklich oder unglücklich sein werde.

Große Verehrung genießen bei den Karolinern die Tamol, die sie nicht allein als ihre Herren, sondern auch als ihre Priester ansehen, und von denen sie in zeitlichen und geistlichen Dingen ganz abhängen. Ihre Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen dieselben, besonders die Landesobrigkeit, ist außerordentlich. Sie werden nie eine Reise antreten oder ein Geschäft unternehmen, ohne zuvor dem Tamol Hände und Füße geküßt zu haben. In seiner Gegenwart neigen sie das Haupt bis auf die Knie und bleiben stets in dieser Stellung; wenn sie an einem Haus vorübergehen, das größer und schöner ist als die andern, verneigen sie sich stets tief. Alle Abende kommen einige junge Leute vor diesem Hause zusammen und singen in leisem Tone einige Lieder, bis der Tamol entweder einschläft oder ihnen befiehlt, abzutreten. Den Kindern flößt man sozusagen mit der Muttermilch eine große Hochachtung vor diesen Herren ein, und jede Unehrerbietigkeit gegen sie wird als eines der größten Verbrechen scharf gestraft. Um den Untertanen Ehrfurcht einzuflößen, reden die Herren wenig mit ihnen und erteilen ihre Befehle auf einem erhöhten Ort sitzend, während die Untergebenen auf der Erde ruhend mit aller Demut die Befehle anhören. Zu demselben Zweck lassen sie auch ihre Bärte lang wachsen, schmücken sich mit schönen Mänteln, Blumen und Federn usw. Sie strafen die Untertanen unerbittlich, nicht mit Leibesstrafen, wohl aber an ihren Gütern oder mit Verbannung auf eine andere Insel.

Weil sie kein Eisen haben, benutzen sie Steine und Lanzen mit Fischgräten an der Spitze. Wenn zufällig ein fremdes Schiff auf ihren Inseln etwas Eisen hinterläßt, so gehört es den Tamol, welche dasselbe zu Werkzeugen verarbeiten lassen, die sie teuer ausleihen. In Privatstreitigkeiten greifen sie nie zu den Waffen, sie schlichten dieselben dadurch, daß der Schuldige den Beleidigten durch Geschenke besänftigt. Sonderbar ist ihre Kriegführung. Sie rücken in drei Reihen oder Treffen aus, in der ersten stehen die Knaben, in der zweiten die Jünglinge, in der dritten die Männer. Sobald die feindlichen Heere einander ansichtig werden, treten zwei Knaben hervor und schleudern so lange Steine auf einander, bis der eine verwundet, getötet oder in die Flucht gejagt wird; dann kämpfen zwei andere Knaben in derselben Weise, bis endlich die Reihe an die Jünglinge und zuletzt an die Männer kommt.

Besonderes Lob erteilt Cantova dem Charakter der Ulee-Insulaner. „Sie sehen freundlicher aus und sind ehrerbietiger. Sie sind heitern Gemütes, zeigen Anstand und Bedachtsamkeit im Reden. Sie sind auch mild und haben mit ihren bedrängten Nebenmenschen ein zartes Mitleid. Eben diese Zucht, Liebe und Ehrbarkeit läßt mich hoffen, daß sie sich dem Lichte der christlichen Wahrheit leicht unterwerfen und folglich der Same des Evangeliums in den Herzen ihrer Landsleute reiche Frucht hervorbringen werde."

Über die Eigentumsverhältnisse ist in den Angaben Cantovas fast nichts enthalten. Spätere Forschungen haben darüber mehr Klarheit gebracht. Auf allen Karolinen besteht der Unterschied zwischen Adeligen oder Vornehmen

und Sklaven oder Hörigen. Nur die ersteren haben Grundbesitz, nur aus ihrer Mitte kann durch Abstammung oder Wahl der „König“ hervorgehen. Auch die Vornehmen zerfallen in zwei Klassen, die Glieder des hohen Adels heißen auf den mittleren Karolinen Tamol oder Chamol, auf den östlichen Aroch, die des niedern Adels heißen auf den östlichen Inseln Cherijo. Das gewöhnliche Volk heißt Armeau oder Kikeri Arakath, d. h. kleine Leute. Der Standesunterschied wird streng beobachtet; nie heiratet ein Vornehmer ein höriges Weib, selten ein Glied des höheren Adels eine Frau von niederem Adel.

Kleine Staaten gab es auf den Inseln viele. Die Bezirke stehen unter der Leitung des höheren Adels, der niedere besorgt die Vollstreckung der Befehle und bildet eine Art Beamtenstand. Merkwürdigerweise haben auch die Frauen ihre eigene Regierung und ihre Gerichte, so daß kein Mann über eine Frau zu Gerichte sitzt. In den einzelnen Stämmen ist immer der älteste Mann aus der ältesten Familie das politische Haupt. Stirbt er, so folgt ihm sein nächster Bruder, und sonst der nächste männliche Verwandte.

Das Land ist meist unter die verschiedenen kleinen Dörfer verteilt, über noch unbebauten Boden kann der Häuptling verfügen. Jeder Mann, auch der Häuptling, besorgt sein eigenes Feld. Gewisse Früchte und Fische sind den Vornehmen vorbehalten. Der König erhält von manchen Dingen den Zehnten. Er hat auch das Recht, über das Land seines Stammes zeitweilig das Puauu (Tapu, Verbot) auszusprechen, dann dürfen die Früchte von niemand gegessen werden.

2. Die obigen Angaben Cantovas beziehen sich hauptsächlich auf die mittleren Karolinen, besonders auf Faraulep, Ulee, Lamurrei usw. Er spricht allerdings auch von der Insel Yap, aber scheint sich dort nicht sehr lang aufgehalten zu haben. Über diese Insel, die gegenwärtig der Hauptsitz der deutschen Verwaltung ist, besitzen wir aus neuerer Zeit eingehende Nachrichten, besonders von dem Kaiserlichen Bezirkshauptmann Arno Senfft[1].

Die Bevölkerung von Yap (Jab) nimmt leider stark ab; über die Ursache dieser Abnahme ist man nicht im klaren. Außer verschiedenen Krankheiten mag der Alkoholismus dazu beigetragen haben, dem die Yaper seit längerer Zeit leidenschaftlich ergeben sind. „Ob die Abtreibung der Frucht in größerem Umfang geübt wird“, schreibt Senfft, „konnte ich nicht ermitteln, jedenfalls suchen aber junge Frauen die Konzeption zu verhindern; sie fürchten, daß sie nach der Geburt an Anmut verlieren. Da sie sehr kinderlieb sind, sieht man, daß die Eitelkeit auch unter diesen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes die stärkere Eigenschaft ist.“

„Der Charakter der Yaper zeigt außergewöhnlich viel gute Eigenschaften; mir ist neben den Bewohnern der Insel Nauru kein Volk bekannt, welches an edler Gesinnung mit ihnen wetteifern könnte. Sie sind freie und stolze Naturmenschen; sie sind feinfühlig und besitzen einen Herzenstakt, der über jedes Lob erhaben ist. Bei einem engen Verkehr mit ein und denselben Personen mehrere Jahre hindurch hat sich doch kaum einer eine plumpe Vertraulichkeit gestattet. Sie zeigten ein sehr feines Empfinden für das, was angenehm berührt, sie stellten keine Fragen, deren Beantwortung etwas Peinliches an sich getragen

[1] Petermanns Geographische Mitteilungen XLIL (1903) 49 ff.

hätte, sie hielten Unangenehmes fern und waren stets höflich, gehorsam und bescheiden. Zu bewundern ist ihre würdige Haltung in der Häupterversammlung und vor Gericht. Heftige Redeweise oder Beschuldigung des Gegners der Lüge habe ich nie gehört. In dem Rechtsstreit eines Oberhäuptlings gegen einen übelbeleumundeten Tagalen behauptete der letztere, Zahlung an ersteren geleistet zu haben; dieser bestritt es und erklärte bei der wiederholten Behauptung, obschon er wußte, daß der Tagale log: ‚Dann muß ich es vergessen haben.'" [1] Der Yaper „ist entgegenkommend, hilfbereit und duldsam gegen fremde Gewohnheiten, er ist ein ehrlicher Schuldenzahler. Es ist mir mehrmals vorgekommen, daß er seine Schuld als größer bezeichnete wie der Gläubiger. Die in die Polizeitruppe eingestellten jungen Männer haben sich als pflichttreu, aufrichtig und verständnisvoll für ihre Aufgaben erwiesen; eifrig und selbstbewußt in ihrem Dienst, blieben sie immer höflich und rücksichtsvoll gegen jedermann. Das Vertrauen und der Gehorsam, den die Yapbevölkerung der deutschen Regierung entgegenbringt, wird kaum übertroffen werden können. Es ist zuweilen geradezu rührend, mit welcher Ergebenheit sie für ihre meist nur kleinen Vergehen die Strafe auf sich nehmen" [2].

Die Yaper zerfallen in zwei scharf getrennte Klassen: die freien (pi Uap) und die tributären (Milingei). Die letzteren machen etwa 20 Prozent der Bevölkerung aus. Wie diese Teilung entstanden, wissen die Yaper selbst nicht, es sei immer so gewesen. Die pi Uap, die herrschende Klasse, sind ein schöner, kräftiger, selbstbewußter Menschenschlag, und von hellerer Hautfarbe. Die Milingei wohnen in Gemeinden für sich, verwalten sich politisch selbständig, haben ihre eigenen Häupter und Rathäuser, besitzen persönliches und Gemeindeeigentum. Sie heiraten nur unter sich; ein Milingei wird nie ein pi Uapmädchen zur Frau erhalten. Gesellschaftlich verkehren beide Klassen nicht miteinander. Das Recht, von den Milingei tributäre Arbeit zu verlangen, ruht auf Grundstücken, ohne Rücksicht darauf, ob sie im Herrschaftsbereich des den Milingei übergeordneten Oberhäuptlings liegen oder nicht. Ist ein Milingeidorf mehreren Herren tributpflichtig, so hat es bei großen Arbeiten dem zu folgen, welcher zuerst gerufen hat, bei kleineren Arbeiten teilen sich die Bewohner und arbeiten bei ihren Herren zu gleicher Zeit. Die Leistungen sind nicht besonders drückend und werden neben freier Verpflegung mäßig honoriert. Im Kriege haben sie ihrem Oberhäuptling zu folgen [3].

Als Kleidung tragen die Yaper meist nur einen schmalen Schamlatz, der durch die Beine hindurchgezogen wird, und über diesem einen zweiten, meist aus Hibiscusbast geflochtenen, roten Gürtel mit einem Büschel vorn und hinten. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem kleinen Grasrock, über den ein größerer bis zu den Knöcheln reichender gebunden wird. Die Kinder gehen in der frühesten Jugend vollkommen nackt; später bekommen die Knaben den Schamlatz, dessen Enden sie weit herunterhangen lassen, die Mädchen den kleinen Grasrock [4].

Familienleben. Die Ehe kann schon vor der Pubertät der Nupturienten durch deren Eltern geschlossen werden. Ein Zusammenwohnen findet

[1] Ebd. [2] Ebd. 50. [3] Ebd. [4] Ebd. 51.

dann aber noch nicht statt. Zur Eheschließung gehört die Genehmigung der Eltern. Wenn diese nicht selbst die Ehe stiften, hat der Jüngling nach Aussprache mit dem erwählten Mädchen bei deren Vater anzuhalten und ihm nach Vermögen Geschenke zu machen, die in Perlmuschelgeld oder Bananenfasern bestehen. Er erhält dafür ein Gegengeschenk. Auf die Reinheit der Mädchen wird kein Wert gelegt. Das Geschenk an den Schwiegervater liefert der Bräutigam alsbald ab, nachdem ihm das Mädchen übergeben worden ist. Es wird nie zurückgegeben. Die Ehe wird nicht auf bestimmte Zeit geschlossen, hält aber häufig nicht für das ganze Leben. Besondere Feierlichkeiten sind mit der Hochzeit nicht verknüpft. Es besteht Polygamie, aber nur in beschränktem Maße, weitaus die meisten Männer begnügen sich mit einer Frau. Mehrere Frauen desselben Mannes wohnen stets in verschiedenen Häusern, wenn nicht gar an verschiedenen Plätzen. Trennen sich die Ehegatten, so bleiben die Kinder beim Vater; ist ein Säugling vorhanden, so hat die Mutter jeden Tag zu kommen und ihn zu ernähren. Die Ehe kann von jeder Partei und jederzeit aufgelöst werden. Die Frau ist ihrem Gatten unterstellt, sie bewohnt ein besonderes Haus und speist auch allein. Solange die Kinder klein sind, bleiben sie bei der Mutter, von größeren Kindern ziehen die Knaben in das Haus des Vaters, die Mädchen bleiben bei der Mutter oder erhalten eine eigene Hütte. Fast alle schweren Arbeiten ruhen auf den Schultern der Frau[1]. Daß auf Yap auch die Prostitution eine nicht unbekannte Erscheinung ist, versteht sich, da schon seit langem Europäer dort Kultur verbreiten, fast von selbst.

Politische Organisation. Yap wird von acht Oberhäuptlingen verwaltet. Der höchste von allen ist der, welcher in Täb residiert. Diesem haben sich alle übrigen Oberhäupter zu beugen, sofern es sich um Krieg und Frieden handelt. Die Untertanen der einzelnen Häuptlinge sind in Gemeinden vereinigt, an deren Spitze Vorsteher stehen, die meist von den männlichen Ortsangesessenen gewählt und von dem Häuptling bestätigt werden. Man pflegt die Vorsteherschaft gern in einer Familie zu belassen, so daß dem Vater der Sohn folgt. Ein Strafrecht gegen die Dorfbewohner steht ihm nicht zu. Er hat mehr die Stellung eines Patriarchen oder Vaters. Neben diesem gibt es einen zweiten Vorsteher, der der Vertreter und Ratgeber der Frauen des Dorfes ist, sofern es sich um Vertretung ihrer Gesamtinteressen Fremden gegenüber handelt. Er wird von den Frauen gewählt und ist der Vermittler zwischen ihnen und dem Häuptling; obrigkeitliche Befugnisse hat er nicht[2].

Der Häuptling ist ein autokratischer Patriarch; er gibt die Befehle an seine Dörfer und Untertanen und besitzt Strafrecht. Die üblichen Strafen bestehen in Zwangsarbeit, Verbannung nach den Palau, seltener in Zahlung mit dem landesüblichen Geld und in Todesstrafe. Für gewisse Sachen hat er das Vorkaufsrecht; daneben sind seine Dörfer gehalten, ihm kleine Anteile an ihren Früchten zu geben und für ihn zu arbeiten, wofür sie jedoch bezahlt werden. Er ist der Ratgeber der Untertanen und ihr Helfer in der Not; er besucht die Schwerkranken und verbringt, wenn möglich, die letzten Stunden mit dem Sterbenden. Obschon wenig beschränkt in seiner Macht, ist seine Herrschaft eine durchaus

[1] Petermanns Geographische Mitteilungen XLIX (1903) 52. [2] Ebd. 57.

milde, und trotzdem wird ihm allenthalben Gehorsam und Verehrung gezollt. Der Einmischung in Familien- und Vermögensverhältnisse enthält er sich gänzlich[1].

Über die Religion der heutigen Karoliner (besonders der Bewohner von Yap) schreibt der spanische Kapuziner P. Moyse[2] im Jahre 1889: „Die Völker der Karolineninseln haben freilich einen schwachen Begriff von einem Gott, dem höchsten Herrn aller Dinge, aber ihre Religion gründet sich im allgemeinen nur auf die Furcht vor der Gottheit oder vielmehr vor dem Prinzip des Bösen. Deshalb betrachten sie gewisse Gräten großer Fische, die sie mit Ehrfurcht aufbewahren, als ebenso viele Halbidole. Wir haben indes bei den Karolinern keinen eigentlichen äußeren Kult wahrgenommen." Auch die deutschen Kapuziner berichten im Jahre 1907 aus Yap[3]: „Wohl legen sie eine gewisse Furcht vor Geistern an den Tag, besitzen auch eine sagenhafte Erinnerung an ein höchstes Wesen, haben aber keine Ehrfurcht vor demselben und kennen weder eine Hoffnung auf eine höhere Belohnung noch Furcht vor Strafe nach dem Tode. Trotzdem ihnen das Fortleben der Seele eine ausgemachte Tatsache ist, so leben sie doch blind in den Tag hinein und sterben ebenso." Das kann man leider auch in zivilisierten und christlichen Ländern finden.

Nach P. Sixtus Walleser O. M. C.[4] weiß man im Westen der Insel Yap von einem Gericht nach dem Tode und von einem unterirdischen Fluß, in den die Bösen fallen, nichts. „Jedoch erzählt man, daß ein Mann von Dugor (Dorf im Osten der Insel) etwas ähnliches geträumt (?) habe. Ohne jeden Unterschied, ob gut oder bös, versetzt der Yapmann die Verstorbenen in den Himmel (ẓarams)[5]. Einige meinen, wenn die Seele nicht in den Himmel gehen wolle, könne sie in ihr Haus zurückkehren. Daneben weiß man auch zu erzählen, daß Lug (Luk), der Geist des Todes, allmonatlich zur Zeit des Vollmondes die Welt durchziehe, um die Seelen der Hingeschiedenen zu fangen. Diejenigen, welche er erhascht, schenkt er dem Nomóu, einem andern Geist, der sie verschlingt. Ob der Mensch bzw. die Seele etwas tun kann, um dem Netze des Lug zu entrinnen, ob nur die Seelen der Bösen oder auch die der Guten gefangen werden können, davon schweigt die Sage, wie auch von dem Schicksale derjenigen, welche in Nomóus Schlund gewandert sind."

Dieses Schweigen der Sage schließt noch nicht notwendig eine dunkle Ahnung von einer Scheidung der Guten und Bösen aus. Cantova fand auf vielen Inseln diesen Glauben; auch ist es schwer glaublich, daß es nach der Meinung der Yaper vom bloßen Zufall abhänge, ob er von Lug gefangen und dem Nomóu zum Verschlingen übergeben werde oder nicht. Eine weitere Untersuchung dürfte vielleicht Aufklärung bringen. Interessant ist immerhin, daß unter den Seelen der Dahingeschiedenen wenigstens insofern ein Unterschied obwaltet, als derjenige, welcher es im Leben versäumte, sich die Ohrläppchen und den Nasenknorpel durchlöchern zu lassen, nicht sogleich in das Innere der Wohnung der Seligen eintreten darf.

[1] Ebd. 58. [2] Vgl. Missions catholiques 1889, 528.

[3] Vgl. P. Müller, Bericht über die Missionen der rheinisch-westfälischen Kapuziner-Ordensprovinz auf den Karolinen-, Marianen- und Palau-Inseln (1908) 12.

[4] Anthropos VIII (1913) 612.

[5] Der Buchstabe ẓ wird wie das scharfe englische th gesprochen.

Er muß unter dem Vordache kampieren, darf sich erst nach einiger Zeit unbemerkt hineinstehlen und muß sich deshalb mit einem verborgenen Winkel begnügen[1]. Was aber wichtiger ist, die Yaper glauben, wie wir gleich hören werden, an einen Gott, der die schlechten Menschen nach dem Tode straft.

P. Walleser nennt das „höchste Wesen" der Yaper Yelafaẓ. F. W. Christians[2], der sich lange auf den Karolinen aufgehalten hat, bringt eine lange Liste von den Göttern der Insel Yap (Yap Gods): Yalafath ist der Schöpfer, er wird als ein wohlwollendes, aber indolentes Wesen betrachtet; er verleiblicht sich in dem Vogel Mui-bab (Albatros). Nemegai oder Nemegui ist seine Frau. Lug heißt der Gott der Krankheit und des Todes; er ist ein böser und stets tätiger Gott, der in dem Orra, einem schwarzen Nachtvogel, Wohnung nimmt. Luk-e-ling ist der Gott der Seefahrer, Kukubalal ist der Gott der Pflanzungen, Ilagoth, der Gott, der die guten und friedfertigen Leute segnet und verteidigt, Marapou, der Sonnengott, Urur, der Mondgott. Sie haben auch einen Gott der Diebe und Räuber, einen Gott der Wöchnerinnen, einen Kriegsgott, einen Regengott usw. Gora dai leng ist der rächende Gott, der die schlechten Menschen nach dem Tode straft. Unter seiner unterirdischen Wohnung fließt ein Strom. Nachdem er durch Feuer gequält worden, fällt der schlechte Geist (der Geist der schlechten Menschen) ins Wasser und wird von der Strömung in ein tiefes Loch gerissen oder in einen Abgrund von Flammen, wo er für immer verschwindet. Außerdem gibt es noch Halbgötter und Götter der verschiedenen Distrikte.

3. Ziemlich verschieden von denen der Yaper sind die Anschauungen und Gebräuche der Bewohner der Insel Ponape. Die Kleidung der Männer bei der Arbeit besteht in einem etwa 1 Fuß breiten und 4 Fuß langen Gürtel, der um die Hüften geschlungen ist, zwischen den Schenkeln hindurchgezogen und hinten am Gürtel wieder befestigt wird, so daß er wie ein Schwanz herunterhängt. Die Frauen tragen einen breiten, aus Baumrinde geflochtenen Gürtel, der bis zu den Knien herabreicht. Die Häuser sind meist gut und solid gebaut und ruhen auf einer 4—5 Fuß hohen Plattform aus Steinen. Noch größer und schöner als die andern Gebäude ist das Rathaus, an dessen Ende sich oft ein Schlafraum für den Häuptling und seine Familie befindet. In der Industrie stehen die Ponapeer ziemlich hoch. Ihre Werkzeuge, Kähne, Waffen, Hausgeräte und Schmucksachen der verschiedenen Art verraten eine große Kunstfertigkeit. Im Charakter sind die Bewohner von Ponape den übrigen Karolinern sehr ähnlich. Sie haben viel von dem malaiischen Stoizismus und sind oft apathisch, aber scharfsinnig und schlau. Wenn es darauf ankommt, kann der Ponapeer große Energie bei der Arbeit entwickeln, dann fällt er aber wieder seiner indolenten Trägheit anheim. In seinem Verhalten zeigt er eine komische Mischung von Schlauheit und Naivität, von Ernsthaftigkeit und Spaßhaftigkeit, von leichtsinniger Schelmerei und einem gewissen rohen Gefühl für Gerechtigkeit. Gegen Fremde ist er zurückhaltend, mißtrauisch und verschwiegen. In der Regel ist er ehrlich. Hat man einmal sein Mißtrauen überwunden und sein Vertrauen gewonnen, ist er ein treuer Freund, höflich, außerordentlich gast-

[1] Anthropos VIII (1913) 613. [2] The Caroline Islands, London 1899, 384.

frei und in allem seinem Verhalten gerecht[1]. Gegen Feinde aber ist er verlogen, heimtückisch und schikanös. In seinem Privatleben ist er selbstlos, frugal und sparsam. Zur Rachsucht neigt er, wie alle Ozeanier, aber er läßt sich leicht durch Geschenke und Entschuldigungen versöhnen. Er ist ein guter Vater, aber ein strenger und sehr exigenter Gatte. Manche von den alten Männern sind gewandte Beobachter der Sterne, der Winde und der vorherrschenden Strömungen. Die alten Leute sind geehrt, besonders wenn das Alter mit Weisheit und Gewandtheit verbunden ist. Der Priester, der Ratgeber, der Arzt und der Wahrsager stehen in hoher Achtung. Der großmütige und klug vorausseheende Mann wird gepriesen, der engherzige Mann und der Dieb werden verachtet. Mangel an kindlicher Pietät oder natürlicher Liebe gilt als eine Schande und zieht den Fluch der Ahnengeister in diesem und im jenseitigen Leben nach sich. „Es ist sehr bedauerlich, daß der Charakter der Ponapeer in der letzten Zeit sich sehr verschlechtert hat. Manche von den Eingebornen sind diebisch, geizig und unhöflich geworden."[2] Ob der Umgang mit den europäischen Abenteurern nicht viel dazu beigetragen hat?

Eigentümlich ist die Hochzeitsfeier. Das Mädchen wird in das Haus des Bräutigams gebracht, setzt sich nieder und läßt sich von ihrer zukünftigen Schwiegermutter die Schultern und den Rücken mit Kokosnußöl einreiben. Man nennt das Keieti (Salbung). Es wird ihr dann ein Blumenkranz aufs Haupt gelegt, und die Zeremonie schließt mit einem Festmahl. Die Ehe kann jederzeit von beiden Seiten gelöst werden. Die meisten Ponapeer haben nur eine Frau, die Polygamie gilt als Vorrecht der reichen und mächtigen Häuptlinge. Der Ehebruch wird ohne weiteren Prozeß durch eine Tracht Prügel oder durch Ehescheidung bestraft. Der Austausch der Frauen zwischen Freunden und Verwandten soll zuweilen vorkommen. Auch Prostituierte (Rorau) werden geduldet.

Annahme an Kindes Statt ist allgemein und begründet ein Netz von verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen sich nur die Eingebornen zurecht finden. Die Abstammung wird von der Mutter hergeleitet wie bei vielen andern Ozeaniern. Glieder desselben Klans (tipu) dürfen einander nicht heiraten. Die Frau muß stets aus einer fremden Abteilung genommen werden. Um seine Frau zu erlangen, dient der Bewerber im Hause des Schwiegervaters, wie Jakob bei Laban, aber manchmal umsonst. Tätowierung ist bei den Männern und Frauen im Brauch, doch wird das Gesicht nie tätowiert. Wenn die Knaben ins heiratsfähige Alter kommen, müssen sie sich einer sehr schmerzlichen Operation unterziehen, dem sog. Lekelek (excisio unius testiculi)[3].

Das Begräbnis findet unter vielen Zeremonien und feierlichen Leichenreden statt. Der Name eines Verstorbenen wird selten und nur ungern genannt, deshalb hält es sehr schwer, von den Insulanern Stammbäume zu erhalten. Die Verehrung der Ani oder vergötterten Ahnen und eine Art Tierverehrung oder Totemismus scheinen der Kernpunkt der ponapeischen Religion zu sein. Jedes Dorf, jedes Tal, jeder Hügel oder jeder Fluß hat seinen Ortsgeist, jede Familie ihren Hausgeist, jeder Klan und jeder Stamm seinen besondern Schutzgeist. Donner, Blitz, Regen, Sturm, Wind, Fischerei, Anpflanzung,

[1] Christians, The Caroline Islands 72. [2] Ebd. [3] Ebd. 74.

Krieg, Feste, Hungersnot, Geburt, Krankheit und Tod, kurz alles hat seinen besondern Schutzpatron oder regierenden Geist. Die Einbildungskraft der Ponapeer bevölkert den Sumpf, das Riff, den Berg, die hängenden Wälder in der Wildnis des Innern mit einem ganzen Heer von Geistern, von denen einige wohlwollend, die meisten bösartig sind.

Alle diese Ani werden in der Gestalt irgend eines besondern Vogels, Fisches oder Baumes verehrt, von denen man annimmt, daß die Geister in ihnen wohnen und mit denen sie identifiziert (?) werden. Daß dieser letztere Ausdruck, dessen sich Christians bedient, nicht ganz korrekt sein kann, folgt aus dem, was er gleich beifügt. Alle diese sichtbaren Dinge nennen sie Tan-waar, wörtlich Kanoe, Fahrzeug oder Medium (ähnlich dem Vaa oder Vaka der Polynesier oder dem Huaca oder Vaka der Peruaner). So ist der Kastanienbaum das Medium des Donnergottes, der blaue Sternfisch das des Regengottes, der Haifisch das des Donnergottes, der Lukot (eine Art Eule) das Sinnbild der Fee Li-Ara-Katau, eines von den Ortsgeistern an der Ostküste.

In ihrer Mythologie reden die Insulaner von einem unterseeischen Paradies (Pachet), einem Ort ewiger Festfreude von lieblichem Anblick und voll von süßen Wohlgerüchen. Sie haben auch einen unterirdischen Tartarus (Pueliko), der dunkel, kalt, voll Schlamm ist und von zwei grimmigen weiblichen Gestalten, Lichar und Licher, bewacht wird. Die eine hat ein blinkendes Schwert, die andere eine leuchtende Fackel in der Hand. Die Auffassung erinnert nach Christians an den Yomi der Japaner und den Yama der älteren Vedas[1]. Aus dieser Auffassung darf man wohl schließen, daß die Idee einer jenseitigen Vergeltung wenigstens dunkel vorhanden ist. Die einen kommen in die Hölle (Pueliko), die andern in das Paradies.

Christians gibt eine lange Liste der Götter und Göttinnen von Ponape, die nicht weniger als 40 Namen enthält[2]. Licher (Herrin der Fackel) und Lichar (Herrin des Schwertes), die Hüterinnen der Hölle, wurden schon genannt. Erwähnt seien noch folgende. Kimai ist eine weise Frau aus alter Zeit vom Stamme Metalanim im Malupdistrikt, wo zuerst die Luou oder Spangen aus Muscheln zum Schmuck verfertigt wurden. Chau-te-leur ist der Name eines alten Königs oder einer Dynastie, unter der Ponape nur ein Reich bildete, die großen Mauern von Nan-Tauach und das Heiligtum von Pan-Katara gebaut und die kleinen bewallten Inseln bei Tomum von den göttlichen Zwillingen, den Baumeistern Ola-sipa und Olo-sopa, hergestellt wurden. Olo-sopa wurde von bestimmten Horden aus dem Süden unter Anführung Icho-Kalakals (der als Kriegsgott verehrt wird) geschlagen, kam in den Fluten des Chapalapflusses um und verwandelte sich in einen blauen Fisch, Kital, der bis heute ein Tapufisch ist. Kutun ist der Gott des Riffs und der kleinen Inseln in der Lagune. Sein Totem ist der Li-er-puater, eine Art Fisch. Rakim ist der Gott des Hausbaues und des Zimmermannshandwerks. Nach Dr Gulick ist er der Urheber aller Übel: der Krankheit, des Todes und der Hungersnot. Nach Christians ist Rakim wahrscheinlich der Wolkengott und entspricht der klassischen Iris. Li-kant-en-kap, der Stachelroche (Sting-ray), ist das Totem des Tip-en-nai-

[1] Christians, The Caroline Islands 75. [2] Ebd. 381—384.

stammes, der Nachkommen der großen Invasion unter Icho-Kalakal. Ina-maram ist die Mondgöttin, Nan-ul-lap ist der Priapus von Ponape und der Gott der Feste. Er lenkt alle Ereignisse des Lebens: Geburt, Krankheit, Tod, gutes und schlechtes Geschick. Ihm waren die Turteltauben, eine Art Papagei und die Tepfische heilig; sie waren Chapu (Tapu?) und durften nur von den Stammeshäuptern gegessen werden. Luka-lapalab (Luk), der Gott der Übel; er gilt auch als der Geist, der über die Fläche der Meere dahinfuhr und den Ländern befahl, emporzusteigen, und der den Pflanzen und Bäumen Namen gab. Er tritt also auch als wohltätiger Gott und Urheber der Erde auf.

Christians meint, alle Götter der Ponapeer seien vergötterte Ahnen, aber er gibt keine ausreichenden Gründe dafür an, und was er über Nan-ul-lap und Luk berichtet, läßt sich kaum mit dieser Ansicht vereinigen.

Wir haben schon angedeutet, daß die Stämme auf Ponape in Klans eingeteilt sind, und wie es scheint, ihre Totems haben. So z. B. heißt ein Klan Tip-en-Luk; sie sind die Nachkommen der schon erwähnten Invasion unter Icho-Kalakal; sein Totem ist nach Christians der Likantenkap oder der Stachelroche. Die Könige und ihre Familien hatten besondere Namen und Titel. Diese Familien der Könige und Häuptlinge bildeten den Adel. Unter ihm standen die Maio oder freien Männer, dann kamen als eine niedrigere Schicht die Aramach-mal oder gemeinen Leute und endlich die Litu oder Sklaven, meist die Nachkommen von Kriegsgefangenen [1].

Zu den Adeligen wurden auch zwei religiöse Körperschaften gerechnet, die Chaumaro oder Hohenpriester, und die Laiap oder die Priester zweiten Ranges. Diese hatten großes Ansehen und vereinigten in sich die Funktionen der Doktoren, Zauberer, Regenmacher und Wahrsager. Ihnen lag auch die Deutung der Träume und Vorzeichen ob und sie hatten die gefürchtetste Gewalt der Ria oder der Flüche und Verwünschungen. Sie ordneten das Hofzeremoniell, die öffentlichen Feste, bestimmten die rechtzeitige Anrufung der Götter des Regens und der Ernte, die Vertreibung der Hungersnot und aller öffentlichen und privaten Unglücke und die Aufrechthaltung des Tapus (Charaui). Auch in den Versammlungen nahmen sie einen Ehrenplatz ein.

Bei allen Stämmen waren die Könige und Häuptlinge sehr geehrt und wurden nie mit „du" angesprochen, sondern im Plural mit „Ihr". Trotzdem gehen die Häuptlinge mit ihren Stammesleuten sehr familiär und freundlich um, was bewirkt, daß alle einander sehr zugetan sind und fest zusammenhalten [2].

4. Über die Inselgruppe Hogoleu, Mac Askill, Duperrey und Tamatam veröffentlichte der Amerikaner Morrell, der sie in den Jahren 1829—1830 besuchte, eine interessante Schilderung. Wir teilen hier einige Stellen daraus mit, bemerken aber doch, daß wir die Darlegung für übertrieben halten. Morrell schildert die Insulaner als die tätigsten, liebenswürdigsten und interessantesten Menschen, die er je besucht habe. Nicht genug Worte kann er finden, um ihre Geschicklichkeit, Kühnheit und Ausdauer zu loben. Von ihrer geschlechtlichen Sittlichkeit sagt er: Die Keuschheit und die Treue in der Ehe scheinen diesen Völkern angeborne Gefühle zu sein, und man begreift kaum die Möglich-

[1] Ebd. 325. [2] Ebd. 326.

keit, solche Pflichten zu verletzen (?). Die Ehen sind deshalb fast immer glücklich. Eine Frau spricht mit ihrem Mann nie anders als mit dem Lächeln der Zufriedenheit. Bei allen meinen Verbindungen mit ihnen habe ich nie einen Mann hart oder barsch mit seiner Frau sprechen hören. Die Bande der Verwandtschaft scheinen bei ihnen heiliger zu sein als bei den zivilisierten Amerikanern. Sie sind treue Freunde, gute Nachbarn und bekunden grenzenlosen Gehorsam gegen die Gesetze und Gewohnheiten, unter denen sie leben. Die Handlungen der Ungerechtigkeit und Bedrückung sind bei ihnen kaum bekannt, im Gegenteil sind Menschlichkeit, Milde und Wohlwollen allgemeine Tugenden. Sie kämpfen tapfer für die Sache eines Freundes, hegen aber weder Haß noch Groll wegen einer persönlichen Beleidigung (?)[1].

„Ihre religiösen Ideen kann man in wenige Worte zusammenfassen. Sie glauben, daß alles von einem weisen und mächtigen Wesen erschaffen wurde, welches alles leitet und regiert und das über den Sternen wohnt; daß dieses höhere Wesen über alle seine Kinder und belebten Geschöpfe mit väterlicher Liebe und Sorgfalt wacht . . ., daß die guten Handlungen ihm angenehm sind, die bösen aber mißfallen; daß sie später nach ihrem Wandel in diesem Leben glücklich oder unglücklich sein werden; daß die Guten dann auf einer Gruppe köstlicher Inseln leben werden, die noch schöner sind als die ihrigen, während die Bösen von den Guten getrennt und auf eine öde, felsige Insel gebracht werden, wo es weder Kokospalmen noch Brotfruchtbäume, noch frisches Wasser, noch Fische, noch irgend eine Spur von Pflanzen gibt. Übrigens haben diese Insulaner weder Tempel noch Kirchen noch äußere Formen des Gottesdienstes; aber sie sagen, sie liebten das höchste Wesen wegen seiner Güte gegen sie.“[2] Vielleicht sind diese religiösen Ideen noch ein Überrest der christlichen Lehre, welche die Missionäre ihnen im 18. Jahrhundert verkündet hatten.

Von der Ehe sagt Morrell: „Den Ehebund sehen sie als eine heilige Verpflichtung an, und er muß im Beisein des Königs oder eines der vornehmsten Beamten Sr Majestät geschlossen werden, der gehörig bevollmächtigt und eigens dazu abgesandt ist. Ehe ein solcher Bund geschlossen wird, ist den beiden Geschlechtern keine Beschränkung aufgelegt, und die Mädchen können ihre Gunstbezeigungen einem jeden gewähren, ohne irgend einen Vorwurf zu erfahren oder Reue darüber zu fühlen; sind sie aber einmal verheiratet, so wird ein Fehltritt eine Schande. Eine Schwangere, sie mag verheiratet sein oder nicht, wird überall geehrt und geachtet. Sie ist stolz auf ihre Fruchtbarkeit und weit entfernt, ihren Zustand auf irgend eine Art verbergen zu wollen. Der junge Eingeborne, der sich eine Frau sucht, gibt gewöhnlich jener den Vorzug, welche bereits einen so sichern Beweis ihrer Fähigkeit, eine Familie zu bilden, gegeben hat.“[3]

---

[1] Vgl. Malerische Reisen um die Welt, verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung von Dumont d'Urville. Ins Deutsche übersetzt von Diezmann, II, Leipzig 1835—1837, 256.

[2] Ebd. 256—257. [3] Ebd. 257.

3. Die Palau-Insulaner.

Die Palau-Inseln (Pelewinseln, früher auch westliche Karolinen genannt) liegen ungefähr in der Mitte zwischen den Philippinen und den eigentlichen Karolinen. Die Einwohner wurden erst durch die Mannschaft der „Antilope" bekannt, die unter Führung des Kapitäns Henry Wilson im Sommer des Jahres 1783 an diesen Inseln Schiffbruch litt[1].

Die Bemannung war bei der Landung sehr besorgt vor den noch unbekannten Bewohnern, sie fand aber eine sehr freundliche und hilfreiche Aufnahme. Zum Glück traf sie zwei Dolmetscher auf der Insel, mit deren Hilfe sie sich den Eingebornen verständlich machen konnte. Die Männer waren ganz nackt, die Frauen hatten vorn und hinten eine am Gürtel befestigte Schürze als Schamhülle. Alle zeigten den Engländern großes Wohlwollen, lieferten ihnen die nötigen Lebensmittel und halfen ihnen in jeder Weise.

An der Spitze der Insel Palau (Pelew) stand der König Abba-Thulle, der von allen wie ein Vater betrachtet wurde. Obwohl er keine äußeren Abzeichen seiner königlichen Würde trug, erwies man ihm doch jede Art von Zuvorkommenheit und Unterwürfigkeit[2]. Selbst die ihm untergeordneten Häuptlinge (Rupacks) erwiesen ihm die größte Ehrfurcht. In dringenden Angelegenheiten versammelte er diese Rupacks und die andern Beamten. Die Versammlung fand unter freiem Himmel statt. Die Befehle des Königs schienen absolut zu sein. Täglich setzte sich der König an einen öffentlichen Platz, um die Bitten seiner Untertanen anzuhören oder ihre Streitigkeiten zu schlichten. Die Leute schienen übrigens friedlich und wohlwollend miteinander zu verkehren. Die zweite Person nach dem König war ein General (Raa-Kook), der Anführer der Kriegstruppen.

An Eigentum schienen die Eingebornen nur das zu besitzen, was sie durch Arbeit erworben, der Boden gehörte dem König. Doch wurden die Häuser, die Möbel und die Kanoes als Privateigentum angesehen; dasselbe galt von dem Boden, den man einem Mann überließ, solange er ihn bebaute. Jede Familie hatte ein derartiges Grundstück, aus dessen Bebauung sie ihren Unterhalt zog.

Es herrscht bei den Palau-Insulanern Vielweiberei, gewöhnlich hat aber jeder Mann nur zwei Frauen. Während der Schwangerschaft werden die Frauen sehr rücksichtsvoll behandelt. Als ein Engländer der Frau eines Rupacks zu auffällig zu gefallen suchte, sagte ihm ein Eingeborner mit großer Höflichkeit, er handle nicht recht. Die Ehe gilt als unverletzlich[3].

Beim Begräbnis versammeln sich die Männer um die Leiche, bevor sie zu Grabe getragen wird, und beobachten ein ehrfürchtiges Schweigen. Sie begleiten die Leiche nicht zum Grabe, mit Ausnahme von denen, die die Leiche tragen. Die Weiber besorgen die Klage. Sie haben eigene Begräbnisstätten.

---

[1] Relation des Iles Pelew composée sur les journaux et les communications du Capitaine Henri Wilson et quelquesuns de ses officiers, qui en août 1783 y ont fait naufrage sur l'Antelope. Traduit de l'anglais, 2 Bde, Paris 1793.

[2] Ebd. II 145 ff. [3] Ebd. 189.

Die Palau-Insulaner schienen keine eigenen Kultstätten zu haben und auch keinen äußeren Kult. Da sie aber die menschlichen Pflichten so treu erfüllten, so arbeitsam, so geduldig und ergeben im Unglück waren, so schlossen die Engländer mit Recht, daß sie irgend welche Hoffnung auf ein zukünftiges Leben hatten. Sie glauben an ein böses Wesen, das den Menschen Schaden zufügt. Sie unternehmen nichts, ohne zuvor die Blätter einer gewissen Pflanze zu spalten, um zu erfahren, ob das Unternehmen glücklich ausfallen werde oder nicht.

Wenn Kapitän Wilson seine Mannschaft am Sonntag zum Gottesdienst versammelte und mit ihnen Gebete verrichtete, zeigten sich die Eingebornen nicht im mindesten erstaunt, sondern schienen gut zu verstehen, daß sich die Engländer an ein höchstes Wesen wandten, um seinen Schutz zu erlangen; sie begleiteten die Engländer bei dieser Gelegenheit mit großer Ehrfurcht, indem sie den Wunsch äußerten, sie nachzuahmen, und das tiefste Stillschweigen beobachteten.

Einst unterhielt sich Kapitän Wilson mit Lee-Boo, dem Sohne des Königs Abba-Thulle, den dieser ihm als Begleiter nach Europa mitgegeben hatte, und sagte ihm, die Gebete hätten den Zweck, die Menschen besser zu machen; wenn die Menschen gestorben und begraben seien, würden sie nach oben gehen und dort leben (dabei zeigte er ihm das Firmament). Lee-Boo antwortete ihm sofort, indem er die Hand erhob und die Finger bewegte: „Dasselbe auf Palau; — die bösen Menschen auf Erden bleiben; — die guten Menschen in den Himmel gehen, sehr schön werden." Er wollte damit ohne Zweifel ausdrücken, daß auch diese Insulaner an das Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes glaubten.

Wilson schildert dann noch die Höflichkeit und Dienstfertigkeit der Insulaner und ihre Freigebigkeit. Auch unter sich waren sie höflich, arbeitsam, offen und ohne Verstellung[1]. Die Bescheidenheit der Frauen wird sehr gelobt. Ihre Zärtlichkeit verletzte nie die Schamhaftigkeit; im allgemeinen lehnten sie jeden Verkehr mit den Europäern ab und zeigten sich beleidigt, wenn man sich ihnen gegenüber unanständige Freiheiten herausnahm.

Einem seiner Verwandten warf der König in Gegenwart der Engländer vor, er sei undankbar und nachlässig gegen seine Mutter, er habe sehr gute und ehrbare Frauen und behandle sie schlecht, ebenso wie alle Verwandten; deshalb sei er auch allgemein verachtet. Dieser selbst gestand, er schäme sich seiner Aufführung und wolle deshalb von seiner Familie fliehen und mit den Europäern wegziehen[2]. Daß sie den Diebstahl selbst Fremden gegenüber als böse ansahen, geht daraus hervor, daß sich Raa-Kook, der General, sehr gekränkt zeigte durch die Diebstähle, welche seine Landsleute gegen die Engländer begingen und durch welche sie, wie er sagte, das Gastrecht verletzten[3].

Die merkwürdige Familienorganisation, die noch heute auf den Palau-Inseln besteht, schildert uns der Kapuzinermissionär P. Salvator in einem Briefe vom April 1911[4]. Die Ehe wird meist von vornherein in der Voraussicht

[1] Wilson, Relation des Iles Pelew usw. II 90. [2] Ebd. 81.
[3] Ebd. 110.
[4] Müller, Aus den Missionen der rhein.-westf. Kapuziner-Ordensprovinz usw., Jahresbericht 1911, 53 ff.

eingegangen, sie gelegentlich wieder zu lösen. Es gibt wohl nicht eine einzige Ehe, die, in den Jugendjahren geschlossen, für die ganze Lebenszeit standgehalten hätte. Grund dieser lockern Eheverhältnisse ist außer der Unbeständigkeit des Charakters vor allem der Umstand, daß die Ehen selten aus Neigung, fast nur aus Familienrücksichten oder ähnlichen Nützlichkeitserwägungen geschlossen werden. Dann aber ist daran schuld „die volle soziale Gleichstellung und Gleichberechtigung beider Geschlechter. Das weibliche Geschlecht steht hier dem männlichen unabhängig und selbständig gegenüber. Die Frauenwelt bildet gleichsam einen Staat für sich; sie haben unter sich eigene Klubs wie die Männer und regeln ihre Angelegenheiten selbständig und unabhängig unter sich. Sie sind sich ihrer Unabhängigkeit und Freiheit auch wohl bewußt. . . . Sie brauchen die Männer nicht, wohl aber brauchen umgekehrt die Männer sie zur Besorgung der Tarofelder und des übrigen Haushaltes". Es herrscht hier auch die weibliche Erbfolge. Sowohl die Familien- und Stammgüter wie auch die Häuptlingstitel vererben sich nicht vom Vater auf den Sohn, sondern gehen auf die Nachkommenschaft seiner Schwestern über. Der Ehemann als solcher spielt da eine ganz untergeordnete Rolle. Nur in der weiblichen Linie besteht die Stärke des Stammes, nur im weiblichen Geschlecht erhält sich die Familie in ihrer Eigenart und Individualität; die Frauen sind die Zukunft und die Hoffnung des Landes, sie sind die Ardalal Bälau, die Mütter von Palau. Bei dieser hohen Bedeutung des weiblichen Geschlechts ist die leichte Lösung des Ehebandes nur zu begreiflich; keiner der beiden Ehegatten hat ein besonderes Interesse an der stetigen Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft, die Frau nicht, weil ihre Kinder als solche erbberechtigt sind und den Namen oder die Familie fortsetzen, ohne Rücksicht darauf, wer zufällig ihr Vater ist; der Mann nicht, weil sein Eigentum und sein etwaiger Titel nicht auf seine Kinder, sondern auf die seiner Schwestern vererbt wird.

Die Missionäre suchen diesen lockern Eheverhältnissen entgegenzuarbeiten, begegnen aber der größten Schwierigkeit wegen des scharf ausgeprägten Patriarchalsystems. Jedes Dorf besteht aus einer bestimmten Anzahl von Familien und Familiengütern. Besitzer und Eigentümer ist der jeweilige älteste männliche Angehörige des Stammes oder der Familie. Dieser allein verfügt über das Familiengut, er ist das Haupt der ganzen Familie, und alle ihre Glieder, männliche und weibliche, unterstehen ihm, alle müssen für ihn arbeiten und erhalten dafür von ihm ihren Unterhalt und wohnen bei ihm. Was sie erwerben, kommt zum Familiengut, und das Haupt der Familie hat das Verfügungsrecht darüber. Privatbesitz hat das einzelne Mitglied nicht, eine Teilung des Privatbesitzes gibt es nicht. Verheiratet sich ein Familienmitglied, so kann es keine selbständige Familie gründen, es bleibt dem Oberhaupt der Familie, dem Chobekul a blai, unterstellt, muß mit seiner Frau ihm Dienste leisten und erhält dafür von ihm für sich und seine Familie Unterhalt und Wohnung. Durch Eingehung der Ehe werden beide Teile zwei Familienhäuptern dienstbar, der Mann außer seinem eigenen Chobekul auch dem Chobekul der Frau und diese neben ihrem Chobekul auch dem des Mannes. Deshalb wohnen und arbeiten auch beide bald bei der einen bald bei der andern Familie. Bekommen sie Nachkommenschaft, so teilt diese das Los der Eltern. Daher kommt es, daß in einem

Familienhause oft viele Familien beisammen wohnen und Kinder verschiedener Familien zusammenleben. Ein eigentliches Familienleben ist unter solchen Umständen fast unmöglich, und der Chef des Hauses beherrscht mit seiner Frau alle Familienangelegenheiten.

Man begreift, wie schwer es einem christlichen Ehepaare in einer solchen Lage ist, ein christliches Familienleben zu führen, wenn die übrigen, und vor allem die tonangebenden Persönlichkeiten noch Heiden sind. Übrigens ist, wie der Missionär hervorhebt, dieses Patriarchalsystem nicht nur ein wesentliches Hindernis des Christentums, sondern auch jedes Fortschrittes, weil es jegliche Initiative, jedes Interesse für individuelle Entfaltung unterbindet und ein Hauptgrund der Trägheit und Arbeitsscheu des Volkes ist.

Eine Sonderbarkeit der Palau-Inseln ist das ausgebildete Geld- und Wechselsystem. Das Geld besteht aus kleinen Glas- oder Steinstückchen von verschiedenen Formen. Woher dieses Geld nach Palau kam, weiß niemand zu sagen; denn solche Steine und Erdmassen, wie sie zur Anfertigung dieses Geldes verwendet werden, gibt es in Palau nicht; auch kennt der Palauer die Kunst nicht, Porzellan oder Lehm regelrecht zu brennen. Ein amerikanischer Reisender will ein ganz ähnliches Geld bei einem Stamm auf Borneo gefunden haben. Die Palauer selbst haben allerlei Legenden und Fabeln über den Ursprung des Geldes. Viele erzählen, es sei von den Geistern oder Göttern, den Kalids, vom Himmel gebracht worden. Das Geld ist ein Geschenk der Geister, die über dasselbe wachen. Darum gilt es als heilig, das nur mit Ehrfurcht behandelt werden darf, wenn man sich nicht der Strafe der Geister aussetzen will. Von Zeit zu Zeit werden die größeren Gelder gewaschen und gebadet; das Waschwasser, das gegen die bösen Kalids schützen soll, wird von der Familie getrunken. Das Geld übt auf die Palauer eine geradezu unwiderstehliche Gewalt aus; für ein einheimisches Geldstück tut der Palauer alles.

Reich und arm ist in Palau gleichbedeutend mit Adel und niederem Volk in der zivilisierten Welt. Die Kluft zwischen beiden wird hier durch den Besitz einiger Steine geschaffen, und verschafft dem Reichen Vorrechte, die sich nicht einmal ein wenig bemittelter Häuptling anmaßen darf [1].

4. Die Marshallaner.

Die Marshallinseln bilden den östlichen Teil des deutschen Südseegebietes und bestehen aus zwei nahezu parallelen Inselreihen, von denen die östliche Reihe Ratak, die westliche Ratik heißt. Die Inseln sind fast alle sog. Atolle oder ringförmige Koralleninseln. Die Marshallaner erscheinen im Durchschnitt bei schlankem Wuchs und ebenmäßiger Entwicklung mittelkräftig; die Farbe ist meist kastanienbraun; die Augen sind groß und zeigen heitern, lebhaften und geweckten Ausdruck. Die Ohrläppchen behängen sie vielfach mit schweren Gegenständen, so daß sie oft fast bis auf die Schultern herabhängen. Wir schildern hier natürlich die Insulaner, wie sie bis vor einigen Dezennien waren; denn heute europäisieren sie sich immer mehr. Die ursprüngliche Kleidung bestand nach

[1] Müller, Aus den Missionen usw., Jahresbericht 1909, 47—48.

Kotzebue und Chamisso [1], die zuerst die Inseln besuchten, für die Männer in einem Gürtel mit hängenden Fransen, mit dem sie oft eine kleine viereckige Decke in Gestalt einer Schürze verbanden. Die Knaben gingen ganz nackt. Die Frauen hatten zwei längere Decken, die durch Schnüre an den Hüften befestigt wurden; die Mädchen erhielten schon früh eine kleine Schürze. Die zierliche und gut gezeichnete Tätowierung ist bei beiden Geschlechtern verschieden, sonst aber bei jedem gleich. Unter den dargestellten Zeichnungen sah Chamisso häufig die Gestalt eines römischen Kreuzes. Die Häuptlinge tätowierten gewöhnlich nur jene Stellen, wie Seiten, Hüften, Hals usw., welche bei den gewöhnlichen Leuten nicht tätowiert sind.

Die Wohnungen sind noch heute armselige Hütten, in denen man kaum stehen kann und die eigentlich nur als Schlafstellen dienen. Vier niedrige Pfosten tragen das Dach, unter dem ein wagerecht liegendes Balkenwerk einen oberen Raum abschließt, in welchem die Habe aufbewahrt wird und zu dem man mit Klettern durch eine viereckige Öffnung gelangt. Eine Matte dient als Bett und ein Stück Holz als Kopfkissen.

Die Eingebornen sind, wie der Missionär H. Linckens M. S. C. [2] schreibt, in drei Klassen eingeteilt. An der Spitze stehen die Häuptlinge: Iroj (männlicher Häuptling) oder Liroj (weiblicher Häuptling), an zweiter Stelle kommen die Buirak, d. h. die Freien oder Adeligen; zur letzten Klasse gehört das gewöhnliche Volk oder die Kajur. Nach Karl Hager [3] heißen manche Kajur Leotaketak, nämlich diejenigen, welche erbliches Besitztum haben, das sich der Häuptling nur aneignen kann, wenn er den Besitzer tötet. Die Leotaketak können auch mehrere Frauen besitzen, sonst stehen sie den Kajur gleich. Die Stellung der Kajur gleicht der der Leibeigenen im Mittelalter.

Die Häuptlinge besitzen ein sehr ausgedehntes Steuerrecht; die Hälfte des Jahres ist die Kopraernte ihr Eigentum; fast nach Willkür verfügen sie über alle Einnahmen ihrer Untergebenen; der geringste Wunsch eines Häuptlings ist ein Befehl, dem kein Untergebener zu widerstehen wagt [4]. Die Häuptlingswürde (Adel) wird nicht durch den Vater, sondern durch die Mutter vererbt. Die Würde der Mutter allein ist maßgebend, so daß die Kinder eines Häuptlings einfache Buirak sind, wenn seine Frau nicht Liroj ist; dagegen sind die Kinder einer Liroj immer Häuptlinge, auch wenn der Vater ein gewöhnlicher Kajur ist. Ferner ist die Häuptlingswürde an einen Ort gebunden, so daß ein Häuptling von einem Atoll auf einem andern Atoll ein einfacher Buirak sein kann. Wo die Mutter Häuptling ist, da sind es die Kinder [5]. Das Vermögen geht bei der Erbschaft nicht vom Vater auf den Sohn über, sondern vom älteren Bruder auf die jüngeren, bis alle Brüder gestorben sind, dann kommt der Sohn des ältesten Bruders daran. Die Frauen sind von der Erbschaft ausgeschlossen.

Die Häuptlingsfamilien werden ängstlich vor jeder Vermischung mit den tieferen Stufen rein erhalten. Auf jedem Verstoß gegen die Rangordnung

[1] Dumont d'Urville, Malerische Reise um die Welt usw. II 246.

[2] Auf den Marshallinseln. Herz-Jesu-Missionshaus zu Hiltrup bei Münster i. W. (ohne Jahreszahl; die Vorrede ist datiert vom 15. August 1911), 11.

[3] Die Marshallinseln, Leipzig 1889, 97. [4] Linckens a. a. O. 11. [5] Ebd.

stehen harte Strafen. Den Häuptlingen wurde bis in die neueste Zeit große Unterwürfigkeit erwiesen. Nur gesenkten Blickes und gebückt dürfen die Untergebenen vor ihnen erscheinen, müssen sich stets in einiger Entfernung halten, dürfen niemals stehen, wenn diese sitzen, müssen ihnen eine gewisse Art von jungen Kokosnüssen zum Getränke überlassen.

Die Strafen, welche die Häuptlinge über ihre Untertanen verhängen, sind seit dem Erscheinen der Missionäre milder geworden. Seltener trat die Wegnahme von Land und Wohnung ein, häufiger die Strafe am Leben. Die Männer tötete man durch Speere oder Steine, die sie so lange von sich abwehren durften, als sie Kraft dazu hatten. Diebe mußten den Tod erleiden, die Mörder dagegen seltener. Die schuldigen Frauen wurden gewöhnlich ertränkt; sie gingen meist freiwillig in das tiefere Wasser auf dem Riff, knieten nieder und wurden dann so lange heruntergedrückt, bis sie erstickten [1].

Wenn die Oberhäuptlinge ihre Leute zum Kriege sammeln, so berichtet Chamisso [2] von seiner Zeit, stößt der Häuptling jeder Gruppe mit seinen Pirogen zu dem Heere. Sie suchen den Feind mit überlegenen Streitkräften zu überfallen, kämpfen aber nur auf dem Lande. Die Frauen nehmen ebenfalls Anteil am Kampf, nicht bloß bei Verteidigungs-, sondern auch bei Angriffskriegen. Die Männer stellen sich mit den Schleudern, Lanzen und Stöcken in die vorderste Reihe. Die in der zweiten Reihe stehenden Frauen schlagen die Trommel nach dem Befehle des Häuptlings und schleudern Steine. Nach dem Kampfe dienen sie als Vermittlerinnen zwischen beiden Teilen. Die Frauen, welche in Gefangenschaft geraten, werden gut behandelt, die Männer nimmt man gar nicht gefangen. Jeder Krieger nimmt den Namen des Feindes an, den er im Kampf erschlagen hat. Ist eine Insel erobert, so werden alle Früchte geplündert, aber man schont die Bäume.

Die Ehe beruht auf der freien Einwilligung der beiden Teile und kann aufgelöst werden, wie sie geschlossen wurde. Die Frau ist die Gefährtin des Mannes; sie scheint ihm freiwillig und ohne Zwang als dem Oberhaupte der Familie zu gehorchen. Bei den Ausflügen geht der Mann als der Beschützer voraus und die Frau folgt ihm. Wenn man über eine Sache beratschlagt, so sprechen die Männer zuerst; die Frauen nehmen, wenn man ihren Rat hören will, an der Beratung teil, und man hört ihre Reden aufmerksam an. Die unverheirateten Frauen sind ganz frei, wenn sie nur für ein gewisses Dekorum sorgen. Ein junges Mädchen verlangt, daß ihr der Geliebte Geschenke mache, aber die Verhältnisse beider Geschlechter bleiben immer in ein gewisses Dunkel gehüllt.

Zwischen zwei vertrauten Freunden gehen die Rechte so weit, daß einer dem andern im Notfall seine Frau abtreten muß. Ein barbarischer Gebrauch ist auch der, welcher jede Mutter nötigt, nicht mehr als drei Kinder zu nähren. Die weiteren Kinder müssen lebendig begraben werden. Nur die Familien der Häuptlinge sind diesem grausamen Gesetz nicht unterworfen. Chamisso meint, der Grund dieses Gesetzes sei die Unfruchtbarkeit des Landes und der Mangel an Lebensmitteln.

---

[1] Hager, Die Marshallinseln 99.

[2] Dumont d'Urville, Malerische Reise um die Welt usw. II 247.

Die unehelichen Kinder werden ebenso wie die ehelichen aufgezogen. Können sie gehen, so nimmt sie der Vater zu sich. Erkennt kein Mann das Kind an, so behält es die Mutter, und wenn die Mutter stirbt, sorgt eine andere Frau für dasselbe.

Die Leichen der Verstorbenen werden mit Stricken in die Stellung sitzender Personen gebunden. Die Häuptlinge werden in viereckigen Gehegen begraben, die von einer steinernen Mauer umgeben und von Palmen beschattet sind. Die Leichen der gemeinen Leute wirft man in das Meer. Die Körper der im Kampfe erschlagenen Feinde werden ihrem Range nach ebenso behandelt. Ein Stab, der in die Erde geschlagen und mit ringförmigen Einschnitten bezeichnet wird, deutet das Grab der Kinder an, denen das Gesetz nicht gestattete, zu leben.

Von der Religion der Marshallaner schreibt Chamisso[1]: Die Eingebornen beten einen unsichtbaren Gott an, der im Himmel wohnt; sie bringen ihm Opfer von Früchten unter freiem Himmel ohne Tempel und Priester. In ihrer Sprache heißt Jagueach Gott; der Name ihres Gottes ist Anis. Wenn man Krieg oder eine wichtige Angelegenheit unternimmt, werden feierliche Opfer dargebracht. Ein Mann aus der Versammlung (jeder außer dem Häuptling) bringt der Gottheit Früchte dar, indem er sie in seinen Händen hält; die Formel der Anrufung ist: Uidieu Anis mine jeo. Das versammelte Volk wiederholt die letzteren Worte. Wenn ein Familienoberhaupt auf den Fischfang geht oder irgend etwas Wichtiges unternimmt, bringt er in seiner Familie ein Opfer. Auf mehreren dieser Inseln gibt es geweihte Kokospalmen, auf deren Gipfel Anis nach der Meinung der Eingebornen gern herabsteigt. Am Fuße dieser Bäume werden vier Bretter im Viereck aufgestellt. Indessen scheinen diese Orte nicht besonders verboten zu sein, und die Früchte des Baumes werden wie gewöhnlich gegessen.

Gerland[2] bezeichnete es als einen Irrtum, daß Chamisso den Namen Anis auf einen einzigen unsichtbaren Gott im Himmel ausdehne, während dies nur auf den Gott, der in Bigar wohnt, paßt. „Es ist merkwürdig, daß man auf Bigar den Namen Anis nicht aussprechen noch anflehen darf, um nicht den Zorn des blinden Gottes zu erregen, entweder weil er der mächtigere ist, vor dem der unbedeutende Schutzgeist verschwindet, oder aber sollte hierin etwa das Gefühl sich aussprechen, daß die Anis . . . als die späteren nicht ganz als rechtmäßige Emporkömmlinge gefühlt wurden?" Gerland scheint also anzunehmen, daß die Marshallaner ursprünglich einen Gott im Himmel kannten, aber daß dieser allmählich durch die untergeordneten Geister aus dem Gesichtskreise verschwand. Möglich ist das, und es scheint durch das bestätigt zu werden, was der Missionär P. Filbry[3] berichtet. Ein zum Christentum bekehrter geweckter Marshallaner, namens Temitauva, sagte ihm: „Einen guten Gott kennen die Heiden nicht, wenigstens haben sie keinen Namen für ihn. Eine Ahnung von einem besseren Wesen müssen sie jedoch haben, denn sie glauben an ein Leben nach dem Tode, das entweder

---

[1] Ebd. [2] Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker V 2, 141.

[3] Vgl. Monatshefte zu Ehren U. L. Fr. vom heiligsten Herzen Jesu (Hiltrup i. W.), Jahrg. 1907, 106 ff.

glücklich oder unglücklich sein wird. Der böse Geist aber, ‚Ani', wird verehrt oder vielmehr gefürchtet und gehaßt. Der Nauruaner stellt sich unter ihm das Abscheulichste vor, was er sich nur denken kann. Sonderbarerweise hat der ‚Ani' seine besondern Stunden, wo er gefährlich ist. Bei Tage schläft er, von 8 bis 11 Uhr abends ist er sehr böse, greift aber den Menschen nur bei Mondschein an. Im Dunkel ist er feige, und wenn der Mensch noch eine brennende Fackel mit sich führt oder einen Hund bei sich hat, dann wagt er sich selten an ihn heran. Am wütendsten ist er, wenn der Mond größer ist, d. h. wenn er bei Auf- oder Untergang nahe am Horizont steht."

Alles Böse, was den Insulanern widerfährt, schreiben sie dem „Ani" zu. Ein alter halbblinder Mann setzte sich einst am Abend am Feuer nieder und schlief ein; sein Grasrock fing ein wenig Feuer, er fühlte es und schlug einige Male mit der Hand an dem Grasrock vorbei; schließlich wachte er vollends auf, und als er das um sich greifende Feuer sah, rief er: „Ah, du (Ani) willst mich also absolut holen? Nun, dann brenne ruhig weiter"; er rührte sich nicht mehr und erlag am andern Morgen seinen Brandwunden.

Die Zauberer benutzen diesen Aberglauben und leisten ihm Vorschub. Filbry erzählt: Auf die Frage: „Hat denn jemand den Ani gesehen?" erhielt ich die Antwort: „O sicher, der Men mueaeo (Zauberer) kennt ihn am Pfiff, sieht ihn kommen, spricht mit ihm, und der Ani kündet ihm an, daß dieser oder jener krank wird oder sterben muß." Nach Hager[1] besteht auf den Marshallinseln das Amt der Zauberpriester, die er Drikanan nennt, vornehmlich im Weissagen, ihnen erschien Ani und offenbarte die Zukunft. Während sie mit ihm verkehrten, enthielten sie sich der Speise, gewöhnlich ein bis zwei Tage. Man befragte sie über Krieg und Reise, Ernte, Wind, Krankheiten usw. Seinem Schutzgeist (dem Ani) heiligte man das Kopfende des Lagers, und den ersten Bissen jeder Mahlzeit warf man ihm zum Opfer an diese Stelle. Man glaubte, fügt Hager bei, an ein Fortleben nach dem Tode und hoffte, nach Inseln zu kommen, wo alles im Überfluß vorhanden sei.

Chamisso ist voll des Lobes über den Charakter der Marshallaner, er preist die Züchtigkeit der Frauen, die Sorgfalt der Eltern für ihre Kinder und die guten Beziehungen zwischen Häuptlingen und Untergebenen. Trotz seiner Armut hat dieses Volk keines der Laster, welches so viele polynesische Stämme herabwürdigt. In Bezug auf die Sittlichkeit drücken sich die Missionäre allerdings zurückhaltender aus, sie bezeichnen die Bevölkerung geradezu als sittlich tiefstehend und klagen über den verderblichen Einfluß, den der amerikanische Wesleyanismus auf die Wilden ausgeübt. Man hat den Eingebornen die alte Religion genommen und ihnen dafür nichts gegeben als einen christlichen Firnis, unter dem sich der alte Aberglaube und viel religiöser Indifferentismus breit macht.

---

[1] Die Marshallinseln 102.

5. Die Gilbertiner.

In allen Beziehungen schließen sich eng an die Marshallinseln die Gilbert- oder Kingsmillinseln an, welche die östlichste Gruppe Mikronesiens bilden[1]. Auch diese Inseln sind meist Atolle. Ihre Zahl beläuft sich auf 18, von denen 9 nördlich und 9 südlich vom Äquator liegen. Tarawa ist die größte. In physischer Beziehung stimmen die Gilbertiner mit den Marshallanern überein, doch sind sie durchschnittlich kräftiger und schöner gebaut, dafür galten sie bis in die neueste Zeit als wilder und roher denn jene. Die Tätowierung ist in Anordnung und Zeichnung auf allen Inseln im wesentlichen gleich, dient aber nur als Schmuck und findet sich häufiger bei Frauen als bei Männern.

Die Eingebornen werden uns von allen Missionären als friedliche und harmlose Leute ohne die schlimmen Eigenschaften der Barbaren geschildert. Eigentliche Anthropophagen waren sie nie. Vor Zeiten wurde im Kriege die Leiche des besiegten Häuptlings zerstückelt und wohl auch gegessen, doch war dieser Akt mehr eine Art Siegesweihe als eigentlicher Kannibalismus. Früher waren sie auch dem Trunk des Karavé (gegorener Palmsaft) sehr ergeben. Sie sind große Liebhaber des Tabaks und verbringen einen guten Teil der Zeit auf den Matten liegend mit Rauchen und Plaudern.

Die Frauen tragen, wenn sie sie erlangen können, lange Tuniken, die vom Hals bis zum Fuß reichen, oder sie begnügen sich mit der alten Nationaltracht, dem sog. „Riri", der in einem Gürtel mit kurzen Blattstreifen besteht. Die Kinder gehen ganz nackt, dasselbe wird mehrfach auch von den Männern behauptet[2], ist aber nicht allgemein richtig, denn nach P. Eduard Bontemps M. S. C. trugen die Männer auf Nonuti und Nukunau wenigstens ein Stück Tuch um die Lenden. „Sie haben noch nicht dieselbe Auffassung vom Anstand wie wir — und abgesehen von einem sehr passenden Gürtel aus langen Kokosfasern, den sie nie ablegen, tragen sie kein Bedenken, sich aller andern Kleider zu entledigen, um bei der Arbeit nicht gehindert zu werden oder noch mehr, um die Kleider zu schonen. Einige jedoch haben vollständigere Ideen von Bescheidenheit und geben den andern ein gutes Beispiel."[3] Manche durchbohren die Ohrlappen und stecken das Rohr ihrer Tabakspfeife oder sonst einen ziemlich großen Gegenstand hinein.

---

[1] Als Quellen für das Folgende dienten uns vor allem die treffliche Studie von R. Parkinson, Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner, im Internationalen Archiv für Ethnographie II, Leiden 1889, 31 ff 90 ff; ferner die Berichte der Missionäre vom heiligsten Herzen (Issoudun), die schon über dreißig Jahre auf den Inseln wirken. Vgl. Missions catholiques 1880, 554 ff; 1889, 29 ff 58 ff; 1910, 286 ff; K. Hager a. a. O. 139 ff.

[2] Allgemeine Missionszeitschrift 1887, 68.

[3] Missions catholiques 1889, 59. Parkinson schreibt in seiner erwähnten Studie (S. 97): „Die Bekleidung ist selbstverständlich höchst einfach. Kinder laufen bis zu ihrem 10. oder 11. Jahre, manchmal noch länger, nackt herum. Erwachsene Männer wickeln eine Matte um den Körper und binden dieselbe mit einer Schnur fest. . . . Die Frauen tragen den sog. ‚Riri', d. i. eine Art Schürze, welche einen Fuß lang ist, rings um den Körper geht und über den Hüften befestigt wird." Man muß also wohl annehmen, daß die erwachsenen Männer zwar gewöhnlich eine notdürftige Kleidung trugen, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß sie sich zuweilen bei der Arbeit auch dieser Kleidung entledigten.

Die Eingebornen wohnen in der Regel familienweise in getrennten Häusern oder wenigstens in getrennten Abteilungen desselben Hauses. Außerdem gibt es in jedem Dorf größere Gemeindehäuser, wo alle Unterkunft finden können, auch die Fremden, und wo sie so oft zusammenkommen, als ihnen beliebt. Auf einigen Inseln ist die Bevölkerung in drei Klassen oder Stände eingeteilt: die Häuptlinge, die den größten Teil des Grund und Bodens und die politische Macht besitzen, dann die freien Grundbesitzer und endlich die gemeinen Leute ohne Grundbesitz[1].

In politischer Beziehung bestanden auf einigen Inseln kleine Königreiche und auf andern Republiken; in beiden Fällen aber regierte eigentlich der Rat der Alten das Land. Nur die Tapfersten hatten in diesem Senat Stimme, die Schwachen und Feigen, besonders die, welche im Krieg geflohen waren, hatten nur zuzuhören und sich zu unterwerfen. Die Königswürde ist erblich; der Sohn ist der Nachfolger des Königs; werden ihm jedoch keine Knaben geboren, so ernennt er einen Adoptivsohn, der in alle Rechte des leiblichen Sohnes eintritt. Die kleineren Landbesitzer, d. h. solche, die nur eben soviel Land haben, daß sie darauf leben können, bilden eine eigene Klasse, Aomatta genannt; sie haben nach Parkinson gewöhnlich keine Stimme in Regierungsangelegenheiten. Auf dem Grund und Boden der großen Landeigentümer wohnen Leute einer eigenen Klasse, genannt „Te Torro". Sie sind die Vasallen der großen Landbesitzer (Te Tokker) und haben einzig und allein die Nutznießung von dem Land, worauf sie leben. Dafür müssen sie ihrem Herrn im Kriege Leute stellen, sie müssen ihm die gewünschte Anzahl Kokosnüsse bringen und was er sonst zu seinem Haushalt braucht. Die niedrigste Stufe sind „Te Bei", auch manchmal „Kaungo" genannt, die kein Land haben, sondern sich bei einem großen Landbesitzer aufhalten, von dem sie beköstigt werden und für den sie arbeiten; gefällt es dem Herrn, so gibt er ihnen ein Stück seines Landes, und sie rücken dadurch in die höhere Klasse der „Te Torro" auf. Diese beiden Rangstufen haben in Regierungsangelegenheiten keine Stimme, sie folgen ohne Murren ihrem Herrn; die „Tebei" sind kaum mehr als eigentliche Sklaven. Gewöhnlich heiraten nur Individuen derselben Klasse untereinander; selten gelingt es dem Manne einer niederen Klasse, eine Frau aus einer höheren oder auch aus einer niedrigeren Klasse zu erlangen.

Die Familie ist, sagt Bontemps, ziemlich gut konstituiert. Die Vielweiberei war zwar gestattet, aber unter dem gewöhnlichen Volke selten. Nur die Reichen mit größerem Grundbesitz hatten nicht selten zwei Frauen, gewöhnlich zwei Schwestern. Überhaupt besteht die Meinung, daß wer eine Frau nimmt, ein Recht erhält, auch deren Schwestern zu heiraten, sowie es auch als Rechtsbrauch gilt, daß eine Witwe mit ihren Kindern an den Bruder des verstorbenen Mannes übergeht. Mißbräuche gegen das natürliche Sittengesetz über die Ehe existieren sonst kaum. Ehebruch von seiten der Frau ist sehr selten und wird durch Abschneiden der Nase bestraft. Töchter werden in frühester Jugend verlobt, und zwar entscheidet der Verlobte über die Verlobung seiner jüngeren Schwestern. Was den Familien bei den Gilbertinern schadet, ist der Brauch

[1] Allgemeine Missionszeitschrift 1887, 60.

des Kindesaustausches, der trotz der großen Liebe der Eltern zu ihren Kindern besteht. Um sich nämlich vorteilhafte Familienverbindungen zu verschaffen und die Kinder zu bereichern und vor allem, weil die Sitte das nun einmal fordert, treten die Eltern ihre Kinder an eine andere Familie ab und adoptieren dafür die Kinder dieser Familie. Die Adoptivkinder werden wie eigene Kinder erzogen, erhalten ihre Aussteuer und treten zu einem großen Teil in den Besitz des Erbes, das so den eigenen Kindern entzogen wird. Die Missionäre kämpften von Anfang an gegen diese Unsitte, jedoch mit geringem Erfolg.

Ehe. Die Kinder werden oft früh verlobt, manchmal schon bevor sie geboren sind. Hat z. B. ein Insulaner einen Adoptivsohn, den er zu verheiraten wünscht, so geht er zu einem andern Adoptivvater, dessen Adoptivkind erst geboren werden soll, und macht ihm den Vorschlag, das zu erwartende Kind, wenn es ein Mädchen ist, seinem Adoptivsohn zur Frau zu geben. Kommen die Adoptivväter überein, so wird bei der Geburt des Mädchens dem Adoptivvater des Knaben das dem Adoptivkinde bestimmte Eigentum, gewöhnlich ein Stück Land, übergeben. Werden dem erstgebornen Mädchen später Schwestern geboren, so werden dieselben auch als Frauen des Jünglings betrachtet; das gilt jedoch nur für die Mädchen einer und derselben Mutter. Es ereignet sich häufig, daß der erwachsene Jüngling eine andere Wahl trifft, das sehen aber die Verwandten der im Stich gelassenen Braut als eine Beleidigung an; diese sammeln nun ihre streitbaren Männer, um den ungetreuen Bräutigam oder dessen Adoptivvater zu töten; aber auch die letzteren haben inzwischen mobil gemacht, und durch Vermittlung einer dritten Partei wird nun in den meisten Fällen ein Vergleich getroffen; der ungetreue Bräutigam übergibt den Verwandten der verlassenen Braut ein Stück Land und ein Kanoe. Damit ist die Sache erledigt. Ganz dasselbe ereignet sich, wenn die Braut ihrem Bräutigam untreu wird[1].

Hält man die Verlobung aufrecht, so wird, wenn die Braut etwa vierzehn Jahre alt geworden, die Ehe feierlich geschlossen. Wohnen die jungen Leute auf derselben Insel, so wird die Braut zu dem Hause des Bräutigams geführt, und dort finden die Festlichkeiten statt; wohnen sie auf verschiedenen Inseln, so holt der Bräutigam die Braut, und in ihrem Hause wird die Hochzeit gefeiert. Die Verwandten und Freunde der Brautleute bringen Geschenke und werden dafür reichlich bewirtet. Am Abend des Hochzeitstages legt sich das junge Paar in seiner Hütte auf eine neue Matte. Eine alte Frau bildet aus den gekochten Früchten des Pandanusbaumes einen Kreis um sie, reicht dann zwei von diesen Früchten dem Paar, nachdem sie vorher die Göttin Eibong um Schutz und Kindersegen für dasselbe angerufen hat. Nachdem die zwei Früchte von dem Ehepaar verzehrt sind, werden die übrigen an die außerhalb der Hütte weilenden Verwandten und Freunde verteilt. Über die Matte aus Kokosblättern wird nun eine feine Matte von Pandanusblättern ausgebreitet, und die alte Frau läßt die jungen Leute allein. Verwandte und Freunde gehen in die umliegenden Hütten, und plötzlich ist Ruhe und Stille eingetreten. Nach einer Viertelstunde

[1] Parkinson, Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner a. a. O. II 37.

etwa kommt der junge Ehemann aus der Hütte, läuft zur Hütte des Adoptivvaters und ruft laut, man möge Licht und Öl herbeischaffen; der Adoptivvater wiederholt denselben Ruf, und aus allen Hütten eilen jetzt die Freunde mit Fackeln und Ölgefäßen in die Hütte des jungen Paares. Hier hebt der Adoptivvater die junge Frau empor, alle gießen das mitgebrachte Öl über die Matte und salben sich mit demselben Kopf und Körper. Damit ist die Feierlichkeit geschlossen.

Das junge Paar lebt von nun an in der Hütte des Adoptivvaters, und derselbe sorgt für alle Bedürfnisse, ohne jedoch immer den verdienten Dank zu ernten. Aber er ist meist selbst schuld daran, weil er die Adoptivkinder von frühester Kindheit an gründlich verzieht. Die Frau ist fortan vom Ehemann unzertrennlich, sie folgt ihm überall hin: in den Krieg, zum Fischfang usw. Nur zum Spiel und Tanz in dem großen Hause der Dorfschaft geht sie nicht mit. Für sie ist nach der Hochzeit Spiel und Tanz in diesem Hause vorbei; sie muß zu Hause auf ihren Gatten warten, und findet er sie bei der Heimkehr dort nicht, so setzt es eine Tracht Prügel ab. Behandelt indes der Ehemann die Frau schlecht, so kann ihr Adoptivvater sie zurückverlangen, und dann ist die Ehe aufgelöst. Der Mann kann auch die Frau dem Adoptivvater zurückschicken. Geschieht dies, ehe die Frau Kinder hat, so muß der Mann ein Stück Land und ein Kanoe hergeben, und die verstoßene Frau kann wieder heiraten. Hat jedoch die Frau bei der Entlassung schon Kinder, so findet man die Verstoßung ganz in der Ordnung, und es wird keine Sühne erlegt, die Frau darf indessen nie wieder heiraten, wohl aber der Mann. Stirbt ein Ehemann, so wird seine hinterlassene Witwe von seinem Bruder als Frau zu sich genommen, jedenfalls darf sie dann keinen andern Mann heiraten; der Bruder sorgt auch für ihre etwaigen Kinder.

Alte Leute, die nicht mehr arbeiten können und zu stumpf werden, um in den allgemeinen Beratungen eine Stimme zu haben, verlieren gewissermaßen das Recht zum Leben, man läßt sie fühlen, daß es für sie besser wäre zu sterben; man beschleunigt zwar den Tod nicht direkt, aber behandelt sie so schlecht, daß derselbe nicht allzu lange auf sich warten läßt. Die alten Männer, solange sie noch rüstig sind und in den Beratungen Stimme haben, stehen jedoch in großem Ansehen. Junge Leute nehmen überhaupt nicht teil an den Beratungen, sie haben mit dem zufrieden zu sein, was die Alten beschließen[1].

Gebräuche bei Todesfällen. Die Begräbniszeremonien sind stets dieselben, mag der Tod ein natürlicher oder gewaltsamer sein, vorausgesetzt, daß der Leichnam in den Händen der Verwandten ist; sonst behandelt man oft Verstorbene nichts weniger als pietätvoll. Die Verwandten des Verstorbenen waschen den Leichnam, salben ihn und legen ihn dann unbekleidet auf eine Matte in der Hütte nieder. Dann beginnt die Totenklage mit Schreien und Heulen. In der Totenklage werden die Verwandten des Verstorbenen aufgezählt, seine Taten und Tugenden gerühmt; sie dauert drei Tage. Hat einer die Totenklage beendet, so verläßt er die Hütte, um sich draußen an den Schmausereien und Tänzen zu beteiligen. Am dritten Tage schmückt man die Leiche. Um den

[1] Parkinson, Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner, a. a. O. II 40.

Hals z. B. wird eine Schnur von Menschenzähnen gelegt. War der Verstorbene eine Person von Rang (z. B. ein König), so wird der Leichnam in Matten gehüllt, zusammengeschnürt, dann auf die Querbalken der Hütte geschoben und dort aufbewahrt. Gewöhnlich jedoch findet eine Beerdigung statt. Nimmt man die Beerdigung in der Hütte vor, so gibt man der Leiche eine solche Lage, daß der obere Teil des Schädels aus dem Grabe hervorragt; außerhalb der Hütte wird das Grab ganz zugedeckt. Am fünften oder sechsten Tag nach der Beerdigung findet eine neue Feierlichkeit statt. Das Kopfende des Grabes wird geöffnet und der Kopf des Toten hervorgeholt. Alle Fleischteile werden abgeschabt und wieder ins Grab gelegt, das für immer geschlossen wird. Der sorgfältig gereinigte Schädel jedoch wird von nun an im Hause aufbewahrt und ist der Gegenstand großer Verehrung und Sorgfalt; er wird auf Wanderungen und Reisen mitgeführt, man salbt ihn mit Öl, bläst ihm Tabakrauch in die Mundhöhle, bietet ihm Essen an, spricht zu ihm und behandelt ihn wie eine noch lebende Person [1].

Erbrecht. Stirbt ein unverheirateter Insulaner, so fällt sein Eigentum den Geschwistern zu; wenn darunter ein Bruder ist, so erhält dieser einen größeren Anteil; wenn mehrere Brüder vorhanden sind, so der älteste derselben. Hinterläßt der Verstorbene eine Frau mit Kindern, so geht das Eigentum auf die Kinder über; ist darunter ein Adoptivkind, so erhält dieses einen größeren Anteil; die Witwe hat jedoch die Nutznießung, bis die Kinder erwachsen sind. Hinterläßt er eine Frau und keine Kinder, so wird über seine Hinterlassenschaft verfügt, als wenn er unverheiratet gewesen wäre; die Frau wird dann gewöhnlich von demjenigen versorgt, dem der größte Teil der Erbschaft zufällt. Wenn Adoptivkinder sterben, solange ihre Adoptiveltern noch am Leben sind, fällt das ihnen bei der Geburt gegebene Stück Land an die Adoptiveltern zurück. Die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen besteht ausschließlich aus Land, Haus und einem oder zwei Kanoes.

Im vorhergehenden sind schon einige Strafen erwähnt worden, so die Strafe für gebrochenes Eheversprechen und für böswilliges Verlassen der Ehehälfte. Diebstahl wird gewöhnlich durch Wegnahme eines Stückes Land bestraft und manchmal auch mit Verweisung von der Insel. Von Zeit zu Zeit erläßt die Regierung auch wohl Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung, z. B. das Verbot, auf eine bestimmte Zeit den Manging (Palmwein) zu trinken, weil infolge dieses berauschenden Getränkes viele Streitigkeiten entstehen. Strafen für Übertretung solcher Gesetze bestehen entweder in einer Anzahl Kokosnüsse oder einer Anzahl Rollen des Kabulo (eine Art Kuchen aus der Frucht des Pandanusbaumes). Helfen diese Strafen nicht, so nimmt man manchmal dem Übertreter sämtliche Kokosnüsse seines Grundstückes oder sämtliche Pandanusfrüchte.

Religion. Parkinson sagt: „Von Göttern haben die Insulaner eine große Anzahl. Es gibt keine allgemein als oberste anerkannte Gottheit; einige Familien haben diesen, andere jenen Gott, den sie anbeten und dem sie vertrauen; sie erkennen zwar die andern Götter an, schreiben ihnen aber keinen so großen Einfluß zu."

[1] Ebd. 43.

Die Behauptung, daß die Gilbertiner keine allgemein als oberste anerkannte Gottheit hatten, bedarf jedenfalls der Einschränkung. P. Dupuy M. S. C., der lange als Missionär auf den Gilbertinseln gelebt, gibt zwar zu, daß die Religion der Insulaner der Polytheismus war, fügt aber dann bei[1]: „Sie nehmen an, daß am Anfang ein einziger Gott, mit Namen Nareau, der Schöpfer der unteren Gottheiten und des Universums, dagewesen sei. Wir erweisen ihm keinen Kult, sagen sie, weil er gut ist und uns nichts Böses zufügen kann; wir richteten aber Gebete und Opfer an die Antis (bösen Geister), um sie zu versöhnen und zu hindern, uns zu schaden."

Einige Greise erinnern sich noch an die ehemalige Mythologie und Kosmogonie. Einer von ihnen erzählte darüber dem Missionär wörtlich: Am Anfang existierten weder Himmel noch Erde noch Menschen; alles war leer. Nareau tat nun folgendes, als er sich daran machte, Himmel und Erde zu erschaffen. Er ging auf seinem Himmel hin und her. Er ging nach Norden und sprach heilige Worte. Dieses waren die heiligen Worte: „Ich herrsche, ich herrsche über den Himmel im Norden; es gibt keinen Anti, es gibt keinen Menschen, nur ich, Nareau, bin allein da." Er ging dann auch nach Süden und sprach: „Ich herrsche, ich herrsche über den Himmel im Süden; es gibt keinen Anti und keinen Menschen; ich, Nareau, bin allein da." Darauf stellte er sich auf einen weichen Platz, der keine Festigkeit hatte, öffnete sich seine Seite, und die Leber sprang heraus. Und er nannte sie Salzwasser, Ozean und Erde. Als er sich die Seite geöffnet hatte, sah er Menschen unter sich. Er kannte ihre Namen nicht, aber er hatte einen Vogel, der Tikutaumambe hieß; diesen sandte er auf den Kopf eines der Menschen. Da riefen alle Gefährten dieses Menschen seinen Namen: Karapinopinonikai, d. h. der, welcher den Baum wälzt oder zieht. Nareau hörte diesen Namen und behielt ihn. Der Vogel setzte sich dann der Reihe nach auf die Köpfe der übrigen Menschen, und die andern nannten dann ihre Namen: Kotoro, Kotei, Karitora usw. So erfuhr Nareau die Namen aller Menschen, die unter ihm standen.

Diese Sage wird auch von Parkinson erwähnt, aber in anderer Form, da sie nicht auf allen Inseln gleich lautet, und er nennt den Gott nicht Nareau, sondern Nareua. „Nareua" (na reua) wird auch „Rigi" genannt. Er soll in „Tamoa"[2] aus einem Stein hervorgegangen sein. Das Himmelsgewölbe lag noch wie eine Decke über Tamoa; damit Bäume wachsen und die Menschen und Tiere sich frei bewegen könnten, erhob es Nareua von Tamoa. Um es rund zu formen, gebrauchte er den Aal „Rigi", zu welchem Fisch er sich noch heutzutage manchmal begibt und den deshalb die Insulaner nicht fangen und essen. Als Nareua das Himmelsgewölbe vollendet, kam er auf seinen Wanderungen zu einem wüsten, mit Sand und Steinchen bedeckten Landstück; er bepflanzte es mit Palmen und Pandanusbäumen und nannte es Taputeuwea (eine der Gilbertinseln). Hier blieb er lange und seine Wohnung war Takoronga; hier erschuf er auch das erste Menschenpaar; einen Mann, de Babou, und

[1] Missions catholiques 1910, 287.

[2] Da die Gilbertiner das S nicht aussprechen können und dafür stets T gebrauchen, ist wohl Samoa gemeint (vgl. Parkinson, Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner, a. a. O. 104).

eine Frau, de Ai genannt. Zu diesen sagte er: „Ich lasse euch hier zurück, damit ihr dieses Land, das mein Eigentum ist, bewachet; ich werde wieder kommen, um zu sehen, was ihr tut; hütet euch aber, euch zu vermehren, denn Kinder will ich hier nicht haben. Gehorchet ihr nicht, so fürchtet meine Strafe." Dann ging er fort. Das Paar hatte aber die Warnung bald vergessen, und de Ai gebar drei Kinder: Tai (die Sonne), Namakaena (den Mond) und Deboka di butani (das salzige Wasser). Durch den Aal „Rigi" erfuhr Nareua, daß man auf Taputeuwea seine Gebote übertreten hatte; er ergriff eine Keule und zog zur Insel, um die Ungehorsamen zu töten. Aber das Paar fiel vor dem erzürnten Gott auf die Erde und flehte, sie zu verschonen, da Tai den Tag hell mache und Namakaena während der Nacht seine Stelle vertrete und das dritte Kind von Fischen und andern Tieren wimmle und ihnen die Nahrung liefere. Nareua fand die Bitte begründet, ließ das Paar leben und begab sich wieder fort. Es folgen dann noch allerlei absurde Abenteuer des Nareua, die wir übergehen.

Auf Arorai wird die Legende so erzählt. Nareua erschuf zuerst Tamoa. Das Himmelsgewölbe ruhte noch auf der Erdoberfläche, Nareua konnte es erst erheben, nachdem er die Bekanntschaft Rigis gemacht hatte. Rigi erhob das Gewölbe und Nareua gab ihm die Fähigkeit, sich in einen Aal zu verwandeln, damit er das Himmelsgewölbe rings um Tamoa mit der Wasserfläche verbinde. Nachdem Tamoa erschaffen war, wurden nach jeder der vier Himmelsrichtungen noch je 17 Inseln geschaffen. Eine dieser Gruppen ist die Gilbertgruppe. Die Menschen erschuf Nareua, indem er einen Baum auf Tamoa anzündete; die Funken und die Asche wurden nach allen Richtungen zerstreut, und daraus entstanden Menschen. Unter dem Namen „Rigi" wird Nareua auch heute noch als eine der vier oberen Gottheiten verehrt und in den verschiedensten Fällen angerufen. In ihm schimmert noch immer die Idee von dem einen höchsten Wesen, dem Schöpfer aller Dinge, durch, welche die Insulaner bis heute dunkel bewahrt haben. Auch der Missionär P. Ed. Bontemps M. S. C.[1] schreibt: „Vor der Ankunft der Europäer hatten die Eingebornen die Idee Gottes, den sie mit einem Namen, der vielen polynesischen Sprachen gemeinsam ist: ‚Te Atua', nannten. Als Gesetzbuch hatten sie das natürliche Sittengesetz.... Sie glaubten an das Fortleben der Seelen nach dem Tode."

Während aber dieser dunkel erkannte Gott keinen Kult erhielt, verehrte man um so mehr andere, untergeordnete Gottheiten. Einige von diesen Göttern gelten als obere und allgemeine Gottheiten, die alles regeln, ihren Anbetern Glück und Unglück senden und deshalb in den verschiedensten Angelegenheiten angerufen werden. Unter ihnen ragt besonders Wanigain oder Tabu-Ariki hervor, wie ihn P. Ferd. Hartzer M. S. C.[2] nennt; Parkinson nennt ihn Tabuarik. Der letztere[3] schreibt darüber: Tabuarik hat eine Zahl von Verehrern. Er wohnt über den Sternen und erzeugt den Donner; seine Frau ist De Itji (der Blitz);

[1] Mission de Micronésie. Rapport à la Propagande, Issoudun 1895, 13—14.
[2] Les Iles Blanches des Mers du Sud, Paris 1900, 12.
[3] Internationales Archiv für Ethnographie 100.

sie zeigt ihr Angesicht in den Wolken, wenn ihr Gemahl donnert, aber kein Sterblicher wagt es, ihr ins Angesicht zu schauen; wer das täte, würde augenblicklich mit dem Tode bestraft. Tabuarik wird sehr gefürchtet; was er durch den Mund seiner Priester verkündet, ist Befehl und unzweifelhafte Wahrheit; auf jeder Insel hat er seine Propheten, die aber nicht alle denselben Ruf genießen, weil Tabuarik nicht mit allen gleich verkehrt. Die Priester können überall ihren Tabuarik anrufen und dessen Erscheinung erhalten, dennoch sind besondere Häuser errichtet, wohin sie sich begeben, um mit Tabuarik zu reden. Diese Häuser gleichen den gewöhnlichen Häusern, nur haben sie kein zweites Stockwerk; außerhalb des Hauses steht ein ca 4 Fuß hoher Stein, umgeben mit einem Kreis von kleinen Steinen; der innere Raum des Kreises ist mit feinen Steinchen und Muscheln ausgefüllt. Der Stein wird vom Priester von Zeit zu Zeit mit dem Herzblatt der Kokospalme umwunden. Zeitweilig wohnt Tabuarik in dem Stein und spricht mit dem Priester, und die Insulaner gehen dorthin, um zu hören, was der Gott gesagt hat. Kinder dürfen nicht in das Haus eintreten, und die Erwachsenen tun es nur mit einer gewissen Scheu und vermeiden alles laute Reden und Lärmen. Hierher bringt man auch die Opfer, die in Speisen bestehen und rings um den Stein aufgestellt werden. Hier holt sie und verzehrt sie der Priester im Namen seines Gottes [1].

Dieses Haus ist auch eine Freistätte für Verfolgte; wer in Lebensgefahr ist und das Haus Tabuariks erreichen kann, ist geborgen, keiner wird es wagen, in dem Gotteshause Blut zu vergießen, er würde sofort getötet werden. Auf einigen Inseln hat Tabuarik außer den Häusern auch noch eine kleinere oder größere Landstrecke, die als sein besonderer Lieblingsaufenthalt gilt. Ein solcher Ort wird in Friedenszeiten nie betreten, dort werden keine Bäume gefällt und keine Früchte gepflückt. Zu Kriegszeiten erlaubt der Gott im Notfall das Betreten dieses Landes, aber man muß es sobald als möglich wieder verlassen. Selbstverständlich hören hier alle Feindseligkeiten auf. Tabuarik nimmt mitunter die Gestalt eines Haifisches an, deshalb betrachten seine Verehrer den Hai als heilig und töten ihn nie [2].

Neben Tabuarik steht ein anderer Gott, Auriäriä, der vormals ebenso große Macht und ebenso viele Anhänger hatte als Tabuarik; aber sein Ansehen ist sehr geschwunden, seitdem Tabuariks Priester mehr Glück im Prophezeien hatten. Nach Parkinson soll wie Tabuarik so auch Auriäriä ehemals ein großer Häuptling gewesen sein, den Streitigkeiten mit seinen Anverwandten zur Auswanderung veranlaßten. Er nahm die Hälfte seines Landeigentums auf einem Stock über die Schulter und schritt übers Meer nach Maiana; hier ließ er sein Land fallen, das noch jeder sehen kann: ein kahles Korallenfelsplateau, auf dem nichts gedeiht als einige verkrüppelte Sträucher; das sind die Haare Auriäriäs, und wehe dem, der sie abhauen wollte. — De Weia ist eine böse, rachsüchtige Gottheit; sie tötet alle, die ihren Willen mißachten.

Außer den genannten vier höheren Göttern gibt es noch andere, untergeordnete Götter und Göttinnen, die nur in besondern Fällen angerufen werden. Nei

---

[1] Parkinson, Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner, a. a. O. 100.
[2] Ebd. 101.

Eibong z. B. ist die Göttin der schwangern Frauen und der Säuglinge, die bei verschiedenen Zeremonien während der Schwangerschaft und bei der Geburt angerufen wird, damit sie Mutter und Kind in ihren Schutz nehme; sie hat als Priesterinnen alte Frauen, von denen man annimmt, daß sie in näherer Verbindung mit der Gottheit stehen[1].

Daß die Gilbertiner an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, geht schon aus dem angeführten ausdrücklichen Zeugnis der Missionäre hervor; dieser Glaube ergibt sich auch aus den Begräbniszeremonien und der Verehrung der Ahnenschädel, endlich auch aus der weitverbreiteten Vorstellung, daß die Geister der Hingeschiedenen zu den Ihrigen zurückkehrten und unter ihnen umgingen[2].

Über den Charakter und die Sittlichkeit der Gilbertiner urteilen die Missionäre nicht ungünstig. Ein alter Seemann aus der Bretagne, der durch einen Sturm auf die Insel Nonuti verschlagen worden war und dort viele Jahre unter den Eingebornen vertraut lebte, wurde einst von den Missionären gefragt, was er von der Sittlichkeit der Insulaner halte. Die Antwort lautete: „Die Leute in den Großstädten Europas sind zehnmal schlechter." „Und das ist wahr", fügt der Missionär bestätigend hinzu. Tatsächlich wurden auch viele Gilbertiner bald sehr eifrige und sittenreine Christen.

Drittes Kapitel.

Die Polynesier.

1. Die Maori auf Neuseeland[3].

Kaum ein Land ist so schnell von der europäischen Zivilisation überschwemmt worden wie die Inselgruppe Neuseeland. Es sind noch keine 120 Jahre, seit sich die ersten europäischen Ansiedler auf den Inseln niederließen, und heute gehört das ganze Gebiet zu den Kulturländern. Es besitzt eine konstitutionelle Verfassung, ein geordnetes Schulwesen, Eisenbahnen, Telegraphen, Dampfschiffe usw. Heute sind die Eingebornen — die Maori — schon stark zusammengeschmolzen, und das Verschwinden der alten Rasse durch Vermischung mit den ausländischen Ansiedlern und durch Aussterben ist nur noch eine Frage der Zeit. Glücklicherweise besitzen wir zahlreiche Berichte über ihren Zustand vor Einführung des Christentums; denn heute sind sie zum größten Teil schon Christen.

Nach ihren Überlieferungen sind die Maori von Awaiki oder Awaihi gekommen, worunter sehr wahrscheinlich die Sandwichsinseln (Hawaii) zu ver-

[1] Ebd. 102.

[2] Vgl. Allgemeine Missionszeitschrift 1887, 69: „Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ist auch diesem Volke eigen."

[3] Quellen: Die Berichte des Missionärs P. Servant S. M. in den Annales de la propagation de la foi XV (1843) 1 ff; XVI (1844) 361 ff; ferner die Studie des P. Sauzeau S. M. in den Missions catholiques 1883, 82 ff 89 ff. Annales des Missions d'Océanie I (1895) 1—216 537 ff. Monfat S. M., Les origines de la foi catholique dans la Nouvelle-Zélande, Lyon 1896. Ferd. v. Hochstetter, Neuseeland, 1863. G. W. Rusden, History of New Zealand[2], 3 Bde, Melbourne 1895. Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans I, Leipzig 1875, 311 ff.

stehen sind. Sie haben noch die Namen der Schiffe bewahrt, mit denen sie an ihrer heutigen Heimat gelandet sein sollen. Allgemein werden sie als über mittelgroß und wohlgebaut geschildert. Sie scheinen sanft und friedfertig zu sein, sind aber reizbar und unversöhnlich im Haß. Wenn sie die Leidenschaften nicht aufregten, waren sie freundlich und gefällig, wenn auch sehr selbstbewußt und stolz. Sie waren viel ehrlicher als die meisten andern Polynesier und sind erst durch den Umgang mit den Europäern zum Teil verdorben worden. An geistiger Begabung stehen sie sehr hoch, und ihre Bildungsfähigkeit haben sie in kurzer Zeit auf das glänzendste bewiesen. Ihre Gastfreundschaft wird von allen gelobt; in der Unterhaltung sind sie lebhaft, heiter, witzig, dabei sehr neugierig. Als Kleidung trugen die Maori, sowohl Männer als Frauen, eine Art Matte, die um den Leib durch einen Gürtel festgehalten wurde und bis zur Hälfte der Beine herabreichte, außerdem einen auf den Schultern (bei den Männern auf der rechten, bei Frauen auf der linken) hängenden Mantel. Die Kinder blieben bis zu einem bestimmten Alter nackt. Das Bemalen und Tätowieren des Körpers war allgemein im Gebrauch. Die Wohnungen waren klein und niedrig und bestanden aus Pfeilern von Holz und Wänden von geflochtenem Rohr. Die Tür war so niedrig, daß man nur kriechend ins Innere gelangen konnte. Allgemein klagen die alten Reisenden und Missionäre über den Schmutz, der in diesen Häusern herrschte. Etwas größere und schönere Wohnungen hatten die Vornehmen.

Die Hauptbeschäftigung der Maori waren Ackerbau und Fischfang. Ein hervorstechender Charakterzug war ihre Kriegslust; die verschiedenen Stämme lagen fast immer in Fehde miteinander und die Kriegführung war roh und grausam. Die erschlagenen Feinde wurden verzehrt und die Schädel als Trophäen aufbewahrt. Die geringste Ursache, z. B. eine Beleidigung gegen ein Mitglied des Stammes oder ein Diebstahl an den Feldfrüchten eines andern Stammes, genügte, um einen blutigen Krieg zu entfachen.

Man aß aber nicht bloß die im Kriege Erschlagenen, auch Sklaven wurden zu dem Zweck von den Herren getötet. Doch darf man deshalb die Maori nicht als eigentliche gewohnheitsmäßige Kannibalen bezeichnen. Schon daß die Leiche und die Öfen, in denen die Fleischstücke gebraten wurden, streng tapu und der Inhalt eines Ofens immer zu einem Opfer für die Götter bestimmt war, zeigt, daß es ein religiöser Gebrauch war, dem sie dabei folgten. Sklaven schlachteten sie daher gewöhnlich nur bei Gelegenheit von Festen, bei denen Menschenfleisch zu essen unerläßlich war. Der eigentliche Grund, warum die Maori die Feinde verzehrten, war die Rache, da es für den größten Schimpf galt, gekocht und verzehrt zu werden. Auch glaubten sie, der Mut der verzehrten Person gehe auf sie über[1].

Religion. Die religiösen Vorstellungen der Maori vor ihrer Bekehrung waren in hohem Grade verworren; dazu kommt noch, daß die Ansichten nicht überall gleich waren. Einen der besten und ältesten Berichte über die Religion der Maori verdanken wir dem Maristenmissionär P. Servant, dessen Angaben später durch seine Mitarbeiter ergänzt wurden. Servant hat die Ein-

[1] Journal of the Anthropological Institute usw. XIX 108.

gebornen sorgfältig ausgefragt, aber sie stimmten in vielen Dingen nicht überein. Er berichtet dann, was ziemlich allgemein geglaubt wurde[1].

„Die Neuseeländer haben nie Tempel, Altäre oder Götzenbilder gehabt. Ihre Skulpturen sollen nur das Andenken an ihre Eltern oder Freunde verewigen; aber sie glauben an unsichtbare Mächte, die überall verbreitet sind und einen gewissen Einfluß auf ihre Leiber und ihre Seelen, auf ihre öffentlichen und privaten Handlungen, auf ihr Schicksal und ihr Leben haben. Diese Geister sind, wie sie meinen, oft erzürnt, und infolge dieses Glaubens leben unsere armen Wilden in einer beständigen Furcht. Ein Donnerschlag, ein Sturm, ein Unglücksfall, ein plötzlicher Tod, ein unerwarteter Verlust, ein unfruchtbares Jahr sind in ihren Augen ebenso viele Beweise des Zornes eines Gottes, der die Verletzung eines Tapu, die Unterlassung eines Gebetes oder eines abergläubischen Maorigebrauches straft. Werden sie von der Krankheit ergriffen, die sie allmählich aufzehrt, so ist ein menschenfressender und rächender Gott in ihren Leib eingezogen und zernagt allmählich ihre lebendigen Teile. Um sich gegen diese bösartigen Geister zu schützen, beobachtet man genau die Tapus oder man nimmt seine Zuflucht zu bestimmten Gebeten oder Zaubermitteln oder selbst zu Verwünschungen; man droht ihnen sogar, sie zu töten, aufzuzehren oder zu verbrennen."

„Die Neuseeländer legen ihren Göttern die Bedürfnisse und Schwächen der Menschen bei und weisen einem jeden von ihnen eine besondere Funktion zu. Der eine herrscht über die Elemente, der andere über die Vögel und Fische. Wiro oder der schreckliche Taniwa sind die bösen Genien der Lebenden und der Toten."[2] Taniwa lauert auf die Verletzer des Tapus, um sie zu verzehren. Übrigens legen auch die Häuptlinge Strafen auf die Verletzung des Tapus; dieselben bestehen in einfachen Rügen, oft in Stockschlägen oder auch in der Konfiskation des Eigentums; sogar der Tod kann als Strafe für dieses vermeintliche Sakrileg verhängt werden[3]. Tawaki ist der Herr des Donners; Mahucke hat den Hund erschaffen, er ist ein furchtsamer oder wilder Gott, der selten die dunkeln Höhlen verläßt. Tingara oder Huro hält sich gewöhnlich in der Fremde auf und besucht nur von Zeit zu Zeit Neuseeland. Seinen Besuchen folgen immer Krankheiten und Tod; daher kommt das Vorurteil der Eingebornen, jede Berührung mit den Weißen schade ihrer Gesundheit oder ihrem Leben[4].

„Im Anfang der Zeiten war die Finsternis unbekannt, es war beständig licht und hell. Aber die Göttin Hina ließ aus Rache für eine Spötterei Kaes die Nacht auf den Tag folgen. Sie vollbrachte noch andere Großtaten. Eines Tages war ihre Tochter Rona ausgegangen, um im Gebüsch Holz zur Herrichtung der Mahlzeit zu sammeln; als sie mit blutenden Füßen heimkam, geriet sie beim Anblick des Blutes und infolge der Schmerzen in Wut und fluchte im Zorn dem Mond, indem sie ihm zurief: ‚Mögest du verzehrt werden, weil du nicht gekommen bist, um mir zu leuchten, als ich im Begriffe war, mir die Füße zu verletzen.' Entrüstet über diese Verwünschung warf der Mond

[1] Annales de la propagation de la foi XVI (1844) 372 ff. [2] Ebd. 373.
[3] Ebd. XV 22. [4] Ebd. XVI 373.

eine Angel auf Rona, zog sie zu sich hinauf und versetzte sie in seine Scheibe mitsamt dem Küchengerät, das sie in der Hand hielt, und dem Baum, an den sie sich anklammerte, um nicht hinaufgezogen zu werden. Da nahm die Göttinmutter dem Monde zur Strafe die Macht, noch fernerhin Angeln auf die Erde zu werfen."

Unter ihren Göttern ragen als Hauptgötter drei Brüder hervor, denen sie die Erschaffung ihrer Insel zuschreiben: Mawi, Mawipotiki und Taki. Mawi kam vom Himmel herab und fing an auf einem Felsen zu angeln. Weil er keine andern Angeln besaß, tötete er die beiden Kinder, die er von der Hina hatte, und machte aus ihren Kinnbacken Angeln. Das rechte Auge des einen Kindes wurde der Morgenstern, das des andern der Abendstern. An der Angel zog Mawi mit Hilfe einer Taube Neuseeland aus dem Meere, und unterstützt von seinen Brüdern bildete er nun Ebenen, Hügel, Berge, Täler und besäte die Erde mit Bäumen und Pflanzen. Den ersten Menschen soll der Bruder Mawis, Taki, geschaffen haben, indem er aus Schlamm seinen Leib bildete. Nach dem Tode wurde er auf einem Spinnengewebe in den Himmel erhoben, und sein Auge wurde der südliche Polarstern. Mawi selbst soll nach Vollendung seines Werkes gestorben sein; aber seinen Geist nahm er nicht mit in die Regionen der Nacht, sondern vermachte ihn dem Vogel Ieie, den man auf der Insel während der schönen Jahreszeit sieht.

Außer den eigentlichen Göttern haben die Neuseeländer ihre Halbgötter. „In Neuseeland erhält zu Lebzeiten niemand göttliche Ehre, aber nach dem Tode werden alle zum Rang von Göttern zweiter Ordnung erhoben; ihre Namen, besonders die der Häuptlinge, sind so Tapu und geheiligt, daß man sie nicht einmal aussprechen darf, ohne sich einer schrecklichen Profanation schuldig zu machen. Wenn ein Häuptling stirbt, kommt sein Auge an das Firmament; deshalb sind für die heidnischen Polynesier alle Sterne, die am Himmel leuchten, Augen der seeländischen Häuptlinge." [1]

Etwas anders als Servant stellt J. H. Kerry-Nicholls die Religion Neuseelands nach den Angaben alter Eingeborner dar[2]. Außer den vergötterten Ahnen glaubten die Maori an höhere und ursprüngliche Geister, die sie Atuas (Götter) nannten und für allmächtig und allgegenwärtig hielten. Jeder heilige Gegenstand galt als Wohnung eines Atua. Die Atuas konnten Gutes und Böses in geheimnisvoller Weise bewirken[3]. Irawaru war der Gott der Hunde, Eidechsen und Ratten, Papa der Gott der Erde und der Flüsse, dem Gotte Behua wurden von den Kranken Speiseopfer dargebracht, Rangomai war der Kriegsgott usw. Tiki soll der erste Mensch gewesen sein, der zum Rang der Gottheit erhoben wurde. Wie es scheint, hatten die Maori einen dunkeln Begriff von einem höheren Wesen, das sich von den andern Göttern unterschied und die Geschicke der Menschen leitete. „Diese große Gottheit ist der ganzen Rasse bekannt, doch ist die Überlieferung in Bezug auf seine Macht sehr unbestimmt und fließend und bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden." [4]

[1] Annales de la propagation de la foi XVI (1844) 375.

[2] In der Zeitschrift The Journal of the Anthropological Institute usw. XV (1886) 187 ff.

[3] Ebd. 197. [4] Ebd. 200.

Zum Vergleich führen wir an, was Meinicke[1] über die Religion der Maori schreibt: „Es hatte sich noch die Erinnerung an gewisse allgemein gültige Gottheiten erhalten. Danach hat Rangi (der Himmel) Papa (die Erde) in eine schöne Frau (die Tiki) verwandelt und mit ihr fünf Söhne gezeugt, die alten Götter des Volkes, nämlich Rongo, den Gott der Kumara (süßen Patate), Tane, den Gott der Vögel, Tangaroa, den Gott der Fische, Weri, den Gott der Winde, der in dem zwischen Rangi und seinen Söhnen ausgebrochenen Kampf die Partei des Vaters ergriffen hatte und ihm in den Himmel gefolgt war, und Tu, den Schöpfer der Menschen, den andere Berichte den Kriegsgott nennen und dem im Kriege die ersten Gefangenen geopfert wurden. Außer diesen gab es noch den Mawi (Maui), der die nach ihm benannte Nordinsel aus dem Meere fischte, Wiro, Tawaki usw. Aber diese Gottheiten sind den Menschen doch nur in der Erinnerung geblieben und ihr Einfluß ist größtenteils nominell; alle Verehrung war zusammengeflossen in die eines abstrakten Atua (Gott), dem man alles zuschrieb, und so war in diesen Polytheismus eine seltsame Einheit gekommen." Es könnte aber ebensogut sein, daß die ursprüngliche Auffassung der Maori nur einen Gott kannte und der Polytheismus später daraus entstanden ist.

Interessant ist, was der französische Reisende Ernest Michel[2] über die Erschaffung des Menschen berichtet: Nach den Maori besuchte ein wohltätiger Gott, mit Namen Tiki, die Erde am Anfang ihres Daseins, bildete mit seinen Händen aus seinem Blute und roter Erde einen Mann und hing ihn zum Trocknen über eine Hecke. Während des Trocknens kam das Leben in ihn, und Tiki war mit seinem Werk sehr zufrieden. Auf dieselbe Weise bildete er eine Frau. Dieses Paar erfüllte die Erde mit seinen Nachkommen. Aber diese wurden so böse, daß Tiki sie zu vernichten beschloß und eine Wasserflut die Erde verschlang. Dann kam ein anderer Gott, Manui (Mawi?), der mit seinen drei Brüdern zu fischen anfing. Einer der Brüder zog mit der aus dem Kiefer eines Ahnen gemachten Angel einen schweren Gegenstand aus den Fluten: Neuseeland. So begann die Welt von neuem.

Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, wie schwer es hält, einen sichern Einblick in die alten religiösen Anschauungen der Maori zu erlangen. Nur das folgt aus allem Angeführten mit Evidenz, die Behauptung, die Götter der Maori seien nur die vergötterten Ahnen, ist unrichtig. In fast allen Mythen und Sagen ist die Rede von höheren geistigen Wesen, die nicht nur schon vor den Menschen existierten, sondern auch als Schöpfer und Bildner der Menschen dargestellt werden. Die Ansicht, die ganze Religion der Maori sei aus dem Ahnenkult hervorgegangen, ist unhaltbar; das geht auch daraus hervor, daß es neben den Manen der Verstorbenen noch allerlei Geister gibt, die nie Menschen waren.

Wir haben gesagt, es gebe keine Götzenbilder auf Neuseeland; das bedarf einer Einschränkung. Man hat nämlich auf den Inseln im ganzen zwei steinerne Götzenbilder entdeckt[3]. Beide wurden nach der Überlieferung von Hawaiki, der

[1] Die Inseln des Stillen Ozeans I 321—322.
[2] Missions catholiques 1887, 237.
[3] Journal of the Anthropological Institute usw. XV (1886) 198.

sagenhaften Urheimat der Maori, bei der Einwanderung auf Kähnen mitgebracht. Der eine Götze hieß Matua-a-Tonga, d. h. Vater von Tonga; er gilt als der Stammvater der Rasse. Die Eingebornen glauben nämlich, daß jedes lebende Ding seinen Vater oder Schöpfer habe. So ist, wie schon gesagt, Irawaru der Vater der Hunde, Tane der Vater der Vögel usw.

Mit der Religion der Maori hängt innig zusammen die Sitte des Tabu oder besser Tapu. Das Wort kommt vermutlich von ta, d. h. bezeichnen, und pu, einem verstärkenden Nebenworte, so daß tapu in erster Linie „scharf gezeichnet" bedeutet. Erst in zweiter Linie erhielt es die Bedeutung von „den Göttern geweiht, unantastbar, heilig", weil man heilige Dinge, die nicht angetastet werden sollten, auf eigentümliche Weise kennzeichnete, damit jedermann sie als heilig und unverletzlich erkenne. Weil die Götter und Halbgötter selbst als heilig galten, wurde auch alles, was ihnen gehörte oder mit ihnen zusammenhing, als geweiht und heilig, als Tapu angesehen. Gewisse Personen und Dinge wurden immer und überall als Tapu betrachtet: so die Häuptlinge und Priester und alles, was mit ihnen zusammenhing, ferner kranke Personen und besonders die Leichen und alles, was mit ihnen in Berührung kam. Andere Dinge wurden nur für bestimmte Zeiten und Zwecke mit dem Tapu belegt (tapuiert). Nur Häuptlinge und Priester konnten solche Dinge für Tapu erklären. Die Wirkung des Tapu war z. B., daß Häuptlinge und Priester nicht auf dem Felde arbeiten durften, weil alles, was sie anrührten, Tapu wurde. Tapuierte Personen durften keine Speise mit den Fingern berühren, weshalb Häuptlinge und Priester von Sklaven gefüttert werden mußten, die den Tapugesetzen nicht unterstanden; wer keinen Sklaven besaß, mußte seine Speise wie ein Hund mit dem Munde ergreifen. Die Speisen, welche tapuierte Personen berührt hatten, durften von andern Personen nicht genossen werden. Tapuierte Felder durften nicht betreten und bepflanzt werden usw. Dieselben Personen, welche die zeitweiligen Tapus auferlegten, konnten sie auch wieder aufheben, was bei verschiedenen Stämmen unter verschiedenen Zeremonien geschah. Bei den einen wurden Gebete gesprochen und gewisse Speisen gekocht; bei andern aß die tapuierte Person aus der Hand eines Kindes, das dann 24 Stunden Tapu war. Jede Verletzung eines Tapus wurde entweder von den Göttern oder von den Menschen bestraft, von jenen mit Krankheit und Tod, von diesen durch Hinrichtung, Konfiskation der Güter oder Verbannung. Doch war es mehr die Furcht vor den Göttern als den Menschen, welche die Beobachtung des Tapus erzwang; denn, sagen die Maori, „Menschenaugen können getäuscht werden, die Augen der Götter nicht". Besonders die Häuptlinge benutzten die Tapus zur Befestigung ihrer Macht und auch zur Befriedigung ihrer Launen[1].

Der Häuptling war in der Regel auch Priester; doch gab es außer ihm noch eigene Priester, die einen hohen Rang einnahmen. Sie hatten über die Beobachtung der Tapus zu wachen, man schrieb ihnen auch Wunderkräfte zu und deshalb hatten sie großen Einfluß bei den Häuptlingen und dem Volk.

---

[1] Vgl. Burkhardt-Grundemann, Die evangelische Mission im Indischen Archipel[2], Bielefeld und Leipzig 1880, 291—292 (nach E. Shortland, Traditions and Superstitions of the New Zealanders, London 1854).

Man hielt sie für fähig, Träume zu deuten, die Zukunft zu erkennen, Dämonen auszutreiben, Krankheiten zu heilen, Regen zu verschaffen usw. Die Erstlinge der Früchte brachten die Maori durch die Priester den Göttern dar; dieses Opfer hieß Mata.

Die Maori glaubten allgemein an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Sie setzten voraus, die Seele nehme in geistiger Weise die Gestalt an, die der Leib in diesem Leben hatte. An die leibliche Auferstehung scheinen sie nicht geglaubt zu haben und auch nicht an die Wanderung der Seele in ein niedrigeres Dasein. Sie hatten eine dunkle Vorstellung von einem Jenseits: einem Himmel (Reinga) und einer Unterwelt (Po), aber es ist schwer festzustellen, was sie sich unter diesen Wohnungen des Glückes und des Wehes dachten. Ein böser Geist namens Taipo herrscht in der Wohnung der Verdammten[1]. Die meisten scheinen sich unter dem Himmel eine weite und schöne Gegend vorzustellen, zu der man durch das Nordkap am äußersten Ende der Nordinsel gelangt. Hier sollen sich die Geister der Verstorbenen versammeln und ihren Flug über das Meer nach ihrer endlichen Heimat nehmen. In dieser ist es schön, herrscht Überfluß und Friede. Hier ist kein Kriegslärm und kein Sturm, sondern steter Sonnenschein und Frohsinn. Hierhin kommen die Priester und Häuptlinge und alle diejenigen, denen die Geister der Atuas gnädig sind.

Eingehender spricht über den Glauben der Maori an das Jenseits der schon erwähnte Servant[2]. Er schreibt am 7. September 1841 aus Hokianga auf Neuseeland: „Ich bin zur sichern Überzeugung gelangt, daß die Neuseeländer immer geglaubt haben, es gebe in uns eine höhere Substanz über der Materie, und jenseits des Grabes erwarte uns ein zukünftiges, glückliches oder unglückliches Leben. Die Reise, welche sie die Toten machen lassen, setzt ganz klar diesen Gedanken voraus. Sie sagen, der Tote schlage beim Verlassen dieser Welt den Tokuaiatua (Name des Weges in das Totenreich) ein. Dieser Weg führt ihn zu einer Allee, Pirita genannt; der Tote steigt hinauf, steigt hinab, ruht und seufzt nach dem Lichte. Nachdem er sich wieder auf den Weg gemacht, gelangt er zu einem Hause, mit Namen Ana; bald verläßt er dasselbe, findet einen andern Weg, der zu einem Flusse führt, dessen Wasser ein klägliches Gemurmel hören lassen; er steigt über den Hügel Herangi und ist nun in Reinga (Unterwelt). Jetzt verläßt er die unteren, unter dem Meer gelegenen Regionen, entfernt den durchsichtigen Schleier, der sich am Anfang des Weges Motatau findet, und erreicht die lichten Ebenen. Nachdem er sich dort an den Sonnenstrahlen erwärmt, geht er wieder in die Nacht ein, wo er der Traurigkeit, den Leiden und Krankheiten überliefert ist. Von dort kommt er wieder in diese Welt, um seine Gebeine zu holen, und kehrt dann nach Reinga zurück und zwar für lange Jahre. Mehrere von meinen Neubekehrten machten mich auf den Zusammenhang dieses Glaubens mit dem Dogma der Auferstehung aufmerksam. Unsere armen Götzenanbeter glauben auch, daß die wieder erstandenen Toten nach einem langen Aufenthalt in Reinga ein zweites Mal sterben und wiederum die Nachtreise antreten; daß sie darauf

[1] Journal of the Anthropological Institute usw. XV (1886) 200.
[2] Annales de la propagation da la foi XV (1843) 27.

wiederum auferstehen und sterben, bis sich ihr Leib in einen gewissen Wurm verwandelt, den sie Toke nennen und den man beim Aufwühlen der Erde oft findet. Das Leben in Reinga ist übrigens nach ihnen dem gegenwärtigen Leben ganz ähnlich; man hat dort dieselben Bedürfnisse, dieselben Gewohnheiten und Beziehungen; und dieses erklärt, warum sie die Sklaven beim Tode ihres Herrn umbringen und warum die Frauen am Grabe des Mannes Selbstmord begehen, wenn sie nicht kleine Kinder haben, die noch ihre Sorge und Aufmerksamkeit erfordern." — Sonderbar ist, daß die Maori auch ihren Hunden die Unsterblichkeit zuerkannten und sie nach dem Tode in eine andere Welt, genannt Waiowaowao, versetzten [1].

Ist jemand gestorben, mag er im Rang hoch oder niedrig gestanden haben, so wird sein Leichnam Tapu und heilig. Vor dem Begräbnis wird die Leiche ausgestellt und mit Blumen geschmückt, die Totenklage wird angestimmt und alle trauern mehrere Tage. Um ihre Anhänglichkeit an den Toten zu bekunden, zerfleischen sich die Verwandten, Freunde und Sklaven den Leib am Gesicht, auf der Brust und den Armen. Ist die Stunde des Begräbnisses gekommen, so begleiten Männer und Frauen unter Trauergesängen den Leichenzug bis zum Atamira oder Friedhof. Ist der Tote ein Häuptling, so wird der Sarg auf ein erhöhtes, säulenartiges Mausoleum gelegt, das mit Schnitzereien geschmückt und rot bemalt ist. Die Leichen der gewöhnlichen Insulaner werden an Baumästen aufgehängt. Neben das Grab des Kriegers werden seine Waffen hingelegt, weil er sie notwendig haben soll, um in den Nachtregionen zu kämpfen. Nach Beendigung der Leichenfeier reinigen sich alle Teilnehmer in einem nahen Fluß [2]. Wenn man die Eingebornen fragt, warum sie ihre toten Verwandten in der Luft aufhängen, antworten sie: „Wir wollen, daß sie immer unsern Augen gegenwärtig seien und gewissermaßen noch unter uns leben; würden wir sie in die Erde vergraben, so wären sie gehindert und sie könnten nur mit Mühe auf den Pfaden der Nacht wandern; wenn der Krieg uns zwingt, unsere Täler zu verlassen, nehmen wir sie leicht mit uns, denn wir können uns nicht von der Asche unserer Väter trennen." [3]

„Die Maorination hat für ihre Toten eine unbeschreibliche Anhänglichkeit und Achtung. Sie liebt, ehrt und betet sie fast an, selbst diejenigen, die im Leben verachtet und gehaßt waren. Zum Atamira wählt man mit Vorliebe einen hohen und einsamen, mit dichtbelaubten Bäumen bestandenen Platz. Derselbe unterliegt dem strengsten Tapu. Wer es wagen würde, ihn zu verletzen, täte der Nation den größten Schimpf an und würde unbarmherzig mit dem Tode bestraft. Und sollte er auch der menschlichen Rache entgehen, so könnte er sich doch, sagen die Eingebornen, in dieser oder der andern Welt dem Zorn des unerbittlichen Taniwa, des grausamen Gottes, der die Verächter des Tapu bestraft, nicht entziehen." [4] Mehrere Stämme versammeln sich jährlich einmal am Atamira, um die Überreste der Toten herunterzuholen und im Innern des heiligen Haines niederzulegen. Diese Übertragung heißt Hahunga und hat für die Fremden etwas Imposantes. Die Ordnung der Zeremonie ist folgende:

---

[1] Annales de la propagation de la foi XV (1843) 28. [2] Ebd. 25.
[3] Ebd. 25—26. [4] Ebd. 26.

Die Vornehmen schlagen mit einer Gerte auf den Sarg und sprechen dabei geheimnisvolle Worte; dann legt man ihn auf den Boden, ersetzt das Totenkleid des Verstorbenen durch andere Schmucksachen. Der erste Häuptling nimmt ihn nun auf die Schultern und schreitet zum Platz, der zum Begräbnis bestimmt ist. Ihm folgt das Volk und vor ihm schreitet ein Mann, der einen Baumzweig in der Hand trägt. Am Begräbnisplatz wird die Leiche auf einen Blätterteppich gelegt, das Fleisch wird in einer Grube beerdigt; eine alte, ganz von Öl triefende und pompös geschmückte Frau empfängt den Schädel in den Falten ihres Mantels. Dann beginnt der Pihe oder Totengesang, es folgen lange und laute Reden, endlich werden die Gebeine, nachdem man sie weiß und rot bemalt hat, zusammengebunden und in ihr letztes Asyl niedergelegt. Erst nach mehreren Tagen von Ergötzungen und gegenseitigem Austausch von Geschenken trennen sich die Eingebornen." [1]

Am Grabe verrichteten die Priester auch Gebete und nahmen Beschwörungen vor [2]. Wie es scheint, wurden die Leichen an manchen Orten nicht an den Bäumen aufgehängt und ihre Gebeine nach ihrer Verwesung nicht auf einem Friedhofe, sondern in Höhlen niedergelegt, die als Tapu galten [3].

Bei schweren Geburten wurde ein Priester herbeigerufen; er und die Frau mußten laut zu einem Gotte rufen. Nach der Geburt war die Frau einen Monat lang Tapu, bis sie durch eigene Zeremonien wieder in den gewöhnlichen Zustand versetzt wurde. Während dieser Zeit mußte sie abgesondert leben, um nicht andere Leute zu Tapu zu machen. Nach der Reinigungszeremonie erhält das Kind einen Namen [4]. Bei einigen Stämmen scheint eine Art Taufe stattgefunden zu haben. Der Priester nahm das Kind in seine Hände, suchte durch bestimmte Zeichen seine Zukunft zu erkennen, tauchte es dann in das Wasser und gab ihm einen Namen [5].

Über das Eigentum sagt Servant: „Bei unsern Wilden ist das Eigentum bekannt wie bei den zivilisierten Nationen. Die Kinder erben alle Besitzungen ihrer Väter, ohne daß die Häuptlinge sie derselben berauben könnten. Die Eingebornen schreiben ihre Verträge nicht, aber ihr Gedächtnis bewahrt ebensogut wie Schriften ihre Titel und selbst die kleinsten Umstände, die ihr Recht bezeugen können. Die Sklaven besitzen nur das, was ihnen das Wohlwollen ihres Herrn gegeben hat. Außer dem Erbrecht kannten die Neuseeländer auch das Recht der Eroberung, kraft dessen die Besiegten ihr Eigentum nicht veräußern durften ohne Ermächtigung des Häuptlings und ihrer Besieger [6]. Seitdem die Kriege aufgehört, kommt dieses Recht außer Gebrauch. Der Besitzer eines Landes erlaubt einem befreundeten oder verbündeten Stamm leicht, auf demselben gegen eine Abgabe zu säen und zu pflanzen; geschah es aber ohne Ermächtigung des Eigentümers, so konnte dieser die Früchte ernten.... Es ist Gebrauch, daß sich die Eingebornen zum Bebauen des Landes vereinigen und einander helfen. Sie eifern sich gegenseitig durch Singen und Schreien

[1] Ebd. [2] Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1910) 201.
[3] Ebd. [4] Ebd. 97.
[5] Annales de la propagation de la foi XV (1843) 6.
[6] Vielleicht hat diese Einrichtung zur allgemeinen Behauptung verleitet: „Das Eigentum war Gemeineigentum des ganzen Stammes" (Hochstetter, Neuseeland 463).

zur Arbeit an und verständigen sich miteinander über den Konsum und den Verkauf ihrer Lebensmittel." [1]

Nach E. Tregears, der im Journal of the Anthropological Institute einen interessanten Aufsatz über die Eingebornen Neuseelands veröffentlicht hat, scheint Grund und Boden ursprünglich dem ganzen Stamm gehört zu haben; aber innerhalb des allgemeinen Stammrechts hatte jeder freie Krieger besondere Rechte auf einen Anteil. Er konnte das Land nicht veräußern, aber er hatte bessere Rechte auf bestimmte Teile des Landes als andere Glieder des Stammes, und zwar auf verschiedene Gründe hin, z. B. weil dort die Gebeine des Vaters oder Großvaters ruhten, oder weil seine Frau durch Geburt ein Recht darauf besaß, oder weil der Eigentümer ihn eingeladen hatte, darauf zu wohnen[2]. Hier kann es sich aber nur um abgeleitete Eigentumstitel handeln, die schon ein ursprüngliches Eigentumsrecht voraussetzen. Der bewegliche Besitz des Mannes, seine Waffen, Schmucksachen, Kanoes usw., war sein volles Eigentum. Frei geborne Frauen konnten auch erben, doch war das Erbrecht der Töchter gegenüber dem der Söhne in mancher Beziehung beschränkt. Das jüngere Kind erbte nie vor dem älteren, außer wenn irgend eine schimpfliche Ursache gegen das Recht des letzteren vorlag, z. B. Irrsinn, schwarzer Verrat oder ähnliches.

Der Geschlechtsverkehr unter der Jugend ist ein freier oder zügelloser. Nach der Heirat aber ist die Frau tapu für jeden fremden Mann und würde sich durch leichtsinnigen Wandel (Ehebruch) schwere Übel zuziehen. Ausgenommen zwischen Brüdern und Schwestern existiert kein strenges Heiratsverbot, doch sieht man Ehen zwischen Geschwisterkindern nicht gern. Polygamie kommt beim gewöhnlichen Volke nicht vor, nur die Häuptlinge sollen mehrere Frauen gehabt haben. Die ehelichen Beziehungen sind streng, außer wenn der Mann seine Einwilligung gibt, z. B. für einen Gast. Die Männer enthalten sich während der Schwangerschaft und nachher, bis das Kind von der Mutterbrust entwöhnt ist[3]. Der Neuseeländer kann sich leicht von seiner Frau trennen und eine neue Lebensgefährtin nehmen. Bei den Häuptlingen richtet sich die Zahl der Frauen nach ihrer Würde, doch wird nur eine als eigentliche Frau angesehen. „Es ist unnötig, zu bemerken", schreibt Servant, „daß hier wie überall, wo sie besteht, die Polygamie eine große Zahl Verbrechen im Gefolge hat. Außer den Eifersüchteleien, den Zwisten und Streitigkeiten ist sie die gewöhnlichste Quelle der Kindermorde und der Selbstmorde, welche im Schoße der Stämme Trauer verbreiten." [4]

Es gab zur Zeit des P. Servant drei Arten von Ehen bei den heidnischen Eingebornen. Die erste bestand darin, daß die Häuptlinge und die Eltern nach Beratschlagung untereinander und mit einfacher Einwilligung von Braut und Bräutigam die Ehe abschlossen. Bei der zweiten Art wurde die Neigung der zukünftigen Gatten zu Rate gezogen. Wenn der Neuseeländer beschlossen hat, eine Lebensgefährtin zu nehmen, so geht er zum Mädchen seiner Wahl und

[1] Annales da la propagation de la foi XV (1843) 10—11.
[2] Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 106.
[3] Ebd. 102—103. [4] Annales de la propagation de la foi XV (1843) 24.

umarmt dasselbe nach Maoriart, indem er seine Nase an die der Braut stößt, dann weint er lange, haucht in Liedern seine zärtlichen Gesinnungen für sie aus und bittet endlich um ihre Hand. Nun legen sich die Häuptlinge ins Mittel, um sich zu überzeugen, daß die Einwilligung der Braut nicht die Wirkung der Furcht ist. Die dritte Heirat kommt durch Raub zustande. Wenn der Bräutigam von seiten seiner Zukünftigen eine abschlägige Antwort befürchtet, so entreißt er sie der Familie mit Gewalt. Da ihm die Angehörigen des Mädchens die Beute streitig machen, so entspinnt sich ein Kampf zwischen dem Bräutigam und seinen Helfern einerseits und den Verwandten des Mädchens anderseits. Ist es dem Räuber gelungen, seine Braut den Nachsuchungen ihrer Eltern während drei oder vier Tagen zu entziehen, so tritt zu seinen Gunsten Verjährung ein; die Braut ist seine rechtmäßige Frau geworden und die streitenden Parteien legen die Waffen nieder[1].

Der Mord mußte von jedem Gliede eines Stammes gerächt werden. Ein sterbender Häuptling hinterließ oft als letztes Wort die Mahnung, einen Mord zu rächen, und gewöhnlich bezeichnete er eine bestimmte Person, die sich dieser Aufgabe unterziehen sollte. Solche Todesbefehle wurden als heilige Gebote angesehen. Es konnte wohl die Blutsühne erzielt werden, indem man einen Stamm angriff, der mit der Streitsache gar nichts zu tun hatte, gewöhnlich aber wurde der Stamm oder die Familie des Mörders als Opfer der Rache ausersehen. Eine Bezahlung als Ersatz für den Mord (eine Art Wergeld) pflegte man nicht anzunehmen[2].

Die Männer und Frauen aßen immer getrennt, und zwar aß jeder Mann allein, die Frauen dagegen speisten gemeinsam. Die Kinder aßen mit den Frauen. Das Blut von Menschen und Tieren wurde nie als Trank benutzt. — Bei gewissen Gelegenheiten fasteten die Maori. Die einzelnen Stämme hatten ihre Häuptlinge, deren Würde sich auf den Erstgebornen vererbte. Einen König gab es nicht. Vereinigten sich mehrere Stämme zum Kriege, so wurde der beste Krieger zum Führer gewählt. Der älteste Sohn des ersten Häuptlings wurde Ariki, das Haupt des Klans, und war Priester sowohl als Häuptling. Während bei den Maori sonst die Mannweihe nicht in Übung war, mußte sich der erstgeborne Sohn des Häuptlings dieser Weihe unterziehen, bei der er in die Traditionen und religiösen Gebräuche eingeführt wurde. Auf ihn ging die hohe Erkenntnis der Ahnen, die Herrschaft über die mächtigsten Zaubermittel, das Recht des Vorrangs in allen Dingen über[3].

2. Die Tonganer.

Der Tonga-Archipel (Freundschaftsinseln) liegt östlich von den Fidschi-Inseln zwischen dem 18. bis 22.° südl. Br. Die mittlere Inselgruppe wird von den Hapai-Inseln gebildet. Im Norden liegt die große Insel Wawau und im Süden die Insel Tonga, die der ganzen Gruppe den Namen gegeben hat. Heute bildet der Archipel das Königreich Tonga (gegenwärtiger König Georg II.), das unter

[1] Ebd. [2] Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 106.
[3] Ebd. 112—113.

englischer Oberhoheit steht und etwa 26 000 Einwohner zählt. Die Eingebornen sind den Samoanern stammverwandt. Heute sind die meisten Bewohner Christen. Wir besitzen aber Nachrichten über sie aus einer Zeit, wo sie noch fast gar nicht mit den Europäern in Berührung gekommen waren. Am 29. November 1806 ankerte der „Port-au-Prince" mit fast 100 Mann zu Lefuga, einer der Hapai-Inseln; am 1. Dezember wurde die Mannschaft von den Wilden überfallen und zum größten Teil niedergemetzelt. Unter denen, welchen man das Leben schenkte, war der junge und gebildete William Mariner. Der König Finau interessierte sich für ihn und nahm ihn in seine Dienste. Es gelang dem jungen Engländer bald, die Freundschaft des Königs zu gewinnen, und er lebte nun vier volle Jahre unter den Tonganern, wie einer der Ihrigen. Im Jahre 1810 gelang es ihm, auf einem europäischen Schiff zu entkommen. Schon während seines Aufenthaltes auf den Tonga-Inseln hatte er eine Art Tagebuch geführt. Nach seiner Rückkehr nach England veranlaßte ihn der Arzt J. Martin, seine Erinnerungen zu veröffentlichen, und stand ihm dabei mit Rat und Tat zur Seite. Die Frucht dieser gemeinsamen Arbeit ist das Werk An account of the Natives of the Tonga Islands[1]. Wir geben zuerst einen auf unsern Gegenstand bezüglichen Auszug aus diesem Werke und werden diese Angaben durch die Berichte der Missionäre ergänzen.

Die Tonganer sind meist groß und muskulös. Der König Finau war über 6 Fuß lang, sehnig und stark. Das Haupt trug er aufrecht und kühn, seine Schultern waren breit. Er wußte sich durch sein majestätisches Auftreten Achtung zu verschaffen[2]. Man unterschied auf den Inseln zur Zeit Mariners verschiedene Gesellschaftsklassen. Zur ersten und höchsten gehörte Tuitonga, das Haupt der Familie Fatafehi, mit seinen Verwandten. Tuitonga (Haupt der Insel Tonga) genoß eine besondere religiöse Achtung wegen seiner vermeintlichen Abstammung von den Hauptgöttern, welche ehemals die Tonga-Inseln besuchten. Dasselbe gilt, jedoch in geringerem Grade, von Veatschi. Die Verehrung, die diesen beiden Männern gezollt wurde, war sogar größer als die dem König erwiesene Ehre, und dieser selbst mußte ihnen beim Begegnen besondere Ehre bezeigen. Dasselbe galt in Bezug auf einige mit ihnen verwandte Familien. Aber sie hatten keinerlei öffentliche Gewalt. Ähnliches galt von den Veatschi. Auch die Priester genossen hohe Verehrung, aber nur während sie von der Gottheit inspiriert waren.

In bürgerlicher Beziehung steht an der Spitze der König (Hau) mit fast absoluter Macht. Das Recht auf den Thron erhält er teilweise auf Grund des Erbrechts und teilweise auf Grund der Kriegsmacht, die er gelegentlich ge-

[1] Der volle Titel lautet: An account of the Natives of the Tonga Islands in the South Pacific Ocean with an original Grammar and vocabulary of their Language. Compiled and arranged from the extensive communications of Mr William Mariner, several years resident in those islands, by John Martin M. D. In two volumes; second edition, with additions, London 1818. Die erste Auflage erschien 1816. Bei der zweiten Auflage konnte Martin die Angaben Mariners durch die Mitteilungen Higgins, eines seiner Schicksalsgenossen, kontrollieren und fand sie durchweg als richtig bestätigt. Die oben folgende Skizze beruht ganz auf den Angaben der zweiten Auflage.

[2] An account usw. I 436 ff.

brauchen muß, um seine Thronfolge zu sichern. — Unter dem König stehen die Adeligen (Egis oder Häupter). Dazu gehören alle Verwandten des Tuitonga, des Veatschi und des Königs. Sie alle, aber auch nur sie, haben das Vorrecht, das Volk vom Tapu zu befreien. Nur die Frauen pflanzen den Adel fort, so daß ein Kind einer adeligen Mutter stets adelig bleibt, auch wenn der Vater nicht adelig war, oder umgekehrt [1].

Unter den Adeligen oder Häuptlingen stehen die Matabuls [2], deren Diener, Begleiter und Räte, die an Rang um so höher stehen, je höher der Häuptling oder Adelige ist, bei dem sie sich befinden. Sie haben die Leitung der Zeremonien, und ihre Stellung ist erblich. — Die Söhne und Brüder der Matabuls heißen Muas. Kein Mua kann ein Matabul werden, solange sein Vater oder Bruder noch lebt. Die meisten Muas betreiben ein Handwerk oder ein Gewerbe. Die unterste Klasse der Bevölkerung sind die Tuas, die große Masse des Volkes. Sie sind durch Geburt Bauern, besorgen aber auch das Tätowieren, das Kochen, das Schnitzen der Keulen usw. Unter den Tuas unterscheidet man wieder solche, die mit den Muas verwandt sind, und solche, die es nicht sind. Die ersteren stehen in höheren Ehren als die letzteren [3].

Das Eigentum besteht bei den Tonganern hauptsächlich in Pflanzungen, Häusern und Kanoes, und das Erbrecht richtet sich nach dem Alter: zuerst erbt der älteste Sohn, dann die älteste Tochter, dann der zweitälteste Sohn usw. [4]

Alle alten Personen beiderlei Geschlechts werden wegen ihres Alters und ihrer Erfahrung sehr hochgeschätzt; ja zu den wichtigsten moralischen und religiösen Pflichten der Tonganer gehört neben der Ehrfurcht vor den Göttern und den Häuptlingen die vor den alten Leuten, und deshalb kommt eine mutwillige Beschimpfung alter Leute auf diesen Inseln gar nicht vor [5]. Die Weiber werden sehr geachtet, auch ohne Rücksicht auf ihren Rang oder ihren Adel, schon deshalb, weil sie viel zum Wohlsein und häuslichen Glück des andern Geschlechts beitragen, und wegen ihrer Schwäche gilt es als unmännlich, sie nicht zu achten. In häuslichen Angelegenheiten unterstehen sie dem Manne, auch wenn sie diesem an Adel und Rang vorgehen. Ist sie an Rang höher, so muß der Mann, bevor er von den Speisen zu sich nimmt, sich durch eine Zeremonie vom Tapu befreien. —

Es kommt auch vor, daß die Tongafrauen fremde Kinder, selbst bei Lebzeiten ihrer Mütter, adoptieren. So wurde Mariner auf Anordnung Finaus von Masi Habi, einer seiner Frauen, adoptiert. Er fühlte sich jener Frau zu großem Dank verpflichtet. Sie machte ihn mit der Landessprache und den Landessitten vertraut und sorgte in jeder Weise und bei allen Gelegenheiten mit wahrhaft mütterlicher Zuneigung für ihn. Sie zeichnete sich durch klaren Verstand, persönliche Schönheit, liebenswürdige und bescheidene Manieren aus.

Wenn ein junges Mädchen mit einem Adeligen von höherem Rang vermählt oder ihm als Konkubine zugewiesen wird, so erlangt sie dadurch höhere Achtung,

---

[1] Ebd. II 84.
[2] So nennt sie Mariner; andere Reisende nennen sie Mata Bulais.
[3] Ebd. II 89. [4] Ebd. 91. [5] Ebd. 92.

als ihr sonst nach ihrem Rang gebührte. Ein Adeliger heiratet nie eine Tua, und die Kinder einer Tua werden nie adelig.

Religion der Tonganer. Sie glauben an verschiedene überirdische, unsichtbare Wesen (Hotuas). 1. An die höheren Götter, welche Gewalt haben, den Menschen je nach ihrem Verdienst Gutes und Böses zuzuteilen. Über ihren Ursprung bilden sich die Insulaner keine Idee, sie scheinen sie für ewig und unsterblich zu halten. 2. An die als göttliche Wesen gedachten Seelen der verstorbenen Adeligen oder Matabuls, die eine ähnliche Gewalt haben wie die ursprünglichen Götter, aber in einem geringeren Grade. 3. Auch an böse Geister (Hotua Pau) glauben sie. Diese erweisen den Menschen nie Gutes, sondern fügen ihnen nur Böses zu, und zwar allen ohne Unterschied und aus reiner Bosheit. Alle die genannten Geister werden ewig leben.

Die Zahl der ursprünglichen Götter, die nicht Seelen der Ahnen sind, beläuft sich nach Mariner auf mehrere hundert, doch sind die Namen der meisten unbekannt. Einige von ihnen haben eigene geweihte Häuser oder Tempel, die den gewöhnlichen Häusern ähnlich, nur sorgfältiger gebaut und mit Blumen und andern Dingen geschmückt sind.

Der höchste dieser Götter heißt Tali-y-Tubo. Er ist der Schutzgott des Königs und seiner Familie, und zugleich der Kriegsgott, der im Kriege von der Partei des Königs angerufen wird; doch wird er auch in Friedenszeiten zuweilen zum allgemeinen Wohl und zu dem des Königs angerufen. Er besitzt mehrere Tempel, aber keine Priester, als etwa den König selbst, den er zuweilen inspiriert.

Ein anderer mächtiger Gott heißt Tuifua-Bolotu (Herr von ganz Bolotu), er ist aber nicht der höchste Gott, wie man aus seinem Namen schließen könnte, sondern dem Tali-y-Tubo untergeordnet. Er hat ebenfalls mehrere Tempel und einige Priester, die er zuweilen inspiriert. — Higulio ist der Schutzgott der Familie des Tuitonga, Tubo-Toti ist der Beschützer der Familie Finaus und ebenso der Schutzgott bei Seereisen, der am Anfang der Reise und während derselben von allen auf dem Schiffe angerufen wird. Tangaloa ist der Gott der Handwerker und der Künste. Er hat einige Priester, die alle Zimmerleute sind.

Vor den bösen Geistern haben die Insulaner große Angst; sie schreiben ihnen alle Widerwärtigkeiten des Lebens zu. Diese Geister haben keine Tempel und Priester und werden nie angerufen. Die Achtung vor den Göttern ist so groß, daß eine Beschimpfung derselben fast unerhört ist. Die Tonganer glauben fest, daß alles Unglück eine Strafe für irgend ein Verbrechen ist, denn die Götter bestrafen die Verbrechen — wenigstens die schweren — mit Krankheit oder Tod.

Mit den obigen Angaben Mariners über die Religion der Tonganer stimmen die der ersten christlichen Missionäre nicht ganz überein. Der Missionär Grange[1] schreibt in einem Briefe aus Tonga-Tabu vom Jahre 1845: „Die Eingebornen sind keine groben Götzenanbeter, sie verehren nur Geister, von denen sie tausend absurde Fabeln erzählen. Der größte von ihren Göttern ist Maui, der

[1] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 5 ff.

vor unvordenklichen Zeiten Tonga aus dem Ozean fischte. Man bewahrt noch, wie sie sagen, die Angel auf, mit der er die Insel aus dem Meeresgrunde zog. Aber diejenigen, die sie behüten, geben vor, der erste, der sie sehe, werde mit dem Tode bestraft. Nur der König, das geliebte Kind Mauis, darf sie sehen." Vielleicht ist Maui nur ein anderer Name für Tali-y-Tubo, da bei den heidnischen Völkern die Hauptgötter zuweilen mehrere Namen tragen. Auch nach den Wesleyanermissionären, die zuerst auf dem Archipel tätig waren, hieß der erste Gott Maui, der die Inseln aus dem Meere gezogen hat[1]. Die, welche er nicht niedertrat, blieben bergig. Diesem Gott wurde auch der Ursprung des so nützlichen Baumes „Toa" (Eisenholz) zugeschrieben, der einst bis an den Himmel reichte und den Gott Etumatubua instand setzte, daran hinabzusteigen.

Nach denselben Missionären hatte Maui zwei Söhne: Maui Atalonga und Kijikiji. Dieser, der jüngere, erhielt Feuer von der Erde, lehrte die Menschen Feuer machen und Speisen kochen. Als Maui noch auf Erden lebte, gab es nur eine Art Mondlicht und keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Jetzt wohnt Maui unter der Erde und trägt sie auf seinen Schultern; wenn er einnickt, entsteht Erdbeben, bei dem die Leute auf den Boden stampfen, um den Gott aufzuwecken. Hikuleo (der Higulio Mariners), der jüngere Bruder Mauis, ist der Gott der Geister und wohnt in Bolotu, das er regiert. Er ist ein böser Gott, der die Menschen nach Bolotu fortholt. Damit er nicht alle Menschen von der Erde vertilge, wird er von zweien seiner Brüder gehalten; ein Strick ist um ihn befestigt; das eine Ende desselben hält Maui unter der Erde und das andere Tangaloa am Himmel fest. Seine Wohnung ist voll von menschlichen Geistern, die ihm dienen müssen. Diesem Gotte wurden zuweilen Menschenopfer dargebracht; er hatte einen Tempel, in dem alle den Göttern dargebrachten Opfer niedergelegt wurden[2].

Tangaloa (Tongaloa) wohnt in der Luft, schickt Donner und Blitz, und beim Gewitter tötet er, wie man glaubt, einen Häuptling[3]. Die Insulaner meinten, Kapitän Cook und andere seien, von Tangaloa gesandt, vom Himmel herabgekommen. Hea-Moana-uli-uli regiert die See und wird unter der Gestalt einer Seeschlange verehrt.

Die Tonganer betrachten Bolotu (Bulolu) als den Aufenthalt der abgeschiedenen Geister und den Wohnort Hikuleos. Es gibt mehrere Bolotus, und der Geist der Verstorbenen geht zu dem, wozu er nach seinem Betragen auf Erden geeignet ist. In allen ist Überfluß an Yams und Frauen. Hier ist auch das Vaiola oder „Lebenswasser". Dieses befindet sich nahe bei der Wohnung Hikuleos. Es hat die Kraft, den Toten neues Leben zu geben, die Stummen sprechen, die Lahmen gehen, die Blinden sehen zu machen usw., kurz, es heilt alle Gebrechen. Es verleiht den Alten Jugend und allen, die darin baden, die Unsterblichkeit[4].

---

[1] Geschichte der christlichen Missionen auf den Freundschafts- oder Tonga-Inseln, Bremen 1857, 45.

[2] Ebd. 46.

[3] Nach andern englischen Missionären galt Tangaloa als der Schöpfer der Welt (vgl. Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans II 80).

[4] Geschichte der christlichen Missionen usw. 47.

Nach Mariner wird der Ursprung der Inseln nicht Maui, sondern Tangaloa zugeschrieben. Im Anfang, so berichtet die Sage, existierte bloß der Himmel, das Meer und die Insel Bolotu. Als Tangaloa eines Tages im Meere fischte, glaubte er einen großen Fisch an der Angel zu spüren. Er zog die Leine an, und es kamen Felsenspitzen zum Vorschein. Leider brach die Leine, und es blieben nur die Tonga-Inseln auf der Oberfläche. Auf Anordnung Tangaloas und anderer Götter bedeckten sich die Inseln mit Bäumen, Pflanzen und Tieren, die denen auf Bolotu ähnlich, aber unvollkommener und dem Untergang und Tod unterworfen waren. Um die Erde auch mit vernünftigen Wesen zu bevölkern, befahl Tangaloa seinen zwei Söhnen: „Gehet, nehmt eure Weiber mit euch, wohnet auf Tonga, teilet das Land in zwei Hälften und lebet getrennt voneinander." Sie taten, wie ihnen befohlen. Der jüngere Sohn, Vaca-acau, war sehr weise, erfand die Äxte, Perlenschnüre, Kleider und Spiegel; der ältere aber, Tubo, war träg, schlenderte müßig umher oder schlief. Er beneidete seinen Bruder wegen seiner Werke, und da er es bald müde war, bei ihm zu betteln, so erschlug er ihn. Da kam der Vater von Bolotu und fragte ihn zornig: „Warum hast du deinen Bruder getötet? Konntest du nicht arbeiten wie er? Fort mit dir, Elender! Gehe zur Familie deines Bruders und sage ihnen, sie sollten hierher kommen." Als sie gekommen, gab ihnen Tangaloa den Befehl: „Nehmet eure Kanoes und segelt nach Osten. Dort werdet ihr ein großes Land finden, und da sollt ihr wohnen. Eure Haut soll weiß sein wie eure Herzen, denn diese sind rein; ihr werdet weise sein, Äxte machen, alle Reichtümer und großen Kanoes besitzen." Zu Tubo und den Seinigen aber sprach er: „Ihr werdet schwarz sein, denn eure Herzen sind schlecht, ihr werdet verlassen sein, unweise bleiben in Bezug auf nützliche Dinge. Ihr werdet mit euern schlechten Kanoes nicht in das Land eurer Brüder gehen, diese aber werden in euer Land kommen und mit euch Handel treiben, wie es ihnen gefällt."

Mariner forschte nach, ob diese Sage vielleicht von europäischen Missionären herrühre, namentlich da dieselbe sie herabwürdigt und als die Nachkommen eines schlechten, von seinem Vater verfluchten Mannes hinstellt. Aber die ältesten Leute versicherten ihm, das sei eine alte, auf Wahrheit beruhende Überlieferung.

Wir haben schon bemerkt, daß nach den Tonganern nur die Seelen der höheren Klassen, nicht die der Tuas, des gewöhnlichen niedrigen Volkes, unsterblich seien; doch gibt es auch Tuas, die ihre Seelen ebenso wie die der Adeligen für unsterblich halten[1]. Nach der Trennung vom Leib wird die Seele ein Gott oder Geist (Hutua), sie behält die Gestalt des Leibes und ihre früheren Neigungen bei, hat aber einen viel helleren Verstand, so „daß sie leicht das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen, das Recht vom Unrecht unterscheiden kann"[2]. Sie hat überhaupt dieselben Eigenschaften wie die ursprünglichen Götter, jedoch in einem geringeren Grade, und wohnt für immer in dem seligen Lande Bolotu.

Die Insel Bolotu, von der schon die Rede war, liegt, wie Mariner berichtet, nordwestlich von Tonga in weiter Ferne; dort wohnen die Götter, die Seelen der Adeligen und der Matabuls. Mariner schildert sie anders als die

[1] Mariner, An account usw. II 128. [2] Ebd. 130.

Missionäre, wahrscheinlich lauteten die Sagen nicht überall gleich. Sie ist wohlausgestattet mit den schönsten Pflanzen, die immer in vollkommenem Zustand sind und beständig die reichsten Früchte und schönsten Blumen hervorbringen. Werden die Früchte und Blumen gepflückt, so nehmen sofort andere ihre Stelle ein. Die ganze Atmosphäre ist mit den herrlichsten Wohlgerüchen gewürzt. Auch die schönsten Vögel finden sich dort und Schweine im Überfluß, die alle unsterblich sind, wenn sie nicht von den Göttern zu ihrer Nahrung getötet werden. Wird ein Tier geschlachtet, so tritt sofort ein anderes an seine Stelle, und nur auf diese Weise pflanzen sich dort die Tiere fort[1].

In dieses Paradies kommen die Seelen der Adeligen nach dem Tode, und zwar, wie Mariner sagt, nicht nach dem Verhältnis zu ihrem sittlichen Verdienst, sondern nach dem ihres Ranges. Dort haben sie eine den ursprünglichen Göttern ähnliche, aber geringere Macht. Auch die Seelen der Matabuls gelangen nach Bolotu, wo sie als Diener der Götter leben; sie erlangen aber dort nicht die Macht, die Priester zu inspirieren. Auch die Muas ziehen nach Bolotu, aber nicht die Tuas. Diese haben zwar Seelen, aber nur solche, die mit dem Tode untergehen[2], oder, wie die wesleyanischen Missionäre berichten, die Seelen dieser gemeinen Leute sollen nach diesem Leben keine selbstbewußte Existenz haben[3]. Daß trotzdem manche Tuas sich für unsterblich halten, haben wir schon erwähnt. — Die ursprünglichen Götter, die verstorbenen Häuptlinge und Adeligen erscheinen zuweilen den Menschen, um sie zu warnen oder ihnen zu helfen. Die ersteren kommen manchmal in Körpern von Eidechsen, Schildkröten und gewissen Wasserschlangen, weshalb diese Tiere sehr geachtet werden[4].

„Das Verdienst oder die Tugend besteht hauptsächlich in der den Göttern, den Adeligen und alten Personen erwiesenen Ehre, ferner in der Verteidigung der vererbten Rechte, weiter in Ehre, Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Freundschaft, Sanftmut, Bescheidenheit, in der ehelichen Treue der verheirateten Frauen, in der gegenseitigen Liebe zwischen Eltern und Kindern, Beobachtung der religiösen Gebräuche, Geduld im Leiden, Verträglichkeit usw.“[5] Belohnungen für die Tugend und Strafen für das Laster gibt es nur in dieser Welt, und beide kommen unmittelbar von den Göttern.

Gewisse Handlungen, die bei zivilisierten Nationen als Verbrechen gelten, werden von den Tonganern als gleichgültig angesehen, so die Rache, die Tötung eines Dieners oder einer andern Person wegen Beleidigung; doch darf diese Person nicht ein weit höherer Häuptling oder Adeliger sein. Auch Frauenraub ist gestattet, außer wenn es sich um verheiratete Frauen handelt, die einen höheren Rang einnehmen als der Räuber; desgleichen Diebstahl, wofern es sich nicht um ein geheiligtes Eigentum handelt. Doch kommt Diebstahl unter den höheren Klassen nicht vor und gilt als schimpflich. So scheint die sittliche Tugend auf diesen Inseln auf schwacher Grundlage zu ruhen. Auch Mariner macht sich diese Einwendung und meint, man könnte versucht sein, diese Wilden

[1] Ebd. II 102. [2] Ebd. 99.
[3] Geschichte der christlichen Missionen usw. 48.
[4] Mariner a. a. O. II 99. [5] Ebd. 100.

für völlig lasterhaft zu halten. Das wäre aber ein Irrtum. „Sie glauben alle, daß es eine höhere, übermenschliche Macht und Intelligenz gebe, welche ihr Verhalten überwacht und auch ihre geheimsten Gedanken entdeckt, und obwohl nach ihrer Ansicht diese Macht und Intelligenz einer Anzahl von Einzelwesen innewohnt, so bleibt doch das Prinzip dasselbe; es ist vielleicht ebenso stark und praktisch ebenso nützlich, als ob sie dieselbe in ihrem Hauptgotte vereint dächten. Sie glauben fest, daß die Götter die Tugend billigen und daß ihnen das Laster mißfällt; daß jedermann einen Schutzgott hat, der ihn beschirmt, solange er sich so aufführt, wie er es tun soll; tut er dies nicht, so läßt ihm dieser Unglück, Krankheit und Tod zustoßen. Und hier finden wir den Boden, auf dem ein tugendhaftes Leben bestehen kann; doch dieses genügt nicht; dem menschlichen Herzen ist eine Kenntnis oder ein Gefühl eingepflanzt, das uns fähig macht, zuweilen, wenn nicht immer, zu unterscheiden zwischen der Schönheit der Selbstlosigkeit und der garstigen Häßlichkeit dessen, was niedrig, schmutzig und selbstsüchtig ist; und die Wirkung dieses Gefühls ist einer der stärksten Charakterzüge der Eingebornen dieser Inseln." Manche von den Häuptern, die von Mariner gefragt wurden, welchen Beweggrund sie — abgesehen von der Furcht vor Unglück in diesem Leben — hätten, um sich rechtschaffen aufzuführen, antworteten, „das komme von dem angenehmen und glücklichen Gefühl, das der Mensch in sich verspüre, wenn er eine gute Tat vollbringe oder sich edel und großmütig benehme, wie er es tun solle. Sie beantworteten diese Frage, als ob sie sich wunderten, daß man eine solche Frage an sie stellen könne. Hiernach können wir nur annehmen — wenn wir nicht von Vorurteilen befangen sind — daß der Same großer Tugenden ihren Herzen eingepflanzt ist, und es wäre unvernünftig zu meinen, es gebe nicht manche Eingeborne, in denen dieser Same wirklich aufgeht, wächst und zu hoher Blüte gelangt." [1]

Mariner erzählt selbst viele Beispiele von Edelsinn und Freigebigkeit der Eingebornen. Wenn einer von ihnen im Besitz eines andern etwas sieht, was er gern haben möchte, so braucht er es nur zu verlangen, und es wird ihm aller Wahrscheinlichkeit nach überlassen. Ist jemand im Begriffe zu essen, so teilt er alles, was er hat, mit den Umstehenden. Ein anderes Verhalten würde als schimpflich und selbstsüchtig gelten [2]. „Beim Mahle werden die Fremden immer bevorzugt und die Frauen werden vor den Männern von demselben Rang bedient, weil sie das schwächere Geschlecht sind und Anspruch auf Rücksicht haben."

Große Ehrfurcht zeigen alle Tonganer gegen die althergebrachten religiösen Gebräuche. Die Ehrfurcht vor den Häuptlingen ist allgemein und die Grundlage ihres Gemeinwesens; sie gilt als heilige Pflicht, deren Vernachlässigung von den Göttern streng bestraft wird. „Die große Ehrfurcht, welche sie alten Leuten erweisen, ist ein sehr liebenswürdiger Zug in ihrem Charakter." Ohne Rücksicht auf Weisheit werden alte Leute von den jüngeren rücksichtsvoll be-

[1] Mariner, An account usw. II 141—142.
[2] Ebd. 145.

handelt. „Große Liebe und Ehrfurcht für die Eltern ist ein anderer hervorstechender Zug ihres Charakters."

„Derselbe Grundsatz der Liebe und Ehrfurcht für die Eltern und Vorgesetzten verpflichtet jeden, seine vererbten Rechte zu sichern und zu verteidigen", und das gilt als religiöse Pflicht und Ehrung der Ahnen, von denen man sie erhalten hat. Infolge einer Ausdehnung dieser Gesinnung liebt der Tonganer besonders die Insel, auf der er geboren wurde, dann aber auch alle Tonga-Inseln, da sie ein Land bilden und eine Sprache reden.

Die Tonganer sind in mancher Beziehung ehrenwert, obwohl sie einiges tun, was unehrenvoll ist. Wollten wir diese Wilden nach den Begriffen von Tugend, Ehre und Menschlichkeit beurteilen, die bei zivilisierten Völkern herrschen, würden wir ihnen unrecht tun. Übrigens schreibt Mariner: „Ihre Begriffe von Ehre und Gerechtigkeit sind von den unsern nicht sehr verschieden, außer dem Grade nach, indem sie einige Dinge mehr, andere weniger als wir für ehrenvoll halten."[1] In einem Punkt unterscheiden sie sich sehr; sie halten es nämlich allgemein für ihre Pflicht, den Befehlen ihrer Häuptlinge zu folgen, mögen diese gut oder schlecht sein, es sei denn, man befehle ihnen, gegen einen noch höheren Häuptling zu kämpfen.

„Diebstahl wird von den Tonganern eher für etwas Niedriges als für ein Verbrechen gehalten; und obwohl sogar von Häuptlingen bekannt ist, daß sie auf Schiffen sich desselben schuldig gemacht haben, so wird dies doch nicht gebilligt. Sie entschuldigen sich mit der Größe der Versuchung. Übrigens gibt es wenige Häuptlinge, die so etwas tun würden."[2] Nach allem Angeführten kann man sagen, daß die „Begriffe der Tonganer in Bezug auf Ehre und Gerechtigkeit ziemlich gut bestimmt, fest und allgemein sind", daß sie sich aber in der Befolgung derselben sehr wankelmütig und veränderlich zeigen[3].

Die Europäer klagen die Tonganer als verräterisch und grausam an, diese aber bezeichnen uns Europäer deshalb laut als Verleumder und Ehrabschneider. „Keine Gewohnheit scheint den Eingebornen von Tonga lächerlicher, schlechter und ungerechter als die Veröffentlichung der Fehler seiner Bekannten und Freunde, denn das habe keinen vernünftigen Zweck und schade dem leidenden Teil in hohem Grade. Eine eigentliche Verleumdung oder falsche Anklage scheint ihnen schrecklicher zu sein als überlegter Mord; denn es ist besser, denken sie, daß man das Leben eines Menschen als seinen Ruf angreife. Im ersteren Fall verursacht man nur seinen Tod, der doch einmal kommt, im letzteren Fall nimmt man ihm aber das, was er sonst, genau gesprochen, nie verlieren, was er fleckenlos mit sich ins Grab nehmen würde, und was auch später mit seinem Andenken verbunden bliebe. Und sie halten dies nicht nur für einen gerechten und ehrenvollen Grundsatz, sondern sie handeln auch danach, so daß Beispiele der Verleumdung und Ehrabschneidung sehr selten sind. Anderseits sind sie ebenso frei von gemeiner Schmeichelei, und selbst wenn ein Mann etwas wahrhaft Lobenswertes getan hat, so loben sie ihn selten in seiner Gegenwart, damit er nicht etwa eitel und stolz werde."[4]

---

[1] Ebd. II 150. [2] Ebd. 153. [3] Ebd. 154.
[4] Ebd. 154—155.

Sie wissen auch sehr wohl zwischen wahrer und falscher Tapferkeit zu unterscheiden, und eine bescheidene Meinung von sich selbst zu haben, gilt ihnen als eine große Tugend.

In Bezug auf die Keuschheit gilt es vor allem als eine strenge Pflicht jeder verheirateten Frau, ihrem Manne treu zu bleiben. Die Verheiratung einer Frau hängt oft nicht von ihrer Einwilligung ab, da sie schon jung von ihren Eltern mit einem Manne verlobt wurde; vielleicht ein Drittel der verheirateten Frauen wird auf diese Weise verlobt; die andern zwei Drittel heiraten mit freier Einwilligung. Die verheiratete Frau muß, mag sie wollen oder nicht, bei ihrem Manne bleiben, bis es diesem gefällt, sich von ihr zu scheiden. Mariner meint, etwa zwei Drittel aller Frauen seien verheiratet und die Hälfte von diesen bleibe beim Manne, bis der Tod sie trennt. Die Ehescheidung scheint sehr häufig zu sein. Ehebruch von seiten der Frau kommt nach Mariner[1] verhältnismäßig sehr selten vor; wozu die Furcht beitragen mag, da die Häuptlinge ihre untreuen Frauen wohl töten und die Männer der unteren Klassen die ihrigen schwer mißhandeln.

Die Ehescheidung vollzieht sich einfach dadurch, daß der Mann die Frau entläßt, dann ist sie frei und kann nach einigen Tagen wieder heiraten oder die Konkubine eines Mannes werden. Eigentliche Prostitution kommt nicht vor. — Während die Frau zur Treue verpflichtet ist, besteht für den Mann eine solche Pflicht nicht, er kann der freien Liebe huldigen, ohne Anstoß zu erregen. Doch bleiben die meisten Männer ihren Frauen ziemlich treu, und wenn sie eine Konkubine haben, suchen sie dieselbe ihren Frauen zu verbergen, um sie nicht eifersüchtig und unglücklich zu machen. Das Leben der unverheirateten Männer ist natürlich sehr frei, obwohl sie selten Attentate auf die Keuschheit verheirateter Frauen begehen. Im Hause herrscht der Mann mit absoluter Gewalt.

Von den religiösen Festen und Gebräuchen der Insulaner heben wir folgende hervor. Beim Inatschifest werden den Göttern in der Person des göttlichen Häuptlings Tuitonga verschiedene Früchte und Eßwaren geopfert. Das Fest wird jährlich einmal gefeiert, und zwar zur Zeit der Reife der Yamswurzeln. Die Erstlinge werden dargebracht, um von den Göttern Schutz zu erlangen für die ganze Nation und besonders für das Gedeihen der Produkte der Erde, von denen die Yams die wichtigsten sind. Ebenso wird den Göttern gedankt für die Aussicht auf eine gute Ernte und werden sie angefleht, auch in Zukunft ihre Freigebigkeit zu erzeigen[2].

Das Fest Fukkalahi hat den Zweck, alle Insulaner von den Tapus zu befreien. Viele Dinge, z. B. Leichen, Gräber, den Göttern geweihte Dinge, auch manche Häuptlinge sind tapu und ihre Berührung befleckt. Wer z. B. einen höherstehenden Häuptling berührt, ist tapu, d. h. er darf nicht mehr mit eigenen Händen Speise zu sich nehmen, bis er sich vom Tapu befreit hat. Die gewöhnliche Zeremonie zur Beseitigung des Tapu ist der Moi-Moi. Der Interdizierte muß zuerst mit der inneren, dann mit der äußeren Handfläche die Fußsohlen eines Häuptlings berühren und darauf die Hand mit Wasser abspülen. Wollte ein Tapuierter ohne diese Zeremonie Speisen mit der Hand zu sich

[1] An account usw. II 160. [2] Ebd. 196—204.

nehmen, so würde ihn eine Krankheit oder der Tod ereilen. Das Tau-Tau-fest besteht in Opfern von Yams, Kokosnüssen und andern Erdfrüchten, die dem Gott Elo-Elo (dem Gott des Wetters) insbesondere und allen Göttern im allgemeinen dargebracht werden, um gutes Wetter und Fruchtbarkeit zu erlangen. Dieses Fest wird beim Beginn der Ernte gefeiert. Auch Gebete werden bei dieser Gelegenheit an Elo-Elo und die übrigen Götter verrichtet, um ihr Wohlwollen zu sichern[1].

Eine häßliche Zeremonie der Tonganer ist die Naugia, d. h. das Erwürgen von Kindern, um von den Göttern die Wiederherstellung eines kranken Verwandten, besonders eines Häuptlings, zu erlangen. Diese Zeremonie hat aber nach Mariner[2] nicht in einem Mangel an natürlicher Liebe ihren Grund, sondern im Aberglauben, d. h. in der Verehrung und Furcht vor den Göttern. Alle Gegenwärtigen betrachten das unschuldige Opfer mit größtem Mitleid, aber sie glauben, ein der Gesellschaft gegenwärtig noch unnützes Leben opfern zu müssen, um das Leben eines Häuptlings zu erhalten. Früher wurde auch die Hauptfrau des verstorbenen Tuitonga mit diesem begraben. Zur Zeit Mariners war aber diese Sitte schon abgeschafft. Die Tonganer haben auch den Gebrauch der Beschneidung[3].

Eine sonderbare Sitte ist das Tutu-nima, d. h. das Abschneiden eines Gliedes des kleinen Fingers als Opfer für die Götter, um von ihnen die Genesung eines höherstehenden kranken Verwandten zu erlangen. Diese Sitte ist so sehr im Schwung, daß es kaum einen Insulaner gibt, der nicht einen oder beide kleinen Finger verloren hätte. Bei den Begräbnissen pflegen sich die Eingebornen den Kopf zu verwunden oder an verschiedenen Teilen des Leibes mit Messern, Muschelschalen und Speeren Einschnitte in das Fleisch zu machen, um den Verstorbenen zu ehren und die treue Anhänglichkeit an ihn zu bezeigen. Oft sind sie infolge davon ganz mit Blut und Wunden bedeckt.

Auch der Eid bei den Schutzgöttern war im Gebrauch[4]. Wir erwähnen noch folgendes charakteristische Gebet, das an Tali-y-Tubo in dem ihm geweihten Hause gerichtet wurde, und zwar vom Priester dieses Gottes im Namen reuiger Rebellen: „Hier siehst du die Männer, die von Tonga gekommen sind, um von dir Vergebung für ihre Verbrechen zu erlangen. Sie haben sich empört gegen jene Häuptlinge, die ihre Gewalt von den Göttern besitzen, aber da sie jetzt bereuen, was sie getan haben, so hoffen sie, es werde dir gefallen, deinen Schutz für die Zukunft auf sie auszudehnen.“[5]

Die Tonganer halten sehr auf Reinlichkeit[6] und baden sich deshalb häufig. Während des Badens tragen sie eine Art Schürze von Gnatu (eine Art einheimisches Tuch) oder von Blättern. Nach dem Baden reiben sie den Leib mit Öl ein und kleiden sich dann sorgfältig an. Das Kleid der Männer besteht aus einem 5—6 Fuß langen Stück Gnatu, das um den Leib geschlungen wird. Die Frauen tragen außer diesem Gnatu noch eine kleine, 1 Fuß breite Matte um die Mitte des Leibes. Für eine Frau würde es als sehr unanständig gelten, ohne diese Matte auszugehen. Kinder unter zwei Jahren bleiben zu

---

[1] Ebd. II 205—206. [2] Ebd. 209. [3] Ebd. 252. [4] Ebd. I 69.
[5] Ebd. 345. [6] Anders urteilen die Missionäre, wie wir gleich sehen werden.

Hause nackt; wenn sie ausgehen, tragen sie ein Stück Gnatu um die Hüfte. Nach dem Bade wird von den Männern etwas gegessen und Kawa getrunken und geschwatzt. Gegen Mittag findet eine zweite Mahlzeit statt. Dann ist wieder Unterhaltung oder man geht auf die Rattenjagd. Am Abend folgt die dritte Mahlzeit, dann kommen Tänze; den Schluß des Tages bilden wieder das Bad und das Ölen des Leibes.

Das Geld war auf der Insel unbekannt und Mariner[1] hatte Mühe, den Wilden einen Begriff davon beizubringen. Das Privateigentum bestand. Es gab reiche Männer, die große Pflanzungen besaßen. Eigentliche Armut war unbekannt; auch die untersten Klassen, denen die Arbeit oblag, hatten genug zum Leben für sich und ihre Familien[2].

Zur Ergänzung des oben Gesagten fügen wir noch einige Notizen bei, die wir einem Briefe des Missionärs Grange[3] aus Tonga-Tabu vom Jahre 1843 entnehmen. Auch nach Grange kann man sagen, daß die Tonganer „schön, intelligent und immer fröhlich sind. Die ungebildeten Franzosen sind weniger höflich und vor allem weniger gastfrei als sie“[4]. Bei der Begegnung grüßen sie sich immer sehr höflich und bieten einander alles an, was sie haben. Macht man einen Besuch in einem Hause, so wird man freundlich begrüßt, man dankt für den Besuch, wünscht dem Besucher gute Gesundheit und bewirtet ihn, indem man sich entschuldigt, daß man nichts Besseres anzubieten habe[5]. Die Hauptlaster des Tonganers sind der Stolz, die geschlechtliche Unsittlichkeit und die Faulheit. Er verachtet die Ausländer; nach seiner Ansicht ist kein Volk der Erde würdig, neben einem Tongakanaken zu sitzen. Die Ausschweifung ist groß und öffentlich. Selbst vor Kindern scheut man sich nicht. Doch respektierten die Eingebornen die Missionäre und nahmen sich in ihrer Gegenwart in acht. Sie arbeiten nur so viel, als unumgänglich nötig ist. Ausgenommen an Festtagen essen sie sehr wenig. Die Nahrung eines Mannes in Frankreich würde hier für 10 Personen ausreichen[6]. Sie wollen lieber hungern als arbeiten.

„Wenn wir sie über den Ursprung ihrer Gottheiten fragen, so stammeln sie einige Worte und brechen dann ab mit den Worten: ‚Wir wissen nichts davon, wir tun wie unsere Väter.‘ Jedenfalls verehren sie mit ihrem Kult böse Geister, die sie sehr fürchten, aber nicht lieben. Diese Götter sollen unsichtbar in den großen Häuptlingen und in alten Weibern wohnen.“ Die Tonganer sind die Sklaven von tausend abergläubischen Gebräuchen, doch verschwinden diese Ideen bei den Jüngeren; die Alten aber halten daran fest und sagen: „Die Götter der Missionäre sind ohne Zweifel gut, aber die unserigen sind es nicht weniger, da sie die Ignamen, die Kokos und besonders den Kawa wachsen lassen.“ Wenn nicht wenigstens die Hälfte der Bewohner den alten Göttern treu bleibe, sagen sie, so werden sich diese rächen und uns zu Grunde richten.

Die Tonganer machen sich eine Ehre daraus, viele Kinder zu haben, und sie erziehen sie bis zum Alter von vier bis fünf Jahren sehr zärtlich; dann überläßt man sie sich selbst. Im Gegensatz zu Mariner behauptet Grange, daß die

---

[1] Mariner, An account usw. I 287—288. [2] Ebd. 274.
[3] Annales de la propagation de la foi XVII (1845) 5 ff. [4] Ebd. 9.
[5] Ebd. [6] Ebd. 11.

jungen Leute keine Ehrfurcht vor ihren Eltern haben. Der Kranken aber nehmen sich die Tonganer sorgfältig an; sie tun alles, um ihre Heilung zu erlangen; auch Gelübde und Gebete werden zu dem Zwecke angewandt. Wenn ein großer Häuptling bettlägerig ist, schneidet man mehreren Personen Finger ab, zuweilen werden sie sogar selbst geopfert, um die böse Gottheit zu versöhnen, welche die Kranken lebendig verzehrt[1].

Mit der größten Sorgfalt werden die Toten *begraben*. Ist ein Eingeborner gestorben, so wird es den Nachbarn gemeldet, und sofort kommen alle Frauen herbei, um bei der Leiche zu weinen. Die Männer weinen nie. Man läßt die Leiche einen oder zwei Tage im Hause und errichtet während dieser Zeit sein Grab in der Nähe der Wohnung seiner Verwandten. Das Totenhaus ist schön, auf einer Erhöhung erbaut und mit Bambuspalissaden umgeben. Im Innern der Umzäunung werden wohlriechende Sträucher und besonders Immortellen gepflanzt. Endlich wird das Grabmal mit einem künstlichen Dach versehen. Für das Grab der Könige und der großen Häuptlinge sucht man auf entfernten Inseln kolossale Steine, um dasselbe damit zu krönen. „Ich habe einen Stein gesehen, der 24 Fuß lang, 8 Fuß breit und 18 Zoll dick war." Um ihren Schmerz zu äußern, zerfleischen sich die Frauen, obwohl von Trauer eigentlich keine Spur vorhanden ist[2].

Eine regelrechte Justiz gibt es auf Tonga nicht. Der launische Wille eines Tyrannen ist das einzige und höchste Gesetz, und er kümmert sich um die Aufrechterhaltung der Ordnung nur, wenn sein eigenes Interesse in Frage kommt. „Ich habe Männer Leute töten sehen, ohne daß jemand daran gedacht hätte, das Verbrechen zu strafen. Der König ist ein sehr gefürchteter Tyrann. Niemand wagt es, seinem Willen zu widerstehen."

3. Die Futunier.

Unter dem Namen Futuna (Allofatu) begreift man zwei kleine Inseln, die nördlich von den Fidschi-Inseln unter dem 14.° s. Br. und zwischen dem 178. und 179.° ö. L. liegen; die Hauptinsel Futuna hat etwa 20 Stunden im Umfang, die kleinere Insel, Alofi, beherbergt nur eine einzige Dorfschaft. Die Insel Futuna ist im Jahre 1841 mit dem Märtyrerblut des sel. P. Chanel S. M. geheiligt worden. Den Briefen und dem Tagebuch dieses großen Apostels und den Aufzeichnungen seiner Mitarbeiter aus der Kongregation der Maristen verdanken wir es, daß wir über die Sitten und Gebräuche der Futunier, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren, ziemlich genau unterrichtet sind[3].

Die Futunier zeigen alle Merkmale der Polynesier, sie sind von schönem Körperbau, muskulös und gut proportioniert. Die Farbe ist ein helles Kupferbraun. Sie sind intelligent und arbeitsam. Die *Kleidung* bestand für beide Geschlechter aus einer Art Matte aus Blättern oder Flechtwerk, das den Körper

---

[1] Ebd. 11. [2] Ebd. 13.

[3] Vgl. ebd. XIII—XVII (1841—1845); ferner Nicolet, Vie du Bienheureux Pierre Louis Chanel[2], Lyon 1890.

vom Gürtel bis zu den Knien bedeckte; nur beim Fischen begnügten sich die Männer mit einem Gürtel. Den Körper tätowierten sie wie die Neuseeländer; eigentümlich war ihnen eine sonderbare Nationalzeichnung, auf die sie nicht wenig stolz waren. Sie pflegten nämlich das Gesicht in vier gleiche Vierecke zu teilen, zwei schwarze und zwei rote. Das war der gewöhnliche Schmuck der Männer, bei den Frauen jedoch hatte die rote Farbe im Gesicht eine besondere Bedeutung; sie zeigte an, daß sie von ihren Männern geschieden waren und eine neue Verbindung einzugehen wünschten.

Die Verteilung der Beschäftigung entspricht im allgemeinen den Kräften und Anlagen der Familienglieder. Den Frauen liegt es ob, Muscheln zu sammeln, die bei der Ebbe zurückbleiben, Matten zu verfertigen, worin sie sehr geschickt sind, Siapos, eine Art Teppich, der in allen benachbarten Archipeln berühmt ist, zu fabrizieren. Den Männern sind die Feldarbeiten, die Pflege der Bäume, der große Fischfang — und merkwürdigerweise — die Küche vorbehalten[1]. Wenn die Speisen fertig sind, versammelt man sich im Hause eines Notablen in jedem Dorf, wohin jeder seinen Anteil mitbringt. Die Frauen essen getrennt in einem andern Hause. Bei den öffentlichen Festessen präsidiert der König, vor den jeder Insulaner die bereiteten Speisen hinlegt. Nach dem gemeinsamen Gebet kaut man feierlich Kawa, um sie der Gottheit der Insel darzubringen. Der König, als die Wohnung des Gottes, wie wir gleich erklären werden, führt ihm das kostbare Naß durch seine eigene Kehle zu. Die Speisen werden dann den Dorfhäuptlingen zurückgebracht, die sie an die Familienväter austeilen[2].

Die Wohnungen gleichen einem riesigen ausgespannten Regenschirm, der aber anstatt auf einer Stütze im Mittelpunkt, auf vier in der Mitte angebrachten Pfählen ruht. Die rings abfallenden Blätterdächer reichen bis 3 oder 4 Fuß über der Erde herunter. Rings um jedes Haus geht eine Art Terrasse, die je nach dem Reichtum der Eigentümer größer oder kleiner, stets mit Sand bedeckt und in vollkommener Reinlichkeit erhalten wird.

Wenn die Kinder in die Jahre der Pubertät kommen, werden sie beschnitten. Die Beschneidung hat keine religiöse Bedeutung, bildete aber einen der feierlichsten Momente im Leben der Futunier. Die zu Beschneidenden wurden in einem eigenen Hause vereinigt. Fünf Tage nach der Operation brachten die Beschnittenen mit Essen und Trinken zu, dann wurden sie rot und schwarz bemalt und hießen nun die im Innern des Hauses Geschmückten (Fakamaafale); nach weiteren fünf Tagen wurden sie wieder bemalt und hießen jetzt die zum Hinausgehen Geschmückten (Fakamaafofo). Fünfzehn Tage endlich nach der Beschneidung wurden sie in Gegenwart der Verwandten mit der üblichen Landestracht geschmückt und trugen jetzt den Namen Fakamaa (es ist erlaubt auszugehen); dann folgte ein Festschmaus.

Zu großen Festlichkeiten gab auch die Heirat Anlaß. Wollte ein junger Mann heiraten, so ließ er durch seine Eltern um die Hand des erkorenen Mädchens anhalten und Geschenke überbringen. Die Eltern der Braut hatten drei Tage Bedenkzeit. Schickten sie nach Ablauf dieser Zeit Geschenke zurück,

[1] Annales de la propagation de la foi XV (1843) 32. [2] Ebd. 33—34.

die an Wert den empfangenen gleichkamen, so galt das als abschlägige Antwort. Willigten sie aber ein, so sandten sie nichts zurück. Dann wurden vom vierten Tage an von den Verwandten des jungen Mannes reichlich Lebensmittel zusammengebracht und alle Verwandten und oft auch alle Bewohner derselben Ortschaft oder desselben Tales zu einem großen Fest eingeladen, das oft mehrere Tage dauerte und bei dem Tänze und Spiele stattfanden. Am Ende des Festes erhielten die Brautleute eine Art Weihe; sie malten sich das Gesicht, schmückten sich mit Blumen und den schönsten Stoffen und begaben sich zum Toe matua (Priester der Verwandten). Dieser befahl der Braut, sich an die göttliche Säule zu setzen, und beschwor dann seinen Gott, ihr Kinder zu schenken[1].

Die Feierlichkeit des Begräbnisses richtete sich nach dem Alter, dem Rang und dem Verdienst des Verstorbenen. Zuerst wurde die Leiche mit parfümiertem Öl gesalbt, dann wurde das Gesicht rot und schwarz bemalt, die Brust mit einer schönen Matte bedeckt und die Leiche einen Tag lang am Eingang der Hütte ausgesetzt. Freunde und Verwandte kamen in großer Zahl unter Tränen und lauten Klagen. Sie zerfleischten sich das Gesicht und die Brust mit Krallen oder Muscheln. Vor der Beerdigung berührte jeder mit seiner Nase die Nase des Verstorbenen. Das Grab, in das die Leiche gelegt wurde, lag meist in der Nähe des Hauses und wurde mit feinem Sande zugedeckt. Vier Tage nach der Beerdigung wurde das Grab mit Steinen umgeben, deren Größe sich nach der Würde des Toten richtete, und zehn Tage lang wurde es am Morgen mit parfümiertem Öl begossen und am Abend mit mehreren Matten und einem schönen Siapo zugedeckt. Gewöhnlich folgte dem Begräbnis ein großes Fest, das mit Tänzen und einem Faustkampf endete.

Die vom Leibe getrennte Seele nannten die Futunier mauli (das Leben) und sie glaubten an ihre Unsterblichkeit. Sie nahmen ein doppeltes zukünftiges Leben an, ein glückliches und ein unglückliches. Zum glücklichen Leben gelangten nur diejenigen, welche die Götter geehrt, die Tapus respektiert, den Häuptlingen gehorcht, sich verheiratet und vor allem ihr Blut auf dem Schlachtfeld vergossen hatten. Den Himmel (lagi) stellte man sich vor als ein Land, wo sich alles im Überfluß findet, was der Futunier liebt: Schmausereien, Spiel und Tanz usw. Einen bevorzugten Platz im Elysium erhalten die in der Schlacht Gefallenen. Vor dem Eintritt in den Himmel mußten jedoch ihre Seelen in irgend ein Tier fahren und vier Tage an dem Orte umherirren, wo sie gefallen waren. Darum stellten sich die Verwandten an diesen Platz, breiteten eine Matte aus und wachten aufmerksam, bis ein Insekt oder ein Reptil oder der Schatten eines darüber fliehenden Vogels auf der Matte erschien. Dann falteten sie rasch die Matte zusammen und begruben sie neben dem Leichnam; denn in diesem Tiere saß, wie man glaubte, die Seele des toten Kriegers[2].

Die gewöhnlichen Toten (d. h. die, welche nicht die oben genannten Bedingungen erfüllt hatten) gingen ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und des Ranges in ihr Falemate (Haus der Toten) ein. Jede Familie oder Sippe hatte ihr eigenes Totenhaus: entweder einen hohlen Baum oder

[1] Nicolet, Vie du Bienheureux Chanel[3] 251—252. [2] Ebd. 254.

einen Felsen usw. Dort wohnte ein Gott, der Atua matalua (d. h. Gott mit zwei Augen) hieß. Nachdem die Dahingeschiedenen hier einige Zeit zugebracht, starben sie ein zweites Mal und begaben sich zu einem andern Gott, mit Namen Atua matalasi, der nur ein Auge hatte. Endlich starben sie ein drittes Mal und gelangten nun unter die Herrschaft des Gottes Atua magugu, der taubstumm und blind war und weder Ohren noch Mund noch Nase hatte. Während des Aufenthalts bei diesen Göttern wurden sie stets ihnen ähnlich, so daß sie beim ersten ihre beiden Augen behielten, beim zweiten ein Auge einbüßten und beim dritten beide Augen und Ohren, die Nase und den Mund verloren und so ein elendes Leben ohne jede Hoffnung auf Erlösung führten. Bei diesen verschiedenen Göttern hatten sie als Nahrung nur Reptilien und Insekten, wie Eidechsen, Ameisen, Tausendfüßler und Würmer. Die Ehelosen, Männer und Frauen, mußten noch eine besondere Strafe erdulden, bevor sie in das Haus der Toten kamen.

Die Futunier hatten keine Götzenbilder, glaubten aber an zahlreiche Geister, die meistens übelwollend waren und fast nur aus Furcht verehrt wurden. Der größte von allen Geistern trug den wenig schmeichelhaften Namen Faka veri kere (der das Land schlecht macht); unter ihm stand ein ganzer Schwarm untergeordneter Geister, die Atua-Muri genannt wurden.

Dieser Glaube an die Geister beherrscht auch das ganze politische und soziale Leben der Futunier. Der König der Insel gilt als Wohnort des obersten Gottes und als von ihm inspiriert, deshalb ist sein Wille heilig und er ist für seine Handlungen nicht verantwortlich. Selbst seine Launen und Wutausbrüche werden mit Verehrung aufgenommen, man hält sich im Gewissen verpflichtet, allen seinen tyrannischen Befehlen zu gehorchen. Ist aber der König sorglos oder schwach, so wird jeder sein eigener Herr und darf tun, was er will, selbst seinen Nachbarn nach Laune umbringen, ohne eine andere Strafe befürchten zu müssen als die Rache der Familie, deren Glied der Ermordete war [1].

Wie der oberste Geist im König, so wohnen die untergeordneten Geister in gewissen andern Individuen, Männern und Frauen, und zwar ist diese Innewohnung in ihren Familien erblich und pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Alle Übel kommen von diesen Geistern. Ist jemand krank, so verzehrt ihn ein Geist; man sucht deshalb den Menschen auf, in dem der Geist wohnt. Dieser läßt sich das ganze Leben des Kranken erzählen und erklärt dann feierlich, der Kranke werde von seinem Geist zur Strafe für diesen oder jenen Fehler verzehrt. Das Orakel antwortete eines Tages einem mächtigen Futunier, der Atua sei gegen sein Kind erzürnt, weil schlecht gekocht worden sei, aber man wagte ihm nicht vorzuwerfen, daß er seine Mutter kochen ließ, um damit seine Freunde zu bewirten [2]. Der fast ausschließliche Kult besteht in Versöhnungsopfern. Hat einer einen Atua, der im Verdachte steht, Krankheiten zu verursachen, so werden ihm Opfer gebracht, und so wird dieser Atua für den glücklichen Besitzer zu einem Huhn, das goldene Eier legt. Sobald jemand krank wird, eilt man zur Wohnung des betreffenden Gottes, der ihn fressen will. Um aber zu wissen, an welchen Geist man sich zu wenden habe, muß

[1] Annales de la propagation de la foi XV (1843) 37. [2] Ebd. 39—40.

erst untersucht werden, in welchem Körperteil die Krankheit sitzt. Denn jeder Gott hat verschiedene Wohnungen zur Heilung der verschiedenen Glieder. In diese Häuser oder Häuschen bringt man Früchte, Stoffe, zuweilen auch die kostbarsten Dinge, um durch diese Opfer den Geist zu versöhnen. Diese Gaben werden dann die Beute einiger Individuen, die es verstehen, die Leichtgläubigkeit der Insulaner zur eigenen Bereicherung auszunutzen[1].

Der sel. P. Chanel erzählt von einer großen heidnischen Feier, die veranstaltet wurde, um Regen zu erlangen. Man zog auf die Spitze eines Berges, um dem Gott, der den Regen sendet, gekochte Bananen, Taro, Fische usw. zu opfern. Die Insulaner brachten die Nacht unter freiem Himmel zu in der festen Überzeugung, daß ihre Wünsche erhört werden würden, und wirklich erschienen bald einige Wolken am Himmel. Ein schon zum Christentum bekehrter junger Mann trat aber in der Versammlung auf und erklärte ihnen, ihre Gebete seien unnütz; keiner von ihren Göttern sei imstande, Regen hervorzubringen, das könne nur Jehovah, der wahre Gott der Christen. Man lachte ihn zwar aus, aber tatsächlich zerstreuten sich die Wolken wieder und es fiel kein Tropfen Regen. Das beschämte sie so, daß sie einem Missionär, der ihnen die Ohnmacht ihrer Götzen vorhielt, antworteten: „Ja, er ist ein böser Gott, er läßt uns in unserer Unreinlichkeit." Sie pflegen sich nämlich täglich zu baden, und wenn es nicht regnet, fehlt ihnen das dazu nötige Wasser[2].

Wie auf vielen andern Inseln nahm auch auf Futuna zur Zeit der Ankunft der Missionäre die Bevölkerung rasch ab, und zwar aus einem doppelten Grunde. Der erste waren die ewigen Kriege. Die Insel war beständig in zwei Parteien geteilt, die, je nachdem sie Sieger oder Besiegte waren, Maro oder Lava hießen. Die Besiegten gehörten mit Leib und Gut den Siegern, sobald aber die Lava sich stark genug fühlten, kam es wieder zum Krieg mit furchtbaren Metzeleien. Der andere Grund der Bevölkerungsabnahme war der Kannibalismus. „Vor höchstens zwanzig Jahren", erzählt der Missionär Chevron[3], „war die Gier nach Menschenfleisch auf einen solchen Grad gestiegen, daß der Krieg nicht mehr hinreichte, um den nötigen Vorrat für die gräßlichen Mahlzeiten zu liefern. Daher fing man an, im Schoße des eigenen Stammes auf Menschen Jagd zu machen. Männer, Weiber, Kinder, Greise, ob Freund oder Feind, wurden unterschiedslos getötet. Es kam sogar vor, daß man Glieder der eigenen Familie hinschlachtete, und Mütter ließen die eigenen Kinder braten, um sich damit zu sättigen." Einmal zählte man bei einer Mahlzeit 14 Schlachtopfer auf der königlichen Tafel.

Auch Kindermord wurde von den Futuniern gewohnheitsmäßig begangen; warf man ihnen dieses Verbrechen vor, so antworteten sie kaltblütig, das ist so alte Landessitte. Die Gewohnheit, die alten Leute zu erdrosseln, bestand zwar nicht, aber wenn dieselben lästig wurden, so unterwarf man sie unter dem Vorwand einer Krankheit einer so strengen Diät, daß sie bald vor Hunger starben.

Wieviel Gutes aber bei aller Wildheit und Grausamkeit in diesem verwahrlosten Volke steckte, zeigte sich bald nach dem Martertode des sel. P. Chanel. Der größte Teil der Insulaner bekehrte sich und die neuen Christen bereiteten,

[1] Ebd. XIII (1841) 378. [2] Ebd. 379. [3] Ebd. XV (1843) 41.

wie P. Servant schon im Jahre 1843 berichtet[1], den Missionären durch ihr erbauliches Leben, ihren Eifer, sich unterrichten zu lassen, ihren Fleiß im Gebet und im Empfang der heiligen Sakramente den größten Trost.

4. Die Wallisinsulaner.

Die Insel Wallis oder Uvea liegt nordwestlich von Futuna unter dem 13.° s. Br. und dem 176.° w. L., ungefähr im Mittelpunkt der ozeanischen Inselwelt. Sie besteht aus einer Hauptinsel und 12—15 kleinen, ebenfalls bevölkerten Inselchen. Zur Zeit, als der Maristenpater (spätere Bischof) Bataillon dort seine apostolische Tätigkeit begann, zählte die Insel etwa 3000 Einwohner. Einem Bericht des genannten Missionärs vom Jahre 1838 entnehmen wir folgende Angaben[2].

Die Insulaner sind im allgemeinen auffallend groß, schön und stark. Ihre Züge sind fast europäisch, nur ist die Farbe leicht kupferbraun. Alle Männer tätowieren sich mit wenigen Ausnahmen; diese Operation wird gewöhnlich um das 18. oder 20. Jahr vorgenommen und ist oft lebensgefährlich. Bei dieser Gelegenheit werden große Festlichkeiten veranstaltet, besonders wenn die jungen Männer adligen Familien angehören. Mit Ausnahme der Kinder unter sechs bis sieben Jahren tragen alle wenigstens einen Gürtel mit herabhängendem Blätterwerk, und diese spärliche Kleidung wird nur geduldet beim Fischfang und bei der Arbeit im Walde, sonst hüllen sie den Leib stets in feingearbeitete Matten oder eine Art Tuch aus Rindenstoff, den sie Gnatu oder Tape nennen. Sie stehen auf einer viel höheren Kulturstufe als die Futunier und zeigen in ihren Gewerben, in der Verfertigung der Waffen und Netze, dem Bau ihrer Häuser und der Landwirtschaft ein hohes Geschick. Besonders berühmt sind ihre schönen und kunstvollen Doppelpirogen. Diese bestehen aus zwei 50—60 Fuß langen ausgehöhlten Baumstämmen, die in einer Entfernung von 6—7 Fuß parallel nebeneinandergelegt und mit Balken verbunden werden[3].

Die Wohnungen gleichen denen der Futunier, nur sind sie sorgfältiger gearbeitet, und einige sind so groß, daß sie bis zu 300 Personen beherbergen können. In jedem Dorf findet man eine kleine Zelle, die ausschließlich dazu bestimmt ist, der Dorfgottheit als Herberge zu dienen, wenn sie aus der „Nacht" (Aufenthaltsort der Götter) zurückkehrt und während des Tages ausruhen will. Diese Zelle ist ein unverletzliches Asyl für die Verbrecher. Außerdem besitzt jede Dorfschaft ein Totenhaus, das sich gewöhnlich auf einem kleinen Erdhügel erhebt und mit Mauern und Hecken umgeben ist. Diese gemeinsame Begräbnisstätte wird stets in gutem Stand erhalten[4].

Die Beschäftigung der Frauen beschränkt sich nicht auf den Haushalt, sie haben auch die Bananenpflanzungen zu unterhalten, die der Familie die Kleider liefern; der Mann seinerseits muß die Lebensmittel beschaffen, den Fischfang und

[1] Annales de la propagation de la foi XVI (1844) 369.

[2] Vgl. Annales des Missions d'Océanie I, Lyon 1895, 399 ff. Der Bericht Bataillons wurde auch in den Annales de la propagation de la foi XIII (1841) 6 ff veröffentlicht.

[3] Annales des Missions d'Océanie I 401. [4] Ebd. 402.

die ersten Arbeiten zur Bodenkultur besorgen. Als Nahrungsmittel dienen den Eingebornen Fische, Schweine, Hühner, Ignamen und besonders die Bananen und die Frucht des Brotbaumes. Für die Mahlzeiten haben sie keine bestimmte Regel; bald halten sie zwei, bald drei, bald auch nur eine Mahlzeit am Tage. Auffallend ist, daß sie an den Tagen am wenigsten essen, an denen sie am meisten arbeiten. Ihre Kraft verdanken die Insulaner, wie Bataillon meint, der Kawa. Diese Pflanze behandeln sie mit derselben Sorgfalt wie die Europäer die Rebe. Jeden Morgen oder auch mehrmals am Tage versammelt sich eine Anzahl Männer, um gemeinsam und mit großer Feierlichkeit die Kawawurzel zu zerstoßen. Die Wurzel wird zuerst dem Vornehmsten in der Versammlung dargeboten, der sie nach dem gewöhnlichen Gruß und Dank einem andern Vornehmen zum Zeichen der Ehre und Freundschaft anbietet; dieser letztere prüft sie einen Augenblick, beglückwünscht den Geber und sendet sie dann an den Vorsitzenden der Versammlung zurück. Von diesem gelangt sie in die Hände der Gastgenossen, die sie zurechtmachen und zerkneten. Dann werden die Wurzeln in einem Gefäß gesammelt und mit einer großen Quantität Wasser begossen und aufgelöst. Jetzt wird der Trank unter die Anwesenden verteilt, und zwar in der vom Tusa oder Zeremonienmeister bestimmten Ordnung.

Die Kawapflanze ist fast das einzige diesem Volke Unentbehrliche. Mit der Kawa ehren sie ihre Gottheiten und erlangen deren Gunst; durch sie versöhnen sie sich mit ihren Feinden, unterhalten sie die Gewogenheit des Königs und der Häuptlinge; die Schuldigen verdanken ihr oft die Verzeihung und selbst das Leben; sie dient auch als Talisman, um Gesundheit und verlorene Dinge wiederzuerlangen; auch bei Bündnissen und Besuchen, bei religiösen und bürgerlichen Vorkommnissen spielt sie eine hervorragende Rolle. Mit Maß genossen ist sie sehr wohltuend, im Übermaß aber wirkt sie berauschend und schädlich[1].

Alle Krankheiten werden von den Insulanern dem Einfluß der erzürnten Götter zugeschrieben, deshalb beeilen sie sich, dieselben durch Kawaopfer zu versöhnen. Einige tragen auch ihre Kranken zu irgend einem Häuptling, weil sie meinen, dessen Vermittlung mache die Gabe den Göttern angenehmer. Dieser begnügt sich damit, etwas Öl oder Kokosmilch, die man ihm darbietet, über die Kranken zu gießen und ihnen unter Hersagen einiger Gebete den Kopf zu betasten; denn welcher Körperteil auch krank sei, immer muß das Heilmittel am Kopf appliziert werden.

Religion[2]. Die Eingebornen verehren keine Götzenbilder. Ihre Götter sind alle reine Geister, die ehemals mit einem Leibe vereinigt waren, mit Ausnahme gewisser Hauptgötter, die nie die menschliche Natur hatten und deren Ursprung für sie ein Geheimnis ist. Alle diese Geister bewohnen die Wolkenregion oder kommen aus einem entfernten Lande, das sie Porstu (Nacht der Gebete) nennen; der allgemeine Name für ihren Olymp ist Epuri (Nacht). Dort herrscht eine ähnliche hierarchische Unterordnung wie auf der Insel, d. h.

[1] Ebd. 405.

[2] Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans II 94) behauptet, von der Religion der Uvea (Wallis) sei uns nichts überliefert; er hat offenbar die Berichte Bataillons nicht gekannt.

alle diese Geister anerkennen einen König; die ersten nach ihm sind die Minister oder Vollstrecker seines Willens. Dem einen überträgt er die Sorge für eine bestimmte Insel, dem andern übergibt er die Obhut über die Beobachtung der Tapus, ein dritter entscheidet über Krieg oder Frieden, ein vierter beherrscht die Fluten, lenkt die Winde, beschützt die Früchte usw. Die meisten bilden nur den Hofstaat des Großen Geistes und besuchen nie unsere Erde, es sei denn etwa, um einen Spaziergang zu machen und eine Tasse Kawa zu trinken. Die Männer und Frauen, in die diese Götter herabsteigen, werden Taura und Atua, Priester und Priesterinnen Gottes, genannt. Es gibt deren auf der Insel Wallis mehr als 60, doch nimmt man auf die Priester der unteren Geister wenig Rücksicht. Auch um diese niedern Geister selbst kümmert man sich wenig; wenn man ihnen einige Ehre erweist, so geschieht es nur, um nicht von ihnen bei den höheren Göttern denunziert zu werden[1].

Besonders gefürchtet werden die Könige nach ihrem Tod, weil man überzeugt ist, daß sie bald zu ihren früheren Untertanen zurückkehren werden. Ein Häuptling, den Bataillon persönlich gekannt hatte, erschien, wie man behauptete, schon zwei Monate nach seinem Begräbnis. Ein ihm verwandter Greis, der schon von mehreren Geistern besessen war, wurde plötzlich, während er reichliche Kawalibationen darbrachte, von einem heftigen Zittern ergriffen; er stieß unartikulierte Laute aus, an denen man die Stimme des jüngst verstorbenen Königs erkannte. Sofort warfen sich alle Gegenwärtigen vor dem Greise auf den Boden, küßten seine Füße und erwarteten mit religiösem Schweigen dessen Orakel. Und wirklich bestärkte der neue Geist die Leute in ihrem Glauben und nannte seinen Namen; um seine Verwandten zu trösten, teilte er ihnen die Würde mit, die er im Reiche der Nacht bekleide, ließ sich herbei, eine Tasse Kawa zu trinken, und verschwand. Das ist ungefähr die Geschichte der meisten Götter dieser Inseln.

Jeder Priester hat besondere Zeichen, an denen er den Geist erkennt, der ihn ergreift. Diese Zeichen bestehen im Rufen in allen Tonarten und in Verrenkungen jeder Art. Was die Inspirierten reden, sind oft nur lächerliche Albernheiten, unanständige Späße oder auch Lieder und Ermahnungen, und schließlich kommt die Bitte um Kawa. Beim Weggehen der Geister machen die Priester und Priesterinnen wieder neue Verrenkungen, schlagen sich auf den Kopf und die Brust und spucken in einem fort, dann ist der Priester wieder ein gewöhnlicher Mensch und hat keinerlei Vorrechte. Was bei diesen Besessenheiten berechnender Betrug oder Täuschung der Einbildungskraft im Kawarausch ist, läßt sich nach unserem Gewährsmann schwer sagen[2].

Übrigens glauben nur wenige Insulaner fest an diese Besessenheit durch Geister, die sich der Organe eines Menschen bedienen, um sich zu offenbaren und Opfergaben zu verlangen; die meisten zweifeln. Es gibt sogar einige, die diese Erscheinungen offen als Betrügereien behandeln, aber aus Furcht vor dem König und den Häuptlingen beteiligen sie sich an dem gemeinsamen Kult. Dieser Kult besteht darin, daß man Kawa opfert, besonders im Fall einer Krankheit, daß man Kakau und Fina, die zwei allgemein bevollmächtigten Gott-

[1] Annales des Missions d'Océanie I 406—407. [2] Ebd. 408.

heiten der Insel, anruft, daß man die Heiligtümer unterhält, die ihnen geweiht sind, und sie zuweilen mit Blumenkränzen schmückt. Einmal im Jahre wird von allen Insulanern ein allgemeines Fest zu ihren Ehren veranstaltet. Die Gaben, die man darbringt, bestehen in Pflanzen und Früchten der Jahreszeit. Im Namen des ganzen Volkes betet dann ein Insulaner mit lauter Stimme ungefähr folgendermaßen: „Götter, die wir anrufen, höret auf, uns so böse zu sein; wir überlassen euch die Regierung unseres Landes, machet es glücklich. Wir vertreiben euch nicht, wie das auf andern Inseln geschehen ist, und trotzdem tötet ihr uns immer. Ihr höret nicht auf, dem König[1] falsche Berichte über uns zu bringen. Wann werdet ihr endlich ein solches Verhalten einstellen?“ usw. Aus dieser wenig ehrerbietigen Sprache sieht man, bemerkt Bataillon[2], daß das Volk den Tod nur dem Zorn der Geister zuschreibt; daher kommt auch das Verlangen, das mir mehrere Eingeborne geäußert haben, die christliche Religion anzunehmen; denn, sagen sie, der Gott der Weißen scheint viel sanfter und geduldiger zu sein als unsere Götter, die stets so leicht erzürnen. Sie hoffen so, für immer am Leben zu bleiben.

„Die Sitten unserer Ozeanier sind, obwohl nicht untadelig, doch im allgemeinen ziemlich lobenswert. Mit Ausnahme des Königs und einiger Häuptlinge, die sich die Polygamie gestatten, haben die Männer nur eine Frau, der sie die musterhafteste Treue bewahren. Die Nichtbeachtung dieser Pflicht würde das Leben des Schuldigen in Gefahr bringen oder wenigstens sein ganzes Dorf der Gefahr aussetzen, von den Verwandten des Beleidigten geplündert zu werden; denn hier wird gewöhnlich der Fehler eines einzelnen durch Bestrafung aller seiner Nachbarn gerächt. Nicht gar selten kommt es vor, daß eine Frau, die über ihren Mann zu klagen hat, ohne weiteren Prozeß hingeht und ihrer Nebenbuhlerin, wenn sie niedrigen Standes ist, die Nase abbeißt. — Bei ihren Heiraten nehmen die Insulaner keine Rücksicht auf Verschwägerung; oft heiratet ein Mann die Witwe seines Bruders, dagegen ist es unerlaubt, sich mit Blutsverwandten, in welchem Grade es auch sei, zu verheiraten. Die Glieder einer Familie dürfen nie anders als mit einem langen Gewand bekleidet zusammenkommen, und würde ein Vetter in Gegenwart seiner weiblichen Verwandten etwas Unziemliches reden, so würden sich diese sofort zurückziehen oder wenigstens die Unterhaltung abbrechen.“[3]

„Wenn gute Eigenschaften uns ihre Gewohnheit, zu lügen, und ihre Neigung zum Stehlen vergessen machen könnten, so würde ihr Charakter nur Lob verdienen. Sie sind dienstfertig gegen ihre Landsleute und freigebig gegen die Fremden; wie groß auch ihre Not ist, sie teilen doch gern mit andern, was sie besitzen, und berauben sich selbst oft des Ihrigen, um es den Notleidenden oder den Besuchern anzubieten. Vielleicht treiben sie sogar diese Gefälligkeit zu weit. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern, der Untertanen gegen den König und die Häuptlinge ist ein weiterer Zug, der ihnen Ehre macht. Die Befehle eines Vorgesetzten nehmen sie immer sitzend entgegen; wenn sie ihn anreden, scheinen sie es zu fürchten, seinen Namen auszusprechen; begegnen sie ihm auf dem

[1] Gemeint ist hier der König des Olymps; vgl. oben S. 511—512.
[2] Annales des Missions d'Océanie I 409.
[3] Ebd. 409—410.

Wege oder sehen sie ihn in ziemlicher Entfernung vorübergehen, so setzen sie sich sofort nieder und erheben sich erst, wenn er ihren Augen entschwunden ist. Die Erweise ihrer Hingebung an den König nehmen noch ehrfurchtsvollere Formen an; in seiner Gegenwart erlaubt man sich nur die Sprache, die dem Kult der Götter geweiht ist. Untereinander sind sie von herzlicher Höflichkeit. Von ihren Lippen hört man gewöhnlich Worte der Ermutigung bei der Arbeit oder des Dankes für die Gesundheit, deren sie sich erfreuen." [1]

Die öffentliche Gewalt konzentriert sich in drei Hauptfamilien, der Familie des Königs und zweier großer Häuptlinge oder Minister, deren Würde erblich ist. Jedes Individuum gilt für um so adeliger und einflußreicher, je näher es mit diesen drei Stammfamilien verwandt ist; die Eingebornen kennen diese Rangordnung sehr gut und respektieren sie. Die adeligen Frauen teilen die Vorrechte der Männer, nur sind sie von der Königswürde ausgeschlossen, solange männliche Nachkommen vorhanden sind [2].

Bei den Festlichkeiten werden große Tänze veranstaltet, an denen aber die Frauen nie teilnehmen; nur unter sich gestatten sie sich dieses Vergnügen, und zwar „mit bemerkenswertem Anstand und Ernst und großer Züchtigkeit". Der König benutzt solche Feste, um Befehle zu erlassen und Mißbräuche zu tadeln; hat er nichts Wichtiges zu sagen, so erzählt er dem Volke eine lustige Geschichte oder hält einen spassigen Sermon.

Die einzigen Lehren, welche die Eltern den Kindern geben, bestehen in der Einschärfung der Pflicht, die Tapus zu respektieren und die Götter zu fürchten, besonders den Atua-Muri, der Wunden erzeugt und die Beine anschwellen macht. Die dauernden und der ganzen Insel gemeinsamen Tapus sind: etwas anzurühren, was dem Gebrauche des Königs und der Häuptlinge dient; in ein Haus einzutreten, in dem Tape verfertigt wird; für die Frauen und Kinder: zugleich mit ihren Männern und ihren Vätern zu essen. Auch die Berührung mit einem Toten unterwirft die Hände dem Gesetze des Tapu, bis sie gewaschen sind, was erst nach einigen Wochen geschieht. Während dieser Zeit dürfen die davon Betroffenen nicht selbst mit den Händen Speisen zum Munde führen, andere müssen ihnen diesen Dienst leisten. Einige Fische und die meisten Vögel sind der ganzen Insel heilig oder Tapu. Es gibt auch Tapus, die nur für ein Dorf oder eine Person gelten. Das sicherste Mittel, um zu bewirken, daß man ein Feld nicht antastet, ist, es unter den Schutz des Tapu zu stellen. Es kommt selten vor, daß ein Tapu verletzt wird, weil die Insulaner von einer solchen Verletzung den Tod als sichere Strafe erwarten.

Wenn ein vom Volk geliebter Häuptling krank wird, so trägt man ihn in den Tempel des Gottes, dem man die Krankheit zuschreibt. Dort veranstaltet man Kämpfe bis aufs erste Blut, man schneidet sogar mehreren Kindern den kleinen Finger ab, um ihn der unerbittlichen Gottheit darzubringen. Wird der Zustand des Kranken nicht besser, so fürchtet man zwar den Gott noch mehr, aber außerhalb des Tempels überhäuft man ihn mit Beschimpfungen, von denen man jedoch annimmt, daß er sie nicht hört [3].

---

[1] Annales des Missions d'Océanie I 410—411. [2] Ebd. 411.
[3] Ebd. 413—414.

Beim Tode versammeln sich die Verwandten und Freunde um die Leiche. Ist der Tote ein Häuptling, so zerschneiden sie sich mit Muscheln die Wangen und bedecken den Kopf mit Blut; dabei schreien und heulen sie. Vierundzwanzig Stunden nach dem Tode schreitet man zum Begräbnis. Zuvor findet aber ein großes Kawatrinken statt, bei dem der Verstorbene, festlich geschmückt und mit neuen Tapetüchern umhüllt, den Vorsitz führt. Da er nicht imstande ist, selber den Becher zu leeren, den man ihm darbietet, so wird damit die Erde zu beiden Seiten begossen. Dann begleitet man den Leichnam in das Haus der Toten, während einige am Meeresgestade Sand holen, ihn unter Gesang herbeibringen und über die Leiche ausschütten. In diesem Augenblicke besonders verdoppelt man, um den Toten zu ehren, das Schreien und Klagen, das Blut fließt reichlicher und die kleinen Finger werden in großer Zahl abgeschnitten und auf den Sarg geworfen. Dieses blutige Schauspiel wird noch entsetzlicher, wenn es sich um die Beerdigung eines Großen handelt; dann zerfleischen sich die Männer mit Keulen, Lanzen und Äxten den Kopf, andere beißen sich in die Arme oder zerreißen sich die Brust oder legen glühende Kohlen auf das Fleisch. Zum Schluß rasieren sich die Verwandten den Kopf und später von zehn zu zehn Tagen erneuern sie dieses Trauerfest mit seinen Klagen und blutigen Szenen. Manchmal dauert das mehr als ein halbes Jahr. Selbstverständlich spielt bei diesen Auftritten die Menschenfurcht und die Sucht, durch Tapferkeit zu glänzen, mindestens eine ebenso große Rolle als echte Trauer um den Toten.

Über den Glauben der Insulaner an das Fortleben der Seele nach dem Tode sagt zwar Bataillon nichts ausdrücklich, aber derselbe ergibt sich aus den geschilderten Bestattungsfeierlichkeiten und auch aus dem, was wir oben über die Wiederkehr des Geistes des verstorbenen Häuptlings berichteten. Es darf uns deshalb auch nicht wundernehmen, daß der Missionär Chevron im Jahre 1842 aus Wallis schreiben konnte[1]: „Der Geist des Glaubens zeigt sich bei unsern Neophyten besonders, wenn einer ihrer Brüder zum Sterben kommt. Dann vereinigen sich alle Freunde und Verwandten bei ihm, um zu beten, und hat er ausgehaucht, so rufen sie: ‚Er ist glücklich, er ist in den Hafen eingelaufen; wie beneidenswert ist er!‘ Die Begräbniszeremonien blieben nach der Bekehrung zum guten Teil dieselben wie früher, abgesehen von den unsinnigen blutigen Auftritten. Welches aber die Jenseitsideen der Eingebornen im Heidentum waren, hat Bataillon nicht mitgeteilt, und da bald darauf die ganze Insel katholisch wurde, so ist es kaum noch möglich, darüber etwas Zuverlässiges zu erfahren.“

Die Eingebornen wollen es nicht zugeben, daß sie früher gewohnheitsmäßig dem Kannibalismus gehuldigt hätten; heute sprechen sie nur mit Abscheu davon[2]. Vieles von dem, was wir über Wallis berichtet, gilt nach Bataillon auch von den umliegenden Inseln, besonders von Tonga-tabu, von der die Bewohner von Wallis abzustammen scheinen.

---

[1] Ebd. I 462. [2] Ebd. 415.

5. Die Samoaner.

Der Samoa-Archipel (Schifferinseln), der heute größtenteils zum deutschen Schutzgebiete gehört, liegt nordöstlich von den Fidschi-Inseln zwischen dem 13.° und 15.° südl. Br. und besteht aus drei großen Inseln (Savaii, Upolu und Tutuila) und einer Anzahl kleinerer Inseln. Hier wirkten seit 1844 Maristenmissionäre, besonders P. Violette, der im Dezember 1854 als Ergebnis seiner fast zehnjährigen Beobachtungen einen ausführlichen Bericht über die Sitten der Samoaner niederschrieb [1].

Die Samoaner haben viel Ähnlichkeit mit den Battas auf Sumatra und den Bewohnern der Marianen; woher sie aber auf ihre Inseln kamen, wissen sie selbst nicht. In ihrer Religion glaubt man Spuren des Mohammedanismus, des Brahmanismus, des Sabäismus und des Geister- oder Dämonenkultes zu finden. Eine Art von Turban, das Mondjahr, die Beschneidung, das Fasten, welches wie das Rhamadanfasten darin besteht, daß man während des Tages nichts und in der Nacht zweimal ißt, erinnern an den Mohammedanismus. Ihre untergeordneten Gottheiten, ihr unbestimmter Glaube an die Seelenwanderung, ihre Waschungen und Reinigungen und eine Art Pagoden (malumalu) weisen auf den Brahmanismus hin. Die Spuren des Sabäismus, über welche die Samoaner keine Rechenschaft zu geben wissen, finden sich in gewissen Gebräuchen und einigen Gebeten. „Ich habe vor mir zwei Gebete, von denen das eine das Feuer zum Rang der Geister (Genien) erhebt und das andere beweist, daß man es zu Ehren aller Geister aufleuchten ließ, um von ihnen irgend eine Gunst zu erlangen. Die einen wandten sich direkt an das Feuer, und ihre Sprache beweist, daß sie es den Geistern gleichstellten, denn ein Funke des Feuers wird alo i afi, Tochter des Feuers, genannt. Das Wort alo ist der religiösen Sprache Samoas entnommen. Ich habe sogar sagen hören: O le alo o le afi. Dieser letztere Ausdruck stellt das Feuer vollkommen wenigstens einer vornehmen Person gleich und kann sich selbst auf die Gottheit erstrecken, da man den Sohn Gottes nur o le alo o le atua nennt. Andere zündeten das Feuer an, um sich die Geister günstig zu stimmen, und sie baten um Nahrung ohne Arbeit, Befreiung von Strafen, Krankheiten usw. Am Abend beim Erscheinen des ersten Sternes verschafft sich jede Familie ein Feuer. Eine oder selbst zwei Personen sind ausschließlich mit dieser Aufgabe betraut." [2]

Von den religiösen Vorstellungen der Samoaner schreibt Meinicke [3] mit Berufung auf einige englische Schriftsteller: „Sie glaubten an Götter (aitu), deren sie zwei Klassen annahmen: die oberen ursprünglichen und die aus den Seelen der Vornehmen nach ihrem Tode entstandenen. . . . Der angesehenste der oberen Götter war Tangaloa, der Schöpfer der Welt und der Menschen, der im Himmel lebte, nächstdem seine Tochter Sina, die Vermittlerin zwischen ihm und den Menschen, Mafui'e, der Erzeuger der Erdbeben, Moso und Sepo, Kriegsgötter, Le saä, die Ceres der Samoaner, Taëma und Tilafainga, die besondern Götter der Tätowierer usw. Alle diese Gottheiten waren für den

[1] Vgl. Missions catholiques 1870, 71 ff. [2] Ebd. 102—103.
[3] Die Inseln des Stillen Ozeans II 116.

Kultus ohne Bedeutung; die Erinnerung an sie hatte sich nur in den zahlreichen Mythen erhalten. Die übrigen Götter sind fast alle aus verstorbenen Vornehmen hervorgegangen. Die Distriktsgötter standen den Distrikten vor usw." Mit Berufung auf den englischen Missionär Powel sagt Meinicke[1], in Savaii und Upolu seien u. a. Nafanua und Siuleo Distriktsgötter gewesen, in Tutuila ursprünglich Taëma, an dessen Stelle später Tuiatua und Nafanua, ursprünglich Götter von Upolu, eingeführt wurden usw.

Auch nach R. Oberländer[2] und F. Reinecke[3] gilt Tangaloa den Samoanern als der Schöpfer aller Dinge, auch der Menschen. Adolf Bastian[4] berichtet die „samoanische Schöpfungssage" in folgender Weise: „Der Gott Tangaloa wohnte in den Weiten. Er allein war da, noch kein Himmel, noch kein Land; er allein wandert umher in dem Weltall. Keine See war da, keine Erde, aber da an dem Orte, wo er stand, wuchsen empor die Felsen. Tangaloa Faatupunuu hieß er, alle Dinge sind von ihm geschaffen, der Himmel war noch nicht gemacht, noch irgend etwas sonst; aber der Felsen wuchs auf da, wo er stand. Dann sprach Tangaloa zum Felsen: ‚Spalte dich!' Dann kam hervor Papatooto (Papa der Fels), dann Papasosolo, dann Papalauaau usw. . . ., und Tangaloa stand da, nach Westen blickend, und sprach zum Fels; dann schlug er mit der rechten Hand und er spaltete ihn nach der rechten Seite; dann kam die Erde hervor und die See und dann alles weitere."

Ganz anders als die hier mitgeteilten Sagen lauten die Angaben des P. Violette, der lange vor den genannten Schriftstellern nach einem fast zehnjährigen Aufenthalt auf den Samoa-Inseln geschrieben hat. Die Samoaner, berichtet er[5], nehmen neun Himmel an. Jeder Himmel wird von einem eigenen Haupt regiert und zählt viele Bewohner. Tagaloalagi, der die beiden untersten Himmel regiert und als ein Tyrann gilt, hat Gewalt über die Sonne und eine große Anzahl von Geistern. Die Eingebornen bekennen, daß sie den Talo (Taro?), die Ignamen, das Wasser und ihre Barken vom Himmel erhalten haben, ebenso die Erde. Tagaloalagi, der ein bloßer Mensch ist, wohnte im Himmel. Sein Reich war sehr bevölkert und unterhielt mit der Erde, die vom Himmel nur wenig abstand, einen regen Verkehr. Auf einer kleinen Pflanze konnte man zum Himmel aufsteigen. Der erste Mann hieß O le Feopogia und die erste Frau O le Uluatuma. Beide sind aus der Erde hervorgekommen. Ihr ältester Sohn hieß O Sinaso, die Tochter O Puga, der jüngste Sohn O Uaimai Magaimai. Von ihnen wurde die Erde bevölkert. Eine Überschwemmung des Meeres ertränkte alle Menschen mit Ausnahme von O Puga. Als Tagaloalagi sie auf dem Meere schwimmen sah, zog er sie in den Himmel hinauf und nahm sie zu seiner Frau. Sie gebar den O le Tuli, der aber ein böser Knabe war, so daß sich die andern Kinder bei ihrem Vater beklagten und sagten, er sei der Sohn der O Puga, die von der Erde gekommen sei. O le Tuli fragte seine Mutter, welches ihre Heimat sei; sie antwortete: „Die Erde." Er versuchte nun mehrmals, auf die Erde herabzufliegen, fand aber

[1] Ebd. II 425. [2] Ozeanien, die Inseln der Südsee II 221.
[3] Samoa, Berlin (ohne Jahreszahl; die Vorrede ist datiert vom Jahr 1902).
[4] Zitiert bei Reinecke a. a. O. 105.
[5] Missions catholiques 1870, 111—112.

keinen Ort zum Ausruhen, bis ihm auf seine Bitten sein Vater Tagalaolagi einen Stein herunterwarf, auf dem er stehen konnte. Andere Steine entstanden um diesen Stein herum und er wurde von Tag zu Tag größer. Das war die Insel Savaii. Es wird dann weiter geschildert, wie auf Bitten O le Tulis Tagalaolagi die Felsen mit fruchtbarer Erde bedeckte und Pflanzen entstehen ließ, aus denen O Gai Totosi, die Schwester Tagalaolagis, Menschen bildete, die aber stumm waren, bis ihnen Tagalaolagi durch einen Geist die Gabe der Sprache verlieh. Das waren die ersten Menschen, die nur eine Sprache redeten. Beide waren Männer. Als aber beim Fischfang der eine den andern verletzte, meldete das O le Tuli seinem Vater; dieser sandte wieder seine Schwester O Gai, die den Verwundeten umformte und daraus eine Frau bildete, die sich mit dem andern Mann vermählte und mit ihm Kinder erzeugte: der eine Sohn hieß Malalapoto, der andere Malalave. Eines Tages trennten sich die beiden. Malalapoto zog mit seiner Frau in ferne Länder, Malalave aber blieb mit seiner Frau auf den von farbigen Menschen bewohnten Inseln[1].

Von Tangaloa ist in diesen Mythen, wie sie Violette berichtet, niemals die Rede; vielleicht daß Tagalaolagi nur ein anderer Name für Tangaloa ist; jedenfalls ist aber dieser nicht der höchste Gott der Samoaner. Über die eigentliche Religion der Eingebornen sagt Violette: „Der Ausdruck aitu (Geist, Genius) weckte im Samoaner nur die Idee eines von Natur aus bösen Wesens, das man durch Opfer versöhnen mußte. Der bloße Name erfüllte sie mit einem Schrecken, von dem sie selbst heute noch nicht ganz frei sind. Sie anerkannten einen über allen geschaffenen Geistern stehenden höheren Geist, dessen Anfang man nicht kennt. Sein Name ist Nafanua: er wohnt im Himmel. Der ganze Archipel brachte ihm Opfer dar. Er ist der Herr über den Sieg in der Schlacht; sobald eine Partei sich besiegt sieht, ruft sie: ‚Nafanua hat sich auf die Seite der Feinde gestellt!‘ Jeder bemüht sich, ihn durch Gebete und Opfer auf seine Seite zu ziehen.“

Siuleo ist der Meister der Geister, Moso der erste der geschaffenen Geister; dann kommt eine große Zahl untergeordneter Geister, unter denen jede Provinz, jedes Dorf, jede Familie sich den ihrigen wählt. Man verpflichtet sich, ihn zu ehren, durch Opfer und Gebetshäuser zu versöhnen usw., und erwartet dafür von ihm Gesundheit und Schutz. Die Geister wohnen nach dem Glauben der Eingebornen in einem Abgrund, der sich dort befindet, wo die Sonne untergeht. Vor diesem Ort haben sie Schrecken. Dorthin kommen die Seelen, wenn sie beim Tod den Leib verlassen, und werden Geister. Am Eingang dieses

[1] G. Turner berichtet die obige Sage in anderer Fassung (vgl. Ausland 1861, 685). Anfangs, als die Erde noch mit Wasser bedeckt war, schickte Tangaloa, der olympische Göttervater, seine Tochter in Gestalt einer Schnepfe hinab, um sich nach einem Ruheplatz umzusehen. Sie flog umher, bis sie endlich einen Felsen über das Wasser ragen sah. Mit dieser Nachricht kehrte sie zurück und wurde wieder ausgeschickt, um nach dem Zustand des Trockenen umzuschauen. Mehrmals kam und ging sie, und jedesmal machte das Auftauchen des Trockenen Fortschritte. Der Göttervater sandte sie nun mit Erde und einem kriechenden Gewächs hinab. Bei ihrem nächsten Besuch hatte die Pflanze Wurzel gefaßt und breitete sich aus. Als sie später wiederkam, war die Pflanze mit Gewürm bedeckt, und zuletzt waren die Würmer Männer und Frauen geworden. Man vgl. noch R. Oberländer, Ozeanien II 221.

Abgrundes erhebt sich ein Kokosbaum; wer das Glück hat, ihn mit der Stirne zu berühren, fällt nicht in den Abgrund[1]. Alle Geister hatten ihre Priester und Priesterinnen (taulaaitu), die ihnen als Organe dienten. Man unterschied drei Klassen solcher Priester und Priesterinnen. Die erste spielte die Rolle von Zauberern. War z. B. jemand bestohlen worden, so ging er zu dem Priester, um von ihm einen bösen Zauber gegen den unbekannten Übeltäter zu erlangen. Dieser bereitete dann ein Zaubermittel und verwünschte den Missetäter: „Möge der Dieb zu Grunde gehen!" Oft packte die Angst den Schuldigen so, daß er zum Zauberer lief, seine Schuld bekannte und dann sofort losgesprochen wurde. Die zweite Klasse von Priestern entdeckte durch Wunder den Urheber einer bösen Handlung. In voller Versammlung, ohne vorausgehende Untersuchung ging der Priester direkt auf den Schuldigen los und bezeichnete ihn öffentlich. In andern Fällen mußte die verdächtige Person eine Art Probe bestehen, so z. B. mußte sie beim Becher des Häuptlings schwören. Wer ein reines Gewissen hatte, tat es kühn, indem er den Becher berührte und seine Unschuld beteuerte. Wer sich aber schuldig fühlte, wagte nicht, den Becher zu berühren, aus Furcht vor einem schrecklichen Tod; er bekannte leise seinem Nachbarn die Schuld, der dies der Versammlung mitteilte, und dann schritt man zur Verurteilung. Die Priester endlich, welche die geheimen Ursachen der Krankheiten entdeckten, gaben ihre Antworten während der Nacht. Man brachte die Kranken zu ihnen, und sie gaben die Ursache der Krankheit und das Heilmittel an[2].

Hatte eine Familie einen Todesfall zu beklagen, so suchte sie die Geister zu besänftigen, um die übrigen Familienglieder zu retten. Waren alle versammelt, so sprach man: „Kommt, wir wollen uns als schuldige Beter vorstellen." Sie gingen dann zum Hause des Priesters, indem sie Blätter einer Pflanze (Ifi) auf dem Kopf und ein Stück Brennholz auf den Schultern trugen, um damit die Macht der Geister über Leben und Tod anzuerkennen. Das Familienhaupt ergriff nun das Wort, richtete an den Priester alle für solche Gelegenheiten vorgeschriebenen Ausdrücke der Huldigung, z. B.: „Ehre deiner Majestät! Ehre allen deinen Begleitern! Sei gelobt und willkommen und würdige diese Familie einiger Worte." Dann erwartete man tief verneigt die Antwort des Geistes. Dieser antwortet durch den Priester, er sei erzürnt gegen die Familie wegen ihrer Fehler. Nun folgt eine Beichte. Ein Familienglied bekennt die Fehler eines jeden Gliedes und erhält die Versicherung der Verzeihung durch den Mund des Priesters. Sobald die Lossprechung erfolgt ist, erhebt sich die ganze Familie und dankt dem Geist durch den Mund des Priesters: „Dank deiner Majestät für das Leben, das du uns zugesichert hast."[3] Auch bei drohenden Epidemien machten ganze Distrikte oder Dörfer zu einem Geiste feierliche Bittgänge, bei denen sie um Verzeihung baten und Gnade erflehten. Man brachte den Geistern Libationen dar und opferte ihnen Lebensmittel und Stoffe. Die geopferten Gegenstände galten als heilig.

Aus den Angaben des P. Violette geht hervor, daß auch bei den Samoanern der Totemismus herrschte. Jede Familie hatte, wie schon bemerkt, ihren besondern Schutzgeist: den einen galt die Taube als heilig, andern die Eule,

[1] Missions catholiques 1870, 103. [2] Ebd. 110—111. [3] Ebd. 111.

wieder andern der Hund, ein Fisch oder sonst ein Tier des Waldes. Die Glieder der Familie durften das ihnen heilige Tier weder töten noch essen. Es gab Festtage, die allen Bewohnern einer Insel gemeinsam waren, andere, die nur von bestimmten Dörfern gefeiert wurden. An diesen Tagen war es den Fremden verboten, durch das Dorf zu gehen, das seine Feier abhielt. Leider waren diese Feste stets mit Trinkgelagen und Ausschweifungen begleitet[1]. Die Samoaner haben auch eine dunkle Sage von einer großen Wasserflut, bei der alle Menschen zu Grunde gingen, mit Ausnahme eines einzigen[2]. Auf der Insel Upolu findet sich ein zerfallener Tempel, der Tempel der Aitu genannt, der, von außen gemessen, 52 m im Umfang hat. Die kleinen Säulen, die das Dach trugen, haben heute die Höhe von 2,50 m, nur mehr ein Drittel der ursprünglichen Höhe. In der Mitte des Tempels findet sich ein Säulenstumpf von 1,25 m Höhe. Dieser Tempel soll der Sage zufolge von den Aitus erbaut worden sein; seit unvordenklichen Zeiten ist er immer in demselben Zustand. Daß die Aitus den Tempel erbaut, begründen die Samoaner auf folgende Weise. Sie sagen: Die Steine sind behauen. Nun aber verstehen sich die Samoaner nicht auf das Behauen der Steine und haben auch keine Werkzeuge dazu. Außerdem finden sich am Tempel große Massen von Korallen, und es ist unmöglich, daß die Menschen eine so große Masse Korallen auf einem so weiten und schlechten Weg vom Meere her (vier Stunden) herbeigetragen haben sollen. Nur die Aitus können den Tempel gebaut haben; sie gerieten aber beim Bauen in Streit und trennten sich, ohne den Bau zu vollenden[3].

Nach alten Überlieferungen hatten die Samoaner einst ein einziges Oberhaupt. Theoretisch ist ihre Regierung heute noch[4] eine Art Wahlmonarchie, deren Haupt von einer erblichen Aristokratie gewählt wird. Die Macht des Königs ist gemäßigt durch die Vorrechte der Aristokratie. In Wirklichkeit aber ist die Regierung Samoas ein Bund von Distrikten und Dörfern, von denen jeder einen unabhängigen Häuptling hat. Die vornehmen Samoaner loben die Regierung eines einzigen Hauptes, aber in der Praxis kümmern sie sich wenig darum. Der Samoahäuptling muß vier große Titel (ao) in sich vereinigen, aber die Aristokratie, die allein diese Titel in ihm vereinigen kann, hütet sich wohl, es zu tun, und ist nur bestrebt, die Gleichheit der Häuptlinge zu erhalten, die von den einzelnen Distrikten gewählt werden und ihre Titel erhalten[5]. Unter den Häuptlingen der großen Distrikte gibt es andere Träger erblicher Adelstitel, die ebenfalls das Recht haben, Krieg zu führen und ihre Streitigkeiten mit den Waffen auszukämpfen, ohne sich um eine höhere Autorität zu kümmern.

Um die politische Organisation besser zu verstehen, müssen wir die Familie (aiga) betrachten, die den samoanischen Rechtsanschauungen zu Grunde liegt[6]. Die Einzelfamilie, d. h. die Gemeinschaft von Eltern und Kindern, wird zwar auch oft aiga genannt, meist aber hat dieses Wort eine weitere Bedeutung, so

[1] Missions catholiques 1870, 111. [2] Ebd. 112. [3] Ebd.
[4] D. h. um 1854. [5] Missions catholiques 1870, 118—119.
[6] Über das Folgende vgl. E. Schultz, Samoanisches Familien-, Immobiliar- und Erbrecht[3], Apia 1911.

daß es alle Blutsverwandten (Klan, Sippe), alle Adoptierten und alle der Familiengewalt Unterstehenden umfaßt. Diese Familien im weiteren Sinn wohnen aber nicht territorial geschlossen, sondern sind oft in Verzweigungen über die Inseln des ganzen Archipels verteilt. Die Gesamtheit der in einem Dorfe zusammenlebenden Familienangehörigen wird auch Familie (aiga im engeren Sinn) genannt. Bei den mit dem Königsgeschlecht Tupua verwandten Familien ist für den Begriff der Dorffamilie das Wort fuaifale gebräuchlich. Bei den großen und mächtigen Familien zerfällt die Dorffamilie in mehrere Einzelfamilien (aiga im engsten Sinne), deren jede unter einem Ältesten (matai) steht; einer von diesen ist das Oberhaupt der Dorffamilie und heißt Matai sili. Bei den geringeren Dorffamilien ist oft nur ein Matai vorhanden, so daß Dorffamilie und Einzelfamilie zusammenfallen. Die patria potestas (pule) des Matai erstreckte sich in alter Zeit auf Leib und Leben der ihm unterstehenden Familiengenossen. Heute hat er nur mehr das elterliche Züchtigungsrecht; die Familienglieder müssen ihm aber Ehrerbietung erweisen und dienen.

Die Matai sind entweder Häuptlinge (alii) oder Sprecher (tulafale). Die ersteren sind der Adel des Landes, die letzteren ihre Gefolgsleute. Die ursprüngliche Aufgabe der Tulafale bestand in der Verkündigung des Willens der Häuptlinge bei öffentlichen Angelegenheiten, in der Pflege der Überlieferungen, in der Beschaffung der Weiber für die Häuptlinge und in der Handhabung des sehr verwickelten Zeremoniells. Tatsächlich sind sie aber im Laufe der Zeit zu einer Art Beamten geworden, die nicht selten die öffentliche Macht an sich zu ziehen wußten und stellenweise mehr Einfluß haben als die Häuptlinge oder sich mit diesen in die Herrschaft teilen. Männliches Geschlecht ist nicht unbedingtes Erfordernis für den Matai, doch erhält selten eine Frau die oberste Familiengewalt und noch seltener führt sie den Namen Matai. Der Träger der Familiengewalt ist nicht unbeschränkt. Er soll in allen wichtigen Angelegenheiten den Familienrat (alle durch Blutsverwandtschaft oder Adoption zur Familie gehörigen Matai und zuweilen auch die andern männlichen Glieder der Familie) zu Rate ziehen. Gewalttätige Personen haben oft das Mitbestimmungsrecht der Familie mißachtet, war aber das Maß voll, so setzte man den Tyrannen ab und ernannte an der Hand des Stammbaumes einen neuen Herrn.

„In vermögensrechtlicher Beziehung gilt die Familie als Rechtssubjekt, der Matai als Repräsentant und Verwalter des Familienvermögens.“ [1] Man kann also von einer Art Familienkommunismus reden. Schultz will sogar Reste eines ursprünglichen absoluten Kommunismus entdeckt haben. Dazu rechnet er die Befugnisse, die einer Reisegesellschaft in dem Hause des Gastfreundes an seinem beweglichen Eigentum zustehen, und ferner den Brauch, daß jemand, dessen Haus dicht an der Grenze liegt, ohne weiteres von den auf dem Lande des Nachbarn wachsenden Früchten nehmen darf. Aber das sind doch sehr zweifelhafte Reste eines ursprünglichen Kommunismus, namentlich wenn man beachtet, was Schultz selbst beifügt: „Es muß aber stets ein genügender Rechtsgrund ... für solche über den Rahmen der eigenen Rechtssphäre hinausgehende Handlungen vorhanden sein, und der gebende Teil sorgt sicher dafür, daß zwar

[1] Ebd. 18.

nicht Zug um Zug, aber doch im Sinne einer Gegenseitigkeit eine Ausgleichung des eingetretenen Vermögensunterschiedes erfolgt."

Neben dem Kollektiveigentum der Familie besteht aber auch individuelles Privateigentum. Wer ein fremdes Grundstück durch eigene Tätigkeit erworben, darf frei darüber verfügen, ohne Rücksicht auf die Familie. Doch ist Familieneigentum die Regel, (individuelles) Privateigentum die Ausnahme. Die Grundeigentumsgemeinschaft ist das stärkste Band, das die samoanische Familie zusammenhält. Der Matai sili hat das Recht und die Pflicht, jeder der ihm untergebenen Einzelfamilien einen Teil des Familienlandes zur Bearbeitung und Nutzung zu überweisen [1].

Die Person des Matai kommt nicht nur in der Familie, sondern auch im Dorf, in der Landschaft und darüber hinaus zur Geltung; denn die politische Organisation baut sich auf der Familie auf. Das politische Organ des Dorfes ist die Dorfversammlung, die aus sämtlichen Matai besteht. Doch entscheidet nicht die Majorität, sondern die Autorität eines oder mehrerer Matai sili. Es hängt aber sehr von dem Charakter der jeweiligen Beteiligten ab, ob das Dorf absolutistisch, oligarchisch oder demokratisch regiert wird. Diese Versammlung ernennt den Dorfhäuptling auf unbegrenzte Zeit, aber das Dorf kann ihm in gewissen Fällen die Gewalt nehmen und sie einem andern übertragen. Früher vereinigten die Dorfhäuptlinge und noch mehr die Distriktshäuptlinge die politische und religiöse Gewalt in sich; sie waren gewissermaßen Oberpriester und wurden zu den Kranken gerufen, um ihr Amt, das lotu (Kult) hieß, auszuüben. Die amtlichen Verrichtungen bestanden in Reden und Gebeten [2].

Den Anordnungen der Häuptlinge wurde oft getrotzt, nicht so den Beschlüssen der Gemeindeversammlung, die streng durchgeführt wurden. Wenn ein Verbrechen oder ein Vergehen vorgekommen ist und der Schuldige zur Gemeinde gehört, so wird die Versammlung sofort zusammengerufen. Ist der Schuldige überführt, entweder weil das Verbrechen öffentlich und notorisch oder weil es durch Zeugenaussagen bewiesen oder vom Angeklagten eingestanden ist, so wird er zu einer Geldbuße verurteilt, die sofort bezahlt werden muß. Gehört der Schuldige einem andern Dorfe an, so wird seine Gemeinde benachrichtigt, die ihn bei kleineren Vergehen zu einer Geldbuße und bei schwereren zu einer beträchtlichen Entschädigung und öffentlichen Abbitte verurteilt. Eine Verweigerung der gerechten Strafe von seiten der Gemeinde des Schuldigen würde einen Krieg herbeiführen [3]. Die nahezu vollständige Unabhängigkeit der Dörfer bewirkt, daß der Patriotismus des Samoaners sich fast nur auf sein Dorf beschränkt; er ist eifersüchtig auf die Ehre und den Ruhm seines Dorfes und benutzt bei den öffentlichen Versammlungen jede Gelegenheit, um dasselbe hochzupreisen [4].

Die Ratsversammlungen finden meist auf den öffentlichen Plätzen der Dörfer statt, und zwar stets an einem verschiedenen Platz, je nachdem es sich um eine bürgerliche oder Kriminalsache oder einen Krieg handelt. Die Rangordnung unter den verschiedenen Teilnehmern wird streng eingehalten. „Die Samoaner

---

[1] Schultz, Samoanisches Familien-, Immobiliar- und Erbrecht 20.
[2] Missions catholiques 1870, 119. [3] Ebd.
[4] Diese Verhältnisse haben sich natürlich seit der deutschen Herrschaft vielfach geändert.

zeigen in ihren Versammlungen eine Würde, eine Verständigkeit, eine Klugheit und Gerechtigkeit, die man von ihnen nicht erwarten sollte, wenn man sie als einfache Privatpersonen betrachtet." [1] Außerordentlich ist auch die Beredsamkeit, welche sie bei diesen Gelegenheiten an den Tag legen.

Die Ehe wird heute meist in christlicher Form geschlossen. Nach heidnischem Brauch mußte der Bräutigam sich bei den Eltern der Braut um diese bewerben. Willigten sie ein, so zog sie in das Haus des Bräutigams, und damit galt die Ehe als geschlossen. Spuren von Frauenraub als einer gesellschaftlichen Einrichtung sind nach Schultz [2] nicht nachzuweisen. Gewaltsame Entführung oder gar Notzucht ist streng verpönt und hat Vergeltungsmaßregeln gegen den Schuldigen, seine Familie und sein Dorf zur Folge. Ist das Mädchen freiwillig mitgegangen, ohne Einwilligung der Eltern, so versucht ihre Familie in Güte ihre Rückkehr zu erreichen. Wenn das Pärchen, ehe es über die Dorfgrenze gelangt ist, erreicht wird, so erhält der Verführer von den Verwandten und Dorfgenossen eine Tracht Prügel, die Bestrafung des Mädchens wird den Eltern überlassen. Bei der Heirat findet ein gegenseitiger Austausch von Geschenken von seiten der Familien der Brautleute statt. Eigentlicher Frauenkauf kommt nicht vor.

Bei den Samoanern herrscht Exogamie, jedoch ohne totemistische Begleiterscheinungen [3]. Ehehindernisse sind Blutsverwandtschaft nicht nur in der geraden, sondern auch in der Seitenlinie. Erst wenn der gemeinsame Ursprung so weit zurückliegt, daß die Verwandtschaft so gut wie vergessen ist, bildet diese kein Ehehindernis mehr. Auch Verschwägerung in gerader Linie gilt als Ehehindernis, ebenso Verschwägerung in der Seitenlinie zwischen dem Bruder der Ehefrau und der Schwester des Ehemannes und ihren Abkömmlingen. Die Ehe zwischen dem Bruder des Ehemannes und der Schwester der Ehefrau ist nicht streng verboten, gilt aber doch als nicht schicklich. Zur Auflösung der Ehe genügt nach altsamoanischer Auffassung die tatsächliche Trennung nicht. Letztere erfolgt hauptsächlich im Fall der Unfruchtbarkeit der Frau oder im Fall des Ehebruchs, wenn dieser nicht verziehen wird. Wenn der Mann nach seinem Stand zur Polygamie berechtigt ist, kann er nach der Trennung weiterheiraten, im übrigen werden aber die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Ehegatten durch die Trennung nicht aufgehoben. Wer sich mit einer getrennten Frau einläßt, begeht Ehebruch und hat Vergeltungsmaßregeln zu erwarten, ebenso, je nach Lage des Falls, ein Mädchen, das einen getrennten Mann nimmt. Erst wenn beide Ehegatten erklärt haben, daß sie einander volle Freiheit geben, ist die Ehe endgültig gelöst.

Das samoanische Erbrecht beruht auf dem Grundsatz der Agnation. Anwärter auf den Namen des verstorbenen Matai und alle damit verbundenen Rechte und Pflichten sind zunächst die Söhne; erst wenn keine Söhne vorhanden sind, kommen die Töchter an die Reihe. Die regelmäßige Erbfolge läßt sich nach Schultz [4] als eine Art Seniorat bezeichnen. Hat z. B. der Familiengründer zwei Söhne A und B hinterlassen und den A zum Erben eingesetzt, so erben bei As Ableben nicht dessen Kinder, sondern B ist der Erbe. Stirbt B,

[1] Ebd. 120. [2] A. a. O. 27. [3] Ebd. 31. [4] Ebd. 39.

so muß der Name an die Kinder des A zurückkehren usf. Ob die Brüder von derselben Mutter oder von verschiedenen Müttern stammen, kommt nicht in Betracht. Die Regel ist, daß der Erblasser im Testament seinen Erben ernennt. Hat er kein Testament hinterlassen, so erfolgt die Ernennung des Nachfolgers durch Familienbeschluß. In beiden Fällen muß die oben angegebene Erbfolgeordnung beobachtet werden. Unerläßliche Voraussetzung der Erbfolge ist persönliche Tauglichkeit des Nachfolgers. Ungeeignet sind z. B. Schwachsinnige, Verkrüppelte und solche, die sich lieblos gegen das jeweilige Familienhaupt benehmen.

Die Hauptindustrie der Samoaner besteht im Bau ihrer Pirogen und ihrer Häuser. Ihre Skulpturen bestehen in rohen Darstellungen von Vögeln und kleinen Statuen an ihren Pirogen. Sehr geschickt sind sie in der Herstellung von Geweben; aber bei allen ihren Handwerken handelt es sich nur um eine durch Routine erworbene Geschicklichkeit; sie machen alles so, wie es ihre Väter seit jeher gemacht haben. Die Frauen beschäftigen sich besonders mit Verfertigen von verschiedenen farbigen Stoffen, Matten, Körben usw. Der Handel der Samoaner untereinander beschränkt sich auf Tauschhandel; mit den Fremden handeln sie in Schweinen, Geflügel, Taro, Ignamen usw. und erhalten dafür Gewehre, Pulver, Äxte, Messer, Tabak usw.

Den Charakter der Samoaner schildert P. Violette in dunkeln Farben. Der Samoaner ist stolz, hochfahrend und prahlerisch; überall sucht er mit seinem Können zu imponieren, sich als Meister aufzuspielen, und besonders die Adeligen schauen mit Geringschätzung auf andere herab. Stets haschen sie nach Lob und mit geschickt gespendetem Lob kann man alles von ihnen erlangen. Dabei sind sie ihren Häuptlingen gegenüber von kriecherischer und sklavischer Gesinnung. Sie sind verlogen und ihr falscher und unruhiger Blick verrät ihr Inneres. Sie verstehen es, ganze Lügengewebe zu fabrizieren und kaltblütig vorzutragen. Deshalb unterscheiden sie auch sehr wohl das, was sie öffentlich über eine Sache sagen, und das, was sie unter Verwandten und Freunden denken. Sie haben ausweichende Worte und Versprechungen, und alle verstehen, wie sie gemeint sind. Daß die Samoaner an der allgemeinen Krankheit der Wilden, an einer hochgradigen Trägheit, ihren redlichen Anteil haben, versteht sich fast von selbst[1]. Auch sind sie äußerst unbeständig und wankelmütig und vagabundieren gern umher, was auch das Familienleben nachteilig beeinflußt. Als Violette eines Tages von der Unauflöslichkeit der Ehe sprach, unterbrach ihn ein Greis, der ihm aufmerksam zuhörte, und sagte: „Nie wird Samoa diese Lehre ausüben können!“[2]

Neben den schlechten Eigenschaften haben sie auch gute, die aber allerdings an die guten Eigenschaften der Kinder erinnern. Sie sind kriegerisch und nicht ohne Tapferkeit, sie sind großmütig und teilen untereinander gern die Nahrung, die sie haben; auch sind sie leicht bereit, einander bei der Arbeit zu helfen. Ihre gewöhnlichen Beziehungen zueinander sind höflich und freundlich. Streitigkeiten unter ihnen sind nicht häufig. Ihre Häuser haben weder Schlösser noch Riegel und doch sind Diebstähle sehr selten; sie ergreifen leicht die Verteidigung eines unschuldig Verfolgten, ein bißchen aus Prahlerei; sie üben die Gast-

[1] Missions catholiques 1870, 155. [2] Ebd. 156.

freundschaft und rühmen sich, die Fremden gut zu empfangen. Seitdem der Handelsgeist ins Land gekommen, hat ihre Großmut und Gastfreundschaft abgenommen; die Ausländer haben diese Eigenschaften mißbraucht. — Die Samoaner sind sehr mild gegen ihre Frauen, behandeln sie gut und aufmerksam. — Wenn sie sich trotz der Missionäre nur langsam den Grundsätzen des Evangeliums zugänglich zeigen, so ist daran, wie Violette klagt, das schlechte Beispiel der englischen Sträflinge schuld, welche diese Inseln besuchen. Daß es auch an Edelsinn den Samoanern nicht fehlt, haben nicht nur Neubekehrte, sondern auch Heiden gezeigt. Ein Häuptling, der heute Katholik ist, erzählte dem P. Violette: „In einem Kriege sagte mein Vater zu seinen Untertanen, um ihr Leben zu erhalten: ‚Fliehet in den Wald, verberget diese meine Kinder hier; ich werde hier in meinem Hause bleiben und den Feind erwarten, der herannaht.‘ Er blieb, wurde getötet, die Seinigen aber wurden gerettet.“ [1]

Die Werktagskleidung der Samoaner besteht aus einem Gürtel mit herabhängenden Blättern. Das Tätowieren ist im Gebrauch, aber nicht sehr kompliziert. Die Samoaner haben auch zahlreiche verbotene Gegenstände. Diese sind doppelter Art: die Tapus und die Paias. Das Tapu ist eine Art bürgerliches Interdikt, der paia dagegen ist ausschließlich religiös. Die Tapus wurden im allgemeinen von den Ratsversammlungen ausgesprochen, in derselben Weise verkündet wie die Gesetze und beruhten auf Gründen des öffentlichen Wohls. Jeder Häuptling hatte das Recht, in seinem Gebiete Tapus zu verkünden, sogar jeder gewöhnliche Mann konnte seine Kokos, seine Früchte für Tapu erklären. Die Samoaner benutzten so gegenseitig ihre Furcht und ihre Vorurteile zur Erhaltung des Eigentums [2]. Die Paias hingegen hatten nur einen Grund: Gewisse Personen oder Sachen waren zu heilig, um berührt werden zu dürfen. Die Eitelkeit der adeligen Kaste hat nach Violette viel zur Entwicklung dieses Aberglaubens beigetragen. Die Adeligen rühmten sich ihrer Heiligkeit und jede Verwandtschaft war bemüht, ihr Ansehen durch Ehrfurchtsbezeigungen gegen die heilige Person ihres Häuptlings zu erhöhen. Einige Häuptlinge galten als so heilig, daß man sie während des Tages nicht anblicken durfte. Heute aber verschwindet dieser Aberglaube. Das Tapu wurde in öffentlicher Versammlung aufgehoben, den Paia konnte die Person beseitigen, die ihn festgesetzt hatte. Schon zur Zeit, als Violette seinen Bericht schrieb, war der Paia verschwunden, die Tapus aber bestanden noch.

Daß die Samoaner ähnlich wie die Tonganer ehemals dem Kannibalismus huldigten, scheint sicher zu sein, obwohl sie es heute in Abrede stellen und als schimpflich ansehen. Violette selbst lernte einen Eingebornen kennen, der nach eigenem Geständnis in seiner Jugend Menschenfleisch gegessen hatte. Nach dem Krieg verzehrten die Samoaner die Gefangenen. Sie versammelten sich um die Küche oder den Ofen und jeder, der wollte, beteiligte sich an dem Mahle.

Die Sprache der Samoaner wird von Violette als sehr formenreich und biegsam geschildert. Oft wissen sie durch Veränderung eines einzigen Buchstabens die Bedeutung eines Ausdrucks zu ändern oder zu modifizieren. Auch

---

[1] Ebd.

[2] Hieraus scheint zu folgen, daß auch die Tapus irgendwie religiöse Bedeutung hatten.

die Poesie ist ihnen nicht fremd. Als Violette eine alte Frau hörte, die ihr Kind beweinte, wurde er unwillkürlich an die Klagelieder des Jeremias erinnert. Sie schien eine Art Stanzen zu singen, in denen man lebende Redefiguren und rührende Allegorien bemerkte[1].

Im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entbrannte auf den Inseln ein Bürgerkrieg, der alle Verhältnisse umstürzte und das größte Elend zur Folge hatte. Als endlich der Friede wiederhergestellt war, wurde eine neue Verfassung beschlossen, in der sich der christliche Einfluß entschieden geltend macht[2]. Die ganze Regierung, das Gerichtswesen wird darin neugeordnet, strenge Strafen werden gegen Mord, Diebstahl, Ehebruch, Meineid, falsches Zeugnis, Verleumdung, Rebellion usw. erlassen. Die Polygamie wird verpönt, ebenso das Tätowieren; die Heilighaltung des Sonntags wird vorgeschrieben usw. Ein eigenes Verbot wird gegen Betrinken, gegen den Verkauf von Likören erlassen. Über die Trunkenheit schreibt Bischof Elloy am 24. Januar 1874[3]: „Vor dem Kriege war die Trunksucht etwas bei den Samoanern vollständig Unbekanntes. Sie verabscheuten die starken geistigen Getränke und verachteten die Matrosen und andere Europäer, die sie zuweilen betrunken sahen. Gewissenlose Spekulanten benutzten die Unordnung während des Bürgerkrieges, um geistige Getränke einzuführen. Nach Wiederherstellung der Ordnung wurden aber strenge Gesetze gegen die Trunksucht erlassen und auch durchgeführt." Als sich im Distrikt von Apia ein einflußreicher Häuptling betrank, wurde er von den andern Häuptlingen abgesetzt und gestraft.

6. Die Tahitier.

Die Einwohner der Gesellschaftsinseln werden nach der Hauptinsel des Archipels gewöhnlich Tahitier genannt. Schon am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die Insulaner fast alle von englischen Missionären zum Christentum bekehrt; diesen Missionären verdanken wir auch die Nachrichten über die vorchristlichen Zustände auf den Inseln[4].

Dem Charakter nach schildern sie die Reisenden und Missionäre als freundlich, höflich und gefällig, zugleich aber als äußerst leichtsinnig, vergnügungssüchtig, träg und indolent. Sie sind stolz und reizbar und nicht ohne Mut. Ihre Talente und ihre Geschicklichkeit sind nicht gering. Die Hauptfehler waren die Lust am Stehlen und Neigung zu Ausschweifungen. Die Kleidung der Männer bestand in dem bekannten Maro, das bei den Gemeinen die einzige Tracht war. Vornehme trugen dazu noch die Tiputa, ein langes Stück Zeug mit einem Loch in der Mitte, den Kopf durchzustecken, das vorn und hinten

[1] Missions catholiques 1870, 208.

[2] Der Text dieser Verfassung findet sich in den Missions catholiques 1874, 350 ff.

[3] Ebd. 336.

[4] Vgl. Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans II 170 ff; Meinicke stützt sich auf die Angaben der englischen Missionäre; ferner Burkhardt-Grundemann, Die evangelische Mission in Polynesien, Neuseeland usw.[2] (1881) 32 ff; Paul Huguenin, Raiatéa la sacrée, in dem Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie XIV (1902—1903).

lang herabhing. Die Haupttracht der Frauen war das Pareu, ein Stück Zeug, das den ganzen Leib bis zu den Beinen herab umgab und dessen Ende über die Schulter geworfen oder über dem Arm getragen wurde. Heute sind fast allgemein europäische Kleider im Gebrauch. Das Tätowieren war allgemein, besonders bei den Männern. Die Hauptbeschäftigung war der Landbau und der Fischfang.

Religion[1]. Die Tahitier hatten viele Götter (atua), die in zwei Klassen zerfielen: die oberen und allgemein anerkannten und die aus den Seelen gestorbener Vornehmer hervorgegangenen, abgesehen von zahlreichen unbestimmten und mythischen Gottheiten, die kein Gegenstand des Kultes gewesen zu sein scheinen. Die Zahl der oberen Götter ist nicht sicher bekannt. . . . Der oberste von allen ist Ta'aroa oder Tangaroa, der Schöpfer aller Dinge; außerdem werden genannt Rää, dessen Bedeutung nicht klar ist, Teiri, ein Kriegsgott; Tane galt speziell als Schutzgott der Insel Huahine. Besonders geehrt war Oro, der bedeutendste Kriegsgott der Tahitier, der, obwohl auf allen Inseln anerkannt, doch aus der Vergötterung eines Menschen hervorgegangen und ursprünglich in Raiatea verehrt gewesen zu sein scheint; vielleicht verhält es sich mit dem ebenfalls viel verehrten Gotte Hiro, dem Gott der Diebe, nicht anders. Endlich kannten die Tahitier wie andere Polynesier den Maui, dem sie Anteil an der Weltschöpfung zuschrieben, der aber auch bei ihnen mehr eine mythologische Persönlichkeit als ein eigentlich verehrter Gott war. — Die zweite Götterklasse, die sehr zahlreich war, bezeichnete man mit dem Namen Ti'i, auch die Oramatua gehörten zu ihnen. Was das Verhältnis zwischen beiden Klassen betraf, so nahm man an, daß es eine andere Welt gebe, in der die Götter lebten. Es gab darüber zwei abweichende Ansichten: die eine, daß es eine Art Paradies sei, angefüllt mit allem Wünschenswerten, die andere, wonach es die Nacht (pó) ist, in der die älteren Götter leben, die deshalb Fanaupo (die Nachtgebornen) heißen; in diese Nacht gingen die Seelen der Vornehmen nach dem Tode über und wurden hier von den älteren Göttern gefressen, „was augenscheinlich auf das Aufgehen derselben in die Personen der ursprünglichen Götter deutet“[2].

Nach Huguenin[3] zog die Seele nach der Trennung vom Leibe zu einer Gruppe von Steinen am Ufer. Auf Tahiti und Murea gab es nur zwei solcher Steine, der eine hieß Stein des Lebens, der andere Stein des Todes. Auf Raiatea gab es drei solcher Steine. Die Seele, die als blind gedacht wurde, berührte auf das Geratewohl einen der Steine. Berührte sie den Stein des Todes, so wurde sie vernichtet, berührte sie dagegen den Stein des Lebens, so begann sie ihre Wanderungen. Zuerst hielt sie sich einige Zeit in Mehani auf und zog dann definitiv auf das kleine Inselchen Tupai oder Motuiti, im Nordwesten von Borabora. Dieses Inselchen ist seit jeher unbewohnt und nur zur Kopraernte geht man in zahlreicher Gesellschaft auf dasselbe. Von Tupai machen die Seelen oft Besuche bei den Lebenden, um sie zu erschrecken. Außer Tupai gab es noch einen andern Aufenthaltsort für die Seelen, eine Art Hölle, die

[1] Meinicke a. a. O. II 178 ff. Huguenin a. a. O. 160 ff.
[2] Meinicke a. a. O. II 179. [3] A. a. O. 175.

sich unter dem höchsten Berg von Raiatea befand. Dieser in ewige Nacht (pó) gehüllte Ort hieß Rohutu. Er bestand aus zwei Abteilungen; die eine hieß Rohutu namua (der Rohutu des Anfangs) und war eine Art Reinigungsort, in dem die Seelen, welche nicht genügende Andacht für die Verehrung der Marae gezeigt hatten, längere Zeit gequält wurden. Dann kamen sie nach Rohutu noanoa, wo sie unter dem Schutz des Gottes Urataetae einige Tänze aufführten. An dem Tor von Rohutu namua stand der Priester oder Gott Romatane, der die Seelen in das Paradies zulassen oder davon ausschließen konnte. Einige von den aus Rohutu noanoa ausgeschlossenen Seelen verwandelten sich in eine Art unterer und böswilliger Götter. Dem Sterbenden wurden oft Federn von einem bestimmten Vogel an dem Mittelfinger der rechten Hand befestigt, um zu verhindern, daß seine Seele von dem Gott in Pó (Nacht) verzehrt werde. Sollte nicht vielleicht die oben erwähnte „Vernichtung" einiger Seelen bloß ihr Verschwinden in der Nacht (pó) der Unterwelt bedeuten?

Man hatte Bilder der Götter, die oft roh in Menschenform aus Holz geschnitzt, oft bloße Steine waren, allein diese Idole galten nicht als Darstellungen der Götter, sondern dienten ihnen nur zeitweise als Aufenthaltsort und erhielten bloß dann, wenn dies der Fall war, Verehrung. Nicht bloß in diese Bilder, sondern auch in andere Dinge gingen Götter zuzeiten ein, so z. B. in verschiedene Tiere, Muscheln und Bäume. Die Tempel, die ursprünglich Begräbnisstätten waren, hießen Marae; es gab Marae für die ganze Bevölkerung eines Distrikts oder für die Familie eines Ra'atira, je nachdem der Gott, dem sie geweiht waren, aus einem König oder einem Distriktshäuptling oder einem Ra'atira hervorgegangen war. Der Bau der Marae, deren Trümmer noch jetzt häufig die Bewunderung der Reisenden erregen, war stets derselbe. Es waren viereckige Plätze, an zwei Seiten von hohen Wällen von Stein und vorn mit einem niedrigen Zaun umschlossen; die vierte Seite bildete ein pyramidenartig in Stufen aufsteigender Bau von großen Steinen, der das Allerheiligste ausmachte; auf ihm standen die Altäre (fota), Tafeln auf künstlich geschnitzten Pfeilern oft von bedeutender Größe, die man mit den Blättern heiliger Bäume verzierte und auf denen die Priester Opfer hinlegten, dann kleine Häuser zum Aufbewahren der Götterbilder, der heilige Fächer, mit dem man die Fliegen von den Opfern verjagte, die Götterboote usw. Am bedeutendsten waren die nationalen Marae, die manchmal aus mehreren, von einer gemeinsamen Steinmauer umschlossenen Marae bestanden. Priester (tahu'a) sorgten für den Gottesdienst, aber nur für die nationalen Marae gab es eine besondere Priesterklasse, deren Amt erblich war und die unter einem vom König ernannten Oberpriester stand; es waren alles Vornehme und der Oberpriester gewöhnlich ein naher Verwandter des Königs. Sie besaßen bedeutendes Ansehen, waren die Bewahrer aller Kenntnisse, zugleich Ärzte und besorgten die Tätowierung. Eine ihrer Hauptfunktionen war, von ihrem Gott inspiriert zu werden und seine Befehle zu verkünden. In den Distrikts- und Familienmarae vertrat der Distriktshäuptling und der Ra'atira die Stelle des Priesters[1].

[1] Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans II 180.

Der Priester leitete den Gottesdienst (ha'amore), der hauptsächlich aus Gebeten und Opfern bestand. Die Gebete (ubu) wurden nach bestimmten Formularen gehalten, dabei saß oder kniete der Betende auf einem Stein, warf einen Thespesiazweig gegen den Altar, auf dem das Götterbild lag, und sprach dann das Gebet, welches nicht nur bei religiösen Handlungen, sondern auch bei allen wichtigen Ereignissen des Lebens gebraucht wurde. Die Opfer bestanden in Lebensmitteln, Zeugen usw. Schweine gab man oft lebend und ließ sie dann frei im Marae umherlaufen, auch hütete man sich, beim Schlachten die Knochen zu zerbrechen, und erwürgte sie deshalb häufig. Bei der Ernte und beim Fischfang brachte man Erstlingsopfer. Die geschätztesten Opfer, die nur auf den nationalen Marae und den höchsten Göttern dargebracht werden durften, waren *Menschenopfer*, die bei Krankheit oder beim Tod der Könige, im Kriege, beim Bau eines Tempels, wo jeder Pfosten durch eine Leiche geschlagen wurde usw., stattfanden. Man nahm dazu im Kriege Erschlagene, im Notfall auch Menschen niederen Standes, die man hinterlistig erschlug. Bei der Opferung überreichte der Priester das Auge dem König, der es zu Munde führte, eine Sitte, aus der man noch nicht auf das frühere Bestehen der Anthropophagie schließen darf, wie oft geschehen ist; dann hing man die Leichen in einem Korbe an einen Baum und begrub sie später im Marae. Übrigens sollen die Menschenopfer, die besonders mit dem Kult des Gottes Oro verbunden gewesen zu sein scheinen, dort erst im 18. Jahrhundert aus den westlichen Inseln in Tahiti eingeführt und früher dem Gott an Stelle der Leiche ein Bananenstamm dargeboten worden sein[1].

Religiöse Feste gab es mehrere teils außergewöhnliche bei besondern Ereignissen, teils regelmäßig wiederkehrende, wie das Paeatua alle Vierteljahre, bei dem die Götzenbilder in feierlichem Zuge in den Marae gebracht und neu bekleidet und gesalbt wurden, das jährlich wiederkehrende Maoa raä matahiti (Vollendung der Insel), das nach den Missionären eine Art Totenfest und mit Gebeten für die im Jahre Gestorbenen verbunden war und von allen ohne Ausnahme, nicht wie die übrigen religiösen Handlungen nur von den Männern gefeiert wurde. Augurien und Orakel gab es mehrere, ebenso betrieben die Priester die Zauberei.

Das Tapu war von den Tahitiern nach allen Seiten hin anerkannt. Man unterschied das, was heilig (raä, moa) war, dem die Kraft des Tapu beiwohnte, von dem, was gemein (noa) war und dem das Tapu nur auferlegt werden konnte. Heilig war vor allem, was mit den Göttern zusammenhing, ferner alle Vornehmen und alles, was ihnen gehörte. Was der König berührte, war dem Gebrauch der Menschen für immer entzogen; die dem Tapu Unterworfenen waren gehindert, mit eigenen Händen Speise zu genießen. Auf alle Dinge konnte von den Vornehmen nach Willkür das Tapu gelegt werden. Bei der Erkrankung oder dem Tod eines Vornehmen oder bei der Niederkunft seiner Frau wurde ein besonderes Tapu auf den ganzen Bezirk gelegt, durch Priesterherolde bekannt gemacht und durch Fahnen auf den Wegen bezeichnet; niemand durfte dann Feuer anzünden, eine Seefahrt antreten usw. Erst durch

[1] Ebd. II 181.

bestimmte Zeremonien konnten solche willkürlich aufgelegten Tapus wieder von den Vornehmen entfernt werden. Die Frauen waren durch die Tapus argen Beschränkungen unterworfen. Sie durften nicht mit den Männern zusammen essen, selbst ihre Speisen nicht in demselben Ofen bereiten, viele Nahrungsmittel waren ihnen untersagt, sie durften niemals einen Marae betreten, an keiner gottesdienstlichen Handlung teilnehmen. Jeder Bruch des Tapu wurde von den Menschen mit dem Tode, von den Göttern durch Krankheiten und Unfälle bestraft.

Eigentümlich war den Tahitiern die Institution der Areoi. Es war eine Vereinigung von Vornehmen, ohne Rücksicht auf die Staaten, denen sie angehörten. Sie waren früher im höchsten Grade geachtet, jedoch in der neuesten Zeit, in der wir die Vereinigung ohne Zweifel nur im Zustand des Verfalles kennen gelernt haben, tat sie sich nur durch ihre grenzenlosen Ausschweifungen und durch den unglaublichen Druck hervor, den sie, durch die Kraft des Tapu geschützt, auf die niederen Volksklassen ausübte. Das hohe Alter der Institution geht schon daraus hervor, daß man sie als von einem Sohne des Gottes Aro gestiftet ansah. Die Areoi zerfielen in sieben Klassen, deren Mitglieder sich durch den zunehmenden Grad der Heiligkeit, äußerlich durch besondere Tätowierung unterschieden; außerdem gehörten zu ihnen noch die Fanaunau, die niederen Standes waren und ihnen als ihre Diener folgten, aber nicht, wie alle Areoi, gehalten waren, die von ihnen erzeugten Kinder bei der Geburt zu töten. Der Eintritt in die Gesellschaft galt für eine Folge göttlicher Inspiration, die Aufnahme erfolgte bei einem Feste unter mancherlei Zeremonien und war mit der Annahme eines neuen Namens verbunden. Die Haupttätigkeit der Areoi bestand darin, daß sie in kleinen Gesellschaften von Insel zu Insel zogen, Feste feierten und Tänze aufführten, wobei sie auf das luxuriöseste bewirtet wurden [1].

Das Begräbnis eines Vornehmen war sehr feierlich. Gleich nach dem Tode nahm ein Priester eine Zeremonie vor, um die Ursache des Todes zu entdecken, und dann eine andere, um die Überlebenden vor den Nachteilen zu schützen, welche der Todesfall ihnen bringen konnte. Hierauf wurde die Leiche in weißes Zeug gewickelt und in den für sie bestimmten Marae gebracht. Hier errichtete man eine Art offenen Schuppen (tupapau), über den ein leichtes Gerüst gestellt wurde, das sich hervorziehen ließ. Auf dieses Gerüst legte man die Leiche, nachdem man vorher Eingeweide und Gehirn herausgenommen, die Bauchhöhle mit wohlriechendem Zeuge gefüllt, alle Feuchtigkeit mit den Händen möglichst ausgedrückt und den Körper gesalbt hatte. Damit war noch eine besondere Zeremonie verbunden: der Priester ließ ein Loch im Tupapau graben, stellte einen Pfahl hinein und füllte es mit Erde, wobei er Gebete an den Gott richtete, der mit der Seele des Toten in engere Verbindung treten sollte. Daß damit der Tote bereits als Gott angesehen wurde, erhellt daraus, daß man ihm neben dem Tupapau einen Altar errichtete und Opfer darbrachte. So blieb die Leiche liegen, bis alles Fleisch verfault war, dann wurde der Schädel davon getrennt und, in weißes Zeug gewickelt, von der Familie aufbewahrt, das Skelett

[1] Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans II 182—183.

aber im Marae in sitzender Stellung mit heraufgezogenen Knien, die Hände unter die Beine gelegt, begraben. Ähnlich geschah es mit Leuten niederen Standes, nur daß sie nicht im Marae beigesetzt wurden. Trauerfeierlichkeiten mit Zerfleischen und Verletzen des Leibes kamen namentlich beim Tode des Königs vor.

Die Bevölkerung teilte sich in zwei Klassen, die Vornehmen, denen das Tapu in verschiedenem Grade zukam, und die Gemeinen. Unter den Vornehmen gab es wieder drei Abteilungen. An der Spitze des Staates stand das Hui ari'i oder die königliche Familie, deren Haupt der König (Ari'i) war. Dieser wurde mit unbegrenzter Ehrfurcht behandelt, ja geradezu den Göttern gleichgestellt und wie sie mit Gebeten und Opfern verehrt. In der Leitung des Staates besaß er absolute Gewalt, sein Wille war Gesetz; einige Distrikte waren sein persönliches Eigentum und standen direkt unter ihm. Jedermann mußte sich in seiner Gegenwart den Oberkörper entblößen. Jedes Haus oder Land, das er betrat, war infolge des ihm beiwohnenden Tapu für seinen Besitzer verloren; daher besaß er in jedem Distrikt besondere Häuser, die für heilig galten, und bei Veränderung des Aufenthaltes wurde er von einem Manne auf den Schultern getragen. Seine Würde war erblich; nach einer eigentümlichen Sitte, die nicht bloß beim König, sondern in analoger Weise auch bei allen Vornehmen bestand, legte der König bei der Geburt eines Sohnes die Krone nieder; diese ging auf das Kind über, in dessen Namen fortan der König den Staat regierte. Es geschah das wohl, um die Verlegenheiten, welche das Tapu brachte, auf einen andern zu übertragen. Die wirkliche Regierung übernahm der junge König erst im 18. oder 20. Jahre unter großen Feierlichkeiten, bei denen er durch die Priester mit dem Maro ura, dem roten Gürtel, bekleidet wurde, einem Gürtel von feinem weißen, mit roten, von den Götterbildern entnommenen Federn durchwebten Zeuge, dem bei jeder Thronbesteigung ein Stück hinzugefügt wurde und der den König den Göttern gleichstellte [1].

Unter dem König stand zunächst der hohe Adel, die Ari'i, welche Verwalter der einzelnen Distrikte waren. Ihre Würde war erblich, aber eine Anerkennung des Königs notwendig. In den Distrikten besaßen sie Ländereien als Eigentum; alles übrige war im Besitz der Ra'atira, die als Grundeigentümer ein wichtiges Element im Staate bildeten und im Notfall einen entscheidenden Einfluß auszuüben vermochten.

Die zweite Klasse des Volkes, die Gemeinen, zerfiel wieder in zwei Abteilungen: die Manahune (teils Pächter der Grundbesitzer, teils Fischer, Handwerker usw.) und die Teuteu, zu denen meist die Diener der höher stehenden Klassen gehörten. Endlich gab es noch Sklaven, die aus Kriegsgefangenen hervorgingen.

Die Ordnung der Verwaltung war sehr einfach, da der König alles nach seinem Wohlgefallen bestimmte und Gehorsam fand. Öfter fanden Versammlungen der Vornehmen statt, aber ganz nach der Willkür des Königs. Eine ordentliche Gesetzgebung kannte man nicht, obschon für gewisse Vergehen, wie Ungehorsam gegen den König, Diebstahl, Bruch des Tapu usw. bestimmte Strafen feststanden. Die Steuern wurden dem König und den Ari'i in Lebens-

[1] Ebd. II 185.

mitteln, Zeugen usw. nach bestimmter Ordnung entrichtet, die jedoch Erpressungen nicht ausschloß. Ein Eigentumsrecht an Grund und Boden bestand für die Vornehmen; auch die Teile des Meeres zwischen der Küste und dem Barriereriff galten als Privateigentum, die Grenzen bestimmte man durch natürliche Gegenstände, Steine, aufgestellte Bilder der Ti'i[1].

Die Tahitier lebten in Polygamie, vor allem die Vornehmen, bei denen aber nur die vornehmste Frau als die Ehefrau, die übrigen fast als ihre Dienerinnen galten. Die Verlobungen geschahen häufig schon früh; die wesentliche Zeremonie der Hochzeit bestand darin, daß der Bräutigam ein Stück Zeug (tapoi) auf die Braut oder Freunde der Brautleute auf beide warfen; außerdem fand bei Vornehmen noch eine religiöse Feier im Marae statt, bei der ein Priester beide Brautleute verband, und im Hause der Braut errichtete man einen kleinen Altar, auf den man die Schädel der Vorfahren legte. Die Frauen standen zwar viel tiefer als die Männer, wurden aber nicht hart behandelt. Die Sittlichkeit lag jedoch sehr danieder. Alle Unverheirateten hatten volle Freiheit, und auch bei Verheirateten beider Geschlechter waren Fälle von ehelicher Untreue nur zu häufig. Die Ehen wurden auf das leichtsinnigste getrennt; bei Vornehmen blieb jedoch die geschiedene Frau wenigstens dem Namen nach Ehefrau. Bei der Geburt eines Kindes wurden viele Zeremonien verrichtet, von den Vornehmen im Marae. Abortus war nicht selten und Kindermord scheint in schrecklicher Weise geübt worden zu sein. Die Kinder wurden erwürgt oder lebendig begraben, und zwar meist von den eigenen Eltern oder den nächsten Verwandten. Die Eltern liebten übrigens die Kinder, die sie verschonten, zärtlich und erzogen sie durch Wort und Beispiel[2].

Die Lebensart der Tahitier war sehr einfach. Die Sorge für Haus und Boot, Fischfang und Landbau lag den Männern, die für die Wirtschaft, Zeugbereitung usw. den Frauen ob, allein ein großer Teil der Zeit wurde von beiden Geschlechtern den über alles geliebten Vergnügen, Spielen, Tänzen usw. gewidmet.

7. Die Paumotu.

Die Bewohner des weitausgedehnten Paumotu-(Tuamotu)-Archipels (Ostpolynesien) bieten ein besonderes Interesse wegen ihrer eigentümlichen religiösen Anschauungen und Überlieferungen. Heute sind sie fast ausnahmslos Christen, aber wir haben noch Nachrichten über die heidnischen Gebräuche dieser Insulaner aus der Feder des P. Albert Montiton[3] aus der Kongregation des heiligsten Herzens, der während seiner langen apostolischen Tätigkeit auf diesen Inseln sich viele Mühe gegeben hat, die alte heidnische Religion der Insulaner zu erforschen.

Kosmogonie. Am Anfang hielten sich Himmel und Erde fest umschlungen. In ihrer Mitte befand sich ein Volk von Riesen. Zwei derselben, Tahitofenua (der Alte der Erde) und Ronamakaitua, sein Bruder, griffen den Maraukura

[1] Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans II 186. [2] Ebd. 187—188.

[3] Vgl. Missions catholiques 1874, 342 ff. Die Schilderungen des Missionärs gelten zunächst von der Insel Fangatau (auch Angatau genannt).

an, töteten ihn, verzehrten sein Fleisch und brachten seinen Kopf Gott als Opfer dar. Oatea, der Bruder Maraukuras, entging dem Tode, weil ihn seine Mutter in der Achselhöhle verbarg. Groß geworden, tötete er den Mörder seines Bruders, aß sein Fleisch und opferte Gott seinen Kopf. Er wollte auch den jungen Tane, den Sohn des Mörders, umbringen, aber dieser entkam durch das schlecht bewachte Sonnenloch und verbarg sich oberhalb des Firmamentes. Als er groß und die Mörder seines Vaters alt geworden, beschloß er, sich durch das Firmament einen Weg zu bahnen und den Mörder seines Vaters zu bekämpfen. Zu dem Zweck sammelte er seine Leute. Einer derselben, Tamaru, begann mit gewaltigen Steinschlägen das Himmelsgewölbe zu zerbröckeln, ein anderer, Tagaroa, zündete ein großes Feuer an, um das Gewölbe zu erweichen. Tane selbst brach mit ungeheuern Felsen eine Bresche in das Firmament und stürzte mit Blitzesschnelle und unter donnerndem Gekrach auf die Erde, um seine Gegner aufzusuchen. Um sich einen größeren Kampfplatz zu schaffen, breitete er das Firmament aus, hob es bis zu einer bestimmten Höhe und verfolgte dann wütend den Oatea. Dieser floh lange von einem Ende des Himmels bis zum andern, wurde aber endlich ergriffen und von Tane aus dem Himmel gestoßen und in ein großes Feuer geworfen.

Während des Riesenkampfes zwischen Tane und Oatea hatten sich die Atiru, mächtige himmlische Geister, zerstreut und versteckt. Tane, der jetzt nach dem glänzenden Sieg allein über Himmel und Erde herrschte, versammelte sie und befahl ihnen, das Firmament höher in die Lüfte zu heben. Diese verteilten unter sich die Arbeit entsprechend ihren symbolischen Namen, so daß die Kleinen (Ruiti), die Großen (Ranui), die Kurzen, die Langen, die Krummen, die Buckligen usw. sich gegenseitig unterstützten, und indem sie sich aufeinander stellten, das Firmament bis zu seiner heutigen Höhe emporhoben. Dann durchlöcherten die Pigau den Himmel, die Tope begossen ihn, die Titi nggelten ihn fest, die Pepe hobelten ihn, die Moho kehrten ihn, ließen aber auf Tanes Befehl einige Späne zurück, die man jetzt in Gestalt von Wolken erblickt. Tane, der Herr von allen, stieg endlich zu den höchsten Himmeln hinauf, stampfte sie unter furchtbarem Getöse mit den Füßen fest und erweckte und erfreute dadurch alle seine Ahnen. Er befahl seinen Vasallen, die himmlischen Wohnungen, von denen er auf diese Weise Besitz ergriffen, fest zu stützen, und er selbst errichtete auf ewigen Grundlagen seinen Thron und herrschte nun allein als souveräner Herr über alle Dinge[1].

Die Erde stand damals noch unter Wasser, aber Tefaafanau (der Brüter) zog sie aus dem Wasser. Zuerst kam nur eine Stelle an die Oberfläche, aber langsam vergrößerte sich die Erde bis zu ihrer heutigen Gestalt und bedeckte sich allmählich mit Pflanzen, Sträuchern und großen Bäumen. Nachdem sich die Erde, die Quelle und Mutter aller Dinge, vom Himmel und Wasser losgemacht hatte, gebar sie den Tag, die Nacht, die Morgenröte, die Sonne, mit einem Worte alle belebten und unbelebten Wesen, auch den Menschen, der nach einigen Magamaga hieß. Doch gilt auf allen Inseln Tiki als der erste Mensch, als der wahre polynesische Adam, der, wie der Adam der Bibel, der

[1] Ebd. 343.

erste und der große Verbrecher war, der Mörder seiner ganzen Nachkommenschaft, noch bevor er Vater wurde. Tiki soll nach den einen von selbst aus dem Meeressand geboren sein, nach andern ging er lebendig aus einem Kiesel hervor. Wie er aber immer entstanden sein mag, er bildete aus einem Sandhaufen Vahuone, die erste Frau, die er zu seiner Gefährtin und Gattin erkor. Aus ihrer Verbindung entsprang eine Tochter, Hina, in die sich später ihr Vater Tiki verliebte. Als Vahuone dieses Verhältnis entdeckt hatte, floh Hina aus Scham in den Mond, wo man noch jetzt ihr Gesicht sieht, und Tiki gab sich aus Verdruß selbst den Tod, der zugleich mit seiner Sünde auf seine ganze Nachkommenschaft überging. Von Tiki und Hina wurde Maikuku geboren, Maikuku zeugte den Tiniafu, Tiniafu zeugte den Tehurikiatu, Tehurikiatu zeugte den Pagahuruhura, Pagahuruhura zeugte den Riro, Riro zeugte den Rii, Rii zeugte zuerst Menschen und dann Hunde, nachdem er von Maui aus Eifersucht darüber, daß ihn die gemeinsame Frau zu bevorzugen schien, in einen Hund verwandelt worden war.

Dieser Maui, ein mächtiger und böser Geist, hatte dem Tekina seine Frau weggenommen; es gelang aber Tekina, sie wieder zu erlangen; zur Rache dafür tötete ihn Maui, schnitt ihm den Kopf ab und pflanzte ihn in den Boden; aus diesem Kopf wurde ein Kokosbaum. Maui tötete auch den Mauike, der sich geweigert hatte, im Augenblick der Geburt zum Beten zu kommen. Derselbe Maui soll, wie man sagt, Tahiti, das auch Hawaiki heißt, aus der Tiefe des Meeres herausgefischt haben. Er ist auch der polynesische Josue; denn er soll einst die Sonne eingefangen haben. Seine Mutter konnte einmal die Speisen vor Sonnenuntergang nicht gehörig fertig kochen, da stellte sich Maui an den Rand des Loches, aus dem die Sonne jeden Morgen hervorzugehen scheint; nach verschiedenen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, sie zu erwischen und eine Schnur an ihr zu befestigen, mit deren Hilfe er nun nach Belieben den Lauf der Sonne regulieren kann.

Die Paumotumythologie redet ferner von einer Sündflut. Die Bewohner der Insel Taiero (Taiaro?) hatten den Temahaga ermordet. Der mächtige Geist des Erschlagenen verband sich mit dem Geist seines Großvaters, seines Schutzgeistes, und von diesem unterstützt erregte er die heftigsten Stürme und Regengüsse. Dann zertrümmerte er alle umliegenden Inseln und versenkte sie ins Meer, so daß fast alle Menschen in den Wellen umkamen. Dem Wüten dieses Geistes schreibt man die über die Inselriffe hervorragenden Felsblöcke zu, er soll sie aus der Tiefe des Meeres emporgeschleudert haben. — Eine Legende erzählt weiterhin von einem Riesen, der wegen eines Sakrilegs, indem er einem Götzen die Opferspeise stahl, von einem Haifisch verschlungen wurde, aber mit einem Haifischzahn das Tier so schrecklich peinigte, daß es vor Schmerz auf ein Riff hinaufschoß, wo ihm der Riese den Garaus machte.

Auffallend ist besonders folgende Überlieferung. Tekurotoga, eine heilige und bevorzugte Jungfrau, empfing und gebar durch die wunderbare Macht Tanes ohne Verletzung der Jungfräulichkeit einen Sohn mit Namen Tukihakia. Tane fand sie im Hause ihres Vaters Keha im Himmel, als er, von Oatea verfolgt, in den Himmel zog. Diese jungfräuliche Mutter wird besonders auf Fangatau verehrt, wo man sie, wie einige sagen, namentlich gegen Kopfschmerzen

anruft[1]. Am klarsten und allgemeinsten ist in der Mythologie aller Inseln die Idee des Messias, der Tama (Sohn im auszeichnenden Sinn) oder Atua Fakaora (Gott-Erlöser) heißt und die einzige Zuflucht der schuldigen und unglücklichen Rasse Tikis bildet.

Der mächtige Maui, von dem schon die Rede war, gab sich aus Liebe zu seiner Mutter vergeblich Mühe, den Tod aufzuhalten, den die Sünde Tikis in die Welt gebracht hatte. Eines Tages bemerkte er, daß die Haare seiner Mutter anfingen grau zu werden. Auf die Frage, was das bedeute, antwortete sie, es sind die Vorboten des Greisenalters und des nahenden Todes. Maui wollte davon nichts wissen und suchte den Tiki im Meeresgrund auf, um ihm sein unsterbliches Herz zu entreißen und sich selbst einzufügen, aber er mußte unverrichteter Dinge auf die Erde und zum sterblichen Leben zurückkehren.

Tama, der Gott-Erretter, verwirklichte auf andere Weise, was Maui umsonst zu erreichen suchte. Er heilte die Menschen, wenn sie von hohen Bäumen herabfielen, und bewahrte sie auch vor den Bissen der Haifische. Ebenso war es Tama, der beim Tode eines Insulaners die Seele in den Himmel (kororupo) geleitete. Die Seelen, die nicht durch Tama Rettung fanden, wurden unbarmherzig in einen schlammigen Teich geschleudert, aus dem sie nie mehr wiederkehrten[2].

Wie die Leute von Fangatau sagen, stieg Tama eines Tages auf ihre Insel herab, um Tagata, den Menschen, zu holen und zu unterrichten. Nach Fangatau zurückgekehrt, unterrichtete Tagata seine Landsleute in dem Worte des Heiles, und nur die, welche dieses Wort beobachteten und zu Tama, dem Gott-Erlöser, beteten, wurden von ihren Fällen oder den Bissen der Haifische geheilt und nach ihrem Tode in den Himmel geführt. Auch in andern Krankheiten betete man nicht zu Tane, dem Herrn des Lebens, sondern zu Tama. Oft machten die Seelen noch vor ihrer Trennung vom Leibe Ausflüge in die Unterwelt. An der Pforte trafen sie Tama, ihren Erretter, der sie in ihre Leiber zurückzuschicken suchte. Bestanden sie aber darauf, voranzugehen, so wurden sie definitiv vom Leibe getrennt. Tama verließ sie aber nicht, sondern begleitete sie und unterstützte sie mit seinen weisen Ratschlägen. Vor allem empfahl er ihnen, um keinen Preis von der vergifteten Frucht zu essen, die ihnen zwei auf ihrem Wege befindliche böse Geister, Tamaui und Takatau, aufdrängen würden. Sollten sie das Unglück haben, gegen diesen Rat davon zu essen, so würden sie von Tama verlassen, die Beute von Tapnamea und Tukihiti und von ihnen für immer in einen schrecklichen Teich geworfen werden. Tukihiti hatte vier Augen: zwei vorn und zwei hinten am Kopf, so daß ihm niemand entgehen konnte. Er war der König der Unterwelt und hatte unter sich zahlreiche böse Geister, die wie er selbst Tag und Nacht auf großen Pirogen Jagd auf die Seelen machten[3].

Schon aus dem Gesagten ersieht man den Glauben der Insulaner an das Fortleben der Seelen nach dem Tode. Drei verschiedene Orte dienten den vom Leibe getrennten Seelen als Wohnung. Der erste war der Paparagi, das Paradies, d. h. der Olymp der Götter und Halbgötter, der schönste Wohn-

[1] Missions catholiques 1874, 354. [2] Ebd. 355. [3] Ebd.

sitz, der den tapfersten Kriegern und den Personen der edlen und mächtigen Geschlechter auf Erden vorbehalten war. Dann kam die Unterwelt, genannt Kororupo. Diese war die allgemeine Wohnung der guten Leute aus dem gewöhnlichen Volk, welche das Wort Tamas, des Gott-Erlösers, gelernt und befolgt hatten. Sie lebten im Überfluß und in ewiger Freude bei Tanz und Spiel. Diese beiden Wohnorte, der Paparagi und der Kororupo, waren nicht so voneinander getrennt, daß die Seelen nicht leicht von dem einen zum andern gelangen konnten, besonders wenn ein Fest die Vereinigung aller Seelen nützlich oder nötig machte. Zuweilen kamen die genannten Seelen auf die Erde zurück und stellten sich als gute Geister oder böse Dämonen in den Dienst der Zauberer oder Priester, indem sie dieselben in himmlischen und verborgenen Dingen unterrichteten und gegen die Nachstellungen der Feinde beschützten oder aber die von ihnen bezeichneten Personen quälten und mit plötzlichem Tod bestraften.

Außer dieser höheren Klasse von Gespenstern gab es noch andere, von denen man annahm, daß sie direkt von den Friedhöfen kämen. Die Insulaner setzten voraus, jeder Mensch habe mehrere Seelen, von denen wenigstens eine bei der Leiche im Grabe bleibe. Diese Grabseelen bildeten eine finstere unterirdische Gesellschaft, die man „Te rui" nannte und die ihre besondern Sitten, Feste, Fischereien usw. hatten. Man fürchtete sie mehr als die andern Geister. Aber einige kühnere Insulaner wurden allmählich mit ihnen vertraut. Von einem Bewohner Fangataus ging die Rede, daß er jede Nacht sein Bett verlasse und ihren festlichen Schmausereien beiwohne. Aus diesem absurden Glauben erklärt sich der allgemeine Brauch der Insulaner, auf das Grab ihrer verstorbenen Verwandten Nahrung hinzulegen, von der man annahm, daß sie ihnen wenigstens so lange nötig sei, bis sie sich an die bei den Toten gebräuchliche Lebensweise gewöhnt hätten. Um eine untreue Gattin zur Pflicht zurückzurufen oder um sich an einem unbekannten oder zu mächtigen Dieb zu rächen, nahmen die Eingebornen ihre Zuflucht zu den Toten oder den Göttern des Marae, von dem gleich die Rede sein wird. Man trug irgend etwas, das den gestohlenen Gegenstand berührt hatte oder der Person gehörte, über die man zu klagen hatte, auf das Grab oder den Marae und suchte durch Zauberei und Verwünschungen die Rache auf den Schuldigen herabzuziehen[1].

Der dritte Aufenthaltsort der vom Leibe getrennten Seelen war der schon erwähnte schreckliche Teich. In diesen wurden alle diejenigen Seelen geschleudert, die wegen ihrer Gottlosigkeit Tama nicht retten konnte oder die nicht gerettet werden wollten. Denn diese Gottlosigkeit war ungefähr das einzige Verbrechen, das nach der Ansicht der Eingebornen den Zorn der Götter erregte; diese Götter waren böser als sie selbst: Mörder, Wüstlinge, Diebe und Menschenfresser.

Außer Tane, dem ozeanischen Jupiter[2], und Tama, seinem Sohn, enthielt der Paumotu-Olymp noch viele untergeordnete Gottheiten, die nach Inseln und Orten verschieden waren. Mit dem Kult dieser Götter wurde der Kult der

[1] Missions catholiques 1874, 356.

[2] Wir haben oben die alte Überlieferung erwähnt, Tane habe Gott den Kopf seines erschlagenen Feindes geopfert. Über Tane stand also noch ein anderer unbekannter Gott, der aber im Bewußtsein der Paumotu immer mehr zurücktrat und seine Herrschaft an Tane abgab.

Ahnen verbunden, der öffentlich war, wesentlich in Opfern bestand und ausschließlich den erwachsenen Männern vorbehalten blieb, die allein den Zeremonien des Marae beiwohnen und an den dort dargebrachten Opfern teilnehmen konnten. Die Opferstelle (marae) bildete ein langer, aber schmaler viereckiger Haufen aus Stücken von Sternkorallen, der 50 cm hoch und von einer doppelten Reihe von Kieselsteinen eingerahmt war; unter letzteren befanden sich einige größere roh behauene Steine, die in unbeholfener Weise Götterfiguren darstellten. Oft wurden auch Götterfiguren aus Holz angebracht, d. h. man sorgte, daß ein Holzklotz ungefähr einem großen Bauche ähnlich sehe, und setzte ihm statt eines Kopfes einen Federbusch auf — und die Statue war fertig. In der Mitte des Steinhaufens wurden kleine Särge angebracht, die Büschel von dem Haupt- und Barthaar der Vorfahren und Reste von ihren Nägeln oder Zähnen enthielten. Jede Familie besaß und verehrte ein solches Heiligtum. Da Frauen und Kinder bei den Maraefesten nicht zugegen waren, so wurden zuweilen gemeinsame Feste veranstaltet, an denen sie sich beteiligen durften. Man hielt dann eine große Versammlung ab, bei der die kleinen Särge mit ihren Überresten eine Hauptrolle spielten. Feierlich wurden sie herumgezeigt, und bei ihrem Anblick löste sich alles in Wehklagen und Seufzen auf; man küßte die Schreine und brachte sie nach dem Marae zurück, dann folgten Tänze und Spiele mit einem Festmahl. Viel feierlicher waren die eigentlichen, den Männern vorbehaltenen Maraefeste. Als Opfer wurden gewöhnlich Schildkröten, Goldfische, Bonite usw. dargebracht. Alle, die am Feste teilnahmen, mußten am Vorabend die Enthaltsamkeit beobachten. Beim Opfer selbst mußten alle noch nüchtern sein und neben den blutigen Opfern wurden auch unblutige (Kokos, Bananen usw.) dargebracht. Waren die Opfer alle herbeigebracht, scharten sich alle Männer festlich geziert um den Oberpriester, der Pure (Beter) oder Tahura (Erleuchteter) oder auch Ariki (König) hieß, letzteres, weil oft der König zugleich Oberpriester war. Der Oberpriester wandte sich nun gegen den Marae und stimmte Lieder an, in denen die Namen der Götter genannt und diese aufgefordert wurden, zu kommen, um ihr Opfer zu empfangen[1]. Auch ein Gott des Friedens und ein Gott der Gastfreundschaft wurden dabei angerufen. Das Blut des Opfers wurde, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, in einem Gefäß gesammelt. Nach Darbringung des Opfers wurden die Opfergaben gekocht und verzehrt.

Von den sonstigen religiösen Gebräuchen erwähnen wir noch kurz folgende. Wurde einer Familie das erste Kind geboren, so mußte ein Tag und eine Nacht im Beisein des Oberpriesters gebetet werden. Darauf wurde das Kind in einiger Entfernung von der Hütte zu einem eigens errichteten und geweihten Stein getragen, dort betete der Oberpriester zu Tane, dem König des Himmels und dem Herrn des Lebens, und empfahl ihm die Erhaltung des Kindes; dann wurden Libationen dargebracht und ein Festmahl gehalten. Einige Tage später fand wieder eine ähnliche Feierlichkeit statt, bei der unter Gebeten dem Kinde ein Name beigelegt wurde[2]. Kamen die Knaben in das Alter der Pubertät, so fand die Beschneidung statt, die bei den Paumotu eine wesentlich religiöse

[1] Vgl. diese Lieder bei Montiton in den Missions catholiques 1874, 379.
[2] Ebd. 491.

Zeremonie war und bei der der Oberpriester wieder zu Tane betete, damit er den jungen Mann stark und kräftig mache. Bei den Mädchen trat an die Stelle der Beschneidung die Durchbohrung der Ohren, die ebenfalls von Gebeten und Festlichkeiten begleitet war.

Während nach Montiton auf der Insel Takoto keine Hochzeitsfeierlichkeit stattfand, wurde auf Fangatau die Ehe vor dem Oberpriester geschlossen, der mit blauer Salbe die Wangen der Braut und die Stirne des Bräutigams salbte und Gebete an Tane, den Herrn des Lebens, richtete. Die Ehe hieß „Vereinigung des Gesichtes“ und durfte nur einmal im Leben geschlossen werden, sie war aber nichts weniger als unauflöslich, und der Mann machte sich kein Gewissen daraus, neben der Frau noch eine Konkubine zu halten, die er aber ohne jede Feierlichkeit zu sich nahm.

Für die Totenfeier mietete man eine Anzahl Männer, deren Aufgabe es war, die Totenklage anzustimmen. Diese nahmen von den Verstorbenen Haar, Bart, Nägel und Zähne und legten alles in ein Kästchen. Dann wurde die Leiche in eine Matte gehüllt und mit Kokosblättern zugedeckt. Hierauf erschien der Oberpriester, der bei dieser Gelegenheit weder zu Tane noch zu Tama betete. Er wendete sich in Gegenwart der Leiche nur an Tiki, den Stammvater der Menschen und den ersten und großen Sünder, nicht sowohl um zu beten, als vielmehr um ihm seine Sünde ins Gedächtnis zu rufen und ebenso die traurigen Früchte des Todes, welche diese Sünde unaufhörlich über seine unglückliche Nachkommenschaft bringt. Ironisch sagte er ihm: „Den Leib, den du uns übermacht hast, hast du selbst von der Erde empfangen; wenn wir ihn derselben leblos zurückgeben müssen, so kommt das daher, weil du ihn durch die Sünde getötet, die du uns verhängnisvoll zugleich mit dem Leben übermacht hast.“ Wer denkt da nicht an die Lehre von der Erbsünde? Nach dem Begräbnis wurde ein Festessen gegeben, das wenigstens zwei Tage dauerte. Am dritten Tage änderte sich auf einmal die Szene. Nach dem traurigen und ausgelassenen Akt folgte ein wilder und grausamer. Mit Lanzen, Sägen und Beilen bewaffnet stürzten sich die Leidtragenden aufeinander und versetzten sich gegenseitig Hiebe und Stiche auf den Rücken. Es galt, wer am meisten Wunden bekommen und am gräßlichsten mit Blut überronnen sein sollte. Diese Peinen wurden zur Sühnung des Toten, zur Stillung des Blutdurstes seiner Seele und auch zur Versöhnung für etwa noch feindlich gesinnte Götter übernommen. Es war also ein Liebesdienst, den man einem verstorbenen Freund nicht versagen durfte. Durch diesen Akt wurde der Verstorbene zugleich der Schar der zu verehrenden Vorfahren eingereiht, und von jetzt an stand das Kästchen mit seinen Haaren, Nägeln und Zähnen auch auf dem Marae als Gegenstand heiliger Scheu und als schützender Talisman für seine Hinterbliebenen [1].

Nach dem Gesagten können wir es nicht als richtig anerkennen, wenn Montiton den Paumotu ungefähr alle sittlichen Ideen abspricht. Daraus, daß sie viele Schändlichkeiten trieben, sobald sie es ungestraft tun konnten, folgt nicht, daß sie kein moralisches Gefühl und kein Gewissen hatten. Montiton

[1] Missions catholiques 1874, 492.

erwähnt ja selbst die Tradition, nach der sich Hina aus Scham über ihr blutschänderisches Betragen in den Mond flüchtete, durch seine Sünde verursachte Tiki den Tod der Nachkommenschaft; seine Sünde vererbte sich mit ihren Folgen auf die Nachkommen; in das Paumotu-Elysium (kororupo) gelangen nur die guten Leute aus dem Volke (les bons plébéiens), um dahin zu kommen, muß man die Götter gefürchtet, das Wort Tamas angenommen und beobachtet haben; ferner beteten sie oft, brachten Opfer dar, übten zu gewissen Zeiten Enthaltsamkeit, von der sie also annahmen, sie sei den Göttern wohlgefällig usw.

Freilich, die Paumotu waren ein sehr rohes Volk. Die Kinder überließ man, noch bevor sie zum Vernunftgebrauch kamen, sich selbst; sie mußten sich selbst die Nahrung suchen; die Greise und die Kranken ließ man im Stich, so daß sie im größten Elend starben. Als Montiton einst einen solchen verlassenen Greis in den letzten Zügen antraf, ergrimmte er über diese Grausamkeit und brachte es dahin, daß die nächsten und am meisten schuldigen Verwandten zu Straßenarbeiten verurteilt wurden[1]. Die Familie bestand. Das Haupt oder das einflußreichste Glied derselben befestigte und heiligte seine Autorität durch Errichtung eines Marae, die ihn zugleich zum einzigen Priester der Familie erhob. Das Eigentumsrecht war seit unvordenklichen Zeiten auf Grund der Besitznahme oder der Kultur anerkannt. Jeder Kokosbaum gehörte dem, der ihn gepflanzt oder von seinen Voreltern geerbt hatte. Die Steppen und Pandanusheiden mit ihren angrenzenden Lagunen waren Eigentum der Eingebornen, die sich zuerst dort niedergelassen hatten. Obwohl aber im Prinzip das Eigentumsrecht anerkannt war, wurde es doch in der Wirklichkeit wenig respektiert. Wenn ein Mann starb, liefen die mächtigsten und verwegensten Krieger herbei und plünderten, was sie konnten, ja bemächtigten sich selbst des Grundeigentums des verstorbenen Besitzers. Auch sonst bestahlen sie sich gegenseitig, wo sie konnten, und nur die Furcht vor bewaffnetem Widerstand, vor Rache oder Zauberei hielt die Diebe etwas in Schranken[2].

Heute sind die Bewohner von Fangatau, Takoto und den umliegenden Inseln alle Christen und die heidnischen Sitten und Gebräuche sind fast ganz verschwunden.

8. Die Gambier.

Die Gambierinseln (Gambier- oder Mangarewa-Archipel) liegen südlich von den Paumotu-Inseln zwischen dem 22. bis 25.° südl. Br. und dem 130. bis 140.° westl. L. von Greenwich. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ließen sich katholische Missionäre aus der Picpusgesellschaft dort nieder und bekehrten in wenigen Jahren den größten Teil der Bewohner zur katholischen Kirche. Einer dieser Missionäre, P. Caret[3], hat in einem Bericht ausführlich die Anschauungen der heidnischen Gambier geschildert.

Nach einer alten Überlieferung der Gambier hießen ihre ersten Eltern Tiki und Inaone. Diese Überlieferung besteht auch bei andern Polynesiern. Im allgemeinen gilt Tiki als ein Gott, der das Land mit einer Angel aus dem

[1] Ebd. 502. [2] Ebd. 503.
[3] Annales de la propagation de la foi XIV (1842) 329 ff.

Meere gezogen hat. Von ihm haben alle Götzenbilder der Eingebornen den Namen erhalten, welches auch sonst ihre Attribute seien. Diese Götzenbilder stellen menschliche Figuren dar und heißen Tiki. Aus Inaone hat man später eine Göttin gemacht, die, der Gesellschaft ihres Gatten überdrüssig, von ihm wegzog und ihm nur ein Töchterchen in der Wiege zurückließ. Sonst wissen die Gambier über ihren Ursprung nichts. Wahrscheinlich sind die Gambier schon in grauer Vorzeit auf die Inseln gekommen; denn es ist eine lange Zeit erforderlich, damit ein Volk seinen Ursprung völlig vergesse. In einem Tale von Mangarewa, der größten Insel der Gambiergruppe, erzählt der Missionär, habe ich ein Denkmal gesehen, das ein hohes Alter zu haben scheint. Es ist eine Mauer, die lange Zeit in der Erde vergraben war und aus ungeheuern Pu-ngas oder weichen Steinen gebaut war, die auf dem Sande inmitten der Wellen sich bilden; sie mochte 6—7 Fuß hoch und 15—20 Fuß lang sein. Bäume, die ebenso dick waren wie die alten Eichen in unsern Wäldern, hatten ihre jahrhundertealten Wurzeln in die Spalten dieses Denkmals getrieben und ihr Stamm selbst war unter einem Haufen Korallen begraben, welchem die Greise einen von ihren Ahnen erfundenen Namen gaben[1].

„Wir haben auf der Insel die Idee der Gottheit, die Erinnerung an die Schöpfung und den Glauben an die Belohnungen und Strafen des zukünftigen Lebens schon bestehend vorgefunden."[2] Die Götter von Mangarewa waren zahllos und teilten sich in zwei entgegengesetzte Klassen: die guten und die bösen Genien. Beide hatten ihre besondern Attribute. Tiki wurde angebetet als gemeinsamer Vater des Menschengeschlechtes; Tea hatte das Wasser, den Wind und die Sonne geschaffen; Tu war der Urheber des Maiore oder Brotbaumes; Ro-ngo öffnete die Wolken und goß den strömenden Regen auf die durstigen Felder; Tairi verursachte das Rollen des Donners; Arikitenu, der König des Ozeans, wachte über die Erhaltung der zahlreichen Fischfamilien seines Reiches und begünstigte die Netze der Fischer, die ihn angerufen hatten. A-nghi lenkte die Stürme und verursachte durch seinen glühenden Hauch und seine alles zerstörende Wut Not; Mapitoiti, der bösartigste aller Genien, war der Gott des Todes[3].

---

[1] Annales de la propagation de la foi XIV (1842) 330—331.

[2] Ebd. 332. Wie der Ausdruck „die Gottheit" zu verstehen sei, wird leider vom Missionär nicht näher erklärt. Wahrscheinlich ist diese Gottheit Tangaroa.

[3] Annales de la propagation de la foi XIV (1842) 332. Nach P. Honoré Laval, der schon im Jahre 1834 nach den Inseln kam, anerkannten die Gambier drei ursprüngliche Götter, die von jeher existierten: Atu-Motua, Atu-Moana und Tangaroa-Mea. Tangaroa-Mea allein schuf die Welt, aber sein Werk war unvollkommen. Maui verbesserte sie. Nicht Tiki, der Stammvater des Menschen, sondern Mau soll die Erde aus dem Meere gezogen haben, und zwar vermittelst eines Stabes, den er von Terupé, seinem Großvater, dem Gott der Nacht, erhalten hatte. Tangaroa hatte vier Frauen, mit einer derselben zeugte er den Trepasi, der sich auf den Gambierinseln niederließ und dort einen Sohn bekam, den Tiki, den ersten Menschen (vgl. Annales des Sacrés-Cœurs X, Paris 1894, 383—384). — Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans II 223) sagt: „Die heidnische Religion der Mangarewaner war die von Rarotonga. Sie verehrten als Hauptgötter (atua) Tangaloa, Oro, Korungo, der für den Gott des Regens galt, Tu, einen Sohn Tangaloas; auch kannten sie Maui, der die Inseln aus dem Meere gefischt habe; dabei bestand noch die niedere Götterklasse der Ti'i, die

Die Einweihung der Götzenbilder wurde mit feierlichem Zeremoniell vorgenommen. Zu gewissen Zeiten bildete man sich ein, wahrscheinlich auf Antreiben eines der Tauras (Art Priester), ein Geist sei gekommen und habe sich unter der Rinde dieses oder jenes Baumes versteckt. Sogleich versammelte sich das Volk und fragte die neue Gottheit: Wie heißest du? Wo wohnst du? Welche Verehrung willst du haben? Ein neben dem geheimnisvollen Baum stehender Priester antwortete, indem er seiner Stimme einen besondern Klang gab, so daß man sie für eine göttliche Stimme hielt. Dann bemächtigte sich der Menge ein heiliger Schrecken, und man holte nun den König, der dieselben Fragen stellte und dieselben Antworten erhielt. „Ich heiße so", antwortete der Gott durch den Mund des Taura; „ich will, daß du mich umhauest, mir die Form gebest, die meinem Rang gebührt, und daß du mich ehrenvoll in deinem Hause aufstellest, wo ich die Verehrung des Volkes erhalten werde." Nun wurde der Baum auf Befehl des Königs umgehauen, mit Steinäxten bearbeitet und mit harten und spitzen Muscheln geglättet. Hatte der Bildhauer seine Arbeit vollendet, so wurde die Statue aufrecht in eine Hütte gestellt, die tapu, d. h. geheiligt und für Frauen interdiziert war. Der Priester kauerte vor ihr nieder, richtete Gebete an sie und opferte ihr verschiedene Speisen und einige Stücke Tape. Alle diese Opfergaben wurden auf einem großen Korallentisch vor den Götzen hingestellt und blieben dort, bis die Ratten sie verzehrt hatten oder sie verfaulten. Zum Entgelt wurde der Gott angefleht, dem Volk Früchte im Überfluß zu gewähren[1].

Der Glaube an Belohnungen und Strafen im andern Leben bildete einen Bestandteil der Religion der Gambier. Sie hatten ihre Po-Kino oder Hölle, die sie sich bald als einen brennenden Ofen, bald als eine tiefe Schlammgrube vorstellten, aus der niemand mehr herauskommen konnte, der das Unglück hatte, an dem Abhang des schlammigen Abgrundes auszugleiten. Ihr Po-Porotu oder Paradies war der Aufenthaltsort der guten Götter, eine unterirdische, von einem matten, dem Mond ähnlichen Stern beleuchtete Wohnung. Beim Tod eines Insulaners feierte dessen Familie ein Tirau oder Totenfest, das immer in eine Orgie ausartete. Das Totenfest der To-ngoitis (Adeligen) zog sich mit Ergötzungen bis zum 17. Tage hin[2]. Ließen es die Verwandten an der Erfüllung dieser Pflicht fehlen, so war der Schatten des Verstorbenen dazu verurteilt, von Berg zu Berg, von Abgrund zu Abgrund herumzuirren, bis er endlich für immer in den Schlund des Po-Kino hinabfiel; wurden aber der Seele die schon beschriebenen Ehren erwiesen, so flog sie sofort nach Po-Porotu.

Beim Begräbnis eines Häuptlings war es üblich, in Liedern seine Tapferkeit und seine Heldentaten zu preisen. Da alle diese Feierlichkeiten einen religiösen Charakter trugen, wurden sie immer von Priestern geleitet. Die Zahl der letzteren war beträchtlich, und an ihrer Spitze stand ein Oberpriester, der Tapua hieß und von dem die priesterliche Gewalt ausging. Er allein hatte

aus verstorbenen Vornehmen hervorgegangen war." Er zitiert als Quelle die Reisebeschreibungen von d'Urville. Aber bei einem kurzen Aufenthalt ist es unmöglich, eine genaue Kenntnis der religiösen Anschauungen eines Volkes zu erlangen.

[1] Annales de la propagation de la foi XIV (1842) 333. [2] Ebd. 334.

das Recht, die Statuen der Götter zu weihen und den jedem Götzen gebührenden Kult festzusetzen. Die übrigen Priester, Tauras genannt, wachten unter seiner Leitung über die Ausübung der religiösen Gebräuche. Sie hatten großen Einfluß auf das Volk, und selbst der König mußte sich ihrer Autorität fügen, sonst drohte man ihm mit dem Zorn der Götter[1]. Jede Gottheit hatte ihren Priester und ihre Priesterin, die von den der Gottheit dargebrachten Gaben lebten. Vor dem Hause eines Priesters stand immer ein Tisch, der „Tisch der Götter" hieß. Wer eine Gunst von Tiki erlangen wollte, legte irgend eine Gabe auf diesen Tisch: Früchte oder sonstige Speisen. Niemand durfte diese den Göttern vorbehaltenen Speisen berühren. Die Götter aßen sie, glaubte man, während der Nacht und würden unfehlbar jeden getötet haben, der es wagte, davon zu essen. Bei der Ankunft der Missionäre wurden diese Priester sehr aufgeregt, weil sie ihre Gaben zu verlieren fürchteten. Doch bald waren die Opfertische umgestürzt und die Götzen verbrannt, und die meisten Priester bekehrten sich und wurden eifrige Christen. Der Oberpriester insbesondere, mit Namen Matua, der Onkel des Königs Maputeo, hat am meisten zur Einführung des Christentums beigetragen[2].

Die Regierung der Gambier war seit unvordenklichen Zeiten die erbliche Monarchie; es scheint, daß die Frauen immer von der Thronfolge ausgeschlossen waren. Der König hatte das Recht, nach seinem Belieben über alle Ländereien zu verfügen; er war absoluter Herr darüber. Der oberste Würdenträger des Königs hieß Taura Tiaki ao oder Wächter und Diener der Regierungsgewalt. Er bewahrte die Schlüssel zum öffentlichen Schatz, hatte die Steuern einzutreiben, verwaltete das Gerichtswesen und verkündete dem Volk die Erlasse des Königs. Unter diesem Premierminister standen andere Funktionäre, von denen jeder ein besonderes Amt hatte. Der eine war mit der Sorge für den Fischfang betraut, ein anderer wachte über die Küche des Königs. Auch einen Architekten und eine Art Leibarzt hatte der Monarch. Kurz, man findet hier im kleinen Maßstab wie anderwärts einen König mit seinem Hofstaat und seinen Pagen, eine Königin mit ihrem Gefolge und ihren Ehrendamen[3]. Einige Wege und Sitze sind dem König vorbehalten oder tapu zu seinen Gunsten. Es ist auch Brauch, daß niemand in Gegenwart des Königs stehen bleibt, jeder muß sich niederkauern oder auf seine Fersen setzen. Jeder Untertan, der sich vom König eine Gunst erbitten oder ihm für eine Gnade danken will, muß ihm die Knie und die Füße küssen. Andere Auszeichnungen erhält der König nicht. Die übrigen Glieder der königlichen Familie haben ähnliche Vorrechte. Der Hauptvorteil jedoch, den die Glieder der königlichen Familie ihrer Geburt verdanken, ist eine sorgfältigere Erziehung. Sie werden von der Kindheit an auserwählten Erziehern anvertraut, welche sie nie aus den Augen verlieren und dafür sorgen, daß sie des Ranges würdig werden, den sie einst im Staate einnehmen sollen. Besondere Sorgfalt wird der Erziehung des mutmaßlichen Thronfolgers zugewendet. Leider muß die Schmeichelei, deren Gegenstand er ist, dem königlichen Kinde eine verderbliche Richtung geben. Kaum geboren, wird es der

[1] Annales de la propagation de la foi XIV (1842) 335.
[2] Ebd. 336. [3] Ebd.

Familie entrissen und auf einen hohen Berg in eine Hütte gebracht, in der schon seine Ahnen erzogen wurden. Hier wächst es ganz allein unter der Obsorge der Amme und einiger Dienerinnen heran. Der Zutritt zu dieser Hütte ist allen seinen zukünftigen Untertanen streng untersagt. Von der Höhe des Berges zeigt man dem Prinzen die blühenden Täler, die bald sein Reich sein werden. „Euer Volk", sagt man ihm, „kriecht schon zu Euern Füßen. Eines Tages werdet Ihr über sie herrschen, und sie werden Euch gehorchen. Alles, was Eure Augen sehen, gehört Euch; Eure Macht ist ohne Grenzen wie der Ozean, der uns umgibt. Himmel und Erde werden von Euch Gesetze erhalten." So wird der Thronfolger zum Stolz erzogen. Deshalb halten sich auch die Herrscher von Mangarewa für die ersten oder vielmehr für die einzigen Monarchen der Welt; denn sie glauben, daß das Universum am Horizont aufhört[1]. Wenn die Zeit gekommen war, wo der Prinz vom Berge herabsteigen sollte, d. h. zwischen dem 12. und 15. Jahre, gingen ihm alle Eingebornen, Männer und Frauen, Kinder und Greise entgegen, um den zukünftigen Herrn bei seiner Ankunft zu begrüßen. Dieser Tag gilt als einer der schönsten Tage der Insel.

Was die Gestalt der Eingebornen angeht, so sind sie nach dem Zeugnis der Missionäre im allgemeinen von hohem Wuchs, muskulös und schönen Gesichtszügen. „Man sieht hier weder Taube noch Stumme, weder Bucklige noch Blinde", doch haben manche nach innen gebogene Füße. Das Tätowieren war allgemein und gab ihnen im Bund mit dem langen Bart und den wallenden Haaren ein martialisches Aussehen. Das Christentum hat den Charakter der Insulaner ganz umgestaltet. „Jetzt, wo die Religion das Angesicht dieser Inseln umgeändert hat, wird man kaum mehr glauben, wie blutdürstig die Eingebornen einst waren."[2] Sie verzehrten nicht nur die Fremden, die an ihrer Küste Schiffbruch gelitten hatten, sondern auch Eingeborne und zuweilen ihre besten Freunde. Die blutigen Glieder des besiegten Kriegers wurden die Speise des Siegers. Das Schlachtfeld wurde zu einem Festplatz, auf dem der siegende Stamm sich am Fleische der Gefangenen sättigte. Selbst in Zeiten des Friedens kamen solche Festgelage vor. Man tötete einen Nachbarn auf der Jagd aus dem Hinterhalt und schleppte ihn heimlich an einen stillen Ort, um ihn während der Nacht zu verzehren. Besonders gesucht war bei diesen Kannibalen das Fleisch der Kinder. „Wie oft haben uns", erzählt der Missionär, „die jungen Leute mit dem Ausdruck der größten Dankbarkeit gesagt: ‚Wie unglücklich waren wir, bevor ihr gekommen seid, um uns zu unterrichten. Jeden Augenblick fürchteten wir, die Erwachsenen würden kommen, um uns zu ergreifen und zu verzehren. Heute haben wir keine Furcht mehr, man denkt nur mehr daran, uns zu lieben.'"[3]

Auch das Privateigentum wurde in der heidnischen Zeit oft vergewaltigt. Obwohl der König als Eigentümer des ganzen Landes galt, war doch der Boden zur Nutzung unter die Einwohner verteilt. Ein Missionär schreibt in einem Briefe[4]: „Das Wort Eigentum wird Sie wundern, da von Wilden die Rede ist, aber hier gibt es auch nicht einen Fingerbreit Land, das

[1] Ebd. 338. [2] Ebd. 339. [3] Ebd. [4] Ebd. X (1838) 173.

nicht seinen Herrn hätte. Selbst die unbebauten Berge und die Felsen im Meere haben ihre Eigentümer. Die Fremden haben deshalb sehr unrecht, wenn sie nach der Ankunft auf diesen Inseln ohne Bedenken sich aneignen, was ihnen paßt." Trotzdem wurde das Eigentum, wie es scheint, wenig respektiert. War die Zeit der Ernte gekommen und ein Krieger fand, daß sein Land für ihn nicht ausreiche, so ging er ohne Umstände zum Besitzer des angrenzenden Feldes und sagte ihm: „Was tust du auf meinem Boden; mit welchem Recht nimmst du die Früchte der Bäume, die ich gepflanzt habe?" Der Besitzer bestand natürlich auf seinem Recht und es kam zum Streit, an dem sich bald die ganze Nachbarschaft beteiligte. Die Folge war oft eine blutige Schlägerei. Der Stärkere behielt schließlich den Boden, den er nun auf Grund der Waffen besaß. „Seitdem sie Christen sind, haben unsere Insulaner wohl noch zuweilen Streit über die Grenzen, aber glücklicherweise kommt es nicht mehr zu Gewalttätigkeiten, und der Streit läßt sich im Frieden schlichten."[1]

Neben dem dunkeln Schatten zeigt der Charakter der Wilden auch manche Lichtseiten. „Waren sie von Natur schmeichlerisch, betrügerisch, mißtrauisch und träg, so gestatteten sie hinwiederum gern den Dürftigen und den Reisenden Zutritt zu ihrem Tisch. Die Reichen teilten von ihrem Überfluß ihren weniger begünstigten Verwandten mit. Die Freunde nahmen gern eine junge Familie auf, deren Vater gestorben war. Annahme an Kindes Statt ist bei den Gambiern etwas Gewöhnliches. Die adoptierten Kinder besaßen im Hause ihres Wohltäters dieselben Vorrechte wie dessen eigene Kinder und waren wie diese erbberechtigt." Die Tränen, welche die Eingebornen am Grabe ihrer nahen Verwandten vergossen, und die rührenden Trauerlieder, mit denen sie von ihnen Abschied nahmen, beweisen auch, daß sie trotz aller rohen Barbarei keineswegs aller menschlichen Gefühle bar waren. Die Indolenz, der Hauptfehler der Gambier, läßt sich zum Teil durch die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens erklären. Fast ohne Arbeit bietet ihnen das Land alles, was sie brauchen[2]. Die gewöhnliche Beschäftigung der Männer ist der Fischfang und das Fischen von Perlenmuscheln, die Frauen besorgen den Haushalt; die kleinen Mädchen holen Wasser am Brunnen und bereiten die Speisen; die Knaben schneiden Brennholz zusammen. Die alten Leute müssen das Kraut im Tale ausreißen.

Im Heidentum gingen die Insulaner, wie es scheint, ganz nackt, wenigstens die meisten Männer, sie besaßen allerdings eine Art Tuch (tape), das die Weiber aus der Rinde eines Baumes verfertigten und ganz weiß war, aber sie müssen nur wenig Gebrauch davon gemacht haben; denn die Missionäre beklagen sich, daß die Neubekehrten zuerst bei der Taufe noch nicht anständig bekleidet waren[3]. Doch die Ermahnung der Missionäre genügte, um sie zu vermögen, sich anständig zu bedecken. Infolge davon wurde viel mehr Tape

[1] Annales de la propagation de la foi XIV (1842) 340. [2] Ebd. 341.

[3] Nach den Berichten d'Urvilles (Malerische Reise usw. I 304) trugen die Männer den Maro um die Lenden. Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans II 222) sagt: Die frühere Kleidung „bestand bei Männern aus einem Gürtel von geflochtenen Bananenblättern und bei einigen noch aus einer Matte über den Schultern; den Maro von Zeug trugen bloß ältere Männer; Frauen hatten Gürtel von Zeug um die Scham und eine Matte um den Oberleib".

bereitet. Daß das Schamgefühl den Insulanern nicht gänzlich fehlte, zeigt folgender Vorfall. Ein kleiner Knabe sollte getauft werden; er weigerte sich aber herbeizukommen, weil er nackt war. „Umsonst machten wir ihm ein Zeichen, zu kommen, die Scham hielt ihn immer zurück." Endlich nahm man einem schon getauften Knaben sein Kleid, um es ihm zu geben. Sofort lief der Knabe, dem man das Kleid genommen, voll Scham davon und hörte während der ganzen Zeit, in der die Taufzeremonie vollzogen wurde, nicht auf zu weinen [1].

Erstaunlich ist, wie nach dem Bericht der Missionäre alle christlichen Lehren von den Eingebornen so schnell erfaßt wurden und welches erbauliche christliche Leben sie schon bald nach ihrer Bekehrung führten.

9. Die Osterinsulaner.

Wie weltverloren im weiten Stillen Ozean liegt unter dem 109.° westl. L. und dem 27.° südl. Br. die Osterinsel (Waihu). Sie wird von den Eingebornen Rapanui (d. h. Groß-Rappa) genannt und ist etwa zwei Quadratmeilen groß. Den jetzigen Namen hat sie von dem Holländer Roggewenn, der am Ostertag 1722 auf ihr landete und sie deshalb Osterinsel nannte. Durch Sklavenhandel wurde die Insel stark entvölkert. Eine dauernde Niederlassung wurde erst im Jahre 1862, und zwar von katholischen Missionären aus der Picpusgesellschaft gegründet. Hören wir, was uns diese Missionäre über die Osterinsulaner zu berichten wissen [2].

Als der erste Missionär (Bruder Eyraud) auf der Insel landete, wurde er von einer großen Menge Männer, Weiber und Kinder, wohl 1200 an der Zahl, umringt. Die Männer waren mit Lanzen bewaffnet, deren Spitzen scharfe Steine bildeten. Diese Wilden, schreibt er, sind groß, stark und wohlgebaut. Ihr Aussehen nähert sich viel mehr dem europäischen Typus als dem der andern Insulaner Ozeaniens. Von allen Kanaken kommen ihnen die Bewohner der Markesasinseln am nächsten [3]. Ihre Farbe ist zwar noch immer etwas dunkel, aber doch heller als die der übrigen Südseebewohner, und einige sind fast ganz weiß. Alle bemalen sich Gesicht und Körper mit einer im Wasser gelösten Erdart und dem Saft gewisser Pflanzen. Die Kleidung besteht in einem Streifen Zeug um die Lenden und einem etwas größeren Stück Zeug, das über die Schulter geworfen wird [4].

---

[1] Annales de la propagation de la foi X (1838) 179.

[2] Vgl. ebd. XXXVIII (1866) 44 ff 124 ff; XXXIX (1867) 250 ff; ferner die Katholischen Missionen 1881, 7 ff 57 ff. Die Angaben der Katholischen Missionen beruhen hauptsächlich auf den ungedruckten Briefen des Missionärs Zumbolm (Zumbohm?). — Nach Weule (Leitfaden der Völkerkunde [1912] 69) führten 1870 die Jesuitenmissionäre 400 von den übriggebliebenen 900 Insulanern nach Mangarewa. Schade nur für diese historische Notiz, daß die Jesuiten weder auf der Osterinsel noch auf Mangarewa je eine Mission besessen haben.

[3] Wahrscheinlich kamen die Osterinsulaner von Rarotonga (Herwey-Inseln). Über die verschiedenen Überlieferungen der Osterinsulaner betreffend ihre Herkunft vgl. E. Caillot, Histoire de la Polynésie orientale, Paris 1910, 451 ff.

[4] Katholische Missionen 1881, 8.

Der Missionär hatte nach seiner Ankunft große Mühe, sich der Neugierde und der Habsucht der Wilden zu erwehren, die ihm alles wegnahmen und unter sich verteilten. Endlich fand er etwas Ruhe, indem er den Häuptling Torometi gewissermaßen als seinen Herrn und den Herrn seiner Habe anerkannte. Dieser betrachtete ihn fortan als sein Eigentum und schickte ihm jeden Tag seine Portion gekochter Kartoffeln. Der Missionär konnte sich nun ganz dem Unterricht der Eingebornen widmen. Mit Geduld und Ausdauer brachte er es dahin, daß viele Eingebornen, besonders Kinder, in einigen Monaten die vorzüglichsten Gebete und die Hauptstücke des Katechismus auswendig wußten.

Die Bewohner der Insel müssen einst auf einer höheren Kulturstufe gestanden haben. Zeugen dafür sind außer unterirdischen Wohnbauten, großen Malereien und Reliefs auf Felswänden besonders die seltsamen, grotesken Steinstatuenkolosse von 15 bis 20 m Höhe, die sich in großer Zahl auf der Insel finden. Man weiß nicht, ob es Götzenbilder oder Denkmäler früherer Häuptlinge sind. Sicher ist, daß es eine Riesenarbeit war, diese Figuren aus dem Felsen, teilweise aus hartem Trachyt, zu meißeln und sie an ihren jetzigen Platz zu bringen und aufzustellen. Als der Kapitän des englischen Schiffes „Topazu" an der Osterinsel landete, um einen dieser Kolosse für das Britische Museum abzuholen, mußte er sich mit einer verhältnismäßig kleinen Büste begnügen, und auch so bedurfte es 800 Menschen, um die Statue zu transportieren. Wie konnten die Eingebornen diese Riesenbilder drei bis vier Stunden weit bringen? Die Insulaner antworteten: „Die Moai — so heißen die Steinkolosse — standen einst alle am selben Platze. Da gab ihnen Make-Make (Gott) eines Tages den Befehl, zu laufen, und sie liefen bis zu der Stelle, wo sie heute stehen." Als Beweis einer früher höheren Kultur auf der Insel mag auch eine Art Schrift gelten, die man auf Holztäfelchen fand und die der Bischof Tepano Jaussen mit Hilfe eines Eingebornen entzifferte[1]. Wenn sie auch nur zur Aufzeichnung einiger Lieder diente und den meisten Eingebornen unbekannt war, repräsentiert sie doch wahrscheinlich eine der ältesten Schriftarten.

Die Bewohner von heute zeigen keine Lust, die Bildhauerarbeiten von ehemals fortzusetzen. Sie frönen jahraus jahrein dem Müßiggang. Ein Tag Arbeit gibt ihnen reichlich Kartoffeln für das ganze Jahr; so können sie ihren Spielen und Festlichkeiten leben, die kein Ende nehmen. Der Frühling bringt das Matavarifest, das mit Tanzen und Springen, Schmausen und Schreien zwei Monate dauert. Das Sommerfest Paina gilt der Kartoffelernte, und wenn die Regenzeit kommt, feiern sie den Areauti, bei dem große Hütten für gemeinsame Gelage errichtet werden. Bei diesen Festen beschmieren sie sich mit allen möglichen Farben. Die Weiber pflegen besonders die Ohren. Schon in früher Jugend durchbohrt man ihnen die Ohrlappen und vergrößert die Öffnung nach und nach durch Holzstückchen. So entstehen die nach dem Begriff der Insulaner „herrlichen" Ohrlappen, die bis auf die Schulter herabhängen. Bei

[1] Vgl. darüber die Schrift: L'Ile de Pâques. Historique, Écriture et Répertoire des signes des Tablettes ou Bois d'Hibiscus intelligents. Par Tepano Jaussen, evêque d'Axiéri, premier vicaire apostolique de Tahiti (Océanie), membre de la Congrégation des Ss-Cœurs de Picpus. Ouvrage posthume redigé par le P. Ildefonse Alazard, Paris 1893, 12 ff.

den Männern ist der Kopfputz die Hauptsache. Einige setzen sich einen halben Kürbis auf oder ziehen sich den Balg eines bunten Vogels über die Ohren. Die Angesehensten sind im Besitz eines alten Hutes, den sie von einem europäischen Seefahrer eingetauscht. Der Missionär sah sogar einen Insulaner, der ein Paar zerrissene Stiefel zu einer Kopfbedeckung zu vereinigen verstand und dafür von allen angestaunt wurde.

Was die religiösen Begriffe der Osterinsulaner angeht, so sagt Bischof Jaussen: „Sie haben keinen Marae (Altar), keine Idole, wohl aber einfache Anrufungen des Make-Make, des großen Gottes.“ [1] Nach P. Zumbolm nennen sie unter ihren Göttern und Göttinnen ein Wesen den „großen Gott“ Etua und geben ihm den Namen „Ko-Make-Make“; er belohnt die Guten und bestraft die Bösen, sowohl in diesem als im künftigen Leben. Durch Priester und Priesterinnen — geschickte Bauchredner — tut er den Sterblichen seinen Willen kund und fordert Opfer von Hühnern, Pataten und Fischen — natürlich zum Besten seiner angeblichen Propheten. Make-Make verlangt aber zuweilen noch andere Opfer. Kleine Kinder verschwinden und werden von den Götzenpriestern gebraten und verzehrt — so will es Make-Make. „Wie glücklich sind wir jetzt“, sagten später die Insulaner den Missionären, „jetzt fürchten wir nicht mehr, daß man uns die Kinder stehle wie früher.“ [2] Make-Make verkündet seinen Grimm durch den Donner. Er hat keine Frau und keinen Vater, wenigstens wußten die Kanaken nichts von seiner Abstammung. Zehn andere Gottheiten aber sind verheiratet. Die Insulaner fürchten ihren obersten Gott mehr, als sie ihn verehren; vor den andern Göttern haben sie keinen großen Respekt.

Über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen denken sie also: Durch die Wirkung und den Willen des höchsten Gottes ist der erste Mann und das erste Weib aus der Erde hervorgewachsen, etwa wie die Pflanzen aus dem Boden sprossen; aber sie hatten eine unsterbliche Seele wie alle ihre Nachkommen. Nach dem Tode gehen die Seelen der Guten in das ferne Koona-Hiva; da finden sie schöne Kleider, deren Wert den Tugenden und Verdiensten entspricht. Alle sind glücklich und mit ihrem Lose zufrieden. Die Seelen der Bösen aber sitzen bei ihren Leichen und leiden Hunger und Durst nach dem Maße ihrer Bosheit. Manchmal kommen sie auch zu ihren Eltern und Freunden und bitten um Speise; dann muß man ihnen zu Willen sein, um ihren Nachstellungen zu entgehen. Auch die Tapugebräuche finden sich auf der Insel. Öffentlichen Gottesdienst und gemeinsame Opfer trafen die Missionäre nicht an, wohl aber einige Götzenbilder aus Holz. Trotz ihres Glaubens an den Lohn der Tugend und die Strafe des Lasters fanden die Missionäre sie sehr dem Diebstahl und der Sittenlosigkeit ergeben. Daß sie aber dieses Verhalten für schimpflich hielten, geht daraus hervor, daß sie den Namen

[1] Ebd. 2. Bischof Verdier, der Nachfolger des Bischofs Jaussen, will auf der Osterinsel einen Marae entdeckt haben oder wenigstens etwas, was ihm ähnlich ist (vgl. Jaussen a. a. O. 2).

[2] Katholische Missionen 1881, 11 nach den Aufzeichnungen des P. Zumbolm. Nach Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans II 232) galt Make-Make als Schöpfer aller Dinge, auch der Menschen.

„Dieb" als Schimpfwort gebrauchten[1]. Die Ehen galten nicht als unauflöslich und die Häuptlinge hatten mehrere Weiber. Das Los der letzteren war sehr hart; jede Mühe und Arbeit und Schläge dazu waren ihr Anteil.

Trotz anfänglicher großer Schwierigkeiten zeitigte die katholische Mission bald die schönsten Früchte. Die Missionäre arbeiteten mit vereinten Kräften an der geistigen und materiellen Hebung der Insulaner. Sie konnten sich bald mit ihnen gut verständigen, weil sie die Sprache der Gambierinseln kannten, die mit der der Osterinsel nahe verwandt ist. Sie führten Haustiere, Kühe und Pferde, ein, brachten Sämereien mit und hatten bald nette Häuser und schöne Pflanzungen. Schon im Jahre 1866 schrieb der französische Kapitän Dutrou-Bornier: „Ich war erstaunt, als ich sah, was die Geduld und Arbeitsamkeit bloß zweier Männer in so wenigen Monaten zustande bringen konnte. Wo ich nur eine armselige, Wind und Wetter offene Hütte zu treffen glaubte, fand ich wohleingerichtete Gebäude, welche mit Mauern und Gitterwerk umschlossen sind, eine mit Blumen geschmückte Kapelle, einen Schuppen, einen Garten und ringsum urbares und bepflanztes Land. Die Kirche war angefüllt; ich sah jene nämlichen Wilden, welche sonst die Fremden mit Steinwürfen empfingen, kniend unsere schönsten Gebete verrichten."

Schon im Jahre 1868 zählte man über 600 getaufte Insulaner. Leider wurde die Mission durch die Habgier und Sittenlosigkeit der Europäer bald fast ganz zu Grunde gerichtet. Im Jahre 1871 sahen sich die Missionäre genötigt, vor der Gewalttätigkeit, den Räubereien und Schikanen einiger europäischer Ansiedler und ihrer Anhänger die Insel zu räumen und die armen Insulaner ihrem Schicksal zu überlassen[2].

Über die Begräbnisfeier auf der Osterinsel schreibt Meinicke[3]: „Die Leiche wird in Zeug oder in Rohr und Gras gewickelt und entweder in einer Felsspalte versteckt oder gewöhnlicher mit dem Kopf gegen das Meer hin auf das Papakoo gelegt, eine Terrasse am Meere von hohen, auf der Seeseite manchmal geweißten Steinen, die wahrscheinlich Gräber bedecken." In Bezug auf die Verfassung wissen wir nur, daß die Insulaner einen König (Ariki) hatten, dessen Würde ursprünglich erblich war; später gelang es den mächtigen Häuptlingen, ihren Einfluß so zu steigern, daß sie die Erblichkeit abschafften und seither bei dem Tode eines Königs dessen Nachfolger in einer Versammlung wählten. Bei ihren Strafen vermeiden die Insulaner, Blut zu vergießen, und ziehen das Steinigen vor. Der Grund und Boden scheint Privateigentum zu sein, das sie durch Tapusteine bezeichnen.

10. Die Bewohner der Markesasinseln.

Der Archipel der Markesas, nördlich von den Paumotu-Inseln, wird von etwa 4000 eingebornen Polynesiern bewohnt, die mit den Tahitiern verwandt sind, aber sich doch in mancher Hinsicht von ihnen unterscheiden. Im Charakter gleichen sie allen Polynesiern. Sie sind freundlich, höflich und gefällig im

[1] Annales de la propagation de la foi XXXVIII (1866) 128.
[2] Katholische Missionen 1881, 58—59.
[3] Die Inseln des Stillen Ozeans II 234.

Verkehr, dabei aber sehr ausschweifend, diebisch und über die Maßen vergnügungssüchtig und träge. Sie sind ferner reizbar und rachsüchtig, aber mutig und kriegslustig. Die Kleidung der Markesaner vor dem Eindringen europäischer Trachten bestand für die Männer im Maro, der wohl zuweilen durch Blätterbüschel ersetzt wurde. Die Frauen hatten eine etwas längere Schürze und eine Art Mantel, der den rechten Arm freiließ. Große Sorgfalt verwandten sie auf das Tätowieren.

Die Häuser weichen in der Bauart von allen andern polynesischen ab. Sie liegen auf Plattformen von viereckigen Steinen von 3 bis 4 Fuß Höhe, die man durch eine Leiter oder auf rohen Stufen ersteigt und die an allen Seiten einige Fuß breit über das am Rande der einen längeren Seite gebaute viereckige Haus reichen, das den Umständen nach 20 bis 100 Fuß lang und 8 bis 20 Fuß breit ist. Die zwei Langseiten werden durch zwei Reihen Pfosten gebildet, auf denen lange, das Dach tragende Balken ruhen; die Pfosten an der Hinterwand sind bis über 16 Fuß, die an der Vorderwand nur 4 Fuß hoch, und die Zwischenräume zwischen den Pfosten bestehen an der Hinterwand und an den Giebeln aus senkrechten Holz- oder Bambusstangen, während die Vorderseite offen oder zum Teil mit Matten geschlossen ist. Im hinteren Teil des Hauses gehen zwei zugerundete Kokosstämme 4 Fuß voneinander entfernt durch die ganze Länge und der Raum zwischen ihnen ist mit trockenem Gras gefüllt und mit Matten bedeckt; er dient zum gemeinsamen Bett aller Hausbewohner. Die Köpfe ruhen auf dem hinteren Balken und die Füße hängen über den vorderen herab. Die Häuser der Vornehmen sind sorgfältiger gebaut und manchmal durch Matten in verschiedene Zimmer geteilt. Die Vornehmen besitzen auch Häuschen, welche auf hohen Pfosten ruhen, nur für die Männer als Eßzimmer dienen und von Frauen nicht betreten werden dürfen[1].

Von der Religion der Markesaner sagt Meinicke[2]: „Die allgemeinen Gottheiten der Polynesier mögen ihnen wohl früher bekannt gewesen sein, und Maui wird auch hier als der Schöpfer der Inseln betrachtet; allein keiner dieser höheren Götter wird namentlich erwähnt, sie sind vielmehr, wie bei den Neuseeländern, in einen allgemeinen abstrakten Atua verschwommen." Diese Darstellung ist jedenfalls nicht genau. Eingehender hat der Missionär P. Amable aus der Picpusgesellschaft die obersten Götter der Markesaner dargelegt[3]: „Es scheint, daß sie zwei obere oder Hauptgötter annehmen; der erste, Tihi (Tiki?) mit Namen, ist allmächtig; er ist es, der die Bäume blühen und die Früchte reifen läßt, er hat auch die Fische des Meeres geschaffen und den Menschen erlaubt, davon zu essen, mit Ausnahme von einigen, die er zu Tapu gemacht. Seine Anbeter wissen nicht, ob er einen Anfang gehabt hat und ein Ende haben wird; sie glauben nur, daß er ehemals mit den Bewohnern dieser Inseln gesprochen hat. Mapuhani, der zweite Gott, soll unsern Leuten die Schweine gegeben haben, die ihre gesuchteste Nahrung bilden. Daher kommt die Gewohnheit, den Toten eine Anzahl dieser Haustiere darzubringen, die einen gekocht, die andern lebendig. Man legt die ersteren neben die Leiche in einen hohlen Baumstamm, den man

[1] Ebd. II 248—249. [2] Ebd. 251.
[3] Vgl. Annales de la propagation de la foi XIX (1847) 23 ff.

sorgfältig mit Geweben aus Kokos zusammenbindet und am Gebälke der Hütte aufhängt. Mapuhani, sagt man, nährt sich davon gemeinsam mit dem Toten. Bringt man lebende Schweine dar, so bindet man sie an die Hütte, wo der Tote ruht, und füttert sie dort, bis sich das Fleisch der Leiche von den Knochen getrennt hat; dann läßt man sie verhungern."

„Unsere Wilden glauben, daß die Seelen aller derer, die auf dem Archipel sterben, sich auf der Spitze eines hohen Berges, der Kiukiu heißt, versammeln. Sobald eine große Anzahl hier beisammen ist, öffnet sich das Meer und sie fallen auf ein köstliches Land, das mit allen Arten von herrlichen Früchten bepflanzt und durch die stets ruhigen Gewässer eines blauen Sees verschönert ist. Dieses Eden wird von der Göttin Upu beherrscht, welche nur denen dort zu wohnen und im schönen See sich zu baden gestattet, die in ihrem Leben viele Leute in ihrem Dienste gehabt, viele Schweine besessen haben und nicht böse gewesen sind. Es scheint auch, daß, um dort zugelassen zu werden, die Etikette fordert, keine Tätowierungen zu tragen. Die Sklaven und die Armen gehen in ein dunkles Land, das von der Sonne nie erleuchtet wird und wo sie nur schlammiges Wasser finden. Alle diese Seelen kehren, nachdem sie sehr lange an einem von diesen beiden Orten verweilt haben, zurück, um einen andern Leib zu beseelen." [1]

Außer den oberen Gottheiten haben die Markesaner eine größere Anzahl niedere, wahrscheinlich aus den Seelen vornehmer Verstorbener entstandene Götter, die sehr gefürchtet werden, weil sie viel Böses stiften und die Verletzung des Tapu bestrafen. Von diesen Göttern machen sie rote Holzbilder, die sie in den Tempeln aufbewahren oder an Häusern und Booten anbringen; diese Götter sollen auch in Menschen eingehen. Von Priestern gibt es mehrere Klassen: die Atua, deren Zahl gering ist und die angeblich nie von den Göttern verlassen werden und wie sie einen Kult empfangen; die Taua, die nur zu gewissen Zeiten von den Göttern inspiriert werden; die Tahuna, welche die Zeremonien beim Gottesdienst besorgen, und die Un (Moa), welche bei den Menschenopfern den Tahuna zu helfen haben [2].

Die Tempel (Me'aë) sind den tahitischen Marae wenigstens der Idee nach ähnlich und ebenfalls eigentlich Begräbnisstätten; allein sie weichen in ihrer Bauart von ihnen ab und sind den Wohnhäusern gleich, nur haben sie eine größere Türe, sind gewöhnlich vorn offen und nicht selten von Steinwällen umgeben. Der Kultus besteht besonders in Gebeten und Opfern; zu den letzteren braucht man Lebensmittel, Blumen usw., die man vor das Götzenbild legt oder an einen Strang hängt; ebenso opfert man Menschen bei dem Tode jedes großen Häuptlings oder vor dem Ausbruch eines Krieges und legt sie in ein Gefäß vor das Bild, wo sie von niemand berührt werden dürfen [3]. In einem Brief vom Dezember 1844 schreibt P. Escoffier [4]: „Ein großer Häuptling ist eben gestorben. Nach dem herrschenden Gebrauch sind Menschenopfer notwendig; es müssen in diesem Fall sechs Nichttätowierte sein, weil der Häuptling selbst noch

[1] Annales de la propagation de la foi XIX (1847) 24.
[2] Dumont d'Urville, Malerische Reise um die Welt I 295.
[3] Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans II 252.
[4] Annales de la propagation de la foi XIX (1847) 29.

nicht tätowiert war." In einem weiteren Brief teilt er mit[1], durch das Orakel seien die Missionäre und die Neubekehrten als die erforderten Opfer bezeichnet worden. Glücklicherweise wurde der Beschluß den Missionären hinterbracht, so daß sie sich retten konnten. Escoffier fügt noch hinzu[2]: „In einer benachbarten Bucht haben die Kanaken (die eingebornen Markesaner) einen jungen Seeländer vor kaum drei Wochen getötet und verzehrt; vorgestern haben sie einen Greis verschlungen." Man sieht schon hieraus, daß die Markesaner eigentliche Kannibalen waren. „Zwei Frauen wurden jüngst erdrosselt und von den Priestern und Häuptlingen des Volkes verschlungen."[3]

Das Tapu bestand auf den Markesasinseln in voller Kraft und durchdrang alle Lebensverhältnisse. P. Gracia erzählt darüber in einem Brief vom 18. April 1839[4]: „Jüngst ging ich über einen Berg, um unsern Häuptling Pakoko, der damals mit dem Einsammeln der Früchte des Brotbaums beschäftigt war, einen Besuch zu machen. Da ich wußte, daß der berühmte Tempel der Insel sich in der Nähe befand, erwirkte ich von der Priesterin, daß mich zwei Knaben an den schrecklichen Ort führten. Der Ort scheint wirklich für die Eingebornen schrecklich zu sein; denn nachdem wir eine tiefe, mit Gebüschen und hundertjährigen Bäumen versperrte Schlucht überschritten hatten und den Götzentempel erblickten, wollten unsere jungen Führer nicht mehr weitergehen, um nicht zu sterben; stets ist es die Furcht vor dem Tode, welche sie hindert, die Tapus zu verletzen. Wir gingen also allein hinein und sahen . . . diesen Ort, wo sich der Teufel unter den schrecklichen Gestalten anbeten läßt. Es befand sich dort eine ungeheure Statue aus Stein, die andern Idole waren aus Holz und von allen Größen. Es befand sich ferner daselbst eine Masse von Opfern: Schweinsköpfe, Vögel aus Holz, Kokos, einheimische Zeuge und selbst Kanoes. Was uns am meisten Entsetzen einflößte, waren die menschlichen Haare und drei aufgehängte Menschenschädel. Waren es Überreste von Opfern, Schädel der Priester oder ihrer Feinde? Wir konnten es nicht erfahren." Die Wilden waren höchst erstaunt, daß die Missionäre wohlbehalten aus dem Tempel zurückkehrten.

Die Begräbnisstätten der Vornehmen sind die schon erwähnten Tempel, die zuweilen in der Nähe der Wohnhäuser, zuweilen an abgelegenen Orten in dichten Hainen liegen. Die Leiche wird nach einer Art Einbalsamierung, die der in Tahiti gebräuchlichen ähnlich ist, in weißes Zeug gewickelt, mit Kokosöl gesalbt und dann in einem bootähnlichen Kasten auf einem Gerüst in dem auf dem Me'aë stehenden Hause ausgestellt, wobei große Festlichkeiten stattfinden; auch werden dem Toten Opfer gebracht. Nach einem Jahre findet ein zweites Fest statt, bei dem die Knochen gesammelt und im Me'aë unter Steinen begraben werden. Gemeine Leute begräbt man ohne eine Ausstellung[5].

Das Volk zerfällt, wie fast überall in Polynesien, in zwei Klassen: die Vornehmen, denen die Eigenschaft des Tapu innewohnt, und die Gemeinen, bei denen das nicht der Fall ist. Früher scheinen größere Staaten bestanden zu haben, zur Zeit der Entdeckung existierte aber eine große Zahl kleiner König-

[1] Ebd. 33. [2] Ebd. 30. [3] Ebd. XII (1840) 576. [4] Ebd. 579—580.
[5] Meinicke a. a. O. II 253.

reiche. Alles Grundeigentum ist einzig im Besitz der Vornehmen. Nach Dumont d'Urville[1] traf das Tapu die besten Nahrungsmittel wie Schweine, Schildkröten, Boniten (Tunfische) usw., welche für die Vornehmen vorbehalten waren.

In geschlechtlicher Beziehung waren die Markesaner sehr verkommen. Bis ins 18. Jahr durften die Mädchen sich benehmen, wie sie wollten; um das 18. Jahr fand die Heirat statt; die Verlobung kam oft schon in früher Jugend vor. Eigentliche Hochzeitszeremonien gab es nicht; der Bräutigam gab ein Geschenk und der Schwiegervater ein Fest. Es bestand rechtlich Polygamie, doch hatten die meisten nur eine Frau; die Ehescheidungen waren leicht und bequem, und auch die verheirateten Frauen lebten nichts weniger als keusch. Es werden Beispiele erzählt, daß Männer ihre Frauen und Väter ihre Töchter den Seeleuten anboten und verkauften. Daß ihnen trotz alledem der Begriff der Keuschheit nicht fehlte, geht aus den Bemerkungen der Missionäre hervor, die Insulaner bewunderten sehr die Keuschheit der katholischen Priester und deren selbstlose Liebe gegen alle ohne Unterschied[2].

Nach Meinicke[3] benahmen sich die Markesaner gegen die Kinder zärtlich und liebevoll; Kindermord ist bei ihnen niemals Sitte gewesen. Die Frauen hatten die meisten Arbeiten zu verrichten, ohne dabei hart bedrückt zu sein. Die Männer brachten den größten Teil der Zeit mit Nichtstun zu und zeigten nur im Kriege und bei den Vergnügungen Tätigkeit. Die Markesaner hatten auch ihre Troubadoure, eine Art Dichter, die auf den Inseln herumzogen und sich durch den Vortrag ihrer Lieder ihr Brot verdienten. — Wie Dumont d'Urville berichtet[4], wurde auf den Inseln die Beschneidung durch einen Längenschnitt geübt.

11. Die Hawaii-Insulaner.

Die Hawaii- oder Sandwichinseln wurden schon im 16. Jahrhundert entdeckt, sind aber erst durch Kapitän Cook in Europa näher bekannt geworden. Schon im Anfang des 19. Jahrhunderts ließen sich dort protestantische Missionäre aus den Vereinigten Staaten nieder. Von ihnen besitzen wir die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Sitten und die Religion der Insulaner[5]. Im Jahre 1827 kamen auch katholische Missionäre auf die Inseln. Ihre Berichte wurden in den Annalen der Glaubensverbreitung veröffentlicht[6]. Eine zusammenfassende Darstellung der Sitten und Gebräuche der Hawaiier gaben später der amerikanische Missionär Jarves[7] heraus und P. Montiton[8]. Da die Eingebornen infolge der Berührung mit den Ausländern ihre Sitten und Gebräuche bald wesentlich

[1] Malerische Reise um die Welt I 296.

[2] Annales de la propagation de la foi XII (1840) 575.

[3] Die Inseln des Stillen Ozeans II 255. [4] A. a. O. I 297.

[5] Zu erwähnen ist besonders das Werk von William Ellis: Narrative of a Tour Through Hawaii, London 1827.

[6] Annales de la propagation de la foi IV (1830) 265 ff.

[7] History of the Hawaian or Sandwich Islands. By James Jackson Jarves, London 1843. Jarves stützt sich vielfach auf die Angaben von Ellis. Auch Dumont d'Urville hat mit Benutzung der Reisebeschreibungen von Freycinet eine ausführliche Schilderung der Inseln veröffentlicht in „Malerische Reise um die Welt" I 239 ff.

[8] Missions catholiques 1880, 597 ff 625 ff; 1881, 19 ff 32 ff; vgl. auch noch 1890, 56 ff.

veränderten, müssen wir uns möglichst an die ältesten Berichte halten, um ihre ursprünglichen Anschauungen kennen zu lernen.

Ihrer physischen Beschaffenheit und Sprache nach gehören die Eingebornen zur malaiischen Rasse. Man muß also annehmen, sie seien aus Asien auf die Inselgruppe gekommen. Doch ist über ihre Geschichte wenig Sicheres zu erfahren. Sie selbst glaubten von den Göttern abzustammen und auf den Inseln erschaffen worden zu sein.

Zur Zeit Cooks scheinen mehrere unabhängige Könige auf der Inselgruppe geherrscht zu haben, die in beständigen Kriegen miteinander lagen, so daß Mord, Totschlag, Raub und Diebstahl an der Tagesordnung waren und oft Hungersnot wütete. Im Anfang des 19. Jahrhunderts kam das Land unter die Herrschaft eines einzigen Königs, der mit absoluter Gewalt herrschte und den Frieden herstellte.

Die ersten katholischen Missionäre entwerfen ein sehr günstiges Bild von dem Charakter der Eingebornen, soweit sie noch nicht durch das schlechte Beispiel der Ausländer, vielfach gewissenloser Abenteurer, verdorben waren. Sie schildern dieselben als gutmütig, ehrlich, sehr höflich und außerordentlich gastfrei, allerdings aber auch als indolent, träg und sinnlich. Das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen war ein ganz patriarchalisches[1]. Obwohl der König mit fast unumschränkter Gewalt herrschte, so war er doch an das alte Gewohnheitsrecht gebunden, welches von allen genau beobachtet wurde und das Eigentumsrecht, die persönliche Sicherheit und den Tauschhandel regelte. Die Abgaben und die Arbeiten, welche die abhängigen Leute den Häuptlingen oder dem König zu leisten hatten, waren durch den Gebrauch festgesetzt. Namentlich galten die Bestimmungen über die Bewässerung, von der dort die ganze Ernte abhängt, als unverletzlich. Jede Pflanzung erhielt einen fest geregelten Betrag von Wasser, je nach der Trockenheit der Jahreszeit. Im Handel wurden die Abmachungen erst dann als gültig angesehen, wenn die Waren ausgetauscht waren und sich beide Parteien für befriedigt erklärten[2].

Unter den Eingebornen herrschte eine solche Freigebigkeit und Gastfreundschaft, daß fast Gütergemeinschaft zu bestehen schien. Selbst dem ärgsten Feind würde man die Nahrung nicht verweigert haben, wenn er in das Haus gekommen wäre. Dadurch wurde die Versuchung zum Diebstahl sehr vermindert und dieses Laster um so gehässiger. Stahl jemand das Eigentum eines Häuptlings, so wurde der Schuldige zuweilen, an Händen und Füßen gebunden, in einen abgenutzten Kahn gelegt und den Wellen überantwortet, so daß er verhungern mußte[3].

Obwohl die Gesetze und Gebräuche die Einzelnen gegen das gewöhnliche Volk in ihrem Leben und Eigentum schützten, gaben sie doch keine Sicherheit gegen die Häuptlinge, die nach Willkür herrschten. Höchstens konnte man an den König appellieren, dessen Wille absolut war. Die Macht des Königs gebot über Leben, Freiheit und Eigentum aller Untertanen. Er delegierte aber seine Macht an die Gouverneure der Inseln oder größerer Distrikte, und diese

[1] Annales de la propagation de la foi IV (1830) 266 ff.
[2] Jarves a. a. O. 31. [3] Ebd.

ernannten wieder untergeordnete Beamte. Kein Häuptling durfte den Untertanen eines andern zur Rechenschaft ziehen oder strafen; wollte er sich Recht verschaffen, so mußte er sich an dessen Vorgesetzten wenden [1].

Eine regelrechte Polizei gab es nicht. Die unmittelbaren Diener des Häuptlings vollstreckten seine Befehle. Diese Diener waren zahlreich und nach Rangstufen eingeteilt. Alle aßen, tranken und schliefen zusammen. Gleich nach der Geburt erhielt der zukünftige weibliche oder männliche Häuptling seine Dienerschaft zugewiesen. Die Kinder wurden Ammen anvertraut, welche sie pflegten, bis sie ihren eigenen Willen geltend machen konnten; dann durfte sich niemand mehr ihren Launen widersetzen. Der Rang eines jeden war erblich und vererbte sich nach der Linie der Frauen, welche oft kraft eigenen Rechtes die Regierungsgewalt besaßen. „Diese Gewohnheit entstand aus der großen, zwischen beiden Geschlechtern herrschenden Ausschweifung. Kein Kind konnte mit Sicherheit seinen Vater bezeichnen, während von seiten der Mutter kein Irrtum möglich war.“ [2]

Es existierten drei Stufen von Adeligen. Zur ersten gehörten die Könige und alle Glieder der königlichen Familie; ferner die vornehmsten Räte, auch wenn sie niedriger Herkunft waren; zur zweiten die Gouverneure oder Häuptlinge großer Distrikte; zur dritten endlich die Vorsteher der Dörfer, die Priester und gewisse Landbesitzer, die regelmäßige Abgaben bezahlten. — Den Vorgesetzten, besonders den Priestern und Häuptlingen vom höchsten Rang, wurde sklavische Unterwerfung erzeigt. Ohne ihre Erlaubnis durfte niemand sie berühren oder in ihr Haus eintreten. Wenn sie erschienen, mußten sich alle bis zur Erde verneigen, und jede Verletzung der ihnen gesetzlich geschuldeten Ehre wurde mit dem Tode bestraft. Das Volk war an die Scholle gebunden und wurde mit ihr übertragen wie früher die Grundhörigen in Europa. Es hatte keine Stimme in der Regierung. Der König zog in wichtigen Angelegenheiten die vornehmsten Häuptlinge zu Rate, war aber nicht an ihren Rat gebunden. Zuweilen wurden auch öffentliche Versammlungen zur Besprechung nationaler Angelegenheiten abgehalten, bei denen die Redner und Räte, deren Amt ebenfalls erblich war, große Beredsamkeit an den Tag legten [3].

Unter den Häuptlingen wurde die größte Höflichkeit beobachtet und jeder nach seinem Rang angeredet. Vom Volk schloß sich der Adel ganz ab. Jede Berührung mit demselben, jeder Gebrauch derselben Gegenstände, Badeplätze usw. galt als Befleckung des Adels. Es hat sich deshalb auch in der physischen Konstitution eine große Verschiedenheit herausgebildet, so daß man sie bei oberflächlicher Betrachtung für Leute verschiedener Rassen halten könnte. Das Volk wurde verachtet und in schmachvoller Weise bedrückt. Man hatte keine Achtung vor seinem Leben und Eigentum. Tatsächlich gab es eigentlich nur zwei Klassen: die eine arbeitete und die andere erntete.

Bei Prozessen wurde der Schein eines gerichtlichen Verfahrens eingehalten. Beide Parteien wurden vor den König oder Häuptling geladen und angehört, bevor man das Urteil sprach. Der Urteilsspruch wurde sofort aus-

---

[1] Jarves, History of the Hawaian or Sandwich Islands 32.
[2] Ebd. 33. [3] Ebd. 34.

geführt. Gewöhnlich wurde die Untersuchung der Fälle den Priestern überlassen, die mehr durch abergläubische Furcht als durch Beweise die Schuldigen ausfindig zu machen suchten. Auch besondere Gottesurteile waren im Gebrauch. Eines derselben war das wai halulu, das Wasserschütteln. Eine große Schüssel Wasser wurde vor den Verbrecher gestellt, während der Priester ein Gebet verrichtete. Der Angeschuldigte mußte beide Hände über das Wasser halten, das der Priester genau beobachtete. Zitterte das Wasser — was durch eine List leicht bewirkt werden konnte —, so war das Schicksal des Opfers besiegelt. Eine große Gewalt auf den Geist der Eingebornen übte das sog. „Zutotbeten", dem selbst, wenn auch seltener, Häuptlinge unterworfen waren. Zauberei und Hexerei spielten überhaupt eine große Rolle, ebenso die Wahrsagerei. Gewisse Leute behaupteten, aus dem Hahnenruf und Hundegebell oder auch aus Himmelserscheinungen die Zukunft erkennen zu können.

Oft wandte man sich auch an Priester, um die Diebe zu entdecken. Der Kläger mußte zum voraus bezahlen. Dann wurde Feuer angemacht, ein Gebet verrichtet und dabei ein Fluch ausgestoßen: den Menschen zu töten. Gewöhnlich bekannte dann der Dieb aus Angst seine Schuld und mußte für dieselbe eine schwere Strafe bezahlen. Bekannte er nicht, so ließ der König durch die ganze Insel verkünden, ein Diebstahl sei begangen worden und der Schuldige solle zu Tode gebetet werden. So groß war der Aberglaube, daß der Schuldige oft aus Angst krank wurde und starb[1].

Bei den Hawaiiern herrschte allgemein der Glaube an ein zukünftiges Leben, aber die Ideen über dieses Leben und besonders über Lohn und Strafe im Jenseits waren sehr vag. In Bezug auf den Ort und die Art der Vergeltung stimmten nicht alle Insulaner überein und findet sich in ihren Ansichten manches Widersprechende. Einige glaubten, sagt Jarves[2], die Seelen der Verstorbenen gingen nach dem Po (dem Ort der Nacht), wo sie vernichtet oder von den Göttern aufgezehrt würden. Andere betrachteten die Gegenden von Akea und Milu als die endlichen Ruhestätten. Akea und Milu waren frühere Könige von Hawaii, die nach dem Tode hinabstiegen und drunten Königreiche stifteten, die zum Hades von Hawaii wurden. Dort herrschte Finsternis, Eidechsen und Schmetterlinge waren die einzige Nahrung. Die Geister der Verstorbenen wurden zuweilen zurückgeschickt mit Botschaften an die Lebenden, deren Sinn von den Priestern ausgelegt und die vom Volke wie göttliche Gebote aufgenommen wurden. Es gab in der Unterwelt zwei Götter; einer wurde der „Augapfel der Sonne" genannt und führte die Geister der Häuptlinge zu ihren Herren im Himmel. Von dort kehrten sie zuweilen zur Erde zurück, um über das Wohlergehen der noch lebenden Nachkommen zu wachen[3].

Die Hawaiier glaubten an zwei Seelen im Menschen[4]; die eine blieb mit der Leiche verbunden und wurde Glied des dunklen Milu, während die andere umherirrte und die Lebenden beschützte oder quälte, je nachdem sie auf Grund ihrer Verdienste oder Mißverdienste hienieden ein

---

[1] Ebd. 36—37.
[2] Ebd. 38.
[3] Ebd. Montiton in den Missions catholiques 1880, 626.
[4] Missions catholiques 1880, 626.

guter oder böser Geist geworden war. Die Schmeichelei der Priester wies den Seelen der Häuptlinge als Aufenthaltsort nach dem Tode einen Himmel an, in den sie von Kaonohiokala, dem Augapfel der Sonne, eingeführt wurden. Dort lebten sie mächtig und glücklich weiter und kehrten zuweilen zurück, um ihr früheres Königreich zu regieren. Einige haben gemeint, die Hawaiier glaubten an die Seelenwanderung; Montiton hält es für wahrscheinlicher, daß sie bloß an die Vergötterung jener Toten glaubten, deren Gebeine sie der Göttin Pele oder gewissen als Götter verehrten Fischen vorwarfen.

Sehr verschieden lauten die Angaben der Missionäre über den Gottesglauben der Hawaiier. Jarves behauptet, der Glaube an den „Großen Geist", der bei den amerikanischen Indianern so weit verbreitet ist, war bei ihnen nicht vorhanden. Dem widerspricht aber mit aller Entschiedenheit P. A. Montiton, der selbst längere Zeit auf Hawaii gewirkt hat und sich zugleich auf die Aufzeichnungen des P. Maréchal beruft, der 20 Jahre auf Hawaii tätig war und bei den alten Leuten sorgfältige Erkundigungen über ihren Glauben einzog[1]. Montiton schreibt: „Welches immer der Ursprung des hawaiischen Volkes gewesen sein mag, es ist hinlänglich durch die ursprünglichen Überlieferungen bewiesen, daß es im Anfang eine mehr oder weniger konfuse Idee von einem höheren Wesen gehabt hat. Dieser Gott wurde, wie der Große Geist der amerikanischen Indianer, angebetet in seiner Eigenschaft als Schöpfer aller Dinge, als Belohner der Tugend und Bestrafer des Verbrechens. Alles weist auf die Annahme hin, daß wir hier eher Trümmer und Bruchstücke der biblischen Wahrheit vor uns haben als natürliche Entdeckungen, die man der Intelligenz und dem Nachdenken einiger weisen Kanaken verdankt." Dieser höchste Gott hieß Kane.

Montiton zitiert einen sehr alten Hymnus, den Hivahiva, der Oberpriester des Königs Kamehameha I. (1784—1819), bei religiösen Zeremonien sang oder singen ließ:

„Die große Nacht war der Gemahl,
Der Tag die Gemahlin.
Aus der Nacht wurde geboren
In ihrer Vereinigung mit dem Tag
Kane, der Erzeuger der Erde.
Es war die tiefe Nacht des Chaos,
Es war die geringste Nacht,
Die große Nacht des Chaos,
Es war die große Nacht des Chaos,
welche erzeugte
Kane, den Vater der Welt."

Der Ausdruck Kane bedeutet nach Montiton in den meisten polynesischen Dialekten „männlich", den Mann, der zeugt. In allen diesen Archipelen ist Kane der Gott der Götter. In dem angeführten Lied wird er Kane Kumuonua, d. h. Urheber, Hervorbringer oder Schöpfer der Welt, genannt; in einem andern Liede heißt er Kane Luunoua, d. h. Kane, der sich liebt, der die Erde in seinem

[1] Missions catholiques 1880, 597 ff.

Schoß hervorbringt. Der Oberpriester Hivahiva behauptete, sein Priestertum gehe auf Kane zurück, den ersten vom priesterlichen Geschlecht, und den Kumuonualani, d. h. den himmlischen Schöpfer der Erde oder, besser, den Schöpfer der Erde und des Himmels, oder der Menschen und der Götter. Der Text dieses merkwürdigen Liedes Hivahivas ist folgender:

„Er ist das Prinzip und die Quelle aller Dinge.
Er ist der Schöpfer der Erde und des Himmels.
Er ist ein dieser Insel fremder König.
Von den äußersten Enden der Fremde
Kam darauf Kanaloa,
Ein Krieger, der Inseln suchte."

„Ein anderes Gedicht sagt, ein zweiter Gott, Kanaloa, habe im Verein mit Kane den ersten Menschen Kahiko (den Alten) aus dem Lehm der Erde geschaffen. Man behauptet hier, daß beide Gottheiten von fremden Ländern hergekommen seien. Es ist in der Tat sehr wahrscheinlich, daß die ersten Bewohner der Sandwichinseln von den Inseln herkamen, die sich im Süden, in der Gegend der Nebel und der Passatwinde befinden, d. h. von den Gesellschaftsinseln (Tahiti), deren Bewohner Kane als ihren Nationalgott beanspruchen." [1]

„Die Hawaiier hatten auch die Idee von einer Vorsehung, die die freien Handlungen der Menschen und der Götter überwacht und richtet." Das beweist eine uralte Legende, die aus der Zeit Ovaias, des zweiten Königs von Hawaii, stammen soll und die erzählt, eines Tages sei am Himmel ein lebendiger Kopf erschienen, der einige Zeit durch eine Wolke betrachtete, was auf Erden vorging, und dann folgende Fragen stellte: „Wer ist unter den Königen derjenige, der sich am besten aufführt?" Man antwortete ihm: „Das ist Kahiko (der Alte), einer von den Königen der Welt hier unten, ein Weiser, ein Priester, ein Astronom; er sucht nur das Wohl seiner Völker und das Glück seiner Staaten." Der Kopf fragte dann: „Welches ist der lasterhafteste bekannte König?" — „Das ist Ovaia, ein gottloser Fürst, dem die Kriegskunst ebenso fremd ist wie die Wahrsagerei, dem das Glück seines Volkes und das Gedeihen seines Reiches gleichgültig ist, der sich ganz der Ausschweifung und der Habsucht überläßt; er bedrückt tyrannisch seine Untertanen und kümmert sich nicht im geringsten um die Lehren und Beispiele seines vielgeliebten und betrauerten Vaters." Da sprach der Kopf von der Höhe des Himmels also: „Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, daß ein Staat, der von einem allen Lastern ergebenen König regiert wird, schnell seinem Untergang entgegengehe." Dann verschwand der Kopf.

[1] Ebd. 597—598. Auch nach F. Birgham (vgl. Globus XXXVIII [1880] 72) waren Kane und Kanaloa, die fast immer zusammen genannt werden, die obersten Götter und Erschaffer der Hawaiier. Die Zahl der Neben- und Untergötter ging ins Unendliche. Kane machte den ersten Menschen, Hulihonua, aus der Erde am Meeresufer. Sein Weib wurde aus dem Geist (aka) des Mannes erschaffen, während dieser schlief. Nach Birgham war auch Maui auf Hawaii bekannt. Er galt als Abkömmling Kanes und ihm verdankt nach einer andern Überlieferung die hawaiische Gruppe ihr Dasein; er fischte die Inseln aus dem Meere. Seine Frau war Hina. Die Sage von Maui gleicht der der Neuseeländer.

Die Eingebornen haben auch viele andere Legenden, die oft unwillkürlich an die Mythen der klassischen Völker und nicht selten auch an die biblischen Berichte erinnern. So erzählen sie von gewaltigen Riesen mit übermenschlichen Kräften, die blutige Kämpfe miteinander führten. Hier nur ein Beispiel: Kana war ein berühmter Krieger von so kolossaler Gestalt, daß er mit einem gewöhnlichen Schritt von einer Insel auf die andere treten konnte. Als einst die Hawaiier den König von Tahiti beleidigt hatten, wurden sie zur Strafe für ihren Fehler des Sonnenlichtes beraubt. Da Kana es bald müde war, in der Finsternis zu leben, lief er durch das Meer bis nach Tahiti, wo sich Kakoialii, der Schöpfer oder bloß der Hüter der Sonne, befand. Hier erhielt er das Tagesgestirn zurück, kam damit heim und stellte es wieder an den Platz, wo man es heute sieht[1].

Von der Sündflut zur Strafe der Menschen hatten die Hawaiier eine allgemein bekannte und so bestimmte Überlieferung, daß die protestantischen und katholischen Missionäre zur Bezeichnung der biblischen Sündflut nur den einheimischen Namen herüberzunehmen brauchten. Die große Flut hieß Kai-a-kahina-lii, wörtlich: das Meer des großen Falles, das Meer, das die Großen und Mächtigen ersäuft. Nach der Tradition soll sich Nuanu mit seiner Frau Lilinoe auf dem Stamm eines Ohia, einer Art Apfelbaum, aus der Flut gerettet und das Feuer mit sich genommen haben. Der Baum oder Kahn blieb auf der Spitze des Naunakea, des höchsten Berges des Archipels, stehen. Nuanu war ein Priester und brachte der Gottheit Opfer dar. Er hatte nach der Überlieferung ein doppeltes Gesicht oder einen doppelten Charakter: er war Mensch, aber auch Priester; damit wurde angedeutet, daß er als Priester einen höheren Rang einnahm als die gewöhnlichen Sterblichen[2]. Auch eine Art ägyptischen Joseph kannte die Überlieferung der Hawaiier. Vaikelenuiaiku war der Sohn des Taiku, er hatte neun Brüder und eine Schwester. Die große Vorliebe, die ihm der Vater erzeigte, erregte den Haß der Brüder, die ihn in eine Grube warfen. Der älteste Bruder aber hatte Mitleid mit ihm und empfahl ihn dringend der Obsorge des Hohonaeole, des Eigentümers der Grube. Es gelang Vaikelenuiaiku zu entkommen, und er floh in ein Land, dessen König Kamohoalii war. Hier wurde er in ein Gefängnis geworfen, in dem sich viele Verbrecher befanden. Er sagte ihnen, sie sollten träumen, er werde ihnen dann die Träume deuten. In der folgenden Nacht sahen drei Gefangene im Traum drei verschiedene Arten von Speisen: der eine sah einen Ohiaapfel, der andere eine Banane und der dritte ein Schwein. Ihr Geist verzehrte die betreffenden Dinge. Ein vierter Gefangener sah im Traum einen mit dem Saft der Ava gefüllten Becher und sein Geist leerte ihn. Vaikelenuiaiku deutete den Traum dieses letzteren günstig, den drei ersteren aber sagte er, sie sollten sich auf den Tod vorbereiten. Bald ging die Voraussagung in Erfüllung. Als der König Kamohoalii Kunde erhielt von der wunderbaren Gabe der Traumdeuterei, befreite er den Vaikelenuiaiku aus dem Gefängnis und machte ihn zu einem großen Häuptling seines Königreiches.

---

[1] Jarves, History of the Hawaian or Sandwich Islands 29. Missions catholiques 1880, 599.

[2] Missions catholiques 1880, 599.

Die Hawaiier haben auch eine allgemeine Sage von einem Manne, der wie Jonas von einem großen Fische verschlungen und nachher lebendig wieder ans Ufer geworfen wurde [1].

Neben Kane, dem Schöpfer, und Kanaloa, seinem Gehilfen bei der Erschaffung der Menschen, kannte man eine dritte mächtige Gottheit, Pele, die Göttin der Vulkane. Sie wohnte in dem ungeheuern Krater des großen Vulkans Kilauea; zuweilen aber zog sie auf die Schneegipfel der benachbarten Berge, um ihre Lunge zu erfrischen und ihre Hofleute zu stärken. Dieser Zug war stets mit Erdbeben, Donner und Blitz und Ausbrüchen des Vulkans verbunden. Erschreckt von diesen Erscheinungen, beeilten sich die Leute der Umgebung, der Göttin Opfer darzubringen, die meistens aus Bündeln von Nahrungsmitteln und aus lebendigen oder toten Schweinen bestanden, die man in den Krater warf. Außerdem gaben sie den Priestern, die allein imstande waren, den Zorn der Göttin zu besänftigen, verschiedene Geschenke. Um die Göttin zu befriedigen, warf man in ihren Krater auch einige Gebeine von Häuptlingen oder besonders geliebten Kindern, die hierdurch zu Göttern erhoben wurden. Man nannte dieses in der Landessprache aumakua kumupaa, d. h. Religion der Ahnen. Diese vergötterten Wesen hießen allgemein Hooalii; war es ein Mädchen oder eine Frau, so wurde sie dem Hofstaat der Göttin eingereiht und hieß Hiiaka oder auch Unihipili. Einen Teil des Leichnams warf man ins Meer und man nannte ihn den Haifischgott, Kekuamano [2].

Während man die Gaben für die Göttin in ihren Vulkan hineinlegte, flehte man: „O Pele, o Hiiaka, du, die im Schoße Peles weilest, o Hiiaka, die du den Himmel brichst, o Hiiaka, die du im Augapfel der Sonne wohnst, hier ist eine kleine Gabe, verachte sie nicht, wie gering sie auch sei." Nach diesem Gebet warf man die Gebeine hinein, wobei man die eigene Genealogie hersagte: Ich bin der Sohn von dem und der, Enkel von N. und N. usw. Um dem Haifischgott einen andern Teil des Leichnams zu opfern, bereitete man zuerst eine Portion Ava, die man als Libation über das Meer ausgoß, indem man dabei sprach: „Ich bin es, der dich leben läßt, schaue auf meinen Kummer, habe Mitleid mit mir, iß den bösen Menschen, sieh das Gute und das Böse, das geschieht." In dieser Weise fuhr man mit den Anrufungen fort, bis der Tote seine Vergötterung durch den Gott Haifisch zu erkennen gab, indem er sich sozusagen auf den Schultern eines Gegenwärtigen niederließ und ihm tausend verborgene und geheimnisvolle Dinge offenbarte. Man sah ihn nicht, aber man hörte ihn, und von da an betete man ihn als einen Gott an und erfüllte ängstlich alle seine Gebote.

Ob zu seiner Zeit dem Haifisch noch die alte Verehrung erwiesen wurde, konnte Montiton nicht feststellen, wohl aber zog man noch häufig in großen Prozessionen zum Krater der Göttin, um ihr Opfer von Speisen, Schweinen und Menschengebeinen darzubringen und ganze Nächte ohne Unterbrechung Gebete herzusagen und Loblieder zu singen. Unter den Pilgern waren nicht selten Christen, meist Protestanten, aber auch einige Katholiken; so schwer ist es, meint Montiton, ein tiefeingewurzeltes Übel auszurotten [3].

[1] Ebd. [2] Ebd. 1881, 20. [3] Ebd.

Wir übergehen die vielen andern untergeordneten Götter der Hawaiier. Es gab männliche und weibliche Götter, Hausgötter, Meeresgötter, Götter der Jahreszeiten, des Krieges, der Winde und der andern Naturerscheinungen. Diese Götter besaßen Bilder und Tempel, um die Opfer der Verehrer entgegenzunehmen. Sie lebten ungefähr ebenso sinnlich und leichtfertig wie die Götter der Griechen. Jeder wählte sich seine besondere Gottheit, je nach seinen Wünschen und Bedürfnissen[1].

Früher wurden häufig Menschenopfer dargebracht, z. B. beim Tode eines angesehenen Häuptlings, vor einem Kriege usw. Alle Verbrecher und alle diejenigen, welche die religiösen Vorschriften übertreten hatten, wurden erschlagen und den Göttern geopfert. Der Gebrauch des Tapu oder, wie die Hawaiier sagten, Kapu existierte auf der Inselgruppe und diente mächtig dazu, die despotische Herrschaft der Könige zu befestigen. Wenn der große Tapu für die ganze Insel oder einen Distrikt verkündet wurde, durfte kein Feuer und kein Licht mehr gesehen, kein Kanoe losgelöst werden, niemand baden, mußte man jeden Lärm vermeiden u. dgl.[2]

Nach Montiton[3] trug das Tapu auf Hawaii in seinem Ursprung ganz religiösen Charakter. Es konnte nur von Priestern im Namen der Götter auferlegt werden und bestand darin, daß Menschen, Tiere und andere Dinge als heilig, d. h. als vom gewöhnlichen Gebrauch der Menschen abgesondert und der Gottheit in besonderer Weise gewidmet erklärt wurden. Deshalb waren die Häuptlinge und Priester, die man als Abkömmlinge der Götter ansah, tapu und ebenso alles, was ihnen gehörte.

Die Hawaiier hatten auch zwei Asyle oder Zufluchtsstätten. Diejenigen, welche vor einem Feinde flohen, die Totschläger, die Übertreter des Tapu, die Diebe und selbst die gemeinsten Verbrecher, waren unverletzlich, sobald sie das Innere dieses Heiligtums erreicht hatten. Der Gerettete begab sich sofort zum Götzen und brachte ihm für seine Rettung ein Dankopfer dar.

Eine eigentliche Heiratszeremonie scheint nicht stattgefunden zu haben. Nach Ellis wurden die Ehen von den Eltern abgeschlossen. Am Tag der Heirat warf der Bräutigam in Gegenwart der Familie ein Stück Zeug über die Braut. Dann gaben die Freunde der beiden Parteien ein Fest. Die Zahl der Frauen hing von der Neigung des Mannes ab sowie von seiner Fähigkeit, sie zu unterhalten. Die gewöhnlichen Männer hatten nur eine Frau, sie trennten sich aber nach Belieben von ihr. Dürfte man vom Verhalten auf die Begriffe schließen, so müßte man sagen, die Hawaiier hatten von der Keuschheit sehr mangelhafte Begriffe gehabt. Sie befriedigten ihre Begierden nach Wahl und ließen sich nur durch Furcht oder Eifersucht Schranken auflegen. Die Frauen der Häuptlinge wurden aber sorgfältig bewacht, um sie vor Ausschweifungen zu bewahren. Daraus darf man wohl schließen, daß sie Ehebruch nicht als etwas Gleichgültiges ansahen. Abstoßend waren die Familienverbindungen. Der oberste Häuptling war durch die Gewohnheit verpflichtet, seine nächste Verwandte, also seine Schwester oder Nichte oder Cousine, zu heiraten. Der höchste weibliche

[1] Jarves, History of the Hawaian or Sandwich Islands 40.
[2] Ebd. 52. [3] Missions catholiques 1880, 625.

Häuptling hatte ein ähnliches Privileg für die Wahl der Gatten. Zuweilen waren Vater und Sohn Männer derselben Frau[1]. Trotz dieser sittlichen Verkommenheit waren Beispiele der Zuneigung und Liebe nicht selten. Der Austausch der Namen galt als der stärkste Beweis der Freundschaft. Die zärtlichste Begrüßung bestand in der Umarmung, bei der die Nasen einander berührten.

Lange Zeit glaubte man, der Kannibalismus sei auf Hawaii unbekannt gewesen; denn als Cook die Insulaner über diesen Punkt ausfragte, zeigten sie Scham und Abscheu dagegen; spätere Erkundigungen haben aber ergeben, daß diese scheußliche Sitte früher dort geherrscht hatte. Nach siegreichen Schlachten wurden die erschlagenen Feinde gebraten und verzehrt. Das galt als die glorreichste Vollendung der Rache.

Wahnsinnige Leute wurden gelegentlich mit Achtung und Ehrfurcht behandelt, da man annahm, sie seien von einem Gott inspiriert; meistens aber wurden sie verachtet und verspottet ebenso wie die Krüppel oder die Blinden. Alte und hilflose Leute wurden oft von ihren eigenen Kindern aus dem Hause geworfen und an den Straßen hilflos ihrem Schicksal überlassen, bis der Tod sie erlöste[2]. Die Eltern hatten Gewalt über Leben und Tod ihrer Kinder, ohne jemand dafür verantwortlich zu sein. Kindertötung war mehr bei den armen Klassen als bei den reichen üblich; die Armen töteten die Kinder meistens, um die Kosten und Mühen der Erziehung zu vermeiden. Die Mädchen wurden häufiger getötet als die Knaben, da sie als weniger nützlich galten. Die Tötung bestand oft darin, daß Kinder lebendig begraben wurden. Doch kam es zuweilen vor, daß mitleidige Personen die Kinder noch rechtzeitig aus dem Grabe herausholten, um ihnen das Leben zu retten und sie zu adoptieren. Von einer Erziehung der Kinder, die man am Leben ließ, konnte kaum die Rede sein. Eine Liebkosung oder ein Schlag war der ganze Lohn und die ganze Strafe, welche die Kinder erhielten; doch erzeigten diese den Eltern eine gewisse Achtung, und sie hielten darauf, ihnen im Tode die Augen zuzudrücken, selbst wenn sie vom äußersten Ende des Archipels herbeieilen mußten.

Begräbnis. Die Leichen der Leute aus dem gewöhnlichen Volke wurden so hergerichtet, daß das Gesicht auf den Knien ruhte und die Arme unter denselben und zwischen ihnen hindurch zu liegen kamen. Kopf, Hände und Füße wurden durch eine Schnur fest zusammengebunden; die Leiche wurde in rohe Matten gehüllt und zwei Tage nach dem Tode begraben. Die Leichen der Priester und unteren Häuptlinge wurden gerade gelegt und in Tücher gehüllt. Die ersteren wurden in ihren Tempeln begraben, wo ihre Ruhestätten durch Steinhaufen und eine rohe Holzumzäunung bezeichnet waren. Die Gebeine und zuweilen auch die Schädel der großen Häuptlinge, deren Ahnen schon zu den Ehren der Gottheit erhoben waren und die selbst auch zu diesen Ehren gelangen sollten, wurden aufbewahrt und der Rest begraben oder verbrannt. Die Reliquien wurden in rote Tücher gehüllt und entweder zur Anbetung in den Tempeln niedergelegt oder blieben im Besitz der nächsten Verwandten, welche sie heilig hielten. Die Geister der Verstorbenen blieben, wie man annahm, bei den Überresten, um die Überlebenden zu überwachen und zu beschützen[3].

[1] Jarves a. a. O. 80. [2] Ebd. 82. [3] Ebd. 73.

Als Grabstätten dienten gewöhnlich Höhlen, in denen man während vieler Generationen die Leichen niederlegte. Oft wurden sie nach einer rohen Methode einbalsamiert, nachdem man das Gehirn und die Eingeweide entfernt hatte. Ihr Eigentum und die Nahrung, welche ihnen auf der Reise in die Welt der Geister dienen sollte, wurde neben sie gelegt. Auch geschlossene, mit hohen Steinmauern umgebene Räume wurden als Grabstätten verwendet. Jede Familie hatte im allgemeinen einen getrennten Begräbnisplatz, obwohl zuweilen alle Toten eines Dorfes in derselben Höhle begraben wurden. Die Eingebornen hatten eine große Angst vor den Schatten der Toten, von denen sie annahmen, daß sie in der Nähe der Grabstätten herumspukten und denen, welche ihnen nahekamen, Schaden zufügten. Infolge dieser Angst wurden die Begräbnisse möglichst geheim und in der Nacht vorgenommen. Die Fischer glaubten bis zu einem gewissen Grade an die Seelenwanderung und warfen ihre Toten den Haifischen zur Nahrung hin. Sie glaubten, deren Geister würden nun diese Fische beseelen und sie antreiben, die Leiber der Lebenden zu schonen, wenn diese etwa in ihre Gewalt gelangen sollten.

Einige Bemerkungen über das Strafrecht entnehmen wir noch den Angaben Montitons[1]. Wir haben schon gesagt, daß die Eltern ihre Kinder und die Könige und Priester ihre Untertanen oder Untergebenen nach Gutdünken töten konnten; das galt als ihr Recht. Abgesehen von den Genannten, setzte sich jeder, der einen andern tötete, der blutigen Wiedervergeltung aus; waren die Verwandten des Ermordeten zu schwach, um selbst Rache nehmen zu können, so wandten sie sich an den König, der dem Schuldigen eine leichte Geldstrafe auferlegte. Obwohl alle sehr zum Diebstahl neigten, wußten sie doch sehr gut und gestanden es auch, daß er schlecht und verboten sei. Ein Greis von 110 Jahren, dem ein Missionär zu seinem hohen Alter ein Kompliment machte, antwortete, Gott habe ihm dieses lange Leben geschenkt, weil er nie einem andern das Seinige entwendet habe. Der König Kamehameha ließ die Diebe braten oder von einer Anhöhe herunterstürzen. Die öffentliche Meinung verurteilte den Diebstahl so bestimmt, daß das ganze Volk die Reklamationen der Schwachen, welche von den Mächtigen ungerecht beraubt wurden, unterstützte. Es war etwas Gewöhnliches, daß der Arbeiter zum voraus bezahlt wurde; weigerte er sich hinterher, die vereinbarte Arbeit zu leisten, so wurden nach dem Gesetz sein Eigentum geplündert und die Pflanzungen verwüstet.

Die Lüge war ein sehr allgemeiner Fehler der Kanaken, sie wurde aber trotzdem von ihnen mit dem gehässigen und verächtlichen Ausdruck vahahee gebrandmarkt. Auch der Verrat wurde als ein Verbrechen bezeichnet und verabscheut.

---

[1] Missions catholiques 1880, 626.

Schlußergebnis.

Werfen wir jetzt am Schluß einen Rückblick auf unsere Untersuchungen, so können wir folgende Sätze als sicheres Ergebnis hinstellen.

1. An der Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit, soweit die sog. natürliche Moral, die Moral des Dekalogs in dem von uns erklärten Sinn[1] in Betracht kommt, kann unseres Erachtens kein vernünftiger Zweifel bestehen. Wir haben zwar nicht absolut alle Völker aufgeführt, aber doch eine so große Zahl aus allen Zeiten und Zonen, daß der Induktionsbeweis für unsere These als vollständig erbracht angesehen werden darf. Alle Völker, auch die in der Kultur am tiefsten stehenden, haben einen Grundstock von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die einen unverlierbaren Gemeinbesitz der Menschheit bilden. Alle unterscheiden zwischen gut und bös, zwischen Tugend und Laster, zwischen guten und bösen Menschen. Überall wird das Gute als erstrebenswert anerkannt und gebilligt, während das Böse, das Laster als verabscheuungswürdig gilt. Das Gute wird gelobt und belohnt, das Böse getadelt und gestraft. Die allgemeinen Grundsätze, daß man das Gute tun, das Böse meiden, daß man kein Unrecht tun, daß man andern nicht zufügen solle, was man nicht erdulden mag u. dgl., begegnen uns praktisch überall. Desgleichen sind die allgemeinen Gebote, daß man nicht ungerecht töten, nicht ehebrechen, stehlen, falsches Zeugnis ablegen solle, in ihrer allgemeinen Form überall bekannt. Damit steht nicht im Widerspruch, daß sie z. B. in manchen Fällen die Tötung eines Menschen mit Unrecht für zulässig halten, wo wir mit unserer besseren Erkenntnis sie verurteilen müssen. Das sind Verirrungen, die sich meist aus den konkreten Verhältnissen, in denen die Wilden leben, leicht erklären lassen. Wir haben das in der Einleitung und im Verlauf unserer Darlegungen wiederholt gezeigt.

Sodann ist dieses wohl zu beachten: Obwohl sehr oft nicht nach den erkannten Grundsätzen gehandelt wird — was übrigens bekanntlich auch bei den Zivilisierten der Fall ist —, stets sucht sich die Erkenntnis des Guten in der Praxis durchzusetzen und gegen das Böse zu reagieren. Die Begriffe der Schuld und Unschuld, des Verbrechens, der Sühne und Strafe finden sich überall. Überall sucht man sich durch Prozesse, Zeugen, Eide, Ordalien oder Zaubermittel von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen, bevor man ihn straft. Wird seine Unschuld erwiesen, so bleibt er straflos. Man hat also die Über-

[1] Vgl. I 11 ff.

zeugung, daß nur der Schuldige gestraft werden darf. Die Strafe ist auch nicht für alle Vergehen gleich, das schwerere Verbrechen wird schwerer bestraft.

Fr. Ratzel[1] behauptet, auf den untersten Kulturstufen sei das Gute das dem einzelnen, nicht das der ganzen Gesellschaft Wohltuende. Aber wie kommt es denn, daß immer und überall Mord, Diebstahl, Ehebruch u. dgl. verabscheut und gestraft werden, obwohl sie doch dem einzelnen sehr oft nützlich und vorteilhaft sind?

2. Ganz besonders scharf ausgeprägt ist bei allen Völkern das Rechtsgefühl. Auch die armseligsten Wilden haben klare Begriffe von Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Mein und Dein, und sind lebhaft durchdrungen von dem Bewußtsein, daß man kein Unrecht zu leiden brauche, aber auch kein Unrecht andern zufügen dürfe. Jeder will sein Leben, seine Freiheit, sein Weib, seine Kinder, seinen Besitz gegen unbefugte Eingriffe anderer gesichert wissen, aber ebenso sieht er ein, daß er diese Forderung mit Recht nur erheben kann, wenn er andern gegenüber nach demselben Grundsatz handelt. In diesem Rechtsgefühl wurzelt die Tatsache, daß man überall Mord und Totschlag, wenigstens unter den Familien- oder Stammesangehörigen, schwere Körperverletzung, Ehebruch, Diebstahl, Verleumdung u. dgl. verabscheut und nach Möglichkeit bestraft. Auch wenn die Gebote der Gerechtigkeit noch so oft verletzt werden, immer reagiert dagegen nicht nur der davon Betroffene, sondern die Genossenschaft, die Gesamtheit, und sucht dem Unrecht zu steuern. Sehr bezeichnend in dieser Beziehung ist die Blutrache, die uns bei fast allen unzivilisierten Völkern begegnet und überall als eine gebilligte, berechtigte, vom Gewohnheitsrecht genau geregelte Institution besteht. Sie ist nur eine auf primitiven Kulturstufen notwendige Reaktion gegen erlittenes Unrecht. Weil die Gesamtheit noch zu schwach und zu mangelhaft organisiert ist, sieht sich die Familie genötigt, zur Selbsthilfe zu greifen, um sich gegen feindliche Mächte zu behaupten[2].

Wie die eigentliche Gerechtigkeit, so sind auch die ihr verwandten Tugenden der Wahrhaftigkeit, Treue, Freigebigkeit, Gastfreundschaft, Höflichkeit, Dankbarkeit überall bekannt und werden bis zu einem gewissen Grade geübt, wenn sie sich auch bei primitiven Völkern nicht immer in derselben Weise äußern wie bei den zivilisierten. Bei den Naturvölkern wird gewiß viel gelogen — ob viel mehr als bei den Zivilisierten, bleibt immerhin noch fraglich —, die Lüge ist nun einmal die Waffe der Schwachen. Trotzdem wird die Lüge, wenigstens wenn sie dem Nebenmenschen schadet, als tadelnswert anerkannt. Überall wird der Vorwurf „Lügner", „Verleumder" als ein Schimpf empfunden. Wie sehr die Lüge verurteilt wird, ersehen wir aus der Auffassung des Meineides. Der einzige Grund, warum alle Völker den Meineid als schweres Verbrechen ansehen, liegt darin, daß man Gott oder Götter oder höhere Mächte zum Zeugen der Unwahrheit, der Lüge anruft und überzeugt ist, eine solche Anrufung mißfalle ihnen und werde von ihnen mit Krankheit oder Tod gestraft. Man hält also Gott oder die Götter für Feinde der Unwahrhaftigkeit und die Lüge für bös. Die Dankbarkeit ist manchen Wilden abgesprochen

[1] Völkerkunde I² 50. [2] Vgl. hierüber unsere „Moralphilosophie" II⁵ 112.

worden, aber wie wir an vielen Stellen gezeigt haben, ganz mit Unrecht. Wir verweisen namentlich auf das, was wir bei Besprechung der Beni-Marungu (II 164) ausgeführt haben.

Ein hervorstechender Zug der wilden Völker ist ein großes Gefühl der Zusammengehörigkeit und Solidarität unter den Genossen desselben Stammes oder derselben Gemeinschaft gegenüber auswärtigen Feinden. Dieses Gefühl wurzelt in der Erkenntnis der eigenen Schwäche und dem Bewußtsein, daß man sich nur durch festen Zusammenschluß gegen die Feinde behaupten kann. Deshalb wird von ihnen mit Recht der Tapferkeit der Krieger ein so hoher Wert beigelegt. Sie gilt als die erste und wichtigste Tugend, die meistens über die ganze soziale Stellung des Mannes entscheidet. Bei sehr vielen Völkern findet der junge Mann keine Frau, solange er noch keine Beweise kriegerischen Mutes geliefert hat. Der Feigling wird verachtet und beschimpft. Mit diesem Gefühl der Solidarität hängt es zusammen, daß der Verrat oder die Mitteilung kriegerischer Geheimnisse an Feinde als scheußliches Verbrechen gilt, das meist mit dem Tode bestraft wird. Schon aus dieser so stark hervortretenden Bedeutung der kriegerischen Tapferkeit erklärt sich zum Teil die ganz untergeordnete Stellung der Frau bei den meisten Naturvölkern.

3. Die Urquelle und der Ausgangspunkt der ganzen sozialen Organisation ist die Familie, und diese begegnet uns in irgend einer Form ausnahmslos bei allen Stämmen und Völkern. Was man von einem ursprünglichen regellosen Geschlechtsverkehr, geschlechtlichen Kommunismus u. dgl. früher behauptet hat, gehört alles in das Reich der Fabeln.

Die Grundlage der Familie ist die Ehe, das aus sich dauernde und bindende Verhältnis von Mann und Frau, und dieses treffen wir überall. Die leichte Auflösbarkeit der Ehe bei den meisten Naturvölkern kann nicht hiergegen geltend gemacht werden, wenn man nicht auch den zivilisierten Völkern die Ehe absprechen will, bei denen die Ehescheidung gesetzlich anerkannt ist. In den Vereinigten Staaten werden jährlich an die 60000—70000 Ehen geschieden. Ja im Unterschied zu vielen Kulturvölkern gibt es nicht wenige primitive Stämme, bei denen die Ehe als unauflöslich gilt; man vgl. z. B. I 356 (Koragas), 405 (Chins), 412 (Karenen), 415 (Katchins), 443 (Weddas), 450 (Andamanesen), 625 (Neger am unteren Nil), 641 (Gallas), 663 (Nuba); II 113 (Wasigua) usw.

Ein Hauptübel, an dem die heidnische Familie krankt, ist die Polygamie, die bei den allermeisten Naturvölkern herrscht und welche die Frau fast notwendig zur Sklavin und zum Lasttier des Mannes herabdrückt. Merkwürdig ist aber wieder, daß bei vielen sonst sehr tief stehenden Völkern, wenigstens im Prinzip, strenge Monogamie herrscht. Man vergleiche, was wir über die Karenen (I 412), Andamanesen (I 450), Nikobarer (I 454), Semangs (I 431), Jakuns (I 437), Dajaken (I 487 493), die Negritos, Kiananen und Tagbanas auf den Philippinen (I 539 546 552), die Weddas (I 443), Baduwis (I 483), die Eskimo in Alaska (II 505 507), Chichimeken (II 630 631), Birria (III 252) usw. gesagt haben.

Eine arge Verirrung der Ehe ist die sog. Polyandrie, die uns bei einigen wenigen Völkern begegnet, z. B. bei den Todas und den Zentralaustraliern.

Mit geschlechtlichem Kommunismus hat sie aber nichts gemein. Sie hat fast ausnahmslos ihren Grund in besondern örtlichen Verhältnissen, namentlich im Frauenmangel; sie ist ferner im allgemeinen auf wenige Männer beschränkt, die nur unter genau bestimmten Voraussetzungen mit derselben Frau verkehren. Außer dem Frauenmangel mögen aber auch wirtschaftliche Rücksichten zu dieser Einrichtung geführt haben. Wenn der Vater stirbt oder altersschwach wird, tritt gewöhnlich sein ältester Sohn an seine Stelle. Er verkauft die noch ledigen Schwestern zur Ehe und erhält den Preis dafür; er muß aber auch für die jüngeren Brüder sorgen und ihnen beim Kauf einer Frau beistehen. Das ist oft bei armen Familien eine schwere Last. Nimmt man nun noch dazu, daß nur wenige Frauen vorhanden und nur zu hohen Preisen zu erwerben sind, so konnte der ältere Bruder leicht auf den Gedanken kommen, seine Schuldigkeit dadurch los zu werden, daß er den jüngeren Bruder nach bestimmten Regeln an seiner Frau teilnehmen ließ. So blieb auch das Vermögen in der Familie. Diese Polyandrie findet man keineswegs bei den verwahrlosten Stämmen. Mit Ausnahme der Zentralaustralier sind es Völker höherer Kultur, die diesem Laster huldigen, wie die Todas, die alten Guantschen auf den Kanarischen Inseln. Die Polyandrie muß, wie Ratzel[1] meint, als eine Entwicklung aus zersetzten und abnormen Verhältnissen angesehen werden. Wie wenig die Polyandrie mit geschlechtlichem Kommunismus zu tun hat, ergibt sich auch daraus, daß sie bei Völkern vorkommt, die den größten Abscheu haben gegen Ehen zwischen Angehörigen derselben Familie oder desselben Klans und diese Ehen als Blutschande betrachten.

4. Sonderbar mutet uns die Einrichtung vieler Völker an, derzufolge die Verwandtschaft nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter berechnet wird (Mutterrecht oder weibliche Linie). Der Mann tritt bei der Ehe in die Familie der Frau, und die Familienzugehörigkeit der Kinder wird nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter berechnet. Das Kind gehört also zur Heirats- und Totemklasse der Mutter. Nicht die Angehörigen des Vaters, sondern die der Mutter gelten als eigentliche Verwandte der Kinder. Man hat dieses Mutterrecht als eine ursprünglich allgemeine Form der Ehe bezeichnet; erst auf einer höheren Entwicklungsstufe treffe man das Vaterrecht oder die Berechnung der Verwandtschaft nach dem Vater an. Diese Ansicht, die besonders von Westermarck[2] gründlich bekämpft wurde, ist heute schon von den meisten Ethnologen aufgegeben[3]. Nach Weule[4] sucht die heutige Ethnologie den Ursprung des Mutterrechts nicht in der Geschlechtsgenossenschaft, sondern in dem Überwiegen des Gesellschaftstriebes in der primitiven sozialen Ordnung. Auch tiefstehenden Völkern ist die Familie die einzig klar erkennbare Gesellschaftsform. Durch natürliche Vermehrung entsteht aus ihr die Horde oder Großfamilie, in der sich zwei natürliche Verschiedenheiten: die des Alters und des Geschlechtes, vorfinden. Der Gesellschaftstrieb veranlaßt die Männer, auch nach der Verheiratung fester mit den Alters- und Geschlechtsgenossen verbunden zu

[1] Völkerkunde I² 108. [2] History of Human Marriage, London 1891.
[3] Vgl. W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 182 ff.
[4] Leitfaden der Völkerkunde (1912) 103.

bleiben als mit der Gattin. Durch die Absonderung des Mannes wird die Frau isoliert, sie wird gleichzeitig der Mittelpunkt der Familie, und zwar der mutterrechtlichen. Aber wenn diese Erklärung die richtige wäre, müßte uns in primitiver Gemeinschaft nahezu allgemein das Mutterrecht begegnen. Dem ist aber nicht so. Das Vaterrecht ist mindestens ebenso häufig, ja noch häufiger als das Mutterrecht.

Eine andere Erklärung scheint uns viel einfacher und näherliegend. In primitiven Gesellschaften geht die Organisation kaum über die Bildung von Familien (Großfamilien) hinaus. Jede solche Familie ist auf sich selbst angewiesen und gezwungen, auf jede Weise für ihre Erhaltung und ihre Macht zu sorgen. Was lag nun näher, als daß der Familienvater dem Manne, der um seine Tochter anhielt, diese nur unter der Bedingung zur Frau gab, daß er in die Familie der Frau eintrete, und daß die Kinder in Bezug auf Verwandtschaft, Erbrecht usw. in der Familie der Frau blieben? Bei den Baholoholo gibt der Vater seine Tochter nie einem Mann, ohne die ausdrückliche Bedingung zu stellen, daß es den Kindern freistehen soll, später in die Familie ihrer Mutter zurückzukehren[1]. Doch wie dem immer sei, man hat kein Recht, dieses Mutterrecht als eine allgemeine primitive Entwicklungsstufe der Familie zu bezeichnen. Die Entstehung des Mutterrechts setzt den Bestand der Familie schon voraus.

5. Noch mehr muß man sich hüten, das Mutterrecht mit Matriarchat oder Gynokratie zu verwechseln. Eine solche Weiberherrschaft findet sich nirgends. Ja gerade bei den primitivsten Stämmen ist der Familienvater sehr oft der unumschränkte Herr. Er ist Familienvater, Richter und Regent in einer Person. Das gilt namentlich von solchen Völkern, die nur von Jagd, Fischfang und Sammeln wilder Früchte leben und, da die Nahrung für viele nicht ausreichen würde, gezwungen sind, in kleinen Trupps umherzuwandern. Diese Trupps bestehen oft nur aus einer Großfamilie, in der der Familienvater das geborne Haupt und der geborne Anführer im Kriege ist. Obwohl aber diese Familien sonst ganz selbständig sind, finden wir überall Ansätze zu einer höheren politischen Organisation. Wenigstens zu Kriegszeiten vereinigen sich die Familienhäupter oder die alten Männer insgesamt zu einem Kriegsrat, in dem ein Anführer für den Krieg gewählt wird. Oft finden solche Zusammenkünfte auch bei religiösen oder andern Festen statt und werden zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten und zur Einschärfung der alten Sitten und Gebräuche benutzt.

6. Obwohl das Verhältnis zwischen den Ehegatten und zwischen Eltern und Kindern in den Familien der Naturvölker sehr oft nicht an die ideale Höhe einer wahrhaft christlichen Familie heranreicht, so wäre es doch ganz unrichtig, ihnen jedes Gefühl gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit abzusprechen. Ja das Gefühl der Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Solidarität ist gewöhnlich bei Wilden sehr groß, die Familie ist ihnen eben fast ihr eins und alles. Die Tötung vieler Kinder, das Imstichelassen der kranken und

[1] Vgl. oben II 174.

altersschwachen Leute hat fast allgemein seinen Grund nicht im Mangel an Liebe, sondern entweder in abergläubischer Furcht oder in der harten Not des Kampfes ums Dasein.

7. Mit der Familie hängt innig zusammen das Eigentum. Wie es kein Volk ohne Familie gibt, so auch keines ohne Privateigentum. Überall besteht wenigstens an Kleidern, Waffen und Werkzeugen eigentliches Individualeigentum der erwachsenen Männer. Das Eigentum an der Hütte, an Bäumen u. dgl. ist nicht Eigentum der Familie als solcher, sondern Eigentum des Familienvaters. Deshalb besteht überall ein durch Gewohnheit geregeltes Erbrecht. Nach dem Tode des Vaters geht sein Eigentum entweder an seine Söhne oder an seine Brüder über. Außer dem eigentlichen Privateigentum gibt es bei nahezu allen Wilden Stammeseigentum, wenigstens an Weide-, Jagd- und Fischrevieren. Das gilt auch von den nomadisierenden oder herumschweifenden Völkern. Die Gebiete eines jeden Stammes oder einer jeden Horde sind genau bekannt, und eine Verletzung dieses Gebietsrechts ist einer der häufigsten Anlässe zu Kriegen zwischen verschiedenen Stämmen.

8. Alle Völker ohne jede Ausnahme haben irgend eine Religion in dem von uns erklärten Sinne (I 17 29). Diese Folgerung ergibt sich mit Evidenz aus unsern Darlegungen. Alle glauben an überirdische, unsichtbare, persönliche Wesen, von denen sie sich abhängig wähnen und die sie zu versöhnen oder günstig zu stimmen suchen. Zu diesem Zweck haben sie ihre Zeremonien, Opfer, Gebete, Feste, Zaubermittel, Fastengebote u. dgl. Allerdings geht fast überall die religiöse Verehrung vorwiegend aus Furcht und Not hervor; aber ist dies nicht auch bei Zivilisierten oft der Fall? „Die Not lehrt beten", sagt das Sprichwort. Wenn man sich aber auch die Geister vorwiegend als böse und schädlich vorstellt, so ist das doch nicht ausschließlich der Fall. Neben den vielen bösen Geistern kommen fast regelmäßig im Glauben der Völker eines oder mehrere wohlwollende Wesen vor, oder wenigstens sind einige Wesen derart, daß sie, wenn sie geehrt werden, gelegentlich auch Wohltaten erweisen.

9. Von ganz hervorragender und grundlegender Bedeutung für die richtige Erklärung des Ursprungs und der Entwicklung der Religion ist die unleugbare Tatsache, daß die große Mehrzahl aller Naturvölker an ein höchstes, gutes Wesen glauben. Nach dem, was wir bei vielen hochangesehenen Ethnologen gelesen, hatten wir erwartet, bei den tiefstehenden Naturvölkern nur Fetischismus oder Animismus oder Totemismus oder Ahnenkult oder Naturverehrung zu finden. Aber unsere Forschungen haben uns bis zur Evidenz überzeugt, daß gerade die primitivsten, in der Kultur am tiefsten stehenden Stämme, die also nach der modernen Entwicklungslehre dem Urzustand der Menschen am nächsten stehen sollen, eine manchmal ziemlich klare Idee von einem höchsten, guten, allbeherrschenden Wesen haben, und zwar nicht etwa bloß in einem Land, sondern in allen Weltteilen. Man vergleiche nur unsere Ausführungen über die sibirischen Stämme (Samojeden, Tungusen, Jakuten, Buräten, Giljaken), ferner über die Ainos, Stiengs, Semangs, Weddas, Andamanesen, Orang-Kubus, Dajaken. Dasselbe gilt von den meisten Negerstämmen Afrikas, den Hottentotten, Pygmäen, ebenso von den Rothäuten Nordamerikas, den Eskimos in Alaska, den Kariben, Botokuden, Guaranis, Moxos, Araukanern und sehr

vielen Völkern Australiens und Ozeaniens. Dieses höchste Wesen wird vielfach ausdrücklich als Schöpfer der Welt und der Menschen anerkannt oder hat wenigstens den ersten Anstoß zur Bildung der Welt in ihrer heutigen Gestalt gegeben; es steht hoch über allen andern Wesen, hat von jeher existiert und ist unsterblich; es hat seinesgleichen nicht, ist übermächtig, kennt auch die geheimsten Gedanken der Menschen, ist Herr über Leben und Tod. Es ist wesentlich gut und zu ihm gehen die Guten nach dem Tode. Gerade weil es so gut ist und niemand Böses zufügt, tritt seine Verehrung ganz hinter der der Geister zurück oder wird sehr oft fast völlig vernachlässigt.

Angesichts dieser Tatsache können wir die Behauptung Ratzels: „Es paßt daher auf alle Religionen auf niederer Stufe das Wort Vielgötterei", nicht als richtig anerkennen. Der Monotheismus ist vielmehr die vorherrschende Religionsform der primitiven Völker. Dem widerspricht nicht, daß viele von den genannten Völkern außer an ein höchstes Wesen an zahlreiche Geister glauben und sie fast allein verehren. Denn diese Geister sind keine eigentlichen Götter, sondern werden meist als Geschöpfe Gottes angesehen, die dem höchsten Wesen untergeordnet sind.

10. Da so viele der primitiven Völker ein höchstes gutes Wesen anerkennen, kann die Religion unmöglich aus Furcht entstanden sein. Denn aus Angst kommt man doch nicht zur Vorstellung eines guten Wesens, das niemand Schaden zufügt. Weule[1] will die Religion aus dem Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit im Sinne Schleiermachers erklären. Bei den primitiven Menschen fühlt sich jeder inmitten der Natur verlassen, vereinsamt, umgeben von übernatürlichen (?), oft unheimlichen Gewalten, die mächtiger sind als er und Einfluß haben auf das Wohl und Wehe der Menschen. „Diesem passiven Gefühl der Abhängigkeit als dem einen Wesenszug aller Religion entspricht nun der andere ebenso wesentliche der aktiven Reaktion: der Mensch steht unter dem Zwang, gegen solche Beeinflussung angehen zu müssen, sich ihrer zu erwehren, sie gegebenenfalls unschädlich zu machen, ja die fremde Kraft möglichst in seine eigenen Dienste zu bannen, um sie zu seinem Besten zu verwenden. Dieses Handeln ist, was wir Kultus nennen; wir finden es in irgend einer Form bei der gesamten Menschheit; auf ihm beruhen in Wirklichkeit die Hauptunterschiede selbst unserer höchsten Religionsformen. Insgesamt kann man dieses Fühlen und Handeln des Primitiven etwa dem Verhalten gleichstellen, das jeder von uns betätigt hat, wenn wir als Kinder auf den dunklen Hausboden geschickt wurden. Auch dort war man allein, umgeben von unheimlichen Gewalten. Ganz instinktiv, reflexartig haben selbst die Tapfersten unter uns gegen sie durch Singen, Sprechen oder Pfeifen reagiert. Das Wesen alles religiösen Kultus ist damit treffend gekennzeichnet."

Wir wollen uns jetzt nicht auf eine eingehende Widerlegung dieser tiefgründigen Herleitung der Religion aus bloßer kindlicher Gespensterfurcht einlassen. Nur darauf möchten wir hinweisen: Wie will diese Ansicht die Tatsache erklären, daß so viele von den primitivsten Völkern den Glauben an ein

[1] Leitfaden der Völkerkunde 132.

höchstes Wesen haben, das der Schöpfer aller Dinge und wesentlich gut ist, von dem man nichts zu fürchten hat und dem man auch vielfach keinen Kult erweist, vor dem man sich also auch nicht durch Pfeifen und Singen Mut zu machen braucht? Und wie konnte der Unsterblichkeitsglaube entstehen, der so innig mit der Religion aller Völker verbunden ist?

11. Dieses höchste gute Wesen, das einen ganz wesentlichen Teil der Religion so vieler primitiven Völker bildet, kann auch nicht bloß ein vergötterter Ahne, etwa der vergötterte Stammvater der Menschen, sein; denn er wird vielfach ausdrücklich als der Schöpfer des ersten Menschenpaares und überhaupt aller Dinge bezeichnet. Besonders auffallend ist, daß bei sehr vielen rohen Naturvölkern Gott als ein Wesen ohne Frau und Kinder gedacht wird. Und selbst wenn sie dem höchsten Wesen eine Familie andichten, pflegen die meisten Naturvölker zwei Arten von Geistern zu unterscheiden: die einen sind die Seelen oder Geister der Ahnen, die andern sind Geister, die nie Menschen waren, längst vor den Menschen existierten, viel höhere Macht besitzen und vielleicht bei Erschaffung der ersten Menschen mitgewirkt haben. Die Ahnenverehrung vermag auch ohne alle andern Voraussetzungen den Glauben an die Geisterwelt gar nicht zu erklären. Sehr oft werden den verstorbenen Ahnen überirdische Kenntnisse und Kräfte, zuweilen geradezu göttliche Eigenschaften beigelegt. Wie kam man zu einer solchen Auffassung? Aus sich selbst konnten sich doch die Ahnen keine solchen Kenntnisse und Kräfte geben. Wie kamen sie zu denselben? Man setzte eben schon eine unsichtbare Welt voraus, in der Wesen mit höheren überirdischen Kräften walteten. Durch ihren Eintritt in diese Welt erhielten auch die Seelen der Verstorbenen Anteil an diesen Kräften. Der Glaube an diese unsichtbare Welt mit ihren höheren Kräften ist die Voraussetzung der Ahnenverehrung, nicht ihre Wirkung.

Daß die Ansichten, welche die ganze Religion aus Animismus, Fetischismus und Totemismus hervorgehen lassen, nicht zu erklären vermögen, wie die primitivsten uns bekannten Völker zur Idee eines höchsten Wesens, des Schöpfers und Herrn aller Dinge, kamen, liegt auf der Hand. Denn nach allen diesen Ansichten bildet der Gottesglaube eine höhere Entwicklungsstufe, die erst allmählich und verhältnismäßig spät aus dem Animismus oder Fetischismus usw. hervorgegangen sein soll. Was noch besonders gegen diese Ansicht spricht, ist der Umstand, daß gerade bei den primitivsten Völkern Animismus, Ahnenverehrung, Fetischismus usw. eine ziemlich untergeordnete Rolle spielen. Schon Andrew Lang, A. Le Roy und W. Schmidt haben nachdrücklich darauf hingewiesen, und nie ist der Versuch gemacht worden, sie ernstlich zu widerlegen.

Was den Fetischismus im besondern betrifft, so darf man ihn nicht als eine vollständige Religion oder eine eigene getrennte Stufe religiöser Entwicklung ansehen. Er ist nur ein Teil einer Religion und ein Auswuchs aus andern religiösen Anschauungen. Das geht klar hervor aus dem, was wir über Afrika, das klassische Land des Fetischismus, berichtet haben. Wie sich aus unsern Darlegungen ergibt, haben alle Negerstämme eine mehr oder weniger klare Vorstellung von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer und Herrn aller Dinge. Wir fügen hier noch das Zeugnis des englischen Missionärs

Robert Kamill Nassau[1] bei, der auf Grund einer vierzigjährigen Erfahrung in Westafrika schreibt, er könne mit voller Zuversicht die Behauptung aufstellen, daß die Eingebornen allgemein an ein höchstes Wesen glauben. „Unter der nur wenig verschiedenen Form von Anyambe, Anyambie, Njambi, Nzambi, Anzam, Nyam oder, in andern Gegenden, Ukuku, Suku usw. anerkennen sie ein ihnen überlegenes Wesen an, von dem sie mir angaben, daß es ihr Schöpfer und Vater sei." Aber dieser steht zu hoch und zu fern, er kümmert sich nur wenig um diese Welt, und deshalb erweist man ihm fast keine Verehrung; nur in den äußersten Bedrängnissen nimmt man zu ihm seine Zuflucht. Viele Neger glauben auch, Gott zürne den Menschen wegen begangener Sünden, er habe sich in seinen Himmel zurückgezogen und die Angelegenheiten dieser Welt den untergeordneten Geistern überlassen. An diese Geister, die vielfach als Vermittler zwischen dem Menschen und dem höchsten Wesen angesehen werden, wendet sich nun der Fetischismus, der gerade dadurch entstand, daß man Gott immer mehr vernachlässigte und die ihm gebührende Verehrung auf untergeordnete Geister übertrug.

Doch ist nicht jede Geisterverehrung schon Fetischismus. Die Neger verehren vielfach Geister, die mit Fetischismus nichts zu tun haben. Der eigentliche Fetisch ist irgend ein materieller Gegenstand, der infolge verschiedener Zeremonien des Zauberdoktors der Wohnsitz oder Aufenthaltsort eines Geistes geworden ist und dem Willen des Besitzers dieses Gegenstandes untersteht[2]. An diesen Fetisch richtet der Besitzer Gebete und Opfer; er hat aber für ihn nur so lange Wert, als der Geist darin wohnt und wirksam ist oder er nicht einen andern Fetisch erhält, in dem ein mächtigerer Geist seine Wohnung aufgeschlagen hat. Der Fetisch ist deshalb auch nicht zu verwechseln mit den Amuletten oder Talismanen, in denen keine Geister, sondern nur unbewußte geheimnisvolle Kräfte stecken und an die man deshalb auch keine Gebete und Opfer richtet. Neben allem Fetischismus bleibt aber immer der Glaube an Gott und in gewissen Umständen sogar eine eigentliche, wenn auch schwache Gottesverehrung bestehen.

Einige wollen noch heute die Religion daraus ableiten, daß die primitiven Menschen an die Allbeseelung glaubten und so zur Naturverehrung geführt wurden. Der primitive Mensch, sagt man, betrachte alles nach Analogie von sich selbst und lege allen Dingen Leben bei: dem murmelnden Quell, dem knisternden Feuer, dem heulenden Sturm usw. Ratzel[3] schreibt: „Agathias sagt von den Alemannen, daß sie Bäume und Bäche, Berge und Täler verehren; wir dürfen kühnlich die Allbeseelung, die dieser Verehrung zu Grunde liegt, für die ganze Menschheit annehmen." Das entspricht den Tatsachen nicht. Wohl glauben die Wilden vielfach an zahllose Geister, die überall herumspuken

---

[1] Fetichism in West-Africa. Forty Years' observation of native Customs and superstitions, London 1904, 34. Auch J. Irle, der 34 Jahre als Missionär in Afrika zubrachte, sagt (Die Herero [1906] 75) von den Herero und allen Bantustämmen: „Sie kennen den höchsten, wahren Gott, aber verehren ihre Ahnen."

[2] Ebd. 81—82. Sehr eingehend handelt über den Fetischismus auch Baudin, Le Fétichisme ou la Religion des Nègres de la Guinée, in den Missions catholiques 1884, 190 ff.

[3] Völkerkunde I² 39.

und gelegentlich oder dauernd in Bäumen, Felsen, Flüssen, Bergen ihre Wohnung aufschlagen; aber es fällt ihnen nicht ein, alle Dinge für beseelt und lebendig zu halten. Der Lehm, das Holz oder Stroh, mit dem sie ihre Hütten bauen, gelten ihnen keineswegs als beseelt. Auch unterscheiden sie sehr wohl den Fluß oder Berg von den Geistern, die darin wohnen. Sie unterscheiden überhaupt sehr genau zwischen belebten und unbelebten Wesen, zwischen Pflanzen und Tieren, zwischen Tieren und Menschen. Auch bei derselben Tierart unterscheiden sie zwischen solchen Individuen, die von einem Geiste beseelt oder bewohnt sind, und andern, die es nicht sind[1]. Stellt sich ein Fetisch oder Amulett als wirkungslos heraus, so wird es als wertlos weggeworfen, weil man die Überzeugung gewonnen, daß keine höhere Kraft darin wohnt.

Wir übergehen die präanimistische *Zaubertheorie*, welche die Religion aus dem Glauben an geheimnisvolle, unpersönliche Zauberkräfte entstehen läßt. Die primitiven Menschen, sagt man, nahmen solche geheimnisvolle Zauberkräfte an, die über alle Gesetze der gewöhnlichen Kausalität erhaben seien und deren man sich durch besondere Mittel bemächtigen könne. Erst spät und allmählich habe man die sämtlichen Zauberkräfte in einem einzigen persönlichen Wesen vereint — und zwar unter dem Einfluß des Animismus — und sei man so zur Idee eines höchsten persönlichen Wesens gelangt[2]. Aber auch diese Theorie steht im Widerspruch mit den Tatsachen. Nirgends finden wir den bloßen Glauben an solche unpersönliche Kräfte; gerade bei den primitivsten Völkern tritt der Glaube an ein höchstes persönliches Wesen scharf hervor.

12. Da die Tatsachen den genannten Theorien über den Ursprung der Religion widersprechen, helfen sich die Anhänger derselben damit, daß sie *die Entstehung der Religion zurückdatieren in eine längst vergangene Zeit, von der wir keinerlei Kunde mehr haben* und in der die Menschen in unermeßlichen Zeiträumen aus einem tierischen Zustand sich emporgearbeitet haben sollen. Aber damit verläßt man den Boden der Tatsachen. Ja man tritt in direkten Widerspruch nicht etwa bloß mit der christ-

[1] Der Missionär P. *Duby* C. S. Sp. erzählt (Missions catholiques 1877, 306), er sei einst in der Nähe des Dorfes Tubabdialo am Kap Naze (Senegambien) zu einer Quelle gegangen, um seinen Durst zu stillen. Da traten ihm eine Anzahl Frauen entgegen, die an der Quelle beschäftigt waren, und baten ihn, er möge nicht näher kommen oder wenigstens die Schuhe ausziehen, um den Geist der Quelle nicht zu erzürnen. „Wer ist dieser Geist", fragte Duby, „daß man ihn mit solcher Verehrung behandeln soll?" — „Du weißt es wohl, es ist eine Schlange." — „Eine Schlange! Ich fürchte die Schlange nicht; ich habe schon mehr als eine Schlange getötet, und wenn diese Schlange das Unglück hat, mir unter die Augen zu kommen, so wird sie dasselbe Los ereilen." — „Aber diese hier ist *nicht eine Schlange wie die andern Schlangen*; sie ist mächtig. Glaube uns, es wird dir ein Unglück zustoßen, nimm dich in acht, sie hört dich, sie ist da auf diesen Hügeln." — „Ihr wißt aber doch, daß diese Geister dem Missionär nicht schaden können, ihr sagt das ja selbst immer." — „Wohl, aber sie wird uns zürnen, wenn wir dich gewähren lassen." Als sich der Missionär trotzdem zur Quelle begeben wollte, brachte ihm eine Frau eilig eine Kalebasse voll Wasser und sagte ihm in großer Angst: „Da, trink, aber gehe ja nicht zur Quelle, sonst würde sie versiegen." — „Aber, noch einmal, sagt mir doch, wer ist denn diese Schlange, vor der ihr so großen Schrecken habt?" — „Es ist", antwortete ihm eine Frau, wohl die klügste von allen, „es ist Seytane" (Satan). Der Missionär schließt daraus, daß der Teufelsdienst die Urquelle alles Fetischismus ist.

[2] *Schmidt*, Der Ursprung der Gottesidee 404 ff.

lichen Offenbarung, sondern mit jeder gesunden Philosophie. Da die heutige Wissenschaft die Unmöglichkeit einer Urzeugung (generatio aequivoca) nachgewiesen, so müssen wir schon für die Entstehung des Lebens auf Erden eine überirdische schöpferische Kraft annehmen. Noch viel mehr gilt das für die Entstehung des Menschen. Schon rein philosophisch läßt sich mit Sicherheit dartun, daß der Mensch eine geistige, unsterbliche Seele hat, die ihn durch eine unermeßliche und unüberbrückbare Kluft von dem vernunftlosen Tiere unterscheidet, so daß eine allmähliche Entwicklung des Menschen aus dem Tiere ausgeschlossen ist [1]. Nur eine überirdische schöpferische und intelligente Ursache konnte den Menschen das Dasein geben. So führt uns schon die bloße Vernunft zur Annahme des Gottschöpfers, der, wie allen andern Dingen, so auch dem Menschen das Dasein gegeben hat. Vernunft und christliche Offenbarung stimmen hier zusammen.

In welchem Zustand sind nun die ersten Menschen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen? Vom Standpunkt der bloßen Vernunft läßt sich wenig Sicheres darüber sagen. Gott muß wenigstens ein erstes Menschenpaar geschaffen haben, ja die heute von der Wissenschaft fast allgemein anerkannte Einheit des Menschengeschlechtes macht es schon rein philosophisch betrachtet sehr wahrscheinlich, daß Gott nur ein einziges Menschenpaar geschaffen hat, von dem alle Menschen auf Erden abstammen. Gott konnte ferner die ersten Menschen nicht als Kinder auf die Erde setzen; sonst wären sie wieder zu Grunde gegangen. Er mußte sie vielmehr in einem menschenwürdigen Zustand ins Dasein einführen, so daß sie für die Selbsterhaltung und Fortpflanzung sorgen konnten. Er mußte es ihnen auch leicht machen, Gott, ihren Schöpfer und Herrn, ihr Endziel zu erkennen. Er mußte ihnen sein Gesetz ins Herz schreiben, so daß sie wußten, was sie zu tun und zu meiden hatten, um ihr Endziel zu erreichen. Das forderte seine Weisheit.

Mit diesen Resultaten stimmt die christliche Offenbarung überein. Manche christliche Forscher neigen zur Meinung, die ersten Menschen seien auf einer hohen Kulturstufe gewesen, und infolge davon finden sie leicht überall Entartung und Degradation. Aber aus den Offenbarungsquellen wissen wir über den Kulturzustand der ersten Menschen nach ihrem Sündenfall und ihrer Verbannung aus dem Paradiese verhältnismäßig wenig. Wir wissen, daß sie von Gott mit Fellen bekleidet wurden, nachdem sie schon vorher selbst Feigenblätter geflochten und sich Schürzen gemacht hatten. Sie kannten selbstverständlich auch die Bedeutung ihres Sündenfalles und die Notwendigkeit der Sühne und Buße. Sie kannten das natürliche Sittengesetz in seinen wesentlichsten Teilen und die Pflicht, durch Erfüllung desselben ihr ewiges Ziel im Jenseits zu erreichen. Sie kannten die Sprache. Zweifellos muß man annehmen, daß sie eine klare Erkenntnis Gottes, ihres Schöpfers und Herrn, und des Endzieles aller Dinge hatten. Endlich beseelte sie die Hoffnung auf den verheißenen Erlöser, die sie ihren Nachkommen mitteilten. Im Schweiße ihres Angesichtes mußten sie sich ihr Brot verdienen, und wahrscheinlich hat schon Adam selbst etwas Ackerbau und Viehzucht getrieben; das darf man wohl daraus schließen, daß von seinen

[1] Vgl. hierüber Cathrein, Die katholische Weltanschauung$^{3-4}$ (1914) 7 ff.

Söhnen der eine Schafhirt, der andere ein Ackersmann war. Beide Söhne brachten Gott Opfer dar; und der eine ließ sich durch Neid zum Brudermord verleiten und lud durch dieses Verbrechen den Fluch Gottes auf sich.

Fragt man, woher die beiden ersten Menschen ihre religiösen Kenntnisse nach dem Sündenfall hatten, so wird man antworten müssen: Wahrscheinlich haben sie dieselben, wenigstens zum Teil, aus der ihnen im Paradiese von Gott gewordenen Offenbarung mitgebracht. Ihre Nachkommen aber konnten auf doppeltem Wege zu denselben gelangen. Viele sittlichen Ideen und Grundsätze bildet sich jeder Mensch von selbst kraft angeborner Naturanlage, wie wir in der Einleitung (I 12 ff) gezeigt haben. Durch Beobachtung der inneren Erfahrung und der Ordnung und Ereignisse in der umgebenden Welt konnten sie auch leicht, solange sie unverdorben waren, zur Erkenntnis Gottes gelangen. Dazu kommt das unermeßliche, unstillbare Sehnen nach vollkommenem, dauerndem Glück, das sich in jeder Menschenbrust unweigerlich regt. Dieses Glück ist aber auf Erden nirgends zu finden. Was lag da näher als der Schluß: mit diesem Leben ist nicht alles aus, es muß ein besseres Leben im Jenseits unser harren, das denen zu teil wird, die hienieden in der rechten Weise gelebt haben?

Daneben hatten die Menschen aber auch die Uroffenbarung, die ihnen die Stammeltern übermittelten, und auf diesem Wege kamen sie gewiß leichter zur klaren Erkenntnis Gottes, des Schöpfers und Herrn aller Dinge, und zum Glauben an die Unsterblichkeit, als durch eigenes Nachdenken. Und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir den Einfluß dieser Überlieferung auf die religiöse Entwicklung der Menschheit ziemlich hoch anschlagen.

Gewiß, alle Menschen konnten mit Hilfe der inneren und äußeren Erfahrung leicht zum Gottesbewußtsein und Unsterblichkeitsglauben geführt werden. Ob sie aber tatsächlich dazu gelangt wären und stets daran festgehalten hätten, wie dies bei den meisten Naturvölkern der Fall ist, wenn ihnen nicht die Überlieferung einer Uroffenbarung zu Hilfe gekommen wäre, das ist doch zweifelhaft. Nichts liegt dem Naturmenschen ferner als das Spekulieren über die großen Daseinsprobleme und überhaupt über abstrakte, überirdische Dinge. Wenn man sie fragt, warum sie an Gott, an ein Leben nach dem Tode u. dgl. glauben, so antworten sie, wie alle Missionäre bezeugen, fast nie mit Vernunftsgründen, sondern sagen einfach: So haben es uns die Alten gelehrt. Gerade wegen dieses so zähen Festhaltens an der Überlieferung kommen die Forscher zum Schluß, daß viele Völker, z. B. manche Negerstämme, heute im wesentlichen dieselben Anschauungen und Gebräuche haben wie vor mehreren Jahrtausenden. Alles weist auf eine längst verflossene Zeit zurück, wo die Menschen eine klarere und reinere Erkenntnis dieser Wahrheiten besaßen, die dann von einem Geschlecht dem andern überliefert, aber allmählich verdunkelt und mit mancherlei Irrtümern vermischt wurden. Die ethnologische Forschung bringt uns so der christlichen Lehre von einer Uroffenbarung sehr nahe. Bestätigt wird diese Auffassung durch die vielen Überlieferungen der Naturvölker, die oft lebhaft an die biblischen Berichte erinnern. Sehr verbreitet ist z. B. die Meinung, daß der Tod durch die Schuld der Menschen in die Welt gekommen ist. Oft begegnet man auch der Ansicht, Gott habe sich infolge der Missetaten der Menschen in den Himmel zurückgezogen und zürne den Menschen. Die Sage von einer Sündflut, die als

Strafe für die Bosheit der Menschen eintrat und aus der nur wenige gerettet wurden, ist fast ein Gemeingut aller Völker.

Doch wir wollen hier keine ausführlichen ethnologischen Untersuchungen über den Ursprung des Gottesbewußtseins anstellen, sondern nur kurz auf einige naheliegende Schlußfolgerungen hinweisen, die sich aus unsern ethnographischen Schilderungen ergeben. Für weitere Ausführungen über die hier angedeuteten Fragen verweisen wir auf die schon mehrerwähnten Werke von Andrew Lang, Wilh. Schmidt, A. Le Roy, Wilh. Schneider usw.[1]

13. Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode in irgend einer Form ist ein Gemeingut der Menschheit. Non omnis moriar ist die Überzeugung aller Völker. Wir haben diesen Beweis mit völlig zuverlässigen Zeugnissen in einer Allgemeinheit erbracht, wie unseres Wissens noch niemand vor uns. Es gibt absolut kein einziges Volk, das keine Fortsetzung des menschlichen Daseins über das Grab hinaus angenommen hat. Von drei oder vier Stämmen wird behauptet, sie hätten keinen Glauben an die Unsterblichkeit gehabt, aber es sind längst verschwundene Stämme, von denen uns ungefähr nichts bekannt ist als der Name, so daß eine Kontrolle jener Behauptung unmöglich ist. Übrigens sind es Stämme, die mitten unter Völkern gelebt haben, über deren Glauben an ein jenseitiges Leben kein Zweifel möglich ist.

Bei den allermeisten Völkern besteht übrigens nicht bloß der Glaube an irgend ein Fortleben nach dem Tode, sondern der Glaube an die Fortdauer der Seele ohne Ende oder an die Unsterblichkeit im eigentlichen Sinn. Wenigstens gilt dies vom Fortleben der Guten. Bei einigen wenigen Völkern scheinen allerdings die großen Missetäter von der Unsterblichkeit ausgeschlossen zu sein. Sie reden von einem zweiten Tod oder einer Vernichtung, einem Untergang oder Sichverflüchtigen der bösen Seelen. Doch ist nie ganz klar, was damit gemeint ist. Sie denken darüber nicht nach. Wie der Gedanke an eine eigentliche Schöpfung aus Nichts den Wilden fernliegt, so auch der Gedanke an eine eigentliche Vernichtung im strengen Sinne des Wortes. Wenn sie von einer Verflüchtigung oder Auflösung der Seele reden, so hängt das mit dem unklaren Begriff des Geistes zusammen, unter dem sie sich oft nur eine Art Schatten oder feineren Stoff denken. Daß die Seelen der Verstorbenen fortleben, das glauben sie, aber über das, was aus ihnen schließlich werde, denken sie wenig oder gar nicht nach.

14. Die Behauptung Haddons, die wir im Vorwort angeführt haben und die sich z. B. auch bei Ratzel[2] u. a. findet, daß erst auf höheren Entwicklungsstufen der Religion das wichtige Element der Moral zugefügt worden sei, widerspricht den Tatsachen. Schon bei den allerprimitivsten Völkern erscheinen Religion und Moral in unzertrennlichem Bunde. Mit Recht sagt A. Lang[3]: „Es ist unrichtig und anmaßlich, mit fast allen Anthropologen den Bund der Moral mit der Religion bei den tiefststehenden Stämmen zu leugnen."

---

[1] Die Naturvölker, 2 Tle (1885 1886); derſ., Die Religion der afrikanischen Naturvölker (1891).

[2] Völkerkunde I² 49. [3] The Making of Religion² 196.

Alle Völker haben wenigstens das dunkle Bewußtsein, daß sie von höheren überirdischen Mächten abhängen, denen ihr Verhalten keineswegs gleichgültig ist; daß sie durch gewisse Handlungen ihnen gefallen, durch andere mißfallen. Von den Feuerländern sagt Ratzel[1]: „Manche Gebräuche deuten auf die Furcht vor Strafen höherer Mächte, so gewisse Speise- und Enthaltsamkeitsregeln." Das gilt ausnahmslos von allen Völkern. Sehr viele von diesen Regeln (Tapus, totemistische Gebräuche, Heiratsverbote, Stammessatzungen u. dgl.) werden ausdrücklich auf höhere Anordnung zurückgeführt, und ihre Verletzung zieht nach allgemeiner Ansicht Strafen höherer Mächte nach sich: Krankheit, Hungersnot, Tod usw.

Bei allen Völkern begegnet uns ferner ein Sühnebedürfnis. Man hat ein dunkles Schuldbewußtsein, das zu Opfern, und zwar sehr oft zu blutigen Opfern, Gebeten, Fasten, Enthaltung von Speisen und vom Geschlechtsverkehr u. dgl. treibt, um dadurch die Götter oder Geister zu versöhnen und sich wieder günstig zu stimmen. Damit hängt innig zusammen die allgemeine Annahme einer moralischen Unreinheit, die man sich durch bestimmte, an sich schuldlose Handlungen oder Vorkommnisse zuzieht. Bei allen Naturvölkern gilt nach der Niederkunft die Mutter, das Kind und zuweilen auch der Vater als unrein, und diese Unreinheit muß durch bestimmte Gebräuche und Zeremonien, durch strenge Zurückgezogenheit, Enthaltung von Speisen, durch Waschungen und Salbungen, oft auch durch Opfer gehoben werden. Erst wenn diese Zeremonien erledigt sind, gelten die betreffenden Personen als rein und dürfen wieder in die Gesellschaft eintreten. Eine Unterlassung dieser Zeremonien würde die schwersten Strafen der Götter nach sich ziehen. Bei den Basutos in Südafrika, den Sioux und Irokesen in Nordamerika bestand früher die Sitte, bei der Geburt eines Kindes das Feuer auszulöschen und erst, wenn die Frau aus ihrer Absonderung zurückkehrte, ein neues Feuer anzuzünden. Dieselbe Erscheinung begegnet uns beim Begräbnis. Alle, die den Leichnam berührt, ja meist alle, die an der Bestattung teilgenommen haben, müssen sich durch Waschungen, Beräucherungen, Springen über ein Feuer u. dgl. reinigen. Auch die Opfer, die man beim Begräbnis darbringt, sind vielfach Sühne- und Reinigungsopfer, die dem Toten notwendig sind. Merkwürdig ist, daß bei vielen Völkern ein eigentliches Sündenbekenntnis, eine Beicht besteht, durch die man bei gewissen Gelegenheiten die Sünde aus dem Herzen schaffen will, um die Strafen überirdischer Mächte abzuwenden.

Aus alledem geht klar hervor, daß wenigstens in diesem Leben das sittliche Verhalten der Menschen unter einer überirdischen Sanktion steht. Dasselbe beweisen auch die Ordalien, die man bei allen Naturvölkern findet und die auf der Überzeugung beruhen, daß höhere Mächte für den Unschuldigen eintreten, den Schuldigen dagegen seiner Strafe überlassen. Fast allgemein besteht auch der Reinigungseid, durch den man Gott und die Götter zum Zeugen seiner Unschuld anruft. Die Scheu vor dem Meineid ist so groß, daß man lieber seine Schuld bekennt; denn sonst würde man, wie man glaubt, von Gott mit der schwersten Strafe heimgesucht werden. Auch die schon erwähnten Sagen

[1] Völkerkunde I² 525.

über den Ursprung des Todes, über die Sündflut, über den Unwillen Gottes wegen der Sünden der Menschen zeigen, daß nach der Meinung der meisten Völker Gott dem sittlichen Verhalten der Menschen nicht gleichgültig gegenübersteht.

Wie steht es aber mit der jenseitigen Sanktion? Bei manchen Völkern ist allerdings der Glaube an die Vergeltung im Jenseits entweder gar nicht oder nur sehr dunkel vorhanden; wenigstens hat man bei manchen Stämmen diesen Glauben nicht konstatieren können. Aber immerhin nimmt die große Mehrheit aller Völker irgend eine jenseitige Vergeltung, eine Scheidung der Guten und Bösen nach dem Tode an. Nach der großen Mehrzahl der Völker müssen die Menschen auf ihrem Weg ins Jenseits eine Brücke oder einen Strom überschreiten oder an einem Ungeheuer vorbeigehen, die den Bösen Schaden bringen u. dgl. Auffallend ist hier die Tatsache, daß es keineswegs die tiefststehenden Völker sind, bei denen der Glaube an die Jenseitsvergeltung fast ganz verdunkelt ist; nein, die allerprimitivsten Völker haben beinahe ausnahmslos eine ziemlich klare Idee von der Verschiedenheit des Loses der Guten und Bösen im Jenseits. Die Guten gehen zu Gott in ein Paradies, wo Überfluß ist an allem, während die Bösen entweder für immer oder wenigstens bis nach geleisteter Sühne von Gott verbannt und an einen Ort der Strafe verwiesen werden. Wir erinnern hier nur an das, was wir über die Ainos, Chins, Karenen, Katchins, Semangs, Sakais, Weddas, Andamanesen, Bataks, Orang-Kubus, Dajaken, Mandingos, Pygmäen, Botokuden usw. berichtet haben. Es hängt das wohl mit dem reineren Gottesbegriff zusammen, den diese primitiven Völker vielfach bewahrt haben.

Zusatz zu Bd III, S. 486 A. 4. Erst nach Drucklegung haben wir aus dem „Anthropos" VIII (1913) 893 ersehen, daß dieser Gott, von dem Kerry-Nicholls spricht, wahrscheinlich Jo hieß. Unlängst hat nämlich Elsdon Best, wie er in der Zeitschrift Man mitteilt, von zwei hochbetagten Maori erfahren, Jo sei das höchste Wesen der Maori gewesen. Seine Kenntnis und mehr noch sein Kult war der höheren Priesterschaft vorbehalten; sein Name durfte im gewöhnlichen Leben nicht genannt werden; man nannte ihn meist „Den da droben". Er war ohne Anfang und Ende, hatte weder Weib noch Kinder und galt als der Schöpfer aller Dinge. Nach dem Tode nahm er alle Menschen zu sich in den Himmel. Von einer jenseitigen Belohnung und Bestrafung scheint keine Rede gewesen zu sein.

Alphabetisches Verzeichnis

der behandelten oder erwähnten Völker und Stämme (Religionsgemeinschaften) [1].

Ababua II 246 284 ff.
Abiponer III 152 ff.
Achaguas III 31 33.
Acoquas III 11.
Admiralitätsinsulaner III 402 ff.
Aduma III 211 ff.
Aëtas 537 ff.
Agarihas 302 ff.
Ägypter 34 ff.
Ahantas 588 ff.
Aht II 540.
Ainos 273 ff.
Ajitas 537.
A-jongo II 422 426 ff.
Akagäer II 627 ff.
Akim 588.
Akóa II 422.
Alacaluf III 220 238 ff.
Aleuten II 520 ff.
Alfuren 533.
Algonkins II 475 ff 486 ff.
Allequas II 587.
Altai, Bergnomaden des 229 ff.
Alurus 668 ff.
Andamanesen 445 ff.
Angoni II 184 ff.
Antankares II 444 449 ff.
Anyanja II 335 ff.
Apatschen II 511 596 ff 601.
Apiaca III 127 f.
Aranda (Arunta) III 319 ff.
Araukaner III 212 ff.
Arawaken III 7 13 15 ff 26.
Araycus III 82 83.
Arikuris III 7.
Asa vgl. Wandorobbo.
Aschantis 588.
Ascholis 668 670.
Ashluslays III 181 ff.
Assiniboins II 488 567 ff.
Assyrier 40 ff.
Athapasken II 511 ff.
Aukas (Aukaner) III 22.
Australier III 240 ff.
Azteken 145 ff.

Babiner II 515.
Babolo II 246.
Babuma II 246.
Babylonier 40 ff.
Badagas 389 ff.
Baduwis (Baduis) 481 ff.
Baganda II 1 ff.
Bagobos 548 f.
Bagoye II 80 ff.
Bahima II 19 ff 61 ff.
Baholoholo II 171 ff.
Baining III 391 ff.
Bairu (Baira) II 61 ff.
Bakerewe II 67 ff.
Bakongo II 246 259 ff.
Bakonjo II 59 ff.
Bakuba II 247.
Bakuena (Bakwena) II 351 419.
Bakumbi II 77 ff.
Bakwiri II 197 199.
Bali II 197 ff.
Baloi II 247.
Balondo II 202 ff.
Baluba II 300 ff.
Balunda II 247.
Bamana vgl. Bambara.
Bamangwato II 351.
Bambara 560 566 ff.
Bambumu II 246.
Banfumu II 246.
Bangala II 246 271 ff.
Banksinsulaner III 435 ff.
Bannars 423 ff.
Banoko II 197 ff.
Banquatse II 351.
Bantuneger II 246 554.
Banyoro vgl. Wanyoro.
Bapuku II 197 ff.
Baris 664 ff.
Baritostämme 512 ff.
Barkinji III 256.
Barolongo II 351.
Baronga II 362 ff 375.
Baschila II 247.
Basoga II 22 ff.
Basoko II 298.
Basonge II 247 305 ff.
Basuto II 351 356 ff.
Batabwa II 167.
Bataks 460 ff.
Bateke II 246.
Batlapinen II 351.
Batwa (Batua) II 80 432 433.
Bawenda II 360 ff.
Bawili II 230 ff.
Bayaka II 247.
Bayanzi II 246.
Baziba II 61 ff.
Belepinsulaner III 415 ff.
Beni-Marungu II 160 ff 247.
Beninneger 615 ff.
Besey II 216.
Betoyes III 32 33.
Betschuanen II 351 ff.
Betsileo II 433 ff.
Betsimisaraka II 433 450 ff.
Biberindianer II 511 ff.
Billings II 520.
Birria III 252.
Bogotenser III 41 ff.
Bondjo II 247.
Boni II 422 ff.
Boninegger III 22 23 24.
Bororos III 108 ff.
Boshyeba II 216.
Botokuden III 102 ff.

[1] Die Zahlen, vor denen eine römische II oder III steht, verweisen auf den zweiten bzw. dritten Band.

Brahmanismus, Anhänger des 56 60 ff.
Bres vgl. Karenen.
Bube II 204 ff.
Buddhisten 75 ff.
Budja II 298.
Bumali II 229 f.
Bungyarlee III 268 ff.
Burāten 248 ff.
Buschneger in Surinam III 32 ff.
Bwaka II 247.

Cahuillos II 592 ff.
Calchaquis III 168 ff.
Campevas III 82 ff.
Canoeiros III 121 ff.
Carajá III 123 ff.
Carrier II 515 f.
Caynas III 121 ff.
Chambioas III 128.
Chanes III 176 ff 208.
Chavantes III 123 127 129.
Cherentes III 123.
Cheros 305 ff.
Chibchas III 41 ff.
Chichimeken II 629 ff.
Chicoraner II 468 ff.
Chilcotins II 515.
Chinesen 82 ff.
Chingpaw s. Katchins.
Chins 403 ff.
Chippewas II 486.
Chippewayans (Montagnais) II 511.
Chippeways (Sauteux) II 488.
Chiquitos III 161 ff.
Chiricoa III 34.
Chiriguanos III 171 ff.
Chirus s. Naga.
Chorotis III 181 ff.
Chunupis III 186.
Cianen III 208 f.
Coërunas III 85.
Colombier III 40 ff.
Comachos III 588.
Coroados III 115 ff.
Coropos III 115 ff.
Cuevaner II 640.
Culinos III 82 f.
Cumaner III 34 ff.

Daholos II 422.
Dajaken 485 ff.
Dakota II 475 558 ff.
Darier II 646 f.
Daudai, die Eingebornen von III 348 ff.
Denes II 511 ff.
Diagiten III 209.
Diegueños II 592 ff.
Dieri III 311 ff.
Dinka 643 ff.
Doms 308 ff.
Dorobbo vgl. Wandorobbo.
Dravidastämme 286 ff.
Dschaggas vgl. Wadschaggas.
Dschains 70 ff.
Dschurs 673 f.
Duala II 127 201 f.
Dufaure-Insel, die Eingebornen der III 368 f.
Dzandzana II 216.
Dzem II 216.

Edues II 610 ff.
Ekois 629 ff.
Epuremeer III 27.
Eskimo II 488 ff.
Euahlayi III 260 ff.
Eurocks (Jurocks) II 583.
Eweer 599 ff.

Fan II 215 ff.
Fantis 588 ff 594 598.
Fayajenes III 51 ff.
Feuerländer III 230 ff.
Fidschi-Insulaner III 440 ff.
Finnen 132 ff.
Flachköpfe (Flat-Heads) II 570 ff.
Floridaner II 461 ff.
Futunier III 505 ff.

Galeka II 382 ff.
Galibis III 2 7 11.
Gallas 634 ff.
Gallier 124 ff.
Gallinomeros II 588 ff.
Gambier III 539 ff.
Ganan 588.
Germanen 127 ff.
Gilbertiner III 475 ff.
Giljaken 263 ff.
Gobu II 247.
Goldküste, Neger an der 588 ff.
Griechen, die alten 111 ff.
Grönländer II 489 ff.
Guajivas III 33 f.
Guantschen 555 ff.
Guaranis III 133 ff.
Guarayos III 188 ff.
Guatos III 167 ff.
Guaykurus III 138 ff.
Guitotes III 49 ff.
Guma II 216.

Haidah II 535 ff.
Haitier (San Domingo) II 454 ff.
Hasenindianer II 511.
Hawaiier s. Sandwichinsulaner.
Herero II 397 ff.
Hindus 56 60 ff.
Hos 326 ff.
Hottentotten II 404 ff.
Hova II 433 ff.
Huilliches III 214.
Huitotes III 49 ff.
Huronen II 475 ff.

Jains s. Dschains.
Jajoi (Jaoi) III 26.
Jakuns 430 437 ff.
Jakuten 237 ff.
Japaner 96 ff.
Ibans 492 ff.
Igneris III 2.
Jivaros III 53 ff.
Ilayas 540 ff.
Illinois II 484 542 ff.
Inder 56 ff.
Joloffs (Woloffs) 564 f.
Joruba 608 ff; III 129.
Iquitos III 60.
Irokesen II 475 ff.
Islamiten s. Mohammedaner.
Itatiner III 205 ff.
Itelmen s. Kamtschadalen.
Juangs 300 ff.
Jumanas III 97 99.

Kabberas 347 ff.
Kabuis s. Naga.
Kaffern in Kaffraria II 379 ff; in Natal II 368 ff.
Kaffitschen 142 ff.
Kailtas II 587.
Kajans 504 ff.
Ka Khiens s. Katchins.
Kakongo II 246.
Kalifornier (Oberkalifornier) II 583 ff; (Niederkalifornier) II 610 ff.
Kalla-Bantru 348 ff.
Kalmücken 229.
Kamakans III 102 ff.
Kameruner II 197 ff.
Kamilaroi III 248 255.
Kamtschadalen 261 ff.
Kanaaniter 48 ff.
Kanarier (auf den Kanarischen Inseln) 555 ff.
Kandhs 337 ff.
Kapus 352 ff.
Kapverdische Neger 564 ff.
Karaye III 66.
Karenen (Kareng, Karians) 405 ff.
Kariben in Panama II 647 ff; auf den Kleinen Antillen III 1 ff; in Britisch-Guayana III 12 ff; in Venezuela III 35; in Colombia III 39 ff.
Katchins 413 ff.
Katscharis 293 ff.

Kavirondo II 46 ff.
Kei-Insulaner 533 ff.
Keiländer II 379 ff.
Kianganen 546 f.
Kikuju II 31 ff.
Kissama II 316 ff.
Klamaths II 583.
Kobeua III 92 ff.
Kochomis II 610 ff.
Koi-Koin s. Hottentotten.
Kois 346 f.
Kolarierstämme 286.
Kols 317 ff.
Komantschen II 596 ff 601.
Konde II 188 ff.
Kondhs s. Kandhs.
Kongoneger II 246 ff.
Konibos III 170.
Konjagen II 518 ff.
Koorcher 361 ff.
Koragas (Korgas) 354 ff.
Koravas 357.
Korjaken 258 ff.
Korwas 311 ff.
Kresch 674 ff.
Kris (Cristinaux) II 488.
Kruneger 580 ff.
Kubaner II 460 f.
Kubus s. Orang-Kubus.
Kukata III 245.
Kukus 680 ff.
Kulin III 247 255.
Kunches III 214.
Kundu II 246.
Kurenti III 22.
Kurilen 272 f.
Kurnais III 247.

Lambadis 364 ff.
Landana, Neger von II 238 ff.
Landdajaken 485 ff.
Lao-tse, Anhänger des 94 ff.
Lappen 197 ff.
Larka-Kols s. Hos.
Latuka 676 ff.
Laymones II 610 ff.
Lendus 677 ff.
Lepibos III 170.
Lingayats 72 ff.
Lokele II 247.
Lolos 278 ff.
Loritja (Luritja) III 319 333 ff.
Loucheux II 511 ff 517.
Louisiana, Indianer in II 552 ff.
Lukullaneger II 242 ff.
Lulua II 247.

Madagassen II 433 ff.
Madis 687 ff.
Mafulu III 360 ff.
Mainas III 57 ff.
Maji III 26.
Majumbe s. Mayombe.
Makololo II 322.
Makuschi III 19 ff.
Malakka, die Eingebornen von 429 ff.
Malbalas III 186.
Malemuten II 519.
Maloer III 430 ff.
Manaziker III 192 ff.
Manbanua (Mananua) 537.
Mandaner II 561 ff.
Mandingos 560 ff.
Mandschus 241 ff.
Mangbetu II 312 ff.
Mangoios III 102 ff.
Manos s. Karenen.
Mantaetis II 400 ff.
Manyema II 180 ff.
Manzaneros III 224.
Maori III 483 ff.
Maos, Marams s. Nagas.
Maranhas III 81.
Maravi s. Morave.
Marcanis III 201.
Mardala III 311.
Marianer III 448 ff.
Markesaner III 548 ff.
Marotse II 323 329 ff.
Marrings s. Naga.
Marshallaner III 470 ff.
Masai II 84 ff.
Maschona II 323 ff.
Maskutins II 475.
Matabele II 345 ff.
Mataguayos III 186 ff.
Matakos III 186 ff.
Matankor III 402 ff.
Matuari III 22.
Mawia II 127.
Mayas 163 ff.
Mayombe II 246 266 ff.
Mbaias III 139.
Mechoacaner 156 ff.
Melanesier III 240 342 ff.
Mericienes III 52.
Mexikaner 145 ff.
Miao 282 ff.
Miekins und Miesos s. Karenen.
Mikmaks II 475 ff.
Mikronesier III 240 447 ff.
Milanos 503 ff.
Minkopies s. Andamanesen.
Miranhas III 97 99 ff.
Misayas (Mesayas) III 84.
Mischmis 287 ff.
Missangas II 227.
Mkulwe, Neger der Landschaft II 137 ff.
Moanus III 402 ff.
Mobango II 298.
Modocks II 583.
Moganga II 274.
Mohammedaner 140 ff.
Moi 420 ff.
Mokobier III 146 ff.
Mongo II 246.
Mongolen 105 ff.
Montagnais (Dene-Stamm) II 487 517.
Monteses III 121 ff.
Monumbo, die Eingebornen von III 374 ff.
Morave II 340 ff.
Mordwinen 204 ff.
Morus s. Madis.
Mosquito-Indianer II 635 ff.
Movimer III 199 ff.
Moxos III 195 ff.
Muiscas (Mozcas) III 41.
Mukjarawaint III 245 247.
Mundas 321 ff.
Mundrucus III 97 101 f.
Muras III 97 f.
Mussikongo II 246.

Nadaweffi II 558.
Naga 392 ff.
Nandi II 49 ff.
Narrinyeri III 244 246.
Natches II 546 ff.
Nauo (Willuro) III 311.
Navahos II 511.
Navajos II 596 ff 601.
Nechjilli II 502.
Neger in Afrika 554 560; II 343 ff; in Surinam III 32 ff; in Brasilien III 129.
Negritos s. Aëtas.
Neuguineer III 348 ff.
Neuhebridener III 425 ff.
Neukaledonier III 415 420 ff.
Neumecklenburger III 398 ff.
Neupommerer III 388 ff.
Neuseeländer vgl. Maori.
Neyvaner III 47 ff.
Niam-Niam 654 ff.
Niafer 476 ff.
Nicaraguer 180 ff.
Nigritier 554.
Nikobarer 454 ff.
Niol-Niol III 296 ff.
Nipissing II 476.
Notenes III 186.
Nubas 659 ff.
Nuragen III 11.
Nutka II 535.

Odjibwas II 486 ff.
Ogluli II 502.
Okanagans II 542.
Olchonas 588 ff.
Olo-Uts 512 ff.
Omaguas III 62 83 ff.

Ona III 230 232 ff.
Ondonga II 395.
Opatas II 618 ff.
Orang-Bukit 429.
Orang-Darat 429.
Orang-Dusuns 512 ff.
Orang-Kubus 469 ff.
Orang-Laut 429.
Orang-Murungs 512 ff.
Orang-Nadjus 512.
Orang-Utan 429.
Orekoponi III 27.
Orotschonen 243 245 ff.
Osterinsulaner III 545 ff.
Ostjaken 222 ff.
Ot-Danoms 512 ff 524 ff.
Otomis II 632 ff.
Ovakuanjama II 390.
Ovambo II 390 ff.

Palau-Insulaner III 467 ff.
Paliyans 370 ff.
Pambias 676.
Pampasindianer III 224.
Panama, Ureinwohner von II 640 ff.
Pangans s. Semangs.
Paniyans 368 ff.
Panches (Panches) III 40 ff.
Papua III 342 f 350 ff 369 371 ff.
Paraguay, Indianer in III 132 ff.
Parahiyas 314 ff.
Parayans s. Parias.
Parias in Indien 374 ff.
Parkunji III 268 ff.
Parnkalla III 311.
Parsis s. Perser.
Passés III 81 ff.
Patagonier III 224 ff.
Pataxos III 112 ff.
Paumotu III 532 ff.
Payayasis III 78 79.
Perser 51 ff.
Pevas III 62.
Pfefferküstenneger 575 ff.
Phönizier 48 ff.
Pimas II 607 ff.
Polynesier III 240 483 ff.
Pomos II 588 ff.
Ponapeer III 462 ff.
Ponderas (Pends-d'Oreilles) II 571 ff.
Pondo II 382 ff.
Pongwe II 206 ff.
Puantsindianer II 553 555.
Pueblos II 603 ff.
Pulayas (Puliahs) 379 ff.
Puris III 115 ff.
Pwos s. Karenen.
Pygmäen in Afrika II 421 ff; in Neuguinea III 374.

Quiches 173 ff.
Quoireng s. Naga.
Quojas 576 ff.

Ranqueles III 224 ff.
Reddis s. Kapus.
Rookinsulaner III 384 ff.

Sadhs 63 f.
Saimogeten III 7.
Sakais 430 434 ff.
Sakalava II 444 ff.
Salineros II 618.
Saliva III 31 32.
Salomoner III 408 ff.
Sambesivölker II 318 ff.
Samoaner III 516 ff.
Samojeden 214 ff.
San II 404 412 ff.
Sandwichinsulaner III 552 ff.
Santals 332 ff.
Sapazoi III 26.
Sapoyas III 78.
Sapurunus III 201.
Saramakaner III 22.
Schilluk 648 ff.
Schoschonis II 581 ff.
Schuaras III 53 ff.
Schwarzfüße II 516.
Seedajaken 492 ff.
Sekanais II 515.
Selungs 427 ff.
Semangs 430 ff.
Seres (Ceris) II 618 ff.
Sgaus s. Karenen.
Shastas II 583.
Sierra-Leone-Neger 572 ff.
Siks 64 ff.
Sinaloer (Cinaloer) II 624 ff.
Sintoisten (Schintoisten) 100 ff.
Sioux s. Dakota.
Siusi III 85 ff.
Sklavenindianer II 511 ff.
Sklavenküstenneger 599 ff.
Slaven, die heidnischen 136 ff.
Sonomas II 588 ff.
Sonorer II 618 ff.
Stiengs 439 ff.
Sudanneger 554.
Suk II 41 ff.
Sulka III 395 ff.
Sulus (Zulus) II 372 ff.
Surikesen II 475 ff.
Susus 575.

Tabajans 512.
Tacanas III 201 ff.
Tagalen 540 ff.
Tagbanuas 549 ff.
Tahitier III 526 ff.
Taita (Wataita) II 103 ff.
Tanala II 438 ff.
Tanganikavölker II 141 ff.
Tankhuls s. Naga.
Tapajosis III 80.
Tapuyas III 77 ff 123.
Tasmanier III 334 ff.
Tataren Sibiriens 233 ff.
Ta-tathi III 256 ff.
Tecunas (Ticunas) III 62 82 84.
Tehamas II 588 ff.
Tehuelchen III 228 ff.
Tembu II 382 ff.
Ten'a-Indianer II 508 ff.
Tepeaken 159 ff.
Tharus 289 ff.
Tidni III 311.
Timoresen 528 ff.
Tinges s. Bisayas.
Tinitianen 552 ff.
Tlaskalteken 160 ff.
Tlinkit II 527 ff.
Tobas III 165 ff.
Todas 381 ff.
Tolewahs II 587.
Topeke II 298.
Tonganer III 493 ff.
Toromanus III 201.
Torresstraße-Stämme III 342 ff.
Tscheremissen 207 ff.
Tschineger 588 ff.
Tschinuk (Chinuk) II 535 ff 542.
Tschuktschen 253 ff.
Tschuwaschen 211 ff.
Tumupacenos III 201 ff.
Tungusen 241 ff.
Tunjer III 41 42 ff.
Tupin-Ikin III 66 ff.
Tupin-Imbas III 66 ff.
Tupis III 66 ff.
Turkana II 41 ff.
Turumbu II 247.

Uaraicu III 83.
Umauas III 84.
Uraons 342 ff.
Usiai III 402 ff.
Utawais II 475.

Varai III 205 ff.
Vedismus, Anhänger des 56 f.
Vejoses III 186.
Venezolaner III 34 ff.
Virakaner III 203 ff.
Virginier II 470 ff.
Visayas 540 ff.

Wadschagga II 95 ff.
Wafipa II 156 ff.
Wagenia II 247.
Wagindo II 127.
Wagiriama II 40.

Waguha (Baguha) s. Baholo-
Wahehe II 120 ff. [holo.
Wajao II 127 ff.
Wakuafi II 91.
Wallisinsulaner III 510 ff.
Walman III 382 ff.
Wamakonde II 127 132 ff.
Wamakua II 127 129 ff.
Wamuera II 127 132 ff.
Wandorobbo II 59 91 ff.
Wangata II 276 ff.
Wangelima II 298.
Wangoni (Angoni) II 124 ff 184 ff.
Waniamwesi II 106 ff.
Wanyoro II 11 ff.
Warega II 247 290 ff.
Warrau III 13.
Warundi II 151 ff.
Wasanja II 36 ff.
Wasaramo II 116 ff.
Wasena II 337.
Wasigua II 110 ff.
Wathi-Wathi III 256 ff.
Wayganna III 66.
Wayova II 168 ff.
Wazimba II 247.
Weddas 442 ff.
Wiimbaio III 246.
Wirabjuri III 244 248.
Wisconsinindianer II 555 ff.
Wotjaken 202 ff.
Wotjobaluk III 247.

Yagan II 230 236 ff.
Yaper III 458 ff.
Yule-Insulaner III 350 ff.
Yurakares III 209 ff.

Zameos III 60.
Zwergvölker Afrikas s. Pygmäen.

Personen- und Sachregister[1].

Achelis Th. 6 7 31.
Acosta Joaquin III 43.
— Jos., S. J. 146 ff 186 ff 193; II 630.
Acuña Cristobal de, S. J. III 63.
Adams Alf. M., O. S. B. II 120 121 125 132 134.
Adelung J. H. II 614 616 618.
Adeodat O. M. Cap. III 220 221 222.
Alabaster Henry 79.
Alazard Ild., C. S. C. III 546.
Alberuni 61.
Alegre Fr. X., S. J. II 622 625 626 630 631.
Alexander VI., Papst III 40.
— J. E. II 421.
Alexis M. G. II 246.
Allbeseelung III 571.
Allotte, P., S. M. III 415.
Amable, P., C. S. C. III 549.
Amaldolini, P., O. S. B. 403 404.
Ambrosoli, P. III 384 388.
Amundsen Roald II 502 503.
Anatoli, Archimandrit II 524 525.
Anchieta Jos. de, S. J. III 33 74 76.
Anderson Ch. J. II 398.
André Ludwig, S. J. II 555.
Animismus III 570.
Apache Antonio II 600 602.
Appert G. 381.
Appun K. F. III 12 13 15 17 18.
Arbousset T. II 400 ff 416 417.
Arias Fern. III 46.
Aristoteles 1 113 117.
Arlet Stanislaus, S. J. III 197.
Armentaria Nikol., O. S. Fr. III 201 202.
Arteinheit des Menschengeschlechtes 3.
Asyle (Zufluchtsstätten) 626 627; II 19 393; III 482 510 560.
Augustinowitsch 255 256.
Augustinus, der hl. 2 31.
Auften 76.
Avesta, das 52.
Azara Felix de 23; III 204.

Backhouse III 338.
Badin Fr. V. II 556 557.
Baegert II 610 611 613 614.
Baker Sam. White 645 676 677.
Bälz E. 97.
Bancroft H. H. 147 170 171 174; II 516 519 523 527 536 538 541 584 ff 599 ff 613 622 623 636 ff.
Banholzer, P., F. S. C. 651 652 653.
Baraza Cypr. III 195 199.
Barbaglia Jos., S. L.[2] 609 612 613.
Barbot J. 565 574 578 580 588 593.
Barlow, Captain 676.
Barnum, P., S. J. II 505.
Barret, Captain II 36 37 39 40.
Barth Herm. v. II 351 353.
Barzano (Barceno) Alonso III 134 135.
Bastian A. 80 538; III 517.
Bastides Rodrigo de III 37 38.
Bataillon S. M., Bischof III 510 ff.
Baucke Florian III 146 147 149 ff.
Baudesson, Kapitän 422.
Baudin, P., S. L. 608 609 614 615; III 571.
Baumgartner A. 36 128.
Bazin Hippolyt 566 567 571.
Beadmore Edward III 348 349 350.
Beal S. 80.
Beicht (Sündenbekenntnis) 54 72 161 169 177 183 191 391 534; II 33 36 54 140 141 277 500 518 653; III 42 72 303 369 445 519 576.
Beichtspiegel 43 391 556.
Bell Chas. N. II 636 637 638 640.
Bellière, P., M. A. II 187 188.
Benavides II 606.

[1] Solche Gegenstände, die ungefähr bei jedem Volke zur Sprache kommen, wie Ehe, Familie, Eigentum, politische Organisation, Strafrecht, Begräbnis, Religion, Unsterblichkeitsglaube u. dgl., werden hier nicht erwähnt. Wer z. B. über die Religion eines Stammes Näheres erfahren will, braucht nur den Namen des betreffenden Volkes im „Verzeichnis der behandelten Völker und Stämme" nachzuschlagen. Die vor den Zahlen stehenden II oder III verweisen auf den zweiten bzw. dritten Band.

[2] S. L. hinter einem Namen bedeutet Seminarium Lugdunense, S. P. Seminarium Parisiense (Seminar der auswärtigen Missionen).

Bentley H. II 274.
Benzone Hieron. II 455 461.
Bernard Jos., S. J. II 505 507.
Berthon, P., C. S. Sp. III 85.
Bertrand J. 63.
Beſt Elsdon III 577.
Bettendorf, P. III 80.
Bhattacharya 64 65 70.
Biard Peter[1] II 476 479 481.
Bick C. II 379 380 381.
Bieler Fr. 145.
Bigandet, Biſchof 415 439.
Binetſch G. 600.
Bird Iſabella L. 273 277.
Biſchofs, P., P. M. S. III 296.
Bittremieux Leo, Sch. II 268 270.
Blagden Charles Otto 430 ff.
Blair E. H. 540.
Bleek Wilh. II 375 376 408.
Blutbrüderſchaft 425 532; II 3 14 27 40 64 74 82 117 129 225 257 286 293 313 332 439.
Boas Fr. II 498 499 500.
Böhtlingk O. 68 69.
Bonifatius, der hl. 129.
Bonney Freder. III 268 269 270 272.
Bontemps Ed., M. S. C. III 475 481.
Boscana Geron., O. S. Fr. II 594.
Bouche E. 602 603.
Bouchet, P. 63.
Bourdon, Biſchof 413.
Bove Giacomo III 230 231 234 ff.
Braguez O. P. 602.
Braſſeur de Bourbourg 146 156 170; II 604 605 631 634.
Brébeuf Jean de II 480 483 485.
Breſſani Fr. Joſ. II 476 480 485.
Bridges Thomas III 231 239.
Brigham F. III 557.
Bringaud J. B., S. P. 405 409.
Bringmann A. III 146.
Brincker 26; II 398 399.
Brinton D. G. II 592.
Brooke Charles 499 500.
Bruel G. II 230.
Brulius 196.
Brun Joſ., M. A. 571.
Buch Max 202 203 204.
Bugeaud Frid., C. S. Sp. II 34 35.
Bühler G. 66.
Burkhardt-Grundemann II 494; III 17 18 488 526.
Burnouf E. 79.
Burns M. 62.
Burrows Guy II 314.
Butaye, P., S. J. II 265 266.

Cadell Colon. 453.
Caillot E. III 545.
Callaway Henry II 374 375 376.
Calvert James III 442.
Cambier Emeri, P., Sch. II 271 273 274.
Camboué Paul II 436.
Cameron A. L. P. III 256 257 258 260.
Camiſa, P., S. J. 355.
Campana Dom., O. S. Fr. III 178.
— P., C. S. Sp. II 238 239 241.
Campbell John II 414 415 416.
Canga-Argüelles 550 551.
Cantova J. A. III 454 455 457.
Capello S. V. II 507.
Carcereri S. V. 663.
Cardus José, O. S. Fr. III 165 ff 174 186 ff 191 192.
Caret, C. S. C. III 539.
Cäſar Julius 124 126 129.
Caſati G. 659 664 665; II 312 314.
Caſtan, P., Laz. II 444 446 447.
Caſtañeda de Najera Pedro II 605 606.
Caſtelnau Francis de III 127 128 145 167 170 173.
Caſtillo Bernal Diaz del 146; II 460.
Caſtrén M. A. 132 133 199 200 218 220 223 ff 227 228 241 243 245.
Catlin G. II 558 559 561 563 564 ff 574 ff.
Cayzac, P., C. S. Sp. II 31 32 33 34 35.
Chabas 38.
Chalmers James und Wyatt Gill 489; III 360 370.
Chamiſſo A. v. III 472 473.
Chanel, P., der Selige, S. M. III 505 ff.
Chantepie de la Sauſſaye 35 37 39 44 50 59 60.
Chantre y Herrera Joſ. III 58 59 60 61 ff.
Chapaux A. II 246 253 254 255 259.
Chappe d'Auteroche 258.
Charlevoix Pierre Franc. 78 100 103 104; II 457 458 476; III 133 134 136 138 163 193 194 209.
Chevron, P., S. M. III 509 515.
Chirino Pedro 540 ff.
Chomé, P. III 171 173 175 176.
Chriſtians F. W. III 462 463 464.
Cicero 2 118 119 122 127; III 31.
Claſſe Léon, M. A. II 80 ff.
Clavigero Fr. Xav. 146 147; II 613.
Codrington, Rev. III 435 436 437.
Cojazzi Ant., Sales. III 230 231 236 238.
Colin Franz 538 540 541 ff.
Coll Armengo II 205 206.
Colle, P., M. A. II 182 183 256 300 301 302 303 304 305.
Collins David III 244.
Collogudo 170.
Comajuncoſa Ant., O. S. Fr. III 171.
Combès Fr. 423 540.
Condon, P., M. A. II 22 ff 27 28 30.
Cook James III 335.

[1] Auf II 479 ſteht irrtümlich Biard (ſtatt Biard). Daſelbſt Zeile 14 von oben muß es heißen 1616 (ſtatt 1618).

Cooper T. T. 287 288.
Coquilhat C. II 246 271 272.
Cordoba Petrus de, O. P. III 36.
Corroda, P., O. S. Fr. III 171.
Cors, P., O. S. Fr. III 188.
Cortez Fern. 145.
Coudreau H. III 102.
Coulbois, P., M. A. II 146 147.
Couppé, Msgr III 393 394 395.
Craig 41.
Cranz David II 489 491 ff.
Crawshay R. II 31.
Crevaux Jules III 23 24 25 26.
Crocker W. M. 503 504.
Crooke W. 290 ff 302 304 305 ff 309 311 ff 317 ff.
Croonenbergh Karl II 346 348 349.
Croothe W. 64.
Croß M. 407 412.
Cruickshank B. 595 596 ff.
Cudena Pedro III 75.
Cunningham J. F. 668 671 673 676 678 679; II 1 11 13 16 18 20 23 28 46 59 60 65 67 181 182.
Cureau A. II 246.
Curr E. M. III 252.
Czimmermann Stephan II 340 341.

Dahlmann Jos., S. J. 79 103.
Dahmen F. 371 373.
Dall W. 512 513.
Dalton Colon 301 321 327 342 344 345.
Daniel H. A. 82.
Dankbarkeit 277 427 471 597; II 164 ff 188 191 200 349 369 413 426 493 513 585; III 99 280 323 336 564.
Dapper O. 560 617 618 619.
Darwin Charles III 231 238 239.
Daumas Fr. II 400 401 402.
Dautremer Jos. 412.
Davezac, P., C. S. Sp. II 211 212 213 214.
De Hertog II 256.
De Jonghe II 256.
De Laet Joh. II 468 479; III 26 27 74 231.
Delalle, P., O. M. I. II 373.
Delgado J. J. 540.
Delhaise, Kommandant II 290 291 ff 296.
Del Techo III 212.
Den Daniel Sorur Dharim 643 646.
Deniau Alfr., S. M. III 430 ff 441 443 444 ff.
Dennet R. E. 608 609 611 614 615; II 231 232 233 ff.
Des Marchais, Chevalier 576 588 589 593 602.
De Smet P. J., S. J. II 560 ff 567 570 572 574 580 581 582.
Deußen Paul 13.
Diodor von Sizilien 125 127.
Dobrizhoffer Martin III 153 154 ff 161 226 229.
D'Ohsson C. 105 106 107.
Douceré, Msgr III 427.
Dourisboure 423 424 426.
Dove T. III 338 342.
Droogmans H. II 246.
Dschingis-Khan 105 106 108.
Dubois J. A. 62 65 66 ff 348 364 375 377 379 380.
Duby, P., C. S. Sp. III 572.
Du Chaillu P. B. II 421.
Du Halde P. 82 84 282.
Dumont d'Urville 528 530; III 249 440 444 447 466 471 550.
Duncan Mc Nab III 310.
Dundas K. R. II 41 42 44 45.
Dunn Edm. 495.
Dupuy M. S. C. III 480.
Du Tertre P., O. P. III 1 2 3 ff.
Dvorak Rud. 83 94 96.

Eckardt M. III 408 ff 412 414 426 427 428 435 436 437.
Eckart Anselm III 75.
Eder Fr. Xav. III 198.
Edkins 79 80.
Egede Hans II 489 490 491 494 ff.
Ehe, Unauflöslichkeit der III 565; Einheit der III 565.
Ehrenreich P. III 106.
Eigentum III 568.
Elkington E. W. und Norman Hardy III 408 412 413 415 429 430.
Ellis A. B. 595 601 606 607 608 610 ff.
— William III 552.
Elloy, Bischof III 226.
Emin Pascha II 11 12 13 ff 312 422.
Enderli J. 254 255 256.
Endle Sidney 293 294.
Engels, Leutnant II 276 277 ff.
Erman A. 55 250.
Escoffier, P., C. S. C. III 550.
Ethnographie 19.
Ethnologie 19.
Evrard, P., S. J. 443 444 445.
Eyre Edward John III 272 273 ff.

Faber E. 85.
Fasten 162 170 176 543 606 646; II 388 628 629; III 3 4 8 13 37 46 81 83 91 94 156 170 174 196 198 207 208 usw.
Faure, P., S. J. 457.
Felkin R. W. 687 688 ff.
Fernandez Joh. Patr. III 161 162 163 164 192 194.
Festa E. III 53.
Fetischismus 587 603 623 684; II 209 239 253 260 269 295 298 310; III 570 f.
Feuerverehrung 53; II 547; III 310 316.
Filbry, P., M. S. C. III 473 474.
Finch William 572 573.
Finicio Jak. 381.
Fischer Adolf 427 428.
Fison, Rev. III 443 444.
— Lorimer III 241.
Flad 86.
Flinders Petrie 39.

Forbes H. O. 469 472 528 530 531.
Fortleben nach dem Tode III 575.
Fourneau, Leutnant II 229.
Foy, Dr III 296.
Franklin John II 513.
Franz Xaver, der hl. 63.
Fräßle J., S. C. II 298 300.
Frazer J. G. 27 402.
Frédoux F. II 355.
Fritsch G. II 412 413.
Fritz C. III 450.
Frobenius L. II 271.
Fuentes Franc. III 62 63.
Fülleborn Friedr. II 121 125 ff 132 134 136 188.

Gagnière, P., S. M. III 423 424.
Gallaud, P. 595 596.
Garcia Franc. III 448 ff.
Garcilaso de la Vega 188 189 191 194.
Garson J. G. III 235.
Gason S. III 314 318 319.
Gassó Leonardo II 647 648 ff.
Gaubil Anton 87.
Gautier 421.
Gautret P., S. M. III 429.
Gay III 151.
Geheime Gesellschaften II 80 172 206 255 305 315 usw.
Georgi J. G. 197 202 204 207 209 216 227 ff 236 238 ff 243 248 ff 256 262; II 522 524.
Gerboin M. A., Bischof II 155 156.
Geurtjens H., M. S. C. 534 ff.
Gewissen 37 69 88 90 92 98 102 112 114 120 604; II 137 403 usw.; III 500.
Geyer Fr. Xav., Bischof 648 654 ff 663 667 ff 671 672 674.
Gilbert, P. 549.
Gilg Adam II 619 620.
Gilhodes Ch., S. P. 417 418 420.
Gill Wyatt III 345 346; s. Chalmers.
Gillen F. J. III 320—333.
Giorda, P., S. J. II 573.
Giordano Lor., Sales. III 76.
Giroult Ludw., M. A. II 77 78 ff.
Gmelin J. G. 208 210 212 233 235 ff.
Gomara Fr. Lopez de 146 150 153 154 180 181 183 187 189 194; II 455 460 468 ff 630 635 640 646 647; III 1 34 35 36 37 40.
Gorjú, P., M. A. II 21.
Gracia, P., C. S. C. III 551.
Grandidier Alfr. II 447 448.
Grange, P., S. M. III 496 504 505.
Graviers, P., S. J. II 482.
Gregg Jos. II 601.
Greßmann H. 44.
Grey George III 289 290 ff.
Grillet, P., S. J. III 11.
Grimm Jakob 130.
Grimme Hub. 141.
Grosier J. B. 84.
Grubauer Alb. 436 437.
Grundemann s. Burkhardt.
Gründler W. II 360.
Gruppe O. 111 112 ff 116.
Gryse P. de 301 f.
Guevara III 134 136 151 168 169.
Guillemé, P., M. A. II 168 169 ff.
Guillermain, Bischof II 60.
Guinnard A. III 226 227.
Guis, P., M. S. C. III 353 355 ff.
Gumilla Jos. III 3 28 29 ff.
Gynokratie III 567.

Haddon A. C. v; III 343 344 ff 575.
Haeckel E. 10 443.
Häflinger O. S. B. II 126 127.
Hagen B. 469 470 471.
Hager Karl III 471 472 474 475.
Hahn C. 202 204 207 208 209.
— Theoph. II 417 418 420.
Halkin J. II 484 485 ff.
Hall C. F. II 498 499.
Hamberger Al., M. A. II 137 138 ff.
Hamilton Ch. II 316 317 318.
Hammurapi 44 ff.
Harakiri 99.
Hardy Ed. 77.
— Spence 77 78.
Hariot Thomas II 470—474.
Harlez C. de 80—86 107 108 241 242 243.
Hartland Sidney II 353 373 374 375.
Hartskorn 443.
Harzer Ferd., M. S. C. III 481.
Häusler, P., O. S. B. 56.
Hayes, Dr 328.
Hearne S. II 513 517.
Hellwald Fr. v. 4 9 19 24 406 564 645 657 663; II 358 591 601; III 102 103 201.
Henry J. II 566—570.
Hernandez Pablo III 133—135.
Herodot 34 39 49 54.
Herrera Ant. 147 156 158 160; III 36.
Herrmann II 61.
Hesiod 113 115 117 118.
Hieronymus, der hl. 2 372.
Hillebrandt A. 58.
Hobley C. W. II 34—36.
Hochstetter Ferd. v. III 483 491.
Hodgson 80.
Hodson J. C. 393 ff.
Hofbauer Severin, O. S. B. II 121 ff.
Hofmayr W., F. C. S. 648 649 650.
Hollis A. C. II 49 ff 88 89 90.
Holmberg H. J. II 520 534.
Holub Emil II 323 334.
Horner, P., C. S. Sp. II 106 107 ff 116 ff.
Horsburgh 449 500.
Houston, General II 602.
Howitt A. W. III 241 ff 311 312 ff.
Huguenin Paul III 526.
Humboldt Alex. v. II 540; III 91.
Hunter W. W. 300 305 321 ff 326 334 337 339 342 ff.

Huonder Ant., S. J. III 177.
Hurel Eug., M. A. II 67 ff.
Hyades Paul III 238.
Hyazinth, P., O. M. Cap. III 50 51 52.

Jackson, P. 492.
— William 52.
Jacobs Jul. 481.
Jacobsen J. A. II 501 507.
Jarves James J. III 552 ff 558 ff.
Jaussen Tepano, Bischof III 546 547.
Jeffrey III 337 338.
Jellinghaus Th. 322 ff 333 334.
Jeremias Fr. 50.
Jetté J. II 508—510.
Ignace Etienne III 129—132.
Ihering H. v. III 169 170.
Jodl Fr. 4.
Johnson James 608 610 613.
Johnston Harry 678 679; II 1 8 10 11 19 ff 29 30 47 52 60 88 424.
Joffet, P., M. A. II 156—159.
Jouet, P., M. S. C. III 352 360.
Irle J. III 571.
Jung Karl Emil III 443.
Jungfräulichkeit 1 50 59 129 149 209; II 156 176 485 625 659.
Junghuhn Fr. 463.
Junker Wilhelm 655 658 659; II 312.
Junod H. A. II 362—368 375.

Kahl, Missionär II 353.
— A. III 224 225.
Kant 2 4.
Kaoze Stephano II 160—166.
Kaufmann A. 644 ff 664 666 667.
— Karl M. 115 120.
Kaulen Fr. 46.
Kayser-Roloff 37 38.
Keller-Leuzinger Fr. III 201.
Kempe, Missionär III 326.
Kennan G. 259.
Kenny, P., S. J. III 303.
Kerry-Nicholls J. H. III 486.
Klaatsch H. III 296 297 298 320 331 334.
Klingstädt 217 221.
Knabenbauer Jos. 37 115.
Kobler A. III 146.
Koch-Grünberg Th. III 85 ff 96 97 99 113.
Koenigswald G. v. III 102 121 ff.
Kohler J. 46.
Kolb Peter II 404 406 ff.
Koller A. II 242—245.
Kopp, P. 568.
Koran, der 140 ff.
Körner Fr. II 398 408 413 421.
Kraschenikow 258 259 261 263.
Krause Aurel II 527 ff.
Kreil A. III 153.
Krestinin 217.
Kristen A. III 301—303.
Kropf Jos. III 449 453.
Kugler Fr. Xav., S. J. 40 44.
Labat, P., O. P. 589 602; III 2 6 7.
Labbé, P. 268 ff.
La Billiardière J. J. H. de III 335 340 341.
Labrador Sanchez III 138—146.
Lacombe Alb., O. M. I. II 488.
Lacomme, P., S. J. II 450 451 452.
Lafitau Jos. Fr. 23; II 476 480—482 546; III 3.
Lalemant Gabriel II 482 484.
Lambert, P., S. M. III 415—420.
Landa Diego de, O. S. Fr. 163 164 ff 172.
Lang Andrew 22 27; II 337 418 419 471; III 260 313 314 570 575.
— J. D. 22; III 290.
Lange O. 34 39.
Langsdorf G. H. II 519.
Laouénan, Bischof 60.
Laplume, Kommandant II 315.
Lasaulx E. v. 120 121 122.
Las Casas Barth. de, O. P. 170; II 455 bis 458 623 635; III 10.
Laval Honoré, C. S. C. III 540.
Lawes J. G. III 370.
Lechaptois, Bischof II 148 ff.
Leger J. N. II 457.
Legge J. 83 87.
Le Gobien Charles III 450.
Leguizano Manc. Sierra 195.
Lejeune, P., C. S. Sp. 28; II 217 218 219 227.
— Paul, S. J. II 476 479.
Leigh, Rev. III 336.
Le Moyne J. II 461 463 466 467.
Lenormant Fr. 38.
Leonard Arthur Glyn 621 622 ff.
Leonhardi Moritz v. III 318 319 326 328 330—334.
Le Page Renouf 36 37 38.
Le Pers, P., S. J. II 457.
Le Petit, P., S. J. II 546—550.
Le Roy A., C. S. Sp., Bischof 25; II 84 96 111 112 113 220 255 337 422 424 ff; III 335 570 575.
Lery Joh. III 69 70 71.
Leteffier Ch. 435.
Levadoux, P., C. S. Sp. II 231.
Libermann, P., C. S. Sp. III 85.
Linckens H., M. S. C. III 471.
Lindall 199.
Livingstone David II 133 318 319—322 351 353 354 374 404 419 420.
Livinhac M. A., Bischof II 8 108.
Livius 122 127.
Livorno Ludwig de, O. M. Cap. III 103—106.
Lloid III 337 338.
Lobi Samuel de, O. M. Cap. III 103 106.
Lourdel Simon, M. A. II 8 108.
Low Hugh Brooke 485 489.
Lozano Petrus III 138 140 171 173 181.
Lubbock John (Lord Avebury) 9 451; III 314 342.
Lüders C. 451.
Ludwig A. 57 58 59.
Luzero, P., S. J. III 64.

Macdonald Duff. II 337.
— James II 382 383—389.
Macieowski 139.
Malan A., Sales. III 108—114.
Man Edw. Horace 446 ff.
Manning S. III 249.
Manu, Gesetze des 66 67.
Marche A. 550 551.
Marcoy Paul III 75.
Mariner William III 494 495 496 ff.
Marquardt J. 123.
Marquette Jak. II 542 543 544 546.
Martin John III 494.
Martyr Petrus II 454—458; III 1 2.
Marx Karl 5.
Marzan J. de, S. M. III 442.
Maspero G. 39.
Massaja, Kardinal 142 143 144.
Maßmann Jos., Pa. II 201 202.
Matriarchat III 567.
Matthews M. II 377 379.
Maugham R. C. F. II 337.
Maurer Fr. 454 ff.
Mazzuconi, P. III 384.
Meier Jos., M. S. C. III 393 394 407.
Meinicke Karl E. III 413 483 487 497 511 517 526 ff 530 540 544 548.
Meißner 46.
Meldon J. A. 668.
Menschenopfer 49 50 97 125 129 137 144 148 150 157 158 160 171 177 180 183 186 189 191 337 543 549 588 611 624; II 11 230 300 314 437 447 467; III 47 112 433 497 529 550 559.
— (Tötung von Menschen, die den Verstorbenen ins Jenseits begleiten sollen) 68 97 126 138 144 148 180 189 191 543 578 605 613 617 619; II 16 30 76 108 143 144 241 248 273 283 288 300 304 314 333 340 351; III 6 27 44 49 390 409 420 435 497.
Mera, P., S. J. III 58.
Merensky A. II 188 ff 193 ff 414 418 419.
Merker M. II 84 ff 95 96 99 100.
Merolla Girolamo, O. M. Cap. II 250.
Metzger E. 481—484.
Mével, P. II 103 104 105.
Meyer Ed. 34.
— Joh. Nepom., O. M. I. II 356—359.
Michaud II 553.
Michel Ernest III 222 423 487.
Middendorf A. v. 221 240.
Mignot M. 407.
Milligan III 337 338.
M'Kinlay E. M. III 249.
Moffat Rob. 23.
Mohnike O. 101 103 470.
Molina Ignaz III 213—220.
Mommsen Theod. 119 120 121 122.
Moncet, M. A. 146.
Mone T. J. 126 128 129 137 138.
Monfat, P., S. M. III 483.
Mongouioux, P., O. M. I. II 354.
Monier-Williams 56 60.
Monogamie III 565.
Monteiro, P., S. J. II 329.
Montiton Alb., C. S. C. III 532 ff.
Montoya Ant. Ruiz de III 133 134 135.
Moran Patrit., Kardinal III 309 310.
Morgan Lewis 15.
Morice A. G., O. M. I. II 488 511—516.
Morrell III 465 466.
Morris Jastrow 40 41.
Moszkowski 442 443.
Mouhot Henry 439 440 441.
Movers F. C. 49 50 51.
Moziño Franc. II 540.
Müller, P., O. M. Cap. III 468 470.
— P., S. V. D. 600.
— F. H. 197 202 211 213 215 220 226—229.
— Franz II 109 110.
— Hermann, M. S. C. III 395 396.
— J. G. II 456.
— Joh. Bern. 222 223 224 226.
— Iwan v. 111.
— Max 446 453.
Murdoch J. 97 98 101.
Murr C. G. v. III 57 75.
Muset, P. II 506.
Musters Georg Chaworth III 228—230.
Mutterrecht (weibliche Linie) III 566.

Nägelsbach K. F. 112 114.
Nassau Robert Kam. III 571.
Naturverehrung III 571.
Navarre André, Bischof III 359.
Navarro Cipriano 552.
Neu, P., C. S. Sp. II 206 207.
Neumann K. v. 257.
Nicolet III 505 507.
Nicq II 1 8.
Nieuwenhuis A. W. 504 505 ff.
Nind Scott III 281—284.
Nirwana, das 78 ff.
Nitobe J. 103.
Nobrega Manuel da III 71—74.
Nordenskiöld Erland III 177—186.
Nuñez Cabeza de Vaca Alvar. II 463 468.

Oberländer Rich. 564 575; III 444 517 518.
Octavian, P., O. M. Cap. III 221.
Ohrwalder Jos. 648.
Oldenberg H. 77 78.
Orbigny Alcide d' 23; III 204 209 210 bis 212.
Orelli K. v. 34 39 40 44 49 50 55 83.
Ortiz Ambros III 449.
O'Sullivan H. 647.
Ovidius Naso 31.
Oviedo y Valdez Gonzalo Fern. de 146 180—186 194; II 454—456 459 460 640—644; III 37—43 47 48.

Painter, Rev. 379.
Palladino L. P. II 570 571.
Pallas P. S. 203 211—213 220 224 228.

Palmer Edward III 303—305.
Pane Roman, O. S. Hieron. II 454—456.
Paque E., S. J. II 246 254 255.
Park Mungo 560 ff.
Parker K. Langloh III 260—267.
Parkinson R. III 388—400 403 ff 481 482.
Pastells Pablo, S. J. 540 541.
Paul III., Papst 40.
Paulitschke Ph. 634.
Paulsen Fr. 4.
Pauthier-Brunet 87 ff.
Peekel G., M. S. C. III 400—402.
Pelleprat Pierre III 2 7—11.
Pellion J., S. M. III 413 414.
Perham J. 493 499 501 502.
Perrot Nicol. II 478.
Pesch Chr. 53 102 112.
Peschel Oskar 26; II 413; III 103 231.
Pétis de la Croix 108 110.
Petitot Em. 25; II 487 500—502 511—518.
Peureux, P., C. S. Sp. II 208—210.
Pfefferkorn Ignaz II 596—598 619—624.
Phillips G. 128.
Picarda, P., C. S. Sp. II 112—116.
Piccardo Angelo, O. M. Cap. II 250.
Pichot Paul, C. S. Sp. II 449 450.
Picolo, P. II 614—616.
Picq Ardant de II 438—442.
Pierz Franz II 553.
Pindar 115.
Pinto, P., S. J. III 78.
— Serpa II 421.
Piolet, P., S. J. II 433—437.
Pionnier J., S. M. III 422 423.
Plaisant M. 406.
Planert W. III 329.
Plinius 126.
Polding, Erzbischof III 309 310.
Polo Marco 108 111.
Polyandrie 368 557; II 502 521 531; III 282 290 437 560 565.
Porte, P., O. M. I. II 356.
Posewitz 481 485.
Post A. H. 24.
Power Stephan II 591.
Prescott W. H. 146 147 155 186.
Prestage, P., S. J. II 350.
Prowazek S. v. III 450.
Proyart L. B. II 230 236 237.
Pruyssenaere E. de 643.

Quatrefages J. L. A. 3; II 422; III 335.

Rada Martin de 540 543.
Radloff W. 229—231; II 541.
Raleigh Walter III 27 28.
Rangachari K. 72 74.
Rascher M., M. S. C. III 388.
Ratzel Friedr. 3 21 92 94; II 422 592; III 103 233 438 571 575.
Rausch, P., S. M. III 412 414.
Rawlinson G. 41.
Raymond, Missionär III 310.
Rechtsgefühl III 564.
Reclus Elis. 239; III 129.
Rée Paul 9.
Reeb A., C. S. Sp. II 213—215.
Régis, P., S. J. 282.
Rehse Herm. II 62—67.
Reina Paul III 384—388.
Reinach Lucien de 80.
— Salomon II 221.
Reinecke F. III 517.
Religion, Begriff der 17 29; Allgemeinheit der III 568.
Reuter J. G. III 311 318 319.
Rexter, P., P. A. M. II 202 203.
Rhodes Alex. de 286.
Ribaud M. 273 275 276.
Ricards, Bischof II 379 380.
Richter M. II 329—333.
— P., S. J. III 64.
Ridley William 23; III 249.
Riedels J. 533.
Rink Henry II 489 495.
Rivers W. H. R. 381—385.
Rivet, Dr III 53—55.
Robinson G. A. III 339.
Rochefort C. de III 3.
Rochemonteix Camille de II 476 478 482 bis 485.
Röhr Joh. III 199.
Romano Franc., O. M. Cap. II 247.
Roquefeuil de II 540.
Roscoe John II 1—10 374.
Rosenberg H. v. 533.
Roß King W. 383.
Roffet C. W. 420 ff.
Roth Henry Ling 485 ff 490—496; III 334 bis 336 339 455.
— R. 57.
Rougeyron, P., S. M. 27; III 421 422 425.
Rouffet, O. M. I. II 377 378.
Rouffez, P., M. A. II 76.
Rüdel, P., O. S. B. II 133 134 136.
Rusden J. G. III 483.

Saabye II 491.
Sadin Fr. II 259—264.
Sagoskin II 520.
Sahagun Bern., O. S. Fr. 146 150 155; II
Saint-Guily 403. [630—634.
—-Paul Th. II 559 560.
Salvado Rudesindo, O. S. B. III 284—288.
Salvatierra, P., S. J. II 610 614 618.
Salvator, P., O. M. Cap. III 468 469.
Salviac Martial de 142 144 634—639.
Sanvitores Diego Luigi III 448 453.
Sarasin, Gebrüder 442.
Sauzeau, P., S. M. III 483.
Schaden M. E. 493.
Schamanentum 251 ff.
Schamhaftigkeit 172 263 269 406 427 447 459 471 477 505 523 559; II 36 245 285 290 307 310 428; III 24 28 180 237 283 393 513 544.

Schanz Paul 53—55.
Scheffer Joh. 198 199 ff.
Scheil Viktor, O. P. 44.
Schenk, M. A. II 185.
Scherzer Karl 173 174.
Schlangenkult 602; II 62 66; III 194 297 317 391 401 407 499.
Schleiermacher Chr., S. V. D. III 382—384.
Schmidt Leopold 112 ff.
— Wilhelm, P., S. V. D. 19 27; 337 418 419 471; III 241 242 249 252 313 314 318 320 337 570 572 575.
Schmitz Rob. II 171—176.
Schneider W. 16; III 238.
Schoonheydt, M. A. II 183.
Schotter, P. 283 284 286.
Schrader E. 41 42.
Schreiber A. 460 ff.
Schulte J. F. 130.
Schultz E. III 520—523.
Schurtz H. II 271.
Schwaner C. A. L. M. 512 ff.
Schweinfurth Georg 644 646; II 312 313 421.
Seelenwanderung 65 71 76 78 221 312 319 587 631; II 205 284.
Segesser Phil. Anton, S. J. 607—609.
Seidel A. II 197—202 360—362.
Seidlitz N. v. 255.
Seligmann C. G. 442 647.
Sennft Arno III 458 460.
Serra Junip., O. S. Fr. II 591.
Servant, P., S. M. 483—491.
Sibree James II 433—437.
Siebert Otto III 311—318.
Siebold H. v. 273 ff.
Simrock K. 127 128 131.
Sims N. M. II 274.
Simson A. III 57.
Skeat Walter William 430 ff.
Skottsberg Karl III 236.
Solis Anton de 146 147.
Sophokles 1 113 114.
Spencer Baldwin III 320—333.
— Herbert 4.
— St. John 488.
Spiegel Fr. 52—55.
Spieß Edm. 115.
Spieth J. 599—605.
Spillmann Jos. II 345—348 350 414.
Spix und v. Martius III 81—85 97—102 116—120 127 129.
Sproat G. M. 26.
Sſmirnoff 202.
Staden Joh. III 66—68.
Stam N. II 1—9 29 46—49.
Stanley Henry II 421 430.
Stannus H. S. II 335—340.
Steinen Karl von der III 113.
Steller G. W. 261 263 ff.
Stenin Peter v. 215 247.
St Hilaire Aug. III 106.
Strachan, Bischof 457.
Strachey William II 471.
Strauß und Torney V. v. 36 86 94 95.
Strecker, P., O. M. I. II 369—372.
Strehlow C. III 320 321 326 328—333.
Streit Rob., O. M. I. II 397 398.
Strele Anton, S. J. III 299—301.
Stuart H. A. 351 353.
Suas J. B., S. M. III 427.
Sühnebedürfnis III 576.
Sündenbock II 33.
Sundermann H. 476 ff.
Syed Hossain Bilgrami 346.

Tachard II 404 405.
Tacitus 129.
Talazac, P. II 443.
Talbot P. A. 629—633.
Tapferkeit III 565.
Tapu II 396 449; III 488 usw.
Taraval, P., S. J. II 610 618.
Taufe 169 290 662; II 6 26 607; III 111 135 434 445 458 491.
Taurin, Bischof 641.
Temple R. C. 452.
Terrien Ferd., Bischof III 235.
Teßman Günther II 210 211.
Theal Mc Call II 413.
Thierfé, P., O. S. B. III 285.
Thomas N. W. III 314.
— von Aquin 21.
Thomé, C. S. Sp. 24.
Thomson J. II 134.
Thukydides 113.
Thurston E. 72—74 347 ff 354 ff 366 367 370 372 ff 378 381.
Tignous H. 381 383 384.
Titcomb, Bischof 452.
Tönjes Herm. II 390—396.
Torquemada 147.
Totem, Totemismus 198 294 351 402 435 571 647 667; II 6 28 42 49 61 130 149 150 177 219 ff 234 262 288 355 404 485 527 557 578 594 596; III 130 242 243 256 283 289 308 312—314 321 327 330 347—349 389 398 403 411 436 442 464 519 570.
Totenbuch der Ägypter 35 36.
Tovar J. de 146.
Tregears E. III 492 493.
Trilles H., C. S. Sp. II 216 ff 222 ff 228 256 263.
Tschudi J. J. v. III 103 104 106.
Tucker, Bischof II 6 8.
Turner G. III 518.
Tylor Edw. B. 22.

Ungnad A. 46.
Unsterblichkeitsglaube III 575 f.
Uriarte Manuel III 58 64.
Uricoechea, Ezechiel III 43.

Vaissière de la, P., S. J. II 433 436 452.
Valdivia Ludwig III 212.

Valerius Maximus 125.
Valignani Alex. 99.
Vallée-Pouffin 77.
Van Acker Aug., M. A. II 167 168 182.
Van Coll, P., C. SS. R. III 14.
Van den Biesen, M. A. II 432 433.
Van den Broeck Peter 564.
Van den Plas Jos. 680 681 ff.
Van der Aa J. 378.
Van der Burgt, P., M. A. II 151—156.
Van Dongen G. J. 469 470 ff.
Van Overbergh Cyr. II 266 ff 273 ff 305 bis 316.
Van Quickenborn Charles, S. J. II 557.
Vasconcellos Simon de, S. J. III 40 74—77.
Vasquez Coronado II 632.
Veda, der 56 ff.
Vedy, Dr II 287.
Veigl Franz Xaver III 57.
Vermeersch A., S. J. II 265.
Vial Paul, S. P. 278 ff.
Viard, P., S. M. III 424 425.
Vierkandt A. 26.
Vieter, Bischof II 203 204.
Villault de Belfond 573 576 588.
Villaverde, P., O. P. 546.
Violette, P., S. M. III 516 ff.
Viudez, P., O. S Fr. III 188.
Vogel H. W. 458 f.
Völling A., O. F. M. 78.
Volpert V., S. V. D. 89.
Volz W. 472 473.
Vormann Franz, S. V. D. III 374—381.

Waddell 80.
Wahrhaftigkeit 36 37 43 44 55 59 66 69 77 142 155 159 192 194 244 273 277 355 563; II 110 154 161 162 291 318 420 430 492 507; III 161 265 279 395 564.
Waitz Theod. und G. Gerland 20 146 155 156; II 404 408 476 489 520 540 546 634; III 137 261 473.
Walleser Sixtus, O. M. Cap. III 461 462.
Wallis Budge 34 38.
Walter, P., P. M. S. III 297.
Wangemann II 418.
Ward Herbert II 261.
Warmow II 498.
Warneck Joh. 9 463 465 ff 479.
Watt G. 395 401.
Wehrli 413—416.
Wehrmeister, P., O. S. B. II 124—132.
Weiß J. B. 139.
West John III 335—340.
Westermarck Eduard 6 15 16 30 458; III 252 253.
Weule Karl 3 19; II 128—137; III 342 545.
Widenmann A. II 95—99 102.
Wied-Neuwied, Prinz Max zu II 564—566; III 103 104 107 108 119.
Wiedemann A. 35 36.
Wieger Léon 76 80 81 89—92.
Williamson Robert W. III 360—366.
Willmott J. 346.
Wilmot A. II 323 324 329.
Wilson Henry III 467 468.
— J. Leigton 564 575 580 581 582 ff.
— und Felkin II 8.
Winnen, P., S. M. II 184.
Winslow E. II 475.
Wißmann H. v. II 305 306.
With Joh. II 474.
Wollaston A. F. R. III 371—374.
Wouters A. J. II 246 253.
Wundt Wilh. 70.

Xenophon 55 114.
Ximenez Fr., O. P. 173 174 175 177 179.

Zimmern H. 41 43.
Zölibat 67 72 75 77 119 149 171 177 183 184 190 398 557 607 624 659; II 363 553 628; III 46 48.
Zöppritz K. 643 644.
Zorita Al. de 146; II 630.
Zumbolu, P., C. S. C. III 545 547.

170.9
C.287

184

CATHREIN, V.

AUTHOR

Die Einheit Des Sittlichen

TITLE Bewusztseins

Vol.III.

DATE LOANED	BORROWER'S NAME	ROOM NUMBER
	[illegible] DONNELL	

184